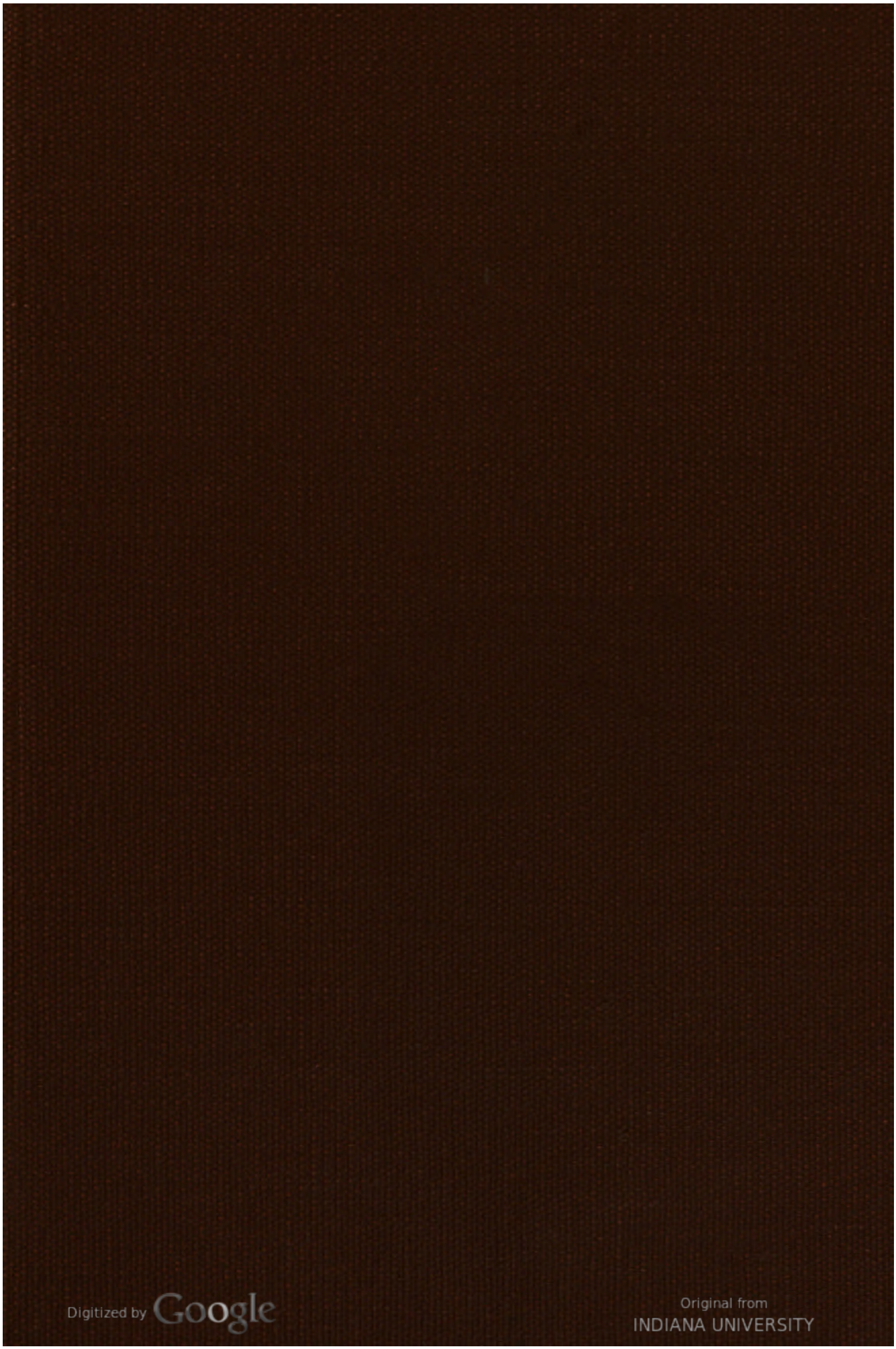
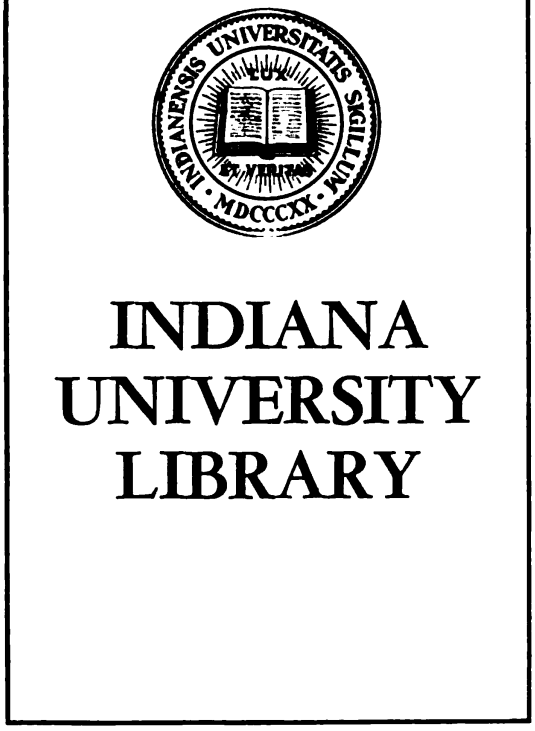

Digitized by Google
Original from
INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XV

Jahrgang 1913

BRESLAU
Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1913

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

751709

GR1
.S26
v.15-16

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Seite

Wenzel, Oberlehrer Dr. phil. Fritz, Die Weihnachtspiele in der südlichen Oberlausitz und ihre literarischen Beziehungen 1
Kövi, Professor Emrich, Die Zipser Mundart 40
Gréb, Dr. phil. Julius, Schlesisch und Oberzipsisch 84
Regell, Prof. Dr. phil. Paul, Rübezahl im heutigen Volksglauben . . 98
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Theodor, Fenixmännlein 136
Rother, Taubstummenlehrer Karl, Fremdwörter in der schlesischen Mundart 137
Regell, Professor Dr. phil. Paul, Zur Entwicklung der Rübezahlsage . 165
Kühnau, Oberlehrer Professor Dr. phil. Richard, Über weiße Frauen und die symbolische Bedeutung der schwarzen und weißen Farbe . . 186
Sabersky, Oberlehrer Dr. phil. Heinrich, Altfranzösisches in der schlesischen Mundart 208
Jacoby, Pfarrer Lic. Adolf, Von dem bösen Amtmann, der in einen Hund verwandelt wurde 211
Rother, Taubstummenlehrer Karl, Ein schlesisches Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben 231
Graebisch, Friedrich, Kinderspiele aus der Grafschatt Glatz 269

Besprechungen.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Band V u. VI: Kühnau, Richard, Schlesische Sagen III. IV (Dr. Olbrich). 155
Zingerle, Osw. v., Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Voralberg . 156
Schiele, Lic. Friedr., Sang und Spruch der Deutschen 156
Gusinde, Konrad, Schönwald, Wort und Brauch X 156
Holtei, Karl v., Der letzte Komödiant 157
Gerstmann, B. E. Hugo, Beiträge zur Kulturgeschichte Schlesiens . . 157
Rochowansky, Hämetgsang (Lowak) 158
Guda Obend, Volkskalender (Lowak) 158
Schönborn, Th., Das Pronomen in der schlesischen Mundart. Wort u. Brauch IX 281
Schlesische Landeskunde 281
Altschlesien (Siebs) 283

19-11-57

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from INDIANA UNIVERSITY

Seite

Des Deutschen Vaterland 283
Franz, Adolph, Die kirchlichen Benediktionen des Mittelalters (Siebs) . 285
Friedensburg, F., Die Symbolik der Mittelaltermünzen (Kroll) . . . 286
Samter, Ernst, Geburt, Hochzeit und Tod 287
Suolahti, Hugo, Die deutschen Vogelnamen (Siebs) 288
Kück und Sohnrey, Feste und Spiele (Siebs) 289
Landau, Marcus, Hölle und Fegefeuer im Volksglauben 289
Ranke, Friedrich, Der Erlöser in der Wiege 290
von der Leyen, Friedrich, Deutsches Sagenbuch I II IV 290
Knoop, Otto, Sagen der Provinz Posen (Jantzen) 291
Sartori, Paul, Sitte und Brauch II: Leben und Arbeit 292
Cock, de en Teirlinck, Brabantsch Sagenboek I—III 293
Cock, A. de, Spreekwoorden en zegswijsen over de vrouwen 293
Wossidlo, Richard, Mecklenburgische Volksüberlieferungen (Siebs) . . 293
—, Aus dem Lande Fritz Reuters (Siebs) 293
Schmidt-Petersen, Dr., Wörterbuch der Sprache von Föhr-Amrum (Siebs) 295
Böhm, Max, Lettische Schwänke (Diels) 295
Afanassjew, A. N., Russische Volksmärchen (Diels) 296
Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde V, 2: Grasse;
VIII Jungbauer; IX Schramek; X Endt 296
Schiepek, Josef, Satzbau der Egerländer Mundart (Siebs) 297
Friedli, Emanuel, Bärndütsch I—III (Siebs) 297
Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E., Feste und Bräuche 299
Roese, Dr. Ed., Lebende Spinnstubenlieder 299
Wehrhan und Wienke, Lippische Volkslieder 299
Grollmund, S., Volkslieder aus dem Kanton Aargau 300
Blattl-Lieder, herausgegeben von Jos. Pommer 300
Schremmer und Schönbrunn, Volkslieder aus dem Eulengebirge . . 300
Knappe, Adolf, Die Kiesewälder Spinnstube 301
Christian Günther, herausgegeben von Adalb. Hoffmann 301
Holtei, Schlesische Gedichte, herausg. von Brie; von Wolbe 301
Rössler, Robert, Durfgeschichten 301
Ernst, Fritz, das Volk steht auf! 302
Oels, Friedrich, Lützows Lager 302
Der gemittliche Schläsinger, Kalender für 1914 302

Geschäftliche Mitteilungen.

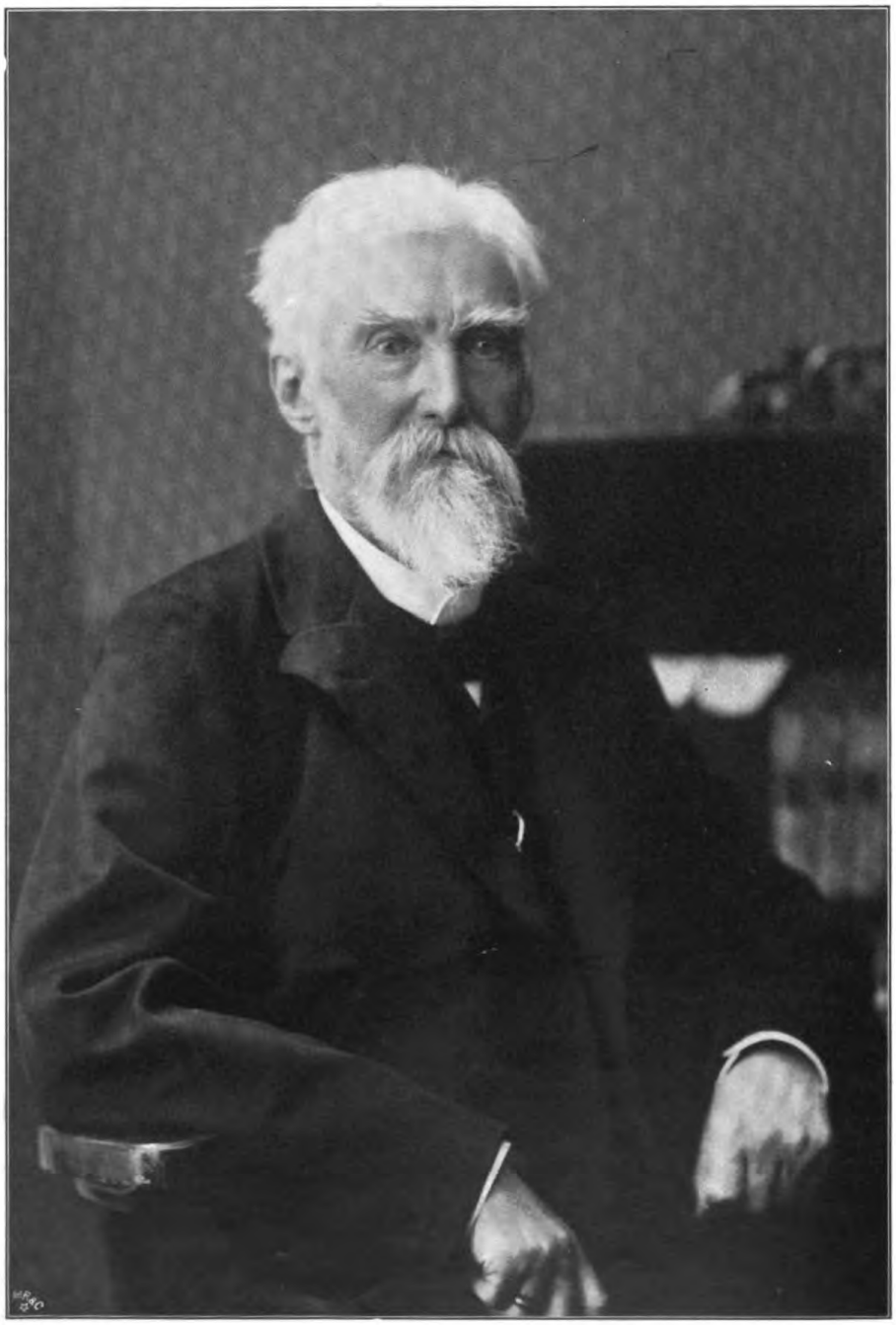
Sitzungsberichte, Nachrichten u. Anzeigen 159 302

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY



Professor Nehring

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrn Geheimen Regierungsrat Professor

Dr. Wladislaw Nehring

zum 12. Juli 1906.

Hochgeehrter Herr Geheimer Regierungsrat!

Es sind heute fünfzig Jahre, dass Sie an unserer Breslauer Universität die philosophische Doktorwürde erlangt haben. Zu diesem Erinnerungstage bringt Ihnen die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Dankbarkeit und Verehrung ihren herzlichen Gruss und Glückwunsch dar.

Seitdem mit Ihrer Promotionsschrift „de Polonicarum rerum scriptoribus seculi decimi sexti“ Ihr wissenschaftlicher Name begründet war, haben Sie Sich durch eine Fülle wertvoller Arbeiten zur Geschichte der slawischen, namentlich der polnischen Sprache und Literatur aller Zeiten hohe Verdienste erworben und haben, eine Zierde unserer Universität, mit nie ermüdender Freude am Lehren fast vierzig Jahre lang zum Segen der philologischen Wissenschaft gewirkt.

Ganz besonders aber weiss Ihnen die Volkskunde Dank. Sie haben durch Ihre Studien zur slawischen Volksdichtung, durch Ihre sagengeschichtlichen Forschungen über den Stoff von Walther und Helgunde, durch die mythologischen Untersuchungen über den Belbóg und durch mancherlei kritische und bibliographische Bei-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

träge unsere Wissenschaft auf dem Gebiete des Slawischen gefördert.

Und vor allem gebührt Ihnen der Dank der schlesischen Volkskunde. Zur Erklärung der slawischen Ortsnamen und der slawischen Niederschläge in der deutschen Sprache unserer Provinz, auch zum Verständnis von Volksbrauch, Sage und Sitte Oberschlesiens haben Sie beigetragen. Und seitdem im Jahre 1894 unsere Schlesische Gesellschaft für Volkskunde mit Ihrer Hilfe gegründet ward, haben Sie uns als zweiter Vorsitzender stets mit dem nie versagenden und treuen Rate des Gelehrten und des Freundes beigestanden. Jedes Heft unserer wissenschaftlichen Veröffentlichungen gibt Zeugnis von Ihrer mitschaffenden und beratenden Güte.

Wir danken Ihnen für dies alles, und wir wünschen und hoffen, dass Ihnen noch schöne Jahre reichen Schaffens gegeben seien — Ihnen und uns zur Freude und zum Ruhme, der Wissenschaft zum Segen.

Breslau, im Juli 1906.

Der Vorstand der
Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.
Siebs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die russische Volksepik.

Zweiter Teil.

Von Dr. W. Nehring.

In dem ersten Teil dieses Aufsatzes (Heft XIV 33 ff.) sind zuletzt die Übereinstimmungen des Inhalts der Byliny mit bekannten Erzählungsstoffen behandelt worden. Vergleichende Studien über deren Wanderungen und ihre Anklänge an Stoffe der Byliny haben geschrieben: vor allem Pypin in Očerk literaturnoj istorii stariunych povêstej i skazok russkich in Učennyja zapiski II otdêlenija Imperatorskoj Akademii Nank (Memoiren der St. Petersburger Akademie) Bd. IV vom Jahre 1858, sodann Buslajev, Russkij bohatyrskij epos in Russkij vêsteik (Russ. Bote) und in Očerki russkoj narodnoj slovesnosti 2 Bde. 1891, ferner Orest Miller in seinem umfassenden Werke Ilija Muromec i bohatyrstvo Kievskoje. Beachtenswerte Winke finden sich auch in Rambaud, La Russie épique 1876, Ralston, The songs of the russian people London 1872; Jagić's Abhandlung „Christlich-mythologische Schicht in der russischen Volksepik" im Archiv für slavische Philologie Bd. I ist schon erwähnt worden; im Archiv Bd. III befindet sich die Abhandlung von Alex. Wesselofsky, Beiträge zur Erklärung des russischen Heldenepos.

Eine bedeutende Rolle in den Byliny spielt die Salomonsage. Alex. Wesselofsky hat in einem epochemachenden Buche „O Solomonê i Kitowrasê" 1872 bewiesen, dass der Stoff von Gandharva aus dem fernen Osten von Asien eingewandert ist und in Konstantinopel sich weiter ausgestaltet, dass auf dieser und der weiteren Wanderung Gandharva sich in *κένταυρος* und auf slavischem Boden in Kitovras (nach slavischen Lautgesetzen) gewandelt hat und in Verbindung gebracht ist mit sagenhaften Er-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zählungen von Salomon; in solcher Fassung ist der Stoff dann nach Bulgarien und schliesslich nach Russland gelangt. In diesem Sagenkreise wird auch erzählt, wie die Salamanja, die Frau Salomons, für den Herrscher Vasilij Okulovič auf einem prachtvoll ausgestatteten Schiff durch die List des Ivaška geraubt wird: er lockt die schöne Frau zur Besichtigung der Kostbarkeiten auf das Schiff, berauscht und entführt sie. Salomon sucht, als Pilger verkleidet, seine Frau, wird von ihr in Abwesenheit des Okulovič (Okuljevič) empfangen, erkannt, verraten und dem Herrscher ausgeliefert. Unter dem Galgen erbittet er sich die Gunst, noch in sein Horn blasen zu dürfen, gibt das mit seinen Getreuen, „bewaffneten Rossmenschen", verabredete Zeichen und wird befreit; Salamanja, Okulovič und Ivaška werden am Galgen aufgeknüpft. Dieser Stoff ist nicht nur in drei Byliny fast unverändert volkstümlich ausgestaltet (Rybnikov II 56 ff.), sondern auch in poetischen Umbildungen verwendet; Jagić erblickt darin mit Recht (gegen Wesselofsky) eine schöpferische Gestaltungsgabe des russischen poetischen Volksgeistes, vornehmlich in den Byliny von Solovej Budimirovič und von dem „Räuber" Solovej; auch jener kommt auf prachtvoll ausgestatteten Schiffen nach Kiew, um Frauengunst zu finden und die Fürstentochter Zapava schliesslich zu heiraten, — dieser bezwingt mit seinem schmetternden Gesang, der als tötlich wirkend dargestellt wird, alles, was in seine Nähe kommt. Daher der für beide bezeichnende Name Solovej d. h. Nachtigall, denn auch Solovej Budimirovič betört die Zapava durch sein Spiel; das Hornblasen hat seine Entsprechung, einen Nachhall in dem Flötenspiel und dem schmetternden Gesang.

Sehr viele Erzählungsmotive in den Byliny sind aus dem Märchenschatz des Orients geflossen, wie Stasow in geistreicher Weise gezeigt hat (s. unten); zur Ergänzung mag auf eine Parallele hingewiesen werden zwischen der Bylina von Ivan Godinovič, Wladimirs Neffen, und dem Märchen von der treulosen Frau. Ivan Godinovič entführt die Kaufmannstochter Nastasja mit Gewalt, nachdem sie ihm als Verlobte des Koščej versagt worden war; den ihn verfolgenden Koščej überwältigt er im Kampfe, wird aber im entscheidenden Augenblicke von Nastasja verraten, die sich von Koščej durch Versprechungen betören lässt, und er wird gefesselt. Den Kočšej aber ereilt das Verderben: der Pfeil, den er nach dem Raben abschiesst, welcher wunderbar mit mensch-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher Stimme ihm den nahen Tod verkündigt hat, fällt von der Höhe auf ihn herab und durchbohrt ihn. Nastasja wendet sich jetzt zu dem gebundenen Ivan, sie will seine Fesseln mit dem Säbel durchschneiden, aber das Schwert entfällt ihrer zitternden Hand, durchschneidet von selbst die Fesseln, und der so befreite Ivan Godinovič straft die Treulose grausam, indem er ihr die „sündhaften" Hände, die Lippen und die Zunge abschneidet und ihr zuruft „nun heirate oder lebe als Witwe, ich brauche dich nicht mehr". Das Motiv von der treulosen Frau liegt auch mehreren anderen Byliny von Michajlo Potyk (bei Rybnikov I und II und bei Kirêjevskij) zugrunde. Es sei vorausgeschickt, dass diese Byliny in zwei Teile zerfallen. In dem ersten Teile verbindet sich Potyk bei Gelegenheit einer Jagd in fernen Gegenden mit Lybedj Lichovidjevna, die er als Schwan (lebedj oder lybedj ist weiblichen Geschlechts) totschiessen will, die sich aber in dem entscheidenden Augenblicke in eine herrliche Jungfrau verwandelt. Sie geloben einander, sie wollten sich, falls eines von ihnen stürbe, gemeinsam begraben lassen, und wirklich lässt sich Potyk, als die geliebte Gattin gestorben ist, mit ihr lebendig bestatten. Im Grabe tötet er eine Schlange und bringt mit ihrem Blute seine Frau wieder zum Leben. Im zweiten Teile wird die Untreue der Awdotja Lichovidjevna (dieser Name wird ihr auch beigegeben) erzählt. Als ihr Mann einmal abwesend ist, lässt sie sich von einem litauischen Fürsten entführen, wird aber von dem ihr nachfolgenden Potyk gefunden; sie betäubt ihn jedoch mit einem Zaubertrank und verwandelt ihn in ein Steingebilde. Seine Freunde eilen ihm nach; der heilige Nikolaus lässt sie ihn finden und ruft ihn wieder ins Leben zurück. Zum zweiten Male geht er zu seiner Frau, wird wieder berauscht und diesmal an die Wand geschlagen; in solcher Lage muss er zusehen, wie der litauische Fürst seine Frau liebkost. Endlich erbarmt sich seiner als Retterin die Schwester des Verführers, Anna, und die heiratet den Potyk, nachdem die ungetreue Gattin getötet worden ist.

Die Erzählung von der treulosen Frau ist sehr verbreitet und stammt, wie es scheint, aus dem Orient, wie die meisten märchenhaften Erzählungsstoffe. In Benfeys „Pantschatantra, fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen" (IV, fünfte Erzählung), berichtet ein Märchen von einem Brahmanen, dass ihm seine Frau untreu wurde, obgleich er sie über alles liebte und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr einmal das Leben gerettet hatte; sie gab sich einem Krüppel hin, den der Brahmane pflegen und im Korbe tragen musste, zuletzt stiess sie diesen in einen Brunnen und gab den buckligen Krüppel für ihren Mann aus und trug ihn überall herum. Aber am Ende ereilte sie das Verhängnis, denn der wunderbar gerettete Brahmane entdeckte dem Könige eines fremden Landes ihre schändliche Undankbarkeit usw. In einem von Benfey zur Vergleichung herangezogenen Märchen entführt ein Bhilla die Frau eines eifersüchtigen Mannes. Die Fliehenden werden von dem rechtmässigen Gatten verfolgt und ereilt, aber die schlechte Frau verbündet sich mit dem Verführer gegen ihren Mann, dieser wird gefesselt und muss zusehen, wie die Ehebrecher sich in seiner Gegenwart ergötzen. Die Göttin Tschandi, gerührt von den inbrünstigen Bitten des Unglücklichen, sendet ihm Hilfe in der Gestalt eines Schwertes, das die Fesseln zerschneidet, und mit dem der betrogene Ehemann den Verführer tötet; die Frau wird von einem gerechten König grausam bestraft. Das Motiv ist sehr verbreitet, wie ich und nach mir Heinzel nachgewiesen haben (Nehring, O Walterze i Helgundzie im Warschauer Athenaeum 1886 und Heinzel, Über die Walthersage in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse 1888). Die altpolnische Erzählung in Boguphals grosspolnischer Chronik aus dem XIII. Jahrhundert besteht aus zwei Teilen: Walcerz Wdały lernt im Frankenlande die schöne Königstochter Helgunda kennen, die mit dem alemannischen Königssohne verlobt ist, er gewinnt sie durch seinen schönen Gesang und flieht mit ihr nach seiner Heimat; er wird verfolgt von dem alemannischen Königssohn, bezwingt ihn aber im Zweikampfe. Hier beginnt der zweite Teil der Erzählung. Walcerz lebt fröhlich mit Helgunda auf seinem Schlosse in Tyniec, und glücklich besiegt er auch den Fürsten Wisław in Wiślica, den Bedrücker seines Volkes, nimmt ihn gefangen und kerkert ihn auf seinem Schlosse ein. Als er einmal auf Befehl des Königs in den Krieg zieht und lange ausbleibt, klagt Helgunda ihrer vertrauten Dienerin, sie sei weder Ehefrau noch Witwe. Die Dienerin rät ihr, sie solle zum Zeitvertreib den schönen Wisław (corpore venustum, aspectu decorum) aus dem Gefängnisse befreien und zu sich bringen lassen. Helgunda folgt diesem Rate, verliebt sich in Wisław und flieht mit ihm nach Wiślica. Nun kehrt Walcerz aus dem Kriege zurück

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und eilt sofort nach Wiślica; er wird von der treulosen Frau mit hinterlistiger Demut empfangen, sie spiegelt ihm vor, sie sei mit Gewalt entführt worden; er wird schliesslich dem Wisław ausgeliefert, der lässt ihn an die Wand seines Schlafgemachs festbinden und erfreut sich in seiner Gegenwart mit Helgunda. Bald aber kommt die Rache. Die Schwester Wisławs befreit Walcerz unter der Bedingung, dass er sie heirate, aus den Banden und gibt ihm ein Schwert; er tut, als ob er gefesselt wäre und verbirgt es hinter sich, dann aber haut er die beiden Treulosen mit einem Schlage zusammen. In meiner soeben zitierten Abhandlung habe ich noch auf andere Gedichte und Erzählungen ähnlichen Inhalts aufmerksam gemacht, z. B. auf das Gedicht Nussberg.

In der grossen Fülle der vergleichbaren Erzählungsmotive ist auch schon hingewiesen auf dem Kampf Ilijas mit seinem Sohne in den russischen Byliny und den gleichen Erzählungsstoffen. Die Parallele mit dem Fragment des Liedes von Hildebrant und Hadubrant hat schon Orest Miller in Herrigs Archiv herangezogen; es sei aber betont, dass an eine unmittelbare Entlehnung aus diesem deutschen Gedichte wegen der Verschiedenheit der Gespräche im entscheidenden Augenblicke nicht gedacht werden kann. Bekannt ist auch die griechische Sage von Oedipus und Laïus, und Or. Miller hat in seinem grossen Werke „Ilija Muromec i bohatyrstvo Kiewskoje“ St. Petersburg 1869 S. 41 ff. auch die Parallele mit der orientalischen Erzählung von Rustem und Zorab erwähnt, und endlich sind von Busse in der Abhandlung „Sagengeschichtliches zum Hildebrantsliede“ in Pauls und Braunes Beiträgen (XXVI 1 ff.) vom Jahre 1901 zum Vergleiche mit den Gedichten vom Kampfe des Vaters und Sohnes zahlreiche slavische Volkslieder, insbesondere serbische herangezogen, so auch das schon auch aus Kappers „Gesänge der Serben“ bekannte Lied: „Ivo Senkovič und der Aga von Ribnik“: Ivo bezwingt und tötet für seinen Vater eintretend im Zweikampfe den übermütigen Aga, zieht siegestrunken dessen schöne Kleidung an und reitet zum Vater zurück. Dieser glaubt, der Aga sei es, und in verhängnisvollem Irrtum setzt er sich zur Wehr und tötet den Sohn, so sehr dieser auch beteuert, er sei sein eigen Fleisch und Blut. Hier sei noch auf eine bis jetzt nicht beachtete Parallele hingewiesen. In der Bylinensammlung von Kirêjevskij (I 66) wird erzählt: bei einem Gelage wird dem Wladimir von seiner Gemahlin vorge-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worfen, er habe den Ilija gar nicht beschenkt, während er die anderen Helden reichlich belohnt habe. Wladimir gibt darauf dem Ilija einen prächtigen Zobelpelz, aber dieser verschmäht das Geschenk und wirft den Pelz auf den Boden. Wladimir befiehlt im Zorne, den Ilija lebendig einzumauern, und der leistet auch keinen Widerstand. Die Fürstin aber lässt einen unterirdischen Gang zu dem Grabkerker des Helden machen und ihn mit Nahrung versorgen. Es vergehen mehrere Jahre. Da fallen Tataren unter Kalin in Russland ein und bedrohen Kiew. Der Fürst, der darüber unglücklich ist, weint bittere Tränen, dass er sich in seiner Voreiligkeit gegen Ilija so leichtfertig eines Retters in der Not beraubt habe. Aber die Fürstin besänftigt ihn und gibt ihm den Rat, nachsehen zu lassen, ob Ilija nicht noch vielleicht am Leben sei. Dies geschieht, Ilija wird nach Zerstörung des Kerkers dem Fürsten zugeführt, zieht sofort gegen den Feind und besiegt schliesslich nach grossen Widerwärtigkeiten die Tataren mit Hilfe seines Neffen Jermak. Eine damit übereinstimmende Erzählung findet sich in der polnischen Chronik des sog. Gallus (Monum. Pol. hist. ed. Bielowski S. 408). Hier wird berichtet, der König Bolesław der Tapfere († 1025) habe zuweilen übereilt Todesurteile verhängt, aber die milde und kluge Königin habe die Verurteilten vom Tode gerettet, indem sie sie ohne Vorwissen des Königs im Gefängnis einschliessen und am Leben erhalten liess. Wenn dann der König beim Gastmahle seine Übereilung bedauerte, so gestand sie mit einschmeichelnden Worten ihre eigenmächtigen Anordnungen, und fussfällig bittend erwirkte sie mit den anderen Tischgenossen Verzeihung für die Verurteilten. Sagenhaft klingt auch die damit verbundene weitere Erzählung des Gallus von den Reichtümern des Polenkönigs, seinen Gefährten und Tischgenossen, welche mit ihrer Jagdbeute die königliche Küche versorgten, ferner von den Kostbarkeiten, mit denen die Frauen des Hofes sich beluden u. dgl. m. Diese Erzählung trägt schon deshalb den Stempel der Sage an der Stirn, weil sie zu dem strengen Charakter des gerechten Richters nicht passt, wie er uns durch die Geschichte des Königs Bolesław des Tapferen sonst bekannt ist. Es ist nicht zu leugnen, dass hier die sagenhaften Erzählungen des Chronisten mit dem Inhalt der Byliny übereinstimmen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die an das Andenken des grossen Polenkönigs geknüpften Sagen bei Gelegenheit der Kriegszüge des ge-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nannten Königs oder seines ebenfalls berühmten Nachkommen Bolesław des Kühnen nach Kiew dorthin gewandert und dort auf Wladimir übertragen worden sind.

So wie die Byliny wiederholt zu sehr ergiebigen Untersuchungen über die Erzählungsstoffe und Motive Anlass gegeben haben, ebenso ist auch die Frage nach der Herkunft und dem Alter der altrussischen Heldenlieder eifrig behandelt worden. Zu beachten ist die auffallende Tatsache, dass die Byliny in Kiew und überhaupt in Südrussland unbekannt sind, wo vielmehr die von Antonowič und Dragomanow herausgegebenen und bearbeiteten historischen Lieder, die „Dumy", mit einem ganz anderen Inhalt und Charakter als die Byliny, seit jeher bis heute gesungen wurden. Da indes in den grossrussischen Byliny das lokale Kolorit und die historischen Erinnerungen an Kiew und den Grossfürsten Wladimir anknüpfen, so nimmt man an, dass infolge der tatarischen Einfälle und der tatarischen Herrschaft über Russland und nach der Vernichtung des Ansehens von Kiew durch Plünderungen die geplagte Bevölkerung von Südrussland ihre Heimat verlassen hat und nach dem Nordosten ausgewandert ist, und dass vornehmlich die mächtigen grossrussischen Grossfürsten von Moskau Jurij Dolgorukij und Andrej Bogoljubskij den Norden Russlands mit Kolonisten aus Südrussland bevölkert haben; weiter wird dann angenommen, dass diese Auswanderer ihre geistigen Güter, Sitten und Lieder mitgenommen und lange Generationen hindurch gepflegt haben; so ward es möglich, dass der Inhalt der Heldenlieder allmählich sich änderte, die historischen Erinnerungen an Kiew und die alten Kiewer Helden in ihnen aber deutlich erhalten blieben. Es seien eben neue Stoffe — so nimmt man weiter an — meist aus Märchen, zum Teil aus anderen wandernden (literarischen) Erzählungen hinzugekommen; der Rahmen blieb, der Inhalt aber wurde ein anderer und dem alten nur äusserlich angepasst. Dies zeigt sich z. B. an dem Charakter des Fürsten Wladimir, der durchaus märchenhaft, untätig und überhaupt „den Helden der Lieder nur zur Folie dienend erscheint" und von dem geschichtlichen Wladimir völlig verschieden ist. Freilich darf nicht behauptet werden, dass nun alle Byliny ihren Inhalt geändert hätten, es gab von Anfang an auch solche, deren Erzählungsstoff an sich schon fesselnd war und nicht so leicht durch einen anderen ersetzt werden konnte. So ist z. B. anzunehmen,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dass die Byliny, deren Held Solovej ist, sich im Grunde nicht verändert haben.

In der Zeit, in welcher die Veröffentlichung der Byliny in den Sammlungen von Kirêjevskij und Rybnikow in der russischen Gelehrtenwelt soviel Aufsehen und so grosses Interesse erregte, trat Stasow, einer der Bibliothekare an der öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg, in einer Abhandlung: O proizchoždenii russkich bylin (von der Provenienz der russ. Byliny) in Wêstnik Ewropy vom Jahre 1868 mit der Behauptung auf, die Byliny seien ein matter, wenig gelungener Abklatsch von Liedern, Sagen und Märchen asiatischer, meist mongolischer Völker. Stasow nahm in dieser Abhandlung den Standpunkt von Benfey ein, der in der Einleitung zu seinem Werke: „Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen, Leipzig 1859", den Gedanken ausgesprochen und begründet hatte, dass die bei den europäischen Völkern, insbesondere bei den Deutschen so sehr beliebten Märchen und Volkserzählungen asiatischen Märchen, Fabeln und Erzählungen entlehnt seien; diese epischen Stoffe seien vom fernen Osten, und zwar vornehmlich von Indien her von Volk zu Volk gewandert, bis sie einerseits durch türkische und mongolische Völker von Osten her, andererseits durch die Araber nach Spanien und von hier aus nach Westeuropa gelangten. Vor dem 10. Jahrhundert, meint Benfey, sei die Tradition und Vermittlung mündlich gewesen, seit jener Zeit aber seien diese Stoffe auch durch die Schrift nach Europa gekommen. — Diese Ansicht, die in den Gelehrtenkreisen grosses Aufsehen machte, wurde von wenigen geteilt, in Russland aber fand sie in Stasow einen eifrigen Vertreter. Dieser Gelehrte führte in seiner soeben erwähnten, mit grossem Scharfsinn und mit Eleganz geschriebenen Abhandlung aus, dass man in den russischen Byliny auffallenderweise russische Elemente — mit Ausnahme von einigen geographischen und historischen Namen — vermisse. Alles sei asiatisch. Das Land in seiner steppenartigen Ausdehnung unter einem niemals winterlich trüben, sondern stets heiteren Himmel erinnere an Asien; der ganze Charakter des Bodens und des Klimas sei asiatisch, ebenso seien die ganze Tier- und Pflanzenwelt und auch die Wohnungen der Menschen und die Helden selbst so gar nicht heimatlich-russisch, vielmehr erinnerten sie an die asiatische Natur, an die asiatischen Städte, an gemauerte Häuser und an stets zu Pferde sitzende Krieger. Die sämtlichen Einzelheiten und die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Szenerie hätten mongolische und türkische Physiognomie, selbst der Name bogatyr = Held sei asiatischen Ursprungs, und dieser Umstand allein stempele die Byliny zu armseligen Nachahmungen. Mit mongolischen und türkischen Völkern seien die Russen gerade in den Grenzgebieten gegen Osten und Südosten seit jeher in Berührung gekommen, und seit dem Beginn der Mongolenherrschaft, die bekanntlich seit der Niederlage an der Kalka 1225 zwei Jahrhunderte lang auf Russland lastete, sei die Verbindung eine stetige geworden. — Diese Abhandlung von Stasow wurde von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften bei der Verteilung des Uvarowschen Preises für die Prämiierung in Aussicht genommen, und alle Welt war auf das Gutachten der zwei Referenten gespannt. Der eine von ihnen, Professor Buslajew, der „russische Jakob Grimm", war durch seine ganze Stellung in der russischen Literatur darauf hingewiesen, die Auffassung Stasows als extravagant und unrichtig zu bezeichnen; der andere aber, ein berühmter Orientalist in Petersburg, der Akademiker Schiefner, war durch eine frühere Erklärung zugunsten der Benfeyschen Ansicht gebunden. Beide Kritiker verhielten sich gegen die von Stasow aufgestellten Behauptungen ablehnend, Schiefner aber äusserte sich in seinem Gutachten dahin, dass Stasows Arbeit sehr vorteilhaft absteche von den gelehrten Arbeiten der Russen, welche nationale Sympathien für Wissenschaft zu halten geneigt seien. Die Abhandlung Stasows wurde prämiiert. Die öffentliche Meinung wurde durch dieses Ergebnis in eine nicht geringe Aufregung gebracht. Die Zuerkennung der Prämie galt den einen als Zustimmung zu der Stasowschen Theorie, und man war verstimmt, während die anderen mit Genugtuung meinten, Stasow habe durch die Anerkennung einer westeuropäischen Theorie den Slavophilen ein Schnippchen geschlagen. Nun erhoben sich gewichtige Stimmen gegen die Stasowschen Ansichten. Buslajew in Moskau und Orest Miller in Petersburg suchten in wissenschaftlicher Weise ihre Unrichtigkeit nachzuweisen. Letzterer schrieb damals sein mehr als 800 Oktavseiten umfassendes Buch über Ilija Muromec, welches von der Petersburger Akademie auch prämiiert wurde. Die Sache hatte dann später noch ein Nachspiel auf dem im Jahre 1874 abgehaltenen archäologischen Kongress: die Professoren Antonovič und Dragomanov in Kiew legten dem Kongresse den I. Band ihrer Sammlung südrussischer Lieder vor: Istoričeskija pêsni malorusskago naroda, Kiew 1874. Schon der

751709

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stoff dieser historischen Lieder und ihre poetische Form schien zu einer Vergleichung mit den grossrussischen Byliny herauszufordern, noch mehr aber gab der Inhalt der Einleitung Anlass dazu. In der Vorrede stellten sich nämlich die Herausgeber auf den Standpunkt von Benfey und Stasow und suchten zu zeigen, dass viele der südrussischen Lieder zur wandernden Literatur gehören, besonders ist dies mit vieler Sachkenntnis in bezug auf diejenigen Lieder nachgewiesen, deren Inhalt der Incest zwischen Mutter und Sohn, zwischen Schwester und Bruder ist. Man habe seit jeher in ihnen einen mythischen Sinn zu finden geglaubt und in ihnen uraltes, gleichsam autochthones Eigentum des Volkes erblickt. Nun zeigten die Herausgeber, man dürfe einen solchen Schluss sich unter keiner Bedingung erlauben, solange es möglich sei nachzuweisen, dass Entlehnung stattgefunden habe. Die südrussischen Lieder, in denen der Bruder seine Schwester als Sklavin findet, seien nach Südrussland aus Serbien eingewandert, wo der Stoff von den Türken entlehnt sein mochte; diejenigen, in denen der Bruder die Schwester als Schenkmädchen kennen lernt, stammten aus Deutschland und unmittelbar aus lateinischen Vorlagen; diejenigen aber, welche von blutschänderischer Verbindung des Sohnes mit der Mutter handelten, stammten aus dem Westen und seien zunächst in polnischer Sprache den Russen bekannt geworden. Diese Ausführungen schienen auch auf die Byliny Anwendung zu finden, wenigstens wurde das von mancher Seite so aufgefasst. Merkwürdig musste es auch vorkommen, dass die Byliny, welche von Wladimir und seinen Helden singen, gerade in Kiew und in Südrussland dem Volke gänzlich unbekannt sind. Hier, in Kiew, übernahm Orest Miller noch einmal die Verteidigung des russischen, heimischen Ursprungs der Byliny und sprach darüber in einer Sitzung, die durch ein zahlreiches Publikum, besonders aber durch einen reichen Damenflor ausgezeichnet war. Er gab zu, dass die Byliny und die südrussischen historischen Lieder einen ganz verschiedenen Charakter hätten: die Helden der grossrussischen Byliny seien gleichsam Halbgötter, die mit ihren Keulen oder Schwertern Tausende von Feinden niederhieben, die auf ihren feurigen Rossen über Berg und Fluss mit gewaltigen Sätzen dahinjagten, die ebenso unmässig, wie in ihrer Kriegswut, auch beim Mahle seien und aus Humpen tränken, welche anderthalb Eimer fassten usw.; die ukrainischen Helden seien auch tüchtig und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ragten über gewöhnliche Menschenkinder bedeutend hervor, aber schliesslich seien sie doch nur Menschen und handelten auch menschlich. Aber aus dieser grossen Verschiedenheit sei, wenn man auch zugeben müsse, dass die Byliny in Südrussland vergessen seien, der Schluss nicht zu ziehen, dass die Grossrussen ihre epischen Gedichte von den Mongolen oder Finnen entlehnt und sie nur in russische Nomenklatur gesteckt hätten oder, was man auch annehmen könnte, dass die ganze Bevölkerung Südrusslands ausgewandert sein sollte, ihre Lieder nach dem Norden auf die Wanderung mitnehmend und einer anderen slavischen Bevölkerung Platz machend. Wenn auch für die innere Verwandtschaft der Byliny und der südrussischen historischen Lieder, so äusserte sich der Redner weiter, keine ausdrücklichen Beweise beigebracht werden konnten, so wurzelten die ersteren doch auf südrussischem Boden und Ilija von Murom, der Hauptheld des Wladimirschen Zyklus, liege in Kiew begraben. Anklänge in den Byliny an den Inhalt der südrussischen historischen Lieder und umgekehrt fand O. Miller auch äusserst wenige und geringe (in Čurilo-Žurilo, in Alësa Popovič-Aleksej Popovič); von ihnen und von anderen Helden wüssten die südrussischen Lêtopisi zu erzählen, und schliesslich sei auch zu bedenken, dass in den Handschriften des 17. und 18. Jahrhunderts vielfach prosaische Erzählungen sich fänden, welche dem Inhalte nach mit den Byliny verwandt seien, so dass die prosaische Literatur in Südrussland mit der poetischen der Grossrussen vielfach übereinstimme. Dies ist der Stand der Streitfrage bis auf den gegenwärtigen Augenblick; es ist ein Streit, an dem bis jetzt überwiegend nur russische Gelehrte teilgenommen haben, scharfsinnig geführt, aber nicht völlig entschieden, gemäss dem Ausspruch eines geistreichen russischen Gelehrten, dass in Russland ungelöste Probleme an der Tagesordnung sind. Es ist vor allem kein Wort darüber zu verlieren, dass die Byliny von Iwan dem Schrecklichen und den späteren Caren echt russisch sind; hier an Entlehnung oder Nachahmung zu denken, ist unmöglich; es handelt sich bei der Frage von der Herkunft der Byliny nur darum, ob die Byliny des Wladimirschen Zyklus echt russisch sind oder nicht, ob sie vielleicht nicht „ein bloss kastrierter Extrakt mongolischer oder überhaupt asiatischer poetischer Erzeugnisse“ sind. Vor allem ist bei der Entscheidung dieser Frage zu betonen, dass die Byliny dieses Zyklus einen merkwürdig gleichartigen Charakter haben

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Stoff, Form, poetischer Ausschmückung usw., mögen sie zu Hause sein, wo sie wollen: in allen tritt Russland auf als geeinigt unter der milden Herrschaft des glanzvollen Wladimir des „Sonnigen", des laskovyj knjaź solnyško; von dem späteren Übergewicht Moskaus und überhaupt von den Moskauer knjäzen findet sich hier noch keine Erwähnung. Moskau ist nur genannt als eine Grenzmark, als Moskovskyja storoževyja zastavy, Moskauer Wachtbarrieren (nämlich Wacht gegen die Mongolen); bekanntlich liegt Moskau auf finnischem Boden und ist erst später durch christliche russische Kolonisten allmählich russifiziert worden. Die Byliny des Wladimirschen Zyklus müssen also entstanden sein, da Kiew noch das Übergewicht hatte, oder da dieses Übergewicht noch in frischem Andenken war, jedenfalls vor dem Übergewicht Moskaus, das schon im 12. Jahrhundert eintritt. Historische Lieder entstehen bekanntlich in einer Epoche, in der das frische Andenken an die Personen und Tatsachen, und im allgemeinen an den historischen Hintergrund noch lebt, und die ältesten russischen Byliny werden ursprünglich historische Lieder gewesen sein; später mag dann, wie oben gesagt, ihr Inhalt mehr oder weniger verändert worden sein. Nun kommen noch, um diesem allgemeinen Beweis für die russische Echtheit auch im besonderen Geltung zu verschaffen, viele wichtige Erwägungen hinzu, auf die vor allem schon im Jahre 1862 Majkow in seiner Dissertation „O bylinach Wladimirovago cykla" hingewiesen hat, indem er zu zeigen suchte, dass viele der in den Byliny gefeierten Helden historische Persönlichkeiten sind und in Lêtopisi des 12. und 13. Jahrhunderts genannt werden; er hat sich die Mühe gegeben, die betreffenden Namen aus den Annalenbüchern heraus zu suchen samt den Begebenheiten, welche sich an dieselben knüpfen, und es ergibt sich aus der sorgfältigen Nachforschung, dass diese Namen nur bis zum 13. Jahrhundert in den russischen Annalen anzutreffen sind; später hört der Parallelismus zwischen den Helden der Byliny und ihren Namensvettern in den Lêtopisi auf (vgl. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Grossrussen 1879 S. 47). Noch mehr fällt auf, dass in den Lêtopisi von den bohatyri nur bis zum 13. Jahrhundert die Rede ist, von dieser Zeit an aber verschwindet der Name aus den Annalenbüchern, der soviel Anstoss erregt hat. Der Name ist allerdings kein slavisches Wort, er ist tatarischen Ursprungs, und baghatur heisst tüchtig (fortis); das türkische be-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hâder und das ins Persische eingedrungene behâdur haben dieselbe Bedeutung; aus den Annalenbüchern zeigt es sich, dass das Wort schon vor der Mongolenherrschaft (vor dem 13. Jahrhundert) in Russland im Gebrauch war. Es sei noch eines erwähnt: man hat gemeint, dass die landschaftliche Szenerie und der historische Hintergrund in den Byliny von der Wirklichkeit und der geschichtlichen Überlieferung abweiche. Im grossen Ganzen sind die Einzelheiten der Erzählungsstoffe nicht geschichtlich, sondern märchenhaft, aber die Erinnerung an die handelnden historischen Personen und an die einstige Grösse von Kiew ist treu erhalten. In den ältesten Lêtopisi erscheinen fast alle russischen Fürsten als gewaltige Kriegshelden, „Riesen im Dämmerschein“: velikany sumraka, wie Karamzin sich ausdrückt, unternehmen Züge gegen Byzanz und verbreiten Schrecken vor und um sich, belegen die unterworfenen Stämme mit Tribut; Kiew wird eine reiche Stadt, wo Griechen Handelsbeziehungen suchen und finden, wo infolge ausgedehnter Beziehungen stets neue Elemente neues Leben erzeugen; die Stadt wird reich, aber der Reichtum verleiht ihr einen sybaritischen Charakter; so erscheint sie in der Schilderung Thietmars. Eine Tatsache möge hier aus der altrussischen Lêtopisj angeführt werden. Wladimir lässt silberne Löffel für sein Gefolge schmieden, da die Recken nicht mehr mit hölzernen essen wollen und silberne verlangen; der Grossfürst äussert dazu: für Gold und Silber kann ich keine Družina (Gefolge) haben, mit der Družina aber wohl Gold und Silber, wie mein Vater und Grossvater mit Hilfe ihrer Gefolgschaft solche Schätze in Fülle erworben haben. Die Erinnerung an die Reichtümer und die Üppigkeit Kiews um das Jahr 1000 und später lebt in so mancher polnischen Erzählung, so in den Berichten polnischer Chronisten von den Kriegszügen Bolesławs des Tapferen und Bolesławs des Kühnen nach Kiew. Von den Gelagen und dem üppigen Leben am Hofe Wladimirs erzählt ausführlich der sog. Nestor (nach dem Lavrentiew'ski codex S. 74). Einzelheiten, die uns den Einblick gestatten in das Treiben an dem Hofe Wladimirs, finden sich auch in dem II. Bande der Učenyja zapiski der II. Abteilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Fürstliche Gelage kamen häufig vor: bei der Bescherung des jungen Fürstensohnes, bei der ersten Pferdebesteigung desselben, bei Hochzeiten und den mannigfachsten Anlässen. Bei den Zechgelagen spielten Spielleute auf der guslj „igrali na guslach“, andere

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spielten auf der Orgel, andere sangen Lieder vor dem Fürsten, „jakože obyčaj jest' pred knjazem (wie es Brauch ist vor dem Fürsten). Aus den Schriften des hl. Feodosij, des bekannten Abtes und Hauptorganisators des Höhlenklosters bei Kiew, vorzugsweise aus dessen Predigten, lernen wir das Leben, besonders aber die Ausschreitungen bei den Gelagen genauer kennen: er eifert gegen die Trunksucht, Völlerei, gegen die sündhaften Spiele, gegen die Possenreisser (skomorochi), Guslispieler, Zauberer und Wahrsager; freilich konnte es nicht anders sein in der Zeit des „doppelten Glaubens", wie Nestor sich ausdrückt, d. h. in der Zeit, wo das Christentum noch nicht völlig gesiegt hat. Zu diesen historischen Erinnerungen stimmt durchaus der Hintergrund der Byliny: Kiew erscheint auch gerade in den Heldenliedern als eine gewaltige, reiche Stadt, der Grossfürst Wladimir als der mächtige Herrscher, die angehäuften Reichtümer als die unerschöpfliche Quelle der Pracht und der Üppigkeit des Lebens; die russischen Frauen vermögen, wie schon angedeutet, die Last der Kostbarkeiten kaum zu tragen; die Gastmähler an dem Hofe Wladimirs sind in den Byliny geradezu der Sammelpunkt der Helden unter dem Vorsitz des Fürsten. Die Byliny beginnen gewöhnlich mit der Meldung von einem Gastmahl bei dem Fürsten, bei ihnen geht es üppig und fröhlich zu, und Heldentaten werden bei diesen Gelagen geplant oder erzählt.

Die historischen Zeugnisse von den russischen Byliny gehen ziemlich weit zurück in die Vergangenheit. Ein gewisser Erich Lassota von Stablau (16. Jahrh.) schreibt in dem Bericht von seiner Reise zu den Kosaken (Halle 1866 S. 203) über das Höhlenkloster und die Sophienkirche in Kiew: „in einer anderen Capellen an der Kirchen ausserhalb ist gewesen das Begrebniss des Eliae Morawlin (Grab des Elias von Murom), so ein fürnehmer held oder bohader, wie die es nennen, gewesen, von dem man viel fabeln sagt"; mag dabei auch nicht gestattet sein, an ein Singen von Byliny zu denken, so ist doch ersichtlich, dass am Ende des 16. Jahrhunderts die Erinnerung an den Ilija der Byliny noch lebendig war; entscheidend dafür ist das Wort bohatyr Held, das in den ukrainischen historischen Liedern nicht gebraucht wird, sondern nur in den Byliny, und die „vielen Fabeln" sind sicher der Inhalt der Byliny. Im Beginn des 17. Jahrhunderts erzählt der Mönch Kalnafojski in seiner Beschreibung des Höhlenklosters, dass dort

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch begraben liege ein „Heiliger“ von riesenhaftem Wuchs, den das Volk Czobotek nenne: „tego (darmo) lud pospolity Czobotkiem nazywa“, was nicht notwendig als ein Spitzname des Ilija gedeutet werden muss, da der schon erwähnte Erich Lassota auch einen Riesen Czobotka erwähnt, aber ihn nicht mit Ilija identifiziert: „ein Riess und Bohader Czobotka genanndt, von dem sagt man, dass er einmals von seinen Feinden unversehens überfallen worden, gleich wie er den einen stiefel angelegt; als er aber in der eill zu keiner anderen Wehr kommen können, hat er sich mit dem anderen stiefel, so er noch nicht angezogen, zur gegenwehr gesetzt und sie alle damitt erlegt und davon den Nahmen bekommen“, möglich ist, dass unter dem Namen Czobotek irgend ein Bylinyheld verborgen ist. In derselben Zeit, im Jahre 1619, brachte aus Russland ein Geistlicher Richard James, der mit einer englischen Gesandtschaft in der genannten Zeit in Russland weilte, sechs russische Volkslieder nach England, welche in Oxford aufbewahrt werden, darunter befindet sich eine Bylina; veröffentlicht wurden diese russischen Volkslieder in dem I. Bande der akademischen Izvêstija (Denkschriften), in der Chrestomathie von Buslajew und anderswo. Es darf ferner nicht vergessen werden, dass nach dem Bericht von Herberstein (zur Zeit Maximilians I.), russische bei Orsza kriegsgefangene Bojaren auf dem Wiener Kongresse 1515 russische Heldenlieder gesungen haben sollen. Was aber am interessantesten und für das hohe Alter der russischen Byliny am meisten beweisend ist, sind Erwähnungen russischer Bylinyhelden in der deutschen Vilcinasaga. Vilcinus kämpfte in Polen und Russland, bezwang Smolensk, Kiew und Palltesk, zuletzt Holmgard, den Hauptsitz des Hertnit, der die Herrschaft des Vilcinus anerkennen musste. Aber nach dem Tode des letzteren wandte sich das Glück. Hertnit bezwingt Nordian, der sich jetzt der Herrschaft Hertnits beugen muss. Dieser hat zwei Söhne: Osantrix und Waldimar, und von einer Sklavin einen dritten, nämlich Ilia. Den ersten bestellt er zum Herrscher über die Gebiete des Vilcinus, Waldimar macht er zum Könige von Polen und Russland, und Ilija zum Jarl (Fürst) von Griechenland. Bekanntlich hängt mit der Vilcinasaga das Gedicht „König Rother“ aus dem 13. Jahrhundert zusammen, und hier tritt ein Held „Ilias van Riuzen“ auf (Ilija von Russland). Dieser Ilias der deutschen Heldensage ist wohl kein anderer, als Ilija von Murom, der Hauptheld des Wladimirschen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zyklus, man vgl. Müllenhoff, Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum XII 339 ff. (Dabei wäre auch zu erwägen, ob nicht der Name Osantrix[1]) der Vilcinasage sich durch Asên(t)rex erklärt, womit der bekannte Begründer des zweiten Bulgarenreiches (1186—1196) gemeint sein könnte, der nach Sage und Geschichte Hirt gewesen ist; weniger wäre wohl an Asên II., seinen Sohn, zu denken, der 1241 gestorben ist. Jedenfalls ist zu beachten, dass der Osten eine bedeutende Rolle in der deutschen Sagengeschichte spielt.) Selbstverständlich sind es nur allgemeine Erinnerungen an Wladimir und Ilija von Murom, aber es ist kaum abzuleugnen, dass diese Namen, vornehmlich der des Ilija, genommen sind aus einem russischen Sagenkreise, mit dem die norddeutsche Sage höchstwahrscheinlich durch die Beziehungen des Seehandels bekannt wurde.

Die heutigen Isländer.

Von Dr. W. H. Vogt.

I. Literaturübersicht.

Wenn man mit Isländern über ihre Heimat spricht, muss man sehr vorsichtig sein. Sie empfinden jeden Vorwurf, jedes abschätzige Urteil sehr peinlich und weisen es lebhaft zurück. Sie wissen, dass ihr Land trotz der redlichen Arbeit der letzten Jahrzehnte weit zurücksteht in der Kultur, weiter als es die grosse Entfernung bedingte; sie wissen auch, dass im Auslande ganz falsche Vorstellungen über sie verbreitet sind. Man hält sie für Eskimos und hat sie zu ihrem grossen Ärger auf der dänischen Kolonialausstellung mit Westindiern und Eskimos unter einem Zeltdach vereinigt. Auch erzählt man sich allerlei Fabeln über ihre Sitten. B. Kahle berichtet davon in der Wissenschaftlichen Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung 1902 den 17. Januar in dem Aufsatze Fabeleien über Norwegen und Island, und Gebhardt übersetzt im Globus 1898, Band 74, S. 61—64 einen Aufsatz aus der isländischen Zeitung Isafold, Reykjavík 26. Juni 1897.

[1]) Das byzantinische ῥῆξ „König“ war auch bei den Bulgaren gebräuchlich, und die neugriechische Aussprache war ja *rīx*.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier hat der Redakteur Einar Hjörleifsson die Blüten europäischer Ignoranz über isländische Verhältnisse, die er auf seiner Reise bis Korsika am Wege hat pflücken können, zu einem artigen Sträusschen vereinigt. Solche beschämenden Irrtümer und Züge haben den Isländern schon vor 300 Jahren Ärger gemacht. Da hat der berühmte Wiedererwecker der alten isländischen Literatur Arngrímur Jónsson Vídalín seinen „Brevis commentarius de Islandia", Kopenhagen 1593, gegen das niederdeutsche Gedicht „Van Island" geschrieben, das von dem Hamburger Schiffer oder Schiffsbarbier (Zeitschrift für niederdeutsche Sprachforschung IX, 1883 S. 110 ff. und 143 ff.) stammt. In der „Anatome Blefkiana" hat er Dithmar Blefkens lateinische Schrift über Island widerlegt und endlich in der „Crymogaea" — Eisland — eine positive Darstellung der Zustände und Geschichte des Landes gegeben.

Mit beissendem Spotte behandelt Benedict Gröndal d. J. in der Geschichte von der Höllenfahrtsschlacht[1]), einer Satire auf die Schlacht von Solferino, „das verrückteste Buch des Jahrhunderts" Voyage dans les mers du nord à bord de la corvette „la reine Hortense" Paris 1857 von Charles Edmond (Choiecki). Und Þórvaldur Thoroddsen, der im zweiten Buche seiner Geschichte der isländischen Geographie (übersetzt von Gebhardt, Leipzig 1892—98) die Vorstellungen von Island und seiner Natur und die Untersuchungen darüber behandelt hat, gesellt dieser Tage jenen alten Lügenschreibern einen der jüngsten Schriftsteller über Island, Nelson Annandale[2]), in hellem Zorne bei (in der Zeitschrift Eimreidin XII. 1906. 1. Hefti, S. 27—37, Kopenhagen, herausgegeben von Dr. Valtýr Guðmundsson). Nach dieser Kritik hat in der Tat der Verfasser, der sich ohne Kenntnis der Sprache nur kurze Zeit im Südlande der Insel aufgehalten hat, ohne Urteil alles Üble, was sich sagen lässt, zusammengetragen.

Wir Deutschen haben seit langen Jahren sehr tüchtige Arbeiten über die moderne isländische Kultur. Von Reisewerken nimmt des Jesuitenpaters Baumgartner Island und die Färöer, Freiburg i. Br. 1889, die erste Stelle ein. Propst Jónas Jónasson

[1]) Sagan af Heljarslóðarorrustu eptir Benedict Gröndal, 2. útg., Reykjavík 1891, S. 47.

[2]) Nelson Annandale; The Faroes and Iceland: Studies in Island Life. With 24 Illustrations and an appendix on the celtic pony by F. H. Marshall, D. Sc. Oxford. Clarendon Press. 1905, VIII 238 bls.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf Hrafnagíl in Nordisland, ein gläubiger Protestant und guter Kenner der deutschen Literatur, nannte es das beste, was über Islands Volk geschrieben worden ist; freilich dass die Isländer so leicht für den Krummstab zu gewinnen seien, glaube er doch nicht. Andreas Heuslers Bilder aus Island, Deutsche Rundschau 1896 Nr. 22, 23, aber geben ohne Zweifel die beste kurze Charakteristik von Land und Leuten. Mit Vergnügen wird man Kahles liebenswürdige Erzählung Ein Sommer auf Island, Berlin 1900, lesen und dankbar sein für die vielen praktischen Winke — Kahle will einen Ersatz für einen Reiseführer bieten[1]) — und die Inhaltsangaben und Übersetzungen aus der alten und neuen isländischen Literatur; sie sind der Schilderung der Orte, auf die sie Bezug haben, eingegliedert. Unter der Mitternachtssonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands heisst die Beschreibung, die M. phil. Carl Küchler von seiner Reise im Südwestviertel der Insel gibt. Der Verfasser reiste im Auftrage der Firma Karl Baedecker, seine Darstellung erstreckt sich zumeist auf die Wunder der Natur, die er mit grosser Freude schildert. Auch Küchler bietet Proben aus der alten und neuen Literatur der Insel. Die Ausbeute für die Volkskunde tritt hinter der für die Naturkunde zurück. Reicher Bilderschmuck vermittelt die sinnliche Anschauung.

Von systematischen Werken sind am bedeutendsten die beiden emsigen Arbeiten von Poestion. In „Island, Das Land und seine Bewohner nach den neuesten Quellen", Wien 1885, legt er eine Darstellung des physischen und kulturellen Island vor, die sich auf statistische Untersuchungen stützt. In der „Übersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation", die er der Sammlung „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung", Leipzig 1897, als „Kulturhistorische Folie für die biographisch-kritischen Skizzen" (Vorwort S. IV) vorausschickt, behandelt er in Querschnitten, jahrhundertweise, alle Gebiete des geistigen Lebens des Volkes vom dunklen Aberglauben bis zu dem lichten Schaffen in allen Künsten und Wissenschaften. Dabei macht der Verfasser im Text und in den Anmerkungen eine solche Fülle von Literaturangaben, dass das

[1]) Es gibt nur den englischen: Lok, Guide to Iceland. Charlton 1882 und auch in neuerer Auflage; der Baedecker für Norwegen und Schweden, der Ende Juli 1906 erscheinen soll, wird auch einen kurzen Anhang über Island enthalten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Buch ein unentbehrliches bibliographisches Hilfsmittel für jede Arbeit auf diesen Gebieten ist. Für die Volkskunde ist die Einleitung von besonderer Wichtigkeit. Hier sucht Poestion den eigentümlichen Zug im Volkscharakter der Isländer, das Literatentum, klarzulegen und geht zu diesem Zwecke die geistigen Beschäftigungen der Isländer durch: das Sagalesen, die Sangeswettkämpfe, das Spottversdichten und die übrigen poetischen Spielereien des reimgewandten Volkes — Spielereien will er's allerdings nicht nennen. Im Register sind alle Stellen, die über Volkskunde handeln, gesammelt. Im Hauptteil bietet der Verfasser dann sehr sorgfältige, auf eingehende bibliographische und briefliche Nachforschungen gegründete Biographien von 24 Dichtern seit der Reformationszeit und Proben ihrer Dichtungen, die er durch erklärende Texte verbindet. Überall stellt er die Verfasser in die Entwicklung des Volkslebens und der Literatur und behandelt zu diesem Zwecke zusammenhängende literarische Themata. So leitet ein Überblick über die Geschichte des Kirchenliedes seit Luther in Deutschland, Skandinavien und Island den Abschnitt über den Kirchenliederdichter Hallgrímur Pjetursson (1614—1674) ein, dessen Passíusálmar 1900 in 42. Auflage erschienen sind. Besonders hinzuweisen ist auf den Aufsatz über die Zeitschrift Fjölnir S. 332—338, die den bewussten Beginn der neuen isländischen Literatur bezeichnet, und auf die Nachforschungen über die moderne Übersetzungsliteratur der Isländer S. 440—447. Am Schluss stehen die jüngsten Isländer. Drei sehr sorgfältige Register machen das Buch als Nachschlagewerk sehr brauchbar. 1904 endlich hat Poestion in den „Eislandblüten" (Neuisländische lyrische Anthologie in Übersetzungen. München 1904) die isländische Dichtung uns Deutschen weiter erschlossen; auch hier gibt die Einleitung einen geschichtlichen Überblick.

Poestions Arbeit hat am meisten Dank auf Island selbst gefunden. Alle Gebildeten kennen „den Freund Islands", der isländisches Wesen in Deutschland bekannt macht, und sogar Knechte und Arbeiter in Akureyri fragten mich nach ihm; man erwartete ihn, der die Insel noch nie gesehen hat, im letzten Sommer und sprach davon, dass der Reichstag ihm eine Ehrengabe für seine Arbeiten bewilligen wolle; doch ist das wohl nur ein Gerücht gewesen.

Eine „Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit"

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(1800—1900) 1. Heft: Novellistik. Leipzig 1896. 2. Heft: Dramatik 1902 hat Küchler gegeben. Mit einer Reihe von Übersetzungen stehen er und Frl. M. Lehmann-Filhés neben Poestion. Von dieser findet sich auch eine grosse Menge kleiner Mitteilungen über archäologische und volkskundliche Gegenstände in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte verstreut.

Zur Wende des Jahrhunderts aber hat Island wieder von einem seiner Söhne eine zusammenfassende Aufzeichnung des Kulturzustandes erhalten. Dr. Valtýr Guðmundsson, Universitätsdozent in Kopenhagen und Mitglied des isländischen Reichstages, hat „Islands Kultur ved Aarhundredskiftet“ 1900, Köbenhavn 1902, geschildert, und Oberlehrer Richard Palleske hat das Buch ins Deutsche übertragen: Island am Beginn des 20. Jahrhunderts, Kattowitz in Schlesien. Druck und Verlag von Gebrüder Böhm. 1904 (Eine Vorarbeit ist Guðmundssons Schrift: Die Fortschritte Islands im 19. Jahrhundert. Aus dem Isländischen übersetzt von Palleske. Beilage zum 31. Jahresbericht des städt. Gymnasiums zu Kattowitz 1902). Das deutsche Buch ist zwar im wesentlichen eine Übersetzung der dänischen Ausgabe; doch hat der Verfasser inzwischen zum Teil neue Quellen benutzen können, und der Übersetzer hat eine ganze Reihe von Literaturangaben, die dem Original fehlen, in den Anmerkungen und im Anhang gesammelt. Nachtragen möchte ich: zu Schweitzers Island, Land und Leute, Geschichte, Literatur und Sprache, Leipzig und Berlin 1885, und Carpenters Grundriss der neuisländischen Grammatik, Leipzig 1881, die nicht als zuverlässig gilt, ist 1905 Finnur Jónssons Omrids af det islandske Sprogs Formlœre i Nutiden, Köbenhavn, getreten. Das Buch ist aber so kurz gehalten, dass sich nur der sprachlich Geschulte hindurch finden kann. H. Erkes Kurzer Deutsch-Neuisländischer Sprachführer, Dortmund 1906, macht keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Die einzigen Wörterbücher, die die neuisländische Sprache behandeln, sind: Ný dönsk orðabók með íslenzkum þýdingum, Adalhöfundr Jónas Jónasson, Reykjavík 1896, ein dänisch-isländisches Wörterbuch, das Propst Jónas Jónasson mit anderen Gelehrten herausgegeben hat. Das zweite ist G. T. Zoëgas Islenzk-ensk orðabók (Icelandic-english dictionary) Reykjavík 1904 [1]). In diesem Buche fehlen freilich viele

[1]) Von demselben Ensk-íslenzk orðabók. Reykjavík 1896.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

echt isländische Wendungen und schon bei der Lektüre von Zeitungsartikeln und einfachen Novellen versagt es oft. Nun hat sich ja die isländische Sprache seit der Sagazeit so wenig verändert, dass man ganz gut mit Cleasby-Vigfusson oder Fritzner neuisländisch lesen kann. Diesen teuren und grossen Werken gegenüber aber hat Zoëgas Orđabók den Vorteil, dass es nur fünf Kronen kostet und bequem mitzuführen ist. Das kleine Buch: Fjörutíu tíma í dönsku von Þorsteinn S. Egilsson, Reykjavík 1904 (40 Stunden Dänisch), das bestimmt ist, Isländer in die dänische Umgangssprache einzuführen, kann man schliesslich auch umgekehrt benutzen, um vom Dänischen aus in die isländische Verkehrssprache hineinzukommen. Erkes führt noch Jón Olafsson, Vesturfaratúlkur, Reykjavík 1890, und Páll Þorkelsson, Guide islandais-français, Copenhague 1893, an; somit kämen vielleicht noch die Lehr- und Wörterbücher in Betracht, die auf den isländischen Schulen gebraucht werden; so St. Thorsteinssons Kennslubók í Þýzku (Deutsches Lehrbuch); — im übrigen ist man auf Unterricht angewiesen, den man in Kopenhagen leicht bekommen kann. Die isländische Literatur des 19. Jahrhunderts öffnet sich dem Kenner der Sprache in „Sýnisbók íslenzkra bókmennta á 19. öld. Út gefiđ hefur Bogi Th. Melsteđ. Kaupmannahöfn 1891“ (Blütenlese der isländischen Literatur des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von B. Th. Melsteđ, Kopenhagen, Gyldendals Verlag 1891). Ob die von Palleske S. 227 zitierte Bibliographie Mimir, Icelandic Institutions with Addresses weiter erscheinen wird, ist zu bezweifeln, da der Begründer und Herausgeber Prof. W. Fiske in Florenz gestorben ist[1]).

An Stelle der von Guđmundsson gebotenen Auswahl isländischer Gedichte hat Palleske eine umfangreichere gesetzt, manches bisher Ungedruckte ist hier zum ersten Male veröffentlicht, vieles wird ausführlich erklärt. A'rni Böđvarssons Gedicht Schiffsneuigkeiten S. 161 und die Bilder aus dem Volksleben sind volkskundlich am interessantesten.

In Beilage Nr. III, Winke für Islandreisen, sind zuverlässige

[1]) **Nachtrag.** Eine gute Zusammenstellung der Hilfsmittel zum Studium der isländischen Sprache und Literatur gibt H. Buergel Goodwin, det moderna isländska ljudsystemet. Svenska Landsmål, Stockholm 1905, S. 99 ff. Auch finden sich hier Angaben über Vokalquantität, Palatalisierung und Velarisierung und phonetische Schreibung im Neuisländischen. Ss.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angaben enthalten; Finnur Jónssons Kostenberechnung in Atlanten, Medlemsblad for Foreningen „De danske Atlanterhavsöer“ 1. Aargang Nr. 10, Oktober 1904 S. 145—150 ist zu niedrig. Da diese Zeilen doch wohl von manchen Reiselustigen gelesen werden, seien hierzu noch ein paar Bemerkungen gestattet. Ausrüstungsgegenstände kauft man am billigsten in Island selbst; es ist meist englische, zollfreie Ware. Sind nicht gerade Entdeckungsreisen in völlig unbewohnte Gegenden beabsichtigt, so braucht der gesunde, kräftige Reisende nicht mehr an Esswaren mitzunehmen, als er auf Alpenmärschen nötig hat: Schwarzbrot und Speck, vor dem die Isländer übrigens einen grossen Abscheu haben; Schokolade und Whisky je nach Neigung. Gutes warmes Essen bekommt man in den Quartieren morgens und abends, mittags Kaffee und Kuchen. Auch wenn etwa grössere Öden zu durchqueren sind, lebt man besser einmal 24 Stunden ohne Suppe, als dass man sich mit einer Küchenausstattung belädt; ohne Anstrengung ist die Reise eben nicht. Pferde leihe man nicht in der Stadt, da gibt es nur Mähren; man schicke lieber den Führer aufs Land, wo sie viel besser und auch billiger zu beschaffen sind. Da die Tiere kein Kraftfutter bekommen, braucht man zwei Pferde am Tage bei etwa 10stündigem Ritte. Reiten braucht man durchaus nicht zu können. Wer ganz billig reisen will, schliesst sich der reitenden Post an und spart auf diese Weise den teuren Führerlohn. Da es keine ausreichenden Karten gibt, ist das Alleinreisen selbst dem Sprachkundigen nicht zu raten. — Was die Seefahrt anlangt: auch Det forenede Dampskibselskab hat 1905 den Preis für die Hin- und Rückreise auf 115 Kr. herabgesetzt; als das beste Schiff gilt der Kong Inge von Thore-Tulinius.

Nach einer Schilderung der Natur Islands von Th. Thoroddsen eröffnet Guđmundsson die Darstellung mit dem Aufsatze: Die Bevölkerung, Züge aus dem täglichen Leben. Dieser Abschnitt enthält eine sehr gedrängte Übersicht über die Gebiete, die die Volkskunde bearbeitet. G. gibt eine Statistik, spricht vom Volkscharakter, der Kleidung, dem Hause, Belustigungen und Sport und abergläubischen Vorstellungen. Aber auch in den übrigen Kapiteln findet sich noch vieles, was unmittelbar in die Volkskunde schlägt, besonders in V$_4$ S. 102—111 die Kunst, mit Abbildungen aus dem Museum für Altertümer in Reykjavík als Zeugnissen volkstümlicher Handarbeit, ferner in VI Grundlagen und Verhältnisse

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des praktischen Lebens, wo das Volk bei der Arbeit geschildert wird. Eine eingehendere Behandlung der wissenschaftlichen Tätigkeit der Isländer in der Volkskunde, als sie S. 95 gegeben wird, gestattete wohl die Anlage des Werkes nicht; es ist auf Poestion, Isländische Dichter, Register I unter Volkskunde zu verweisen. Kapitel III behandelt das öffentliche Leben und die Behörden — die Verfassungsgeschichte, von Palleske bis 1904 fortgeführt, fesselt am meisten —, Kapitel IV das Volksbildungswesen. Am Schlusse der geschichtlichen Darstellung des gesamten isländischen Schrifttums des 19. Jahrhunderts (V 1—3) kommt G. zu dem Resultat: „Vor hundert Jahren war es nicht viel mehr als ein verkümmerter Schössling der klassischen Literatur Islands und seine Sprache fast durchweg hochgradig entartet und verdorben. Jetzt dagegen kann man tatsächlich von einem selbständigen neuisländischen Schrifttum sprechen". S. 100.

Das Buch ist mit 108 in den Text gedruckten Abbildungen, zum Teil Porträts, und dem farbigen Titelbild „Nordlicht hinter Wolken" geschmückt[1]). Es ist eine gelehrte Arbeit, die zum grossen Teil auf statistisches Material gegründet ist; trotzdem kann es in seiner geschickten Darstellung wohl das Interesse weiterer Kreise erregen, wenn ihm freilich auch die frische Anschaulichkeit, die Heuslers Bildern aus Island eigen ist, fehlt.

II. Der Volkscharakter.

Auf den Seiten 24—27 seines Buches macht Guđmundsson den Versuch, den Volkscharakter der Isländer zu schildern. Er nennt sie alle gut begabt und hebt sogleich ihr „übermässig starkes Selbstgefühl" hervor. Sie wollen immer ihr eigener Herr sein, sind daher auf politischem Gebiet Demokraten, auf religiösem Rationalisten. Im Umgang verlangen sie überall sehr rücksichtsvolle Behandlung, erkennen Standesunterschiede nicht an und sind überhaupt über jede Herabsetzung ihrer Person, ihrer Freunde und Heimat (s. S. 1) leicht gekränkt. Andrerseits sind sie mitleidig, ja weich. Hierin könnte man vielleicht sanguinische Züge sehen, die der Verfasser überhaupt für einen grossen Teil der Isländer als charakteristisch behauptet (S. 24, Absatz 2). Aber gerade diese

[1]) Gute Bilder bietet auch W. G. Collingwood, A. pilgrimage to the Sagasteads of Iceland. Ulverston 1899.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Äusserungen sind nicht recht klar; der Isländer soll Sanguiniker sein; als echter Idealist überschätzt er gewöhnlich seine Kräfte, steckt sein Ziel oft zu hoch, erschlafft im langwierigen, von Ruhepausen unterbrochenen Kampfe leicht, wird untätig, oder wechselt wenigstens Ziel und Mittel. Andrerseits wird unter derselben Überschrift „Sanguiniker" gesagt, dass der Isländer „nicht sobald aus dem Gleichgewicht kommt und nicht leicht von etwas begeistert oder erregt wird. Er ist im allgemeinen äusserst ruhig und weiss sich zu beherrschen". Er überlegt sich eine Sache lange und entwickelt nach dem Entschluss oft bedeutende Kraft, Willensstärke und persönlichen Mut. Hier scheint doch zu viel unter einen Begriff gebracht zu sein.

Im äusseren Auftreten soll die Leichtigkeit der Umgangsform fehlen; der Isländer will immer wahrhaft, schlicht und natürlich sein[1]) und scheint daher dem Fremden leicht etwas rücksichtslos und unhöflich, ja beinahe grob.

Neben dieser Mehrzahl frischer, dem Fortschritt geneigter Leute steht eine Minderzahl von Melancholikern „mit starken, langsam wechselnden Sinnesbewegungen" S. 26; diese sind trübe, misstrauisch, ohne den Mut zur Sonderstellung, politisch rückständig; das Schwergewicht, das die Entwicklung hemmt.

Eine Kritik dieser Charakteristik zu unternehmen, liegt mir fern. Ich will die Züge, die mir während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Island bedeutsam und eigentümlich erschienen sind, nach gewissen Gesichtspunkten geordnet wiedergeben; ich will Einzelbilder zeichnen als Beiträge zur Charakteristik des Volkes, und die Zusammenstellung am Schluss soll weder erschöpfend sein, noch auch etwa „den Normalisländer" umschreiben, sondern nur Gemeinsames im Verhalten der vielen verschieden gearteten Isländer dem Fremden gegenüber, der zu ihnen in ihrer Muttersprache spricht, hervorheben.

Studenten.

Schon in Kopenhagen war ich mit isländischen Studenten bekannt geworden, und um recht schnell in engen Verkehr mit dem Völkchen zu gelangen, benutzte ich die beste Gelegenheit, die sich mir bieten konnte: auf der „Ceres" fuhren 12 Studenten, 2 Künstler

[1]) Nach den isländischen Novellen zu urteilen, müssten die Isländer dagegen eine recht verlogene Gesellschaft sein.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und einige Handwerker nach Reykjavík, natürlich zweiter Kajüte; ich reiste mit ihnen. Im Zusammenleben in diesen engen Räumen, in denen alle überflüssigen und viele notwendigen Gegenstände fehlen, konnte ich hoffen, die Leute während der zehntägigen Reise einigermassen kennen zu lernen.

Die meisten meiner Gefährten waren von kleinem, elegantem Körperbau, meist mit dunklem Haar; ein paar richtige Semmelköpfe waren aber auch darunter. Ein Mann von mächtiger Statur stach ziemlich hervor. Die Studenten waren Söhne von Pastoren, kleinen Beamten und Kaufleuten oder Bauern. Einer, jener Riese mit dem schwarzen Haar und träumerischen Augen, war Arbeiter in Island und einer der grossen Isländerkolonien in Amerika (Winipeg) gewesen. Er hatte sich so viel Geld gespart, dass er die Lateinschule in Reykjavík besuchen und dann zum Studium der Theologie nach Kopenhagen gehen konnte. Nun fuhr er nach der Heimat, um sich als Fremdenführer und Arbeiter während der Ferienmonate Juli bis September wieder Geld zu verdienen. Das wollten sie alle, die Studenten, und so sah ich sie bald als Protokollführer des Reichstages, als Fremdenführer oder Arbeiter bei der Heuernte auf dem väterlichen Gute. Fast alle waren sie ja auch auf die staatliche Unterstützung in Kopenhagen angewiesen. König Christian IV., jener begabte, unglückliche Liebling der Dänen, hat 1623 das collegium regium, ein Studentenkonvikt, gegründet mit der Bestimmung, dass Isländer bei der Aufnahme bevorzugt werden sollten; nun ist es, glaube ich, ganz von ihnen besetzt. Zu zweien in zwei Stuben wohnen sie umsonst in dem alten Gebäude, dem garður, zusammen und führen unter den schönen Linden des Hofes ein gemütliches Dasein. Da alle Kollegien frei sind, haben sie nur für Kleidung und Nahrung zu sorgen. — Ein Kostenaufwand, der immerhin im Verhältnis zum Besitzstand des Volkes gross ist. Daher wird die Zeit zur Arbeit gut ausgenutzt.

Nachdem die erste kleine Steifheit überwunden war, kamen mir fast alle Studenten mit der grössten Liebenswürdigkeit entgegen. Man fragte nach mir, wollte etwas mit mir besprechen, eine Zeitung lesen, mir grammatische Eigentümlichkeiten der Sprache erklären; mancher lud mich in sein Vaterhaus ein; gern lasen meine Freunde einen deutschen Text mit mir, am liebsten Scheffelsche Lieder. Eines schönen Tages wurde ich sogar mit der Loreley und der Lindenwirtin begrüsst. Die Umgangsformen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren gut, aber doch nicht so wie bei deutschen Studenten; das ist ja auch natürlich. Als dann die Gewohnheit des Zusammenlebens und die Seekrankheit ihre Wirkung ausübten, begannen sich die Bande der Sitte doch etwas zu lockern, die Liebenswürdigkeit liess auch entschieden nach; es war ein gross Teil Neugierde dabei gewesen.

Dagegen kamen nun andre heran, die sich bisher zurückgehalten hatten; der grosse Theologe hatte bisher kaum mit mir gesprochen. Eine Unterhaltung über Kant, mit dem er sich gern und viel beschäftigt hatte, eröffnete unsere Bekanntschaft. Er stand theologisch ganz rechts, gehörte der Bewegung der inneren Mission an und trat gern propagandistisch auf. Er war einer der wenigen Isländer, die ein entschieden schwermütiges Wesen zeigten. So zurückhaltend der Mann aber anfangs war, so zuverlässig und treu war er beim näheren Verkehr. Wir (ein Herr aus Prag und ich) hatten das Glück, ihn für unsere Reise durchs Land zum Führer zu bekommen. Er war ein ausgezeichneter Pferdepfleger und hat uns die dreissigtägige Reise so billig eingerichtet, als ob er sie selbst hätte bezahlen müssen. Trotz grosser Unterschiede im Denken sind wir ihm doch persönlich nahe getreten.

Der Grundton des Verkehrs war im allgemeinen die Lustigkeit. Unermüdlich wurde mit den grossen dänischen Fünförstücken getitschert; wenn die Leutchen früh aufwachten, wetteiferten sie in der Bildung fürchterlich langer Worte, und bei Tisch und in den Kojen neckten sie sich mit Spottversen und dichteten um die Wette. Einer wirft dem andern eine halbe Strophe hin, die dieser vollenden muss:

„Wo mich keine Seele kennt,
lieb ich mir's am meisten"

hat einmal Þ. Erlingsson gesagt; damit ist Kopenhagen gemeint.

„Jeden Jux beim Element
kann ich mir da leisten"

ist die prompte Antwort J. Þorkelssons gewesen. Solche Augenblicksproduktionen werden, wenn sie gefallen, gemerkt und gesungen und gehen oft von Haus zu Haus; daher nennt man sie algengur húsgangur, einen Bettler, der an jede Tür anklopft. Es gibt viele Arten dieses Dichtwettstreites (vgl. Poestion, Isländische Dichter S. 11—31); die grosse Verseschmiedekunst ist allgemein charakteristisch für die Isländer, zugleich aber die Verschleuderung dieser Gabe an schlechten Stoff zum blossen Spiel.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesungen wurde selten, selten auch wurde die Lustigkeit laut, selten wurde getrunken. Viele der Studenten waren Guttempler — auf ganz Island bekommt man überhaupt nur in den beiden Hauptstädten Reykjavík und Akureyri Alkohol. Wenn man aber trank, kam nie die hübsche Bekneiptheit und Fröhlichkeit deutscher Studenten heraus, sondern immer eine blöde Depression; das mag freilich auch am „Stoff", dem schweren dänischen Exportbier und dem Aquavit liegen. So sind auch die Kneiplieder ohne Schneid. Zuweilen hörte ich:

Ach die Nacht behagt mir nicht,
macht die Augen trübe;
drum beim ersten Morgenlicht
ich den Branntwein liebe.

Schleier er vom Auge zieht,
scheucht hinweg die Sorgen;
besser als ein Kirchenlied
ist der Schnaps am Morgen.

Das Lied ist von Páll Ólafsson, dem beliebtesten Trinkliederdichter. Die Loreley und die Lindenwirtin stand meinen Freunden gar nicht.

Einen ganz anderen Eindruck als bei diesem persönlichen Einblick ins Studentenleben bekommt man, wenn man das isländische Studentengesangbuch, Söngbók hins íslenzka stúdentafjelags, Reykjavík 1894, aufschlägt. Mit Unrecht wird es immer nur brennivínsbók genannt. Sein Motto sind die Verse Luthers: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang". Es enthält eine schöne Sammlung von Vaterlands-, Wander- und Volksliedern. Eine ganze Reihe von Übersetzungen ist darin, z. B. der weisse Hirsch; vieles aus dem Dänischen, eine Strophe aus den epistulae obscurorum virorum. Der alte Snorri Sturluson und Sturla Þórdarson steuern Festlieder bei; von neueren Dichtern sind Bjarni Thorarensen, Jónas Hallgrímsson und Steingrímur Thorsteinsson am meisten vertreten. Ich habe aber nie eins der schönen Lieder singen hören.

Auf ein so zartes Thema wie Religion kam die Unterhaltung natürlich höchst selten. Einige lose, abfällige Bemerkungen werden nicht gleich als Frivolität aufgefasst werden dürfen. Tiefes religiöses Gefühl, gepaart mit gründlichem theologischen Wissen, zeigte ich schon bei einem meiner Freunde. Die Pastoren, die ich im Lande kennen lernte, waren fast alle streng orthodox, Neigung zum Rationalismus oder zur liberalen Theologie habe ich nur in einem Falle vorgefunden.

Bei Gesprächen über Politik entpuppten sich die Studenten ohne Ausnahme als Republikaner. Alle meine Reisegefährten

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatten starkes Vaterlandsgefühl und schwärmten für die Befreiung Islands von der dänischen Herrschaft. Island soll wieder frei sein, wie es in den alten Tagen gewesen ist. Die schwarzseidene Mütze der dänischen Studenten mit dem Danebrog wird nur in den ersten Semestern getragen; man zeigt nicht gerne das rote Kreuz. Wenn ich einmal einen bescheidenen Widerspruch zu erheben wagte, wurde ich einfach abgewiesen: „das können Sie nicht beurteilen". Daran, dass Dänemark jetzt doch viel für die Insel tut, und gerade für die Studenten, will keiner denken. Selten war ein besonneneres Urteil zu hören.

Aus dem Bilde dieses geschlossenen Kreises hebe ich folgende Züge als die bedeutendsten hervor: grosse persönliche Liebenswürdigkeit war mir entgegengebracht worden; doch konnte ich auch Verschlossenheit bemerken. Während aber jene stark abflaute, ergab sich hier gründlichste Zuverlässigkeit. Tüchtiges wissenschaftliches Arbeiten und Freude am Disputieren, keine Scheu vor der Arbeit mit der Hand; grosse Lustigkeit und Freude am Spiel, Zurücktreten des Gesanges; starkes religiöses Interesse, aber auch Gleichgültigkeit; durchgehendes kräftiges Nationalbewusstsein; Züge von Rechthaberei, die zuweilen unleidlich war.

Gastlichkeit.

Die grosse Liebenswürdigkeit der Isländer tritt dem Fremden vor allem als Gastfreundschaft entgegen. Nur in wenigen Küstenorten gibt es ja Wirtshäuser, und so ist der Reisende überall auf den guten Willen der Bauern angewiesen. Die Einzelsiedelung ist für den Anbau auf Island charakteristisch. Heusler hat (a. a. O. S. 348 f.) gezeigt, wie der Übergang vom norwegischen Blockbau zum Torfbau die Zusammenrückung der ursprünglich einzeln stehenden Gebäude einer Wirtschaft veranlasst haben mag. Jetzt besteht das Haus aus mehreren Häusern mit eigenen Dächern, und zwar fand ich gewöhnlich eine Anordnung in drei Zeilen; zuweilen folgten auf eine Reihe von 3—5 nebeneinander stehenden, mit dem Giebel nach vorn gerichteten Gebäuden ein langes Querhaus und auf dieses wieder mehrere Giebel in der Richtung der ersten Zeile. Meist aber war die Aufstellung einfacher. In der ersten Zeile befand sich stets die Gaststube, zuweilen möbliert wie die gute Stube unserer Handwerker; die zweite Zeile enthielt die Küche, Milchkammer und Räucherhaus — seitdem man nämlich

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in eisernen Öfen Kohle und nicht mehr offen Torf und Schafmist brennt, sind besondere Räucherkammern notwendig — die Wohnräume (baðstofa) liegen dann ganz hinten; lange, enge, dunkle Gänge verbinden diese Räume. Vor dem Steinpflaster vor dem Hause dehnt sich das Tún, der gepflegte Grasgarten; vereinzelt stehen Ställe und Diemen.

Abgesehen von wenigen fahrbaren Strassen muss jeder Weg im Sattel zurückgelegt werden. Da nun die Pferde kein Kraftfutter bekommen, muss man, wie gesagt, in der Regel am Tage zwei Tiere reiten, auch Packpferde müssen doppelt mitgeführt werden, und so ist es immer eine ganze kleine Karawane, mit der der Reisende abends vor dem Gut, auf dem er nächtigen will, anrückt.

Kamen wir des Abends vor ein Haus, so erhielten wir auf den üblichen Gruss: „Seien sie gesegnet!“ („Komið þjer sœlir!“) und die Frage: „Können wir zur Nacht hierbleiben?“ („Getum vjer fengið að vera hjerna í nótt?“ meist die Antwort: Selbstverständlich, das ist gewiss“. („Sjálfsagt, það er víst“.) Selten erkundigte man sich erst nach dem Namen. Einmal kam ich in der Nacht um 10 Uhr bei Nebel und Regen allein vor das Pfarrhaus Saurbœr im Nordlande. Alles lag schon in den Federn. Ich schwang mein rechtes Bein über den Hals des Ponnys, wie das ein ordentlicher isländischer Reiter macht, wenn er absteigt, klopfte mit dem Peitschenstiel an die Tür und stellte mich der Sitte des Landes gemäss hinter den Pfosten. Nach einer Weile guckte ein Mädchenkopf heraus, und auf meinen Gruss und die Bitte um Nachtquartier sagte das Mädchen sehr freundlich: „Ich will fragen“. Nach ein paar Minuten kam sie wieder: „Velkominn í nótt! Willkommen zur Nacht!“ Nun kam auch der alte Sjera (senior, Anrede der Geistlichen, etwa: Hochwürden) Jakúb hervor, ein armer Mann. Besondere geistliche Gaben waren nicht mehr an ihm zu bemerken, dänisch sprach er nicht gern, auf das griechische Neue Testament ed. Tischendorf und ein altes deutsches Lesebuch wies er humorvoll mit scheuer Bewegung hin. Nun ward die Gaststube hergerichtet, und während Jakobína das Bett machte, plauderte ich mit dem Alten sehr gemütlich. Dann gab's noch ein grosses Glas Milch und: Gute Nacht. Die Bettbezüge waren überall, wo ich zur Nacht war, sauber, nur einmal fand ich einen echt isabellfarbenen vor. Am Morgen war die ganze Familie versammelt, und ich musste feierlich mit dem Sjera herrlichen Lammbraten und Skýr,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedickte Milch, essen. Schliesslich gab's noch ein Tänzchen in der Vorhalle, dann Abmarsch. Morgens ward der Frage, wie ich geschlafen habe, auch einmal die weitere angeknüpft: „Haben Sie keinen Floh gefunden?“ „„Nein““. „Auch keine Laus?“ „„Nein, auch nicht““. „Na, das ist gut“. Das mag eine Probe sein für die Aufnahme im Hause.

Meist fand ich das Bestreben, dem Fremden soviel wie möglich zu bieten; teils war es die Absicht, zu zeigen, dass die Isländer alles tun wollen, um ihr Land dem Fremden in freundliche Erinnerung zu bringen, teils lag neugieriges Interesse zugrunde. Der Ausländer, der etwas isländisch spricht und gar allein reist, ist etwas höchst Merkwürdiges; das reizt die Neugierde der Grossen, und für Schokolade sind die Kinder natürlich auch in Island empfänglich. Wenn aber die Neugierde befriedigt, die Schokolade alle ist, dann wird man mit der grössten Gleichgültigkeit verabschiedet. Als ich den Sjera Jakúb ein paar Tage nach meinem Besuche traf, behandelte er mich als einen ganz fremden Menschen. Auch zeigen die Leute bei aller Liebenswürdigkeit kaum etwas von ihrem Gemütsleben. Unser Führer liess mich offenbar nicht gerne mit den Bauern unbeobachtet: „Ich kann für Sie alles fragen; Sie dürfen nicht fragen“. Öfters hatte ich im Gespräch mit gebildeten Isländern den Eindruck: „Bitte, sehen Sie sich nur unser Land, seine Berge und Wasserfälle an, vom Leben unseres Volkes werden Sie nicht viel merken; sollen es auch nicht“. Der Bauer isst zuweilen mit dem Fremden zu Tisch, mit den Frauen kommt der Ausländer auf besseren Bauerngütern kaum ins Gespräch. Trotz vierwöchentlichem Aufenthalt in einem Pfarrhaus hatte ich doch nicht das Gefühl, dass ich meinen Wirten näher gerückt bin, obgleich der Propst mich viel gelehrt und mir bei meinen Arbeiten viel geholfen hat. Erst beim Abschied und nun in Briefen zeigte sich herzliche Teilnahme. Auch untereinander sind die Isländer oft recht verschlossen, erzählte mir der Propst. Ein Bauer seiner Gemeinde habe viele Jahre mit ihm über religionsphilosophische Fragen disputiert, aber er habe nie recht herausbekommen können, was der Mann eigentlich meinte; erst auf dem Sterbebette habe er ihm das enthüllt.

Die grosse oberflächliche Freundlichkeit, die schnell verschwindet, und das Verbergen innerer Bewegungen möchte ich als charakteristisch im Verhalten der Isländer Fremden gegenüber aufstellen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich darf ich auch nicht der herzlichen Aufnahme im dürftigen Elternhause eines mir befreundeten Künstlers und der urgemütlichen und fidelen Kaffeesitzungen zu allen Tageszeiten in der liebenswürdigen Familie des alten, lustigen Gastwirts Vígfús Sigfússon in Akureyri vergessen, und die Toddyabende im engen raucherfüllten Kontor mit Vigfús, Magnús Stephensen, Stefán Stefánsson, dem Botaniker Islands, und dem Bauern Methusalem waren doch herrlich!

Feiertage.

In das intimere Familienleben einen Blick zu tun, war also nicht möglich, wohl aber zeigte sich mir öfters das Volk beim geselligen Zusammensein. Des Sonntags in Reykjahlíð am Mývatn erinnere ich mich mit grossem Vergnügen. Zu diesem Gut gehört eine Steinkirche, die der frühere Besitzer, der alte Pétur, erbaut hat. Das geschieht häufig; dafür bezieht der Stifter dann die Zehnten aus der Gemeinde und muss die Kirche instand halten. Dies Gebäude ist recht stattlich, ein Schiff, weiss getüncht, über dem Altar ein Bild aus dem 17. Jahrhundert, auf der Empore ein Harmonium. Von allen Seiten kamen die Leute heran geritten, gegen 30 Pferde weideten vor dem Grasgarten; zwei Boote kamen über den See. Vom Gottesdienst ist nicht viel zu vermelden: er macht einen wenig lebendigen Eindruck. Für jeden unverständlich surrt der Küster die Eingangslitanei her, das Kirchenlied wird zuweilen nur von den Frauen gesungen; der Geistliche, der für den Augenblick des Einleitungsgebetes und der Verlesung des Bibeltextes mit der rotsamtenen Stola bekleidet wird, liest die Predigt vor. Nach dem Gottesdienst aber hebt vor dem Bauernhause ein heiteres Leben an. In Partien werden die Gäste zum Kaffee in die Stube gebeten; die Frauen und Mädchen in der schmucken Festtracht gehen im Garten auf und ab, die Männer sprechen über Politik — damals war gerade die Telegraphenfrage brennend — mit Interesse lässt man sich von Deutschland und deutschem Landbau erzählen, manche wissen etwas von Deutschland zu sagen — der Bauer von Kalmanstunga fragte nach Professor Heusler — ein älterer hat wohl gar Konrad Maurer gekannt. Nun werden die Pferde vorgeführt, betrachtet und beurteilt, die Jungen reiten auf den nackten Gäulen Wette. Die Frauen drängen zum Aufbruch, man folgt einer Gesellschaft zum See, über die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ruhige Fläche gleiten die flachen Kähne, ein Reitertrupp nach dem andern verlässt das Gut. Es war ein Tag von wirklich sonntäglicher Stimmung, ruhig und heiter. Aber kein Lied war erklungen!

Ein andres Bild: als ich eines Sonnabends morgens in Akureyri die Hafenstrasse entlang ging, hörte ich plötzlich am Fjord die Wacht am Rhein. Ein paar Boote füllten sich mit geputzten Menschen, eine grosse blaue Fahne wehte im Winde. Sie zeigte in Goldbuchstaben die Inschrift „Frídagur trjesmídanna = Feiertag der Zimmerleute", dazu Winkelmass, Zirkel und Lot. Männer, Frauen und Kinder fuhren — es waren etwa 5° R. — zum Picknick auf dem gegenüberliegenden Fjordufer. Abends sollte ein Ball stattfinden. Durch meinen Freund, den Kutscher Jón Stefánsson, gelang es mir, eine Einladung dazu zu erhalten, er holte mich abends ab, ich erhielt die blauweisse Schleife, und wir gingen in den Ballsaal. Es ist nun charakteristisch, dass dieses Fest mit einem Vortrag eröffnet wurde. Der Distriktsarzt las eine Abhandlung über die Hausindustrie vor: man solle doch die lange, düstere Winterzeit nicht so untätig verbringen, sondern mit Benutzung kleiner Maschinen die Rohstoffe des Landes oder aus fremden Ländern eingeführte verarbeiten; es brauche doch nicht alles ausser Landes zu gehen. Dieser Vortrag wurde mit grossem Interesse aufgenommen. Dann stellte ein junger Lehrer eine philosophische, lehrhaft dichterische Betrachtung an über die Art, wie sich der Mensch allmählich in die grosse Welt hineinfindet; damit fand er aber wenig Anklang. Nun folgte das grosse Schokoladentrinken, ohne das kein Fest in Island denkbar ist. Endlich rief die Ziehharmonika zum Tanz. Alte Tänze, wie den víki-vaki sucht man vergebens, die europäischen Tänze haben sie verdrängt; der sogenannte Sechstanz scheint eine vereinfachte Française zu sein. Jón holte mich bald zum gemütlichen Biertisch im kleinen Zimmer; hier waren eine Anzahl Arbeiter zusammen, die sich sehr eifrig über Hausindustrie, Kapitalsanlage in der neuen Tuchfabrik oder der Aktiengesellschaft zur Goldgewinnung unterhielten. Das Fest dauerte bis um fünf Uhr, und „es war sehr schön", sagten Guttempler und Alkoholiker.

Die Interessenrichtung.

Aus dem Erzählten ist an charakteristischen Zügen herauszuheben: Der Mangel des Gesanges, der Verlust vaterländischer

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tänze und das Interesse an theoretischen Gegenständen. Die ersten beiden gehören zusammen; das alte volkstümliche Gut an Liedern, Spielen und Bräuchen ist verloren gegangen. Man singt überhaupt wenig; nur einmal hörte ich die Mägde, die des Abends über den Grasgarten kamen, ein Sommerlied von Jónas Hallgrímsson anstimmen. Wenn ich bei gemeinsamem Ritte, wie wir Deutsche das ja gerne tun, einmal ein Lied anhob, wunderten sich meine Begleiter: „Nein, wir singen nie unterwegs, wir plaudern lieber". Der Pastor von Siglufjörður i Nordisland hat die alten Volkslieder gesammelt und beabsichtigt sie in einem etwa 35 Bogen starken Bande herauszugeben. Auf meine Frage, ob sie jetzt noch gesungen würden, antwortete er mit einem glatten Nein; Knechten und Mägden, die ich nach Liedern fragte, waren sie fast stets unbekannt. Und doch scheint das Volk Sinn für Musik zu haben: in auffallend vielen Bauernhäusern fand ich ein Harmonium, man spielte und sang, aber es waren immer moderne Lieder.

Ebenso wie Lieder und Gebräuche fallen auch die Märchen der Vergessenheit anheim, man glaubt nicht mehr an das, was sie von Elfen und Folgegeistern erzählen. Nur ein Lied, das dieser Welt angehört, scheint noch lebendiges Gut zu sein, das Lied von Olaf liljurós (Lilienrose). Es ist der bekannte Olafstoff, er hat aber unter dem Einfluss der isländischen vulkanischen Natur eine so eigentümliche Form erhalten, dass ich das Lied hier in neuer Übersetzung abdrucke. Lichte Dampf- und Feuerschwaden ziehen an den Hängen der Berge hin, und die starren Lavatrümmer stehen plötzlich als erleuchtetes Elfenhaus vor dem Wanderer, der sich verirrt hat oder in keckem Kraftgefühl ohne Wege in die Wildnis hinausgeritten ist; freundliche Frauen laden ihn zum Eintritt ein [1]).

Olaf Lilenrose [2]).

Olaf ritt mit den Bergen hinaus,
wild er geht, still er steht.
Traf vor sich ein Elfenhaus,
wo rote Lohe weht,
lichte Schwaden ziehen vor den Bergen hin.

[1]) Z. B. Islenzkar Þjódsögur og ævintýri safnad hefir Jón A'rnason, Leipzig 1862, I. Bd. S. 89 f. u. ö.

[2]) Übersetzt nach A. P. Bergensen, Folkesange og Melodier. 3. Udgave Kjöbenhavn 1869, I. Bd. p. 342.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kam ein Elfenweib hervor — wild er geht usw.
Nicht sie Gott für sich erkor.
wo rote Lohe weht usw.

Kam eine zweite Elfe heran,
Brachte eine Silberkann.

Kam eine dritte schön und hold,
Trug um den Leib einen Gürtel von Gold.

Kam eine vierte Frau hernach,
Die zu Olaf also sprach:

„Willkommen, Olaf Lilienros,
Komm zu uns in des Berges Schoss".

„„Nicht will ich wohnen bei Elfenfrauen,
Lieber auf den Herrn vertrauen"".

„Wohnst du auch bei Elfenfrauen,
Kannst du doch dem Herrn vertrauen".

Sie wandte sich zu einem Schrein,
Hüllt' sich in einen Mantel ein.

Zu einer Lade sie sich kehrt',
Nahm heraus das blanke Schwert.

„Nicht wird dein Ross dich von hier tragen,
Willst du mir den Kuss versagen".

Über den Sattel gebeugt den Leib,
Küsste er wirren Sinns das Weib.

Da stiess sie ihm das Schwert ins Herz,
Olaf durchzuckt ein scharfer Schmerz.

Er treibt das Ross mit den Sporen an,
Bis er zu der Mutter Hause kam.

Er klopft mit dem Peitschenknauf an die Tür:
„Ach, liebe Mutter, öffne mir".

„„Wie bist du blass, wie bist du blau!
Tat dir ein Leid eine Elfenfrau?""

„Mutter, bring mich nur zur Ruh,
Schwester, decke warm mich zu".

Der Zeiger wandelt dreimal um,
Olaf war totenbleich und stumm.

Der Zeiger wandelt kurzen Lauf,
Da gab den Geist jung Olaf auf.

Zum Kreuz gewandt schliess ich mein Lied —
wild er geht, still er steht —
Heil'ge Maria uns behüt,
wo rote Lohe weht,
lichte Schwaden ziehen vor den Bergen hin.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hat sich so das Interesse des Volkes von diesen Märchen abgewandt, so ist dagegen ein anderes Stoffgebiet wieder lebendig und wirklich volkstümlich geworden: die älteste Geschichte des Volkes. Auf die grosse, schöne Geschichtsliteratur der Isländer, die Sagas, die die Besiedelung des Landes, die Ordnung des Staates und die Christianisierung des Volkes behandeln, die im Anschluss an die Geschichte des Geschlechts die Taten der Helden des Schwertes und des Rates schildern, braucht nur hingewiesen zu werden; ebenso ist nur zu erwähnen das grosse Werk des Snorri Sturluson, die sog. Heimskringla; daneben die Sturlungengeschichte, die der Bischöfe u. a. Als im 17. Jahrhundert die Handschriften bekannt und durch Drucke allmählich zugänglich gemacht wurden, da verdrängte diese Wirklichkeit die Fabelstoffe. In den langen Winterabenden sammelten sich die Hausbewohner um den Vorleser, der beim trüben Schein der Öllampe die saga liest; man betrachte die Schilderung Jón Thórdarson Thóroddsens in dem Roman Mann und Frau (Gudmundsson-Palleske S. 191 ff.). Von der Isländischen Literaturgesellschaft ist eine gute billige Ausgabe der Islendinga sögur veranstaltet worden; in einer Sammlung kann man von 25 Ör an die Sagas kaufen. So kennt denn jeder Bauernjunge, ehe er lesen kann, seine vaterländische Geschichte. Wo ich hinkam sah ich im Regal eine Ausgabe dieser Sagas stehen, oft traf ich auch die teuren Ausgaben der Heimskringla u. a. an. Die Pastoren füllen meist ihre freie Zeit mit der Arbeit an den Sagas aus; die Person des Snorri Sturluson steht bei den Gebildeten im Mittelpunkte des Interesses. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte: die Sagas bilden den Boden der gemeinsamen Bildung des Volkes. Wie man etwa für die Reformationszeit die Bibel als den gemeinsamen Grund des geistigen Lebens im protestantischen Deutschland bezeichnen kann, so für die heutigen Isländer die Sagas. Dagegen ist die Kenntnis der Edda nicht verbreitet. Die Sprache hat sich doch so geändert, dass sie nicht mehr verstanden wird; meinem Führer erzählte ich den Inhalt der Völundar kviða als etwas ganz Neues [1]).

Es ist aber nicht die Freude an solchen Stoffen allein, die die Isländer vereint, sondern überhaupt die Richtung auf Bildung.

[1]) Arthur Bonus hat in den Preussischen Jahrbüchern, Juni 1906 (Etwas über Island), über das Charakteristische der isländischen Sagas gehandelt; er macht hier auf eine ganze Reihe von übersetzten Bruchstücken aufmerksam.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man liest, was einem in den Wurf kommt. Belehrende Bücher aus dem Englischen und Dänischen finden sich in vielen Bauernhäusern. Eine Abhandlung über Spiritismus beschäftigte gerade im letzten Sommer die Gemüter; über die Religion der Zukunft sah ich eine kleine Broschüre, und jüngst hat auch der schöne Roman „Dreyfus auf der Teufelsinsel" seinen Weg nach Island gefunden. Kahle hat in seinem Buche „Ein Sommer auf Island" [1]) eine ganze Reihe von Bücherverzeichnissen bäuerlicher Bibliotheken angeführt. Dreissig Zeitungen und Zeitschriften vermitteln den Verkehr mit der Aussenwelt und den Gedankenaustausch auf der Insel. Solch schnelles Lesen gibt natürlich nur Halbbildung mit teilweis eingehendem Einzelwissen: Ganz am Südende des Eyjafjörđur kehrte ich einst in einem ganz armen Hause ein, und als ich da bei Kaffee, Kuchen und Skýr dem alten Bauern in der Badstofa, auf dem Bette halb hingestreckt, gegenüberlag, da kramte er seine Weisheit von Bismarck aus: „er schlug Eisen mit Eisen und war aus Eisen geschaffen" [2]); dann beklagte er Bismarcks plötzliche Verabschiedung: „er wollte den Kaiser nicht selber regieren lassen", und bewunderte seinen Reichtum: „27 Millionen Mark hat er gehabt; aber geizig war er; niemandem hat er was abgegeben". Als Stipendiat der Schönhauser Stiftung konnte ich mir das natürlich nicht bieten lassen: „O nein, geizig war er nicht; ich habe selber von ihm 1500 Mark geschenkt bekommen". Nun musste ich ihm die ganze Geschichte der Schönhauser Stiftung erzählen, von der Ehrengabe des deutschen Volkes und der Absicht des Kanzlers, gerade den höheren Lehrerstand zu unterstützen. „Nein, er war doch nicht geizig, der Kerl (karlinn)".

Aber es ist nicht blosse Neugierde, die treibt, sondern auch rechter Wissensdurst. Heusler gibt Beispiele von tiefem Verständnis ganz einfacher Leute für recht fernliegende Gegenstände. Beim Bauern an der Þjórsábrücke, der zugleich kurpfuschte, fand ich deutsche botanische Bücher und den Faust und Schillers Gedichte in englischer Sprache. Es wird auch gearbeitet: der Bauer von Haukagíl las flott Englisch und Dänisch und hatte sich deutsche Bücher verschafft, um Deutsch zu lernen. Er legte sich

[1]) Berlin 1900.

[2]) Hann bar járni járn og var járni gerdur; stammt aus einem Gedicht, das ich nicht nachweisen kann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Reklamtext von Thoroddsens Jüngling und Mädchen (Piltur og stúlka) neben das Original und arbeitete los. Rührend war der Kellnerjunge im Hotel Akureyri. Er sagte: „Guten Tag“ zu mir und zeigte mir das deutsche Lesebuch des Gymnasiums. Vilhjálmur war etwa 15 Jahr alt, besuchte im Winter die Realschule in Akureyri, wo er Dänisch, Englisch und Realien lernte und verdiente sich im Sommer sein Brot. Das deutsche Lesebuch hat er alleine durchgearbeitet; das Märchen vom Dornröschen (Þornrósa litla) übersetzte er fliessend ins Isländische. Natürlich nahm ich mich seiner an, und in jeder freien Stunde kam er zu mir; einmal in der Nacht um ½12. — Ein sauber gekleideter Hafenarbeiter in Oddeyri redete mich eines Tages auf der Strasse mit einer sagengeschichtlichen Bemerkung über Hrafnagil, meinen alten Aufenthaltsort, an. Er habe eine schöne alte Ausgabe der Saga von Grettir dem Starken; ob ich sie mir ansehen wolle? Er habe zwar nur wenig Zeit. In der tadellos sauberen kleinen Wohnung wies er mir nun seine Schätze mit grossem Stolze. „Jedes Wort in allen Sagas habe ich verstanden, nur hier in der Njálssaga dieses Wort nicht; können Sie mir das sagen, Herr Doktor?“ Das war nun leider nicht der Fall. Mein Blick fiel auf — Jespersens Phonetik! Der Mann, der sich von seiner Hände Arbeit nährt, hat zwei Töchter nach Kopenhagen geschickt, damit sie sich dort in den für Isländer kostenfreien Lehrerkursen bildeten. Die jüngere war eben zurückgekehrt, sie hatte sich besonders für Sprachen, Phonetik interessiert und das Buch mitgebracht; ich konnte mit ihr sehr gut z. B. die Frage besprechen, ob das j im isländischen Worte já spirantisch ist oder nicht.

Diesem allgemeinen Streben nach Bildung entspricht nun auch das Schulwesen. Man muss von vornherein in Anschlag bringen, dass 80000 Menschen auf der 1870 Quadratmeilen grossen Insel zerstreut leben (Guðmundsson-Palleske S. 4 Anm.), dass es keine Eisenbahnen, kaum Fahrstrassen, sondern fast nur Reitwege gibt, dass Ströme und Nebel und Schnee den Verkehr gewaltig erschweren. Da zieht der Kinderlehrer (barnakennari) im Winter ins Tal, setzt sich auf einem Gute fest, und die Kinder der umliegenden Häuser wohnen für eine Zeit, etwa 6 Wochen, mit dem Lehrer zusammen; der bringt ihnen Lesen, Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Geschichte bei, und die Pastoren haben die Aufsicht darüber, dass jedes Kind von 14 Jahren lesen und schreiben kann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Realschule in Akureyri soll fürs praktische Leben vorbereiten; der Lehrplan ist oben S. 15 angegeben. Ursprünglich befand sie sich in Mödruvellir, es sollte im Sommer da auch Landwirtschaft praktisch gelehrt werden; das liess sich aber nicht durchführen, da die Schüler zu arm sind und sich im Sommer den Unterhalt für den Winter verdienen müssen. Leute aller Stände, Pastoren und Landratssöhne, Kinder von Kaufleuten, Bauern, selbständige Handwerker und Arbeiter strömen hier zusammen; Knaben von 14 und Männer von 35 Jahren drücken nebeneinander die Schulbank. Mit grosser Begeisterung ist die Schule 1882 eröffnet worden; am gamlárskveld beim Silvesterfeuer und Elfentanz gelobten sich die Schüler feierlich, nach 20 Jahren wieder zum Feste zusammenzukommen. Und das ist auch geschehen. Lehrer und Schüler arbeiteten freudig zusammen. Es wurde ein Leseverein gegründet und ein paar Jahre lang eine von den Schülern geschriebene Zeitschrift „der Schüler" herausgegeben. Theater wurde zu Weihnachten gespielt. Ob der Herr Rektor mit dem immer wiederholten Verbote des Ringens und Prügelns durchgedrungen ist, weiss ich nicht; gegenüber dem unbezwinglichen Bedürfnis der Isländer zu kauen und zu spucken ist er machtlos gewesen: jeder Schüler hat neben seinem Tintenfass seinen in die Bank eingelassenen Spucknapf. Im letzten Jahre ist ein neues Schulgrundgesetz erlassen worden. Soweit ich sehe, ist die Einführung der mündlichen Prüfung neben der bisher allein üblichen schriftlichen die wesentlichste Änderung; es soll hier deutscher Einfluss vorliegen.

Wissenschaftliche Bildung will dagegen die Lateinschule in Reykjavík geben. Ihr Lehrplan entsprach bis 1904 etwa dem des deutschen Gymnasiums, doch ist meines Wissens seit diesem Jahre das Griechische weggelassen, so dass sie also als Realgymnasium fortgeführt wird. Den Unterricht bis Quarta muss sich jeder privatim suchen; wer dann die sechs Klassen durchlaufen hat, kann die Universität in Kopenhagen oder die Theologen- und Ärzteschule in Reykjavík besuchen. Philologen und Juristen finden auf Island noch keine Ausbildung, die Ärzte müssen ein oder zwei Semester in den Kliniken in Kopenhagen gearbeitet haben, ehe sie in der Heimat praktizieren dürfen [1]).

[1]) Über Islands höheres Schulwesen und das isländische Universitätsprojekt hat Küchler in der Akademischen Revue Januar 1895 gehandelt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man will aber nicht nur aufnehmen, sondern auch produzieren. Von dem Schaffen der Gelehrten und Künstler soll hier nicht die Rede sein. Bauern und kleine Beamte schreiben und drucken auch gerne. Jón Bogfirðingur der Verfasser eines Schriftstellerverzeichnisses vom Jahre 1400 an war Polizist. Der Kinderlehrer, der sich im Winter in einem Hause niederlässt, gibt gewöhnlich sofort eine geschriebene Zeitschrift heraus, die von Gut zu Gut getragen wird. Da schreiben denn die Bauern in Prosa und Versen tapfer mit. „Jeder zweite Mann in meinem Bezirk ist ein Dichter", sagte mir der Landrat des Húnavatnbezirkes. Der Bauer in Selfoss zeigte mir mit Stolz eine kleine Geschichte, die er für eine Zeitschrift beigesteuert hatte, und Sveinn von Mælifelsá holte sich auf zwei Packpferden seinen grossen Roman aus Akureyri, wohl um ihn bei Bekannten zu vertreiben. Eine schnurrige Szene erlebte ich mit einem alten Bauern in Eyjafjörður: „Aus was für einem Geschlecht stammen Sie?" fragte er mich; da ich ihm leider nur von meinen Urgrossvätern etwas sagen konnte, sah er mich sehr verächtlich an: „Ich stamme von Egill Skallagrímsson". Das ist der berühmteste Dichter der Sagazeit. Da war ich sehr niedergeschlagen. Nach einem Weilchen fragte er: „Sind sie Dichter?" Um mich nun nicht wieder so unsterblich zu blamieren, sagte ich: „O ja, ich hab wohl auch manchmal Gedichte gemacht". „Haben Sie welche gedruckt?" In diesem Augenblicke tat mir's leid, dass ich nein sagen musste. „Aber ich hab ein Drama gedichtet und drucken lassen: Sigridur Eyjafjardarsól [1]). Das ist auch schon aufgeführt worden!" Das Schauspiel behandelt eine Volkserzählung vom verschmähten Liebhaber, der die Tochter der Geliebten stiehlt, um ihr Ebenbild zu besitzen. Selbstverständlich kann ein isländischer Bauer, der nicht aus seinem Fjord herausgekommen ist, aus diesem Thema kein Drama machen, das uns einigermassen befriedigen könnte; einzelne Szenen schildern übrigens recht hübsch.

Diese Freude an geistiger Beschäftigung — hierher sind auch die beliebten Reimspiele, die Poestion, Isländische Dichter S. 11 ff., beschreibt, zu ziehen — ist ein hervorstechender Charakterzug des ganzen Volkes. Auf diesem Boden verstehen sich alle, und den allen gemeinsamen Stoff geben die Sagas. Tritt die ausländische

[1]) Sigrid die Sonne des Eyjafjörður. Küchler, Gesch. der isl. Dichtung der Neuzeit, Heft II Dramatik S. 36 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildung dazu, so hebt sie den Menschen nicht auf eine andere Bildungsstufe; und wie die Bildungsunterschiede, so werden auch Standesunterschiede nicht beachtet: Der Student, der Künstler arbeitet auf dem Lande mit dem Knecht; Schüler, Studenten und Lehrer bieten sich als Führer den Fremden an; die Töchter eines mir bekannten Geistlichen sind Mägde bei Bauern der Umgegend, der Sohn ist jener Kellnerjunge in Akureyri. Der Sohn eines anderen Pastors war Wegearbeiter vor seines Vaters Hause und ist jetzt Knecht in Dänemark. Die Pastoren selber und ihre Frauen arbeiten fleissig im Heu mit, und auch die Frau eines hochgestellten Beamten sah ich mit ihren Mägden bei der Erntearbeit.

So haben wir hier das Beispiel eines Volkes von wesentlich einheitlicher Kultur, gleichem, aufs Theoretische gerichtetem Interesse, gleicher Bildungsgrundlage, ohne Gliederung in Stände.

Die Kehrseite von dieser Richtung aufs Geistige ist die Vernachlässigung der praktischen Angelegenheiten. Freilich ist ja Island zum allergrössten Teil schlechthin unbebaubar; aber wenn man die Täler entlang reitet, überall die Pflege vermisst und die verschwindend kleinen Grasgärten sieht, so muss man doch sagen: Island ist ein vernachlässigtes Land. Guðmundsson (-Palleske S. 111) meint sogar, es sei jetzt in einem weit schlechteren Zustande als zur Zeit seiner Besiedelung vor tausend Jahren. Norwegische Landwirte sagten, hier liesse sich ganz anderes leisten — freilich, das kostet Arbeit. Aber die Arbeit schätzt man nicht so besonders. Zur Erntezeit wird allerdings ordentlich angefasst, aber sonst hat man den Eindruck, dass die Leute müssig gehen. Heusler redet von der Unlust des Volkes zu neuen Unternehmungen; wie bei der Fischerei, von der er spricht, steht's auch bei anderen Erwerbszweigen; die Wolle wird getreulich ins Ausland geschickt, damit sie als Tuch zurückkomme; erst seit kurzem gründet man Fabriken.

Die Arbeiter, sagte man mir, sind schlecht zu gebrauchen; sie sind bequem und kennen keine Unterordnung; sie wollen zu allem gebeten sein, und wenn ihnen die Arbeit nicht passt, so gehen sie weg. Das sind die Worte des Bauern und Kaufmanns in Grund im Eyjafjörður. In der letzten Nummer der Zeitschrift Eimreidin (XII 1 S. 9) wird über denselben Übelstand geklagt. Mit dem ungebildeten Führer, den wir bei einer Reise im Südlande hatten,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war gar nicht auszukommen; eigenwillig war er, disziplinlos, unzuverlässig und faul. Natürlich war das unsere Schuld. Der Dienstherr dieses Knechtes, einer der grössten Kaufherren der Insel, sagte uns: „Wir wollen gar nicht Deutsche ins Land haben, die verstehen unser freies Leben nicht; wir wollen nicht bloss gehorchen". Und derselbe Mann meinte: „Wir beziehen von niemandem so gerne Waren wie von Deutschen, denn die sind immer ganz zuverlässig; aber wir verkaufen an niemanden weniger gern als an Deutsche, denn die verlangen dieselbe Zuverlässigkeit". Deutlicher kann die Art und Weise, wie der Isländer das praktische Leben ansieht, nicht bezeichnet werden.

Die modernen Isländer sind im allgemeinen keine tätigen Menschen, die ein Werk mit fester Hand beginnen und entschlossen durchführen; ihr Interesse liegt auf geistigem Gebiet; es ist etwas Spielerisches in ihnen.

Für diesen merkwürdigen Zustand ist die Erklärung wohl in der Geschichte der letzten Jahrhunderte zu suchen. Nach dem Heroenzeitalter der Besiedelung des Landes und der aristokratisch geleiteten Republik mit der herrlichen Blüte der Dichtung und Wissenschaft griff König Hákon von Norwegen geschickt in die Händel der Grossen ein, spielte den einen gegen den anderen aus und brachte Island 1264 unter seine Krone. 1380 kam die Insel mit Norwegen an Dänemark und wurde ihm auch 1814 gelassen. Zum letzten Male hat sich der kräftige Geist der Vikinger in seiner Wildheit bei der Einführung der Reformation gezeigt, als sich die beiden Bischöfe, Jón Arason und Augmundur Pálsson, die einander bisher bitter befehdet hatten, vereinten und mit List und Gewalt gegen die neue Kirchenordnung stritten — die Lehre war gleichgültig; tatsächlich handelte es sich in diesen Kämpfen um die endgültige Unterwerfung Islands. Bischof Augmundur galt den Dänen als die katholische Kirche in Person, der andere, Jón, als das isländische Volk selbst. Deshalb mussten beide aus dem Wege geräumt werden. Ihr Tod — der eine starb in der Gefangenschaft, der andere endete auf dem Schafott am 7. November 1550 — bedeutete den Tod des isländischen Freiheitsgeistes. So denken die Isländer selbst über diese Zeit[1]). Zwar bleibt das Land ja

[1]) Vgl. Jón Jónsson, Islenzkt Þjóðerni, Reykjavik 1903, S. 152. Das ist eine mit warmem Herzen geschriebene, allgemein verständliche Geschichte Islands; etwas rhethorisch.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch Republik, aber es ist doch entschieden, dass der dänische König durchsetzen kann, was er will, und 1662 schwören die Isländer Friedrich dem Dritten als ihrem absoluten König. Das Althingi, der Reichstag, verliert immer mehr seine gesetzgebende Gewalt, ja seine richterliche Funktion, alle Rechtsfragen werden vor den dänischen Bevollmächtigten oder nach Kopenhagen gezogen, und 1800 wird das Althingi überhaupt aufgehoben; Island hatte keine staatsrechtliche Vertretung mehr.

Mit diesem Verfall des Staatslebens ging der des Wohlstandes Hand in Hand. Die dänischen Könige behandelten Island nicht ohne Wohlwollen; aber sie sahen nicht, dass es besondere Forderungen stellen konnte. Der Monopolhandel, damals gar nichts Ungewöhnliches, wurde 1602 für die Insel eingeführt: nur Kopenhagen, Malmö und Helsingör durften nach Island handeln. So konnte den armen Isländern jede Ware zu jedem Preise geboten werden. So gierig setzten die Händler ein, dass nach Þorkell Bjarnason [1]) in den ersten Jahren 9000 Menschen Hungers starben. Erst 1786 wurde der Handel für alle Dänen, 1854 (!) für die Welt freigegeben.

Zu diesem Unglück kam gerade in diesen Jahrhunderten die furchtbar verheerende Wirkung der Naturgewalten: harte Winter, Stürme, Einschliessung der Insel durch Packeis, Seuchen unter Menschen und Tieren drückten die Bewohner unsäglich. 1707 raffte eine Blatternepidemie 18000 Menschen, ein Drittel der Bevölkerung, dahin. Endlich 1783 die Ausbrüche des Kraters Laki und des Skaftafells; ein Fünftel des Volkes fand den Tod in den Jahren des Elends, die diesen Eruptionen folgten [2]). Damals wollte die dänische Regierung die Isländer auf die jütischen Heiden verpflanzen. Als 1807 der Abenteurer Jürgensen mit einem leicht armierten englischen Kaufschiffe das Land in Besitz nahm, unter englischen Schutz stellte und sich selbst zum Regenten mit dem Titel Exzellenz machte, konnte keiner die Hand gegen ihn erheben.

Aber in diesen Jahrhunderten des politischen und sozialen Niederganges brachte Island Männer von grosser geistiger Bedeutung hervor. A'rngrímur Jónsson Víðalín gab die erste wissen-

---

[1]) A'grip af sögu Islands 1880.

[2]) Vgl. Jónas Jónassons Novellen Lebenslügen in Küchlers Übersetzung bei Reklam.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftliche Beschreibung der Insel, Brynjólfur Sveinsson und A'rni Magnússon sammelten die handschriftlichen Schätze des Landes, Þórmóður Torfason schrieb eine Geschichte Norwegens, Dänemarks, Amerikas und Grönlands, Finnur Jónsson die Kirchengeschichte Islands, und der arme Pastor Hallgrímur Pjetursson stellte das Leiden und Sterben Christi in Liedern dar, die jetzt noch vom Volke lieber als die Bibel selbst gelesen werden. Eine lebhafte Freude an Reimereien, an Ritterdichtungen und Märchen, endlich an den Sagas erhielt sich lebendig und wuchs.

Das Volk, das im Mittelalter durch Tatenkühnheit und Heldenkraft, durch Dichtersinn und Wissenschaftlichkeit vor anderen geleuchtet hat, ist durch den langen vergeblichen Kampf gegen fremde Menschen und Naturgewalten müde geworden, die Hände zu regen. Es handelt nicht mehr gerne, es hat sich zurückgezogen auf das Gebiet des geistigen Lebens. So erklärt sich am ersten die merkwürdige Richtung des Interesses auf das Theoretische, die Abkehr vom Praktischen.

Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert hat für Island eine neue Zeit begonnen. Auf dem Boden der literarischen Beschäftigung mit der Geschichte der Vorzeit erspriesst ein starkes Vaterlandsgefühl. Schon im achtzehnten Jahrhundert mahnt Eggert Olafsson, und dann erinnern die Dichter des anbrechenden neuen an die grosse Vergangenheit, weisen auf die Schönheit der Heimat hin, zeigen auf den Tiefstand der Kultur und fordern frische Tätigkeit. Mit ernstem Vorwurf eröffnete Jónas Hallgrímsson in dem schönen Gedicht Island[1]) die Zeitschrift Fjölnir 1847. In der Arbeit an diesem Blatte und dem Nýr Félagrit sammelten sich die jungen vaterländisch gesinnten Männer. Baldvin Einarsson forderte eine selbständige Vertretung Islands neben den dänischen Provinzialständen; 1843 wurde der isländische Reichstag als ratgebende Versammlung wieder aufgerichtet. Jón Sigurdsson studierte die Geschichte des Landes, um Material für den Kampf mit der Regierung zu finden, und Konrad Maurers Arbeiten über die staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel waren demselben Zwecke dienstbar. Island soll eine gesetzgebende Versammlung haben und einen Minister, der dieser voll verantwortlich ist. Endlich im Festjahre

[1]) Übersetzt bei Poestion, Isländische Dichter S. 343, und Guðmundsson-Palleske S. 170.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der tausendjährigen Besiedelung der Insel, als zum ersten Male ein König, Christian IX., das Land betrat und zum Althing ritt, ward den Isländern eine Verfassung gegeben, 1874. Die inneren Angelegenheiten sollen vom Althing und dem König gesetzgeberisch geordnet werden; was Island mit Dänemark gemein hat, wird von der dänischen Volksvertretung bestimmt. Der Minister für Island ist dem Althing nur für die Aufrechterhaltung der Verfassung verantwortlich, er ist ein Däne und residiert in Kopenhagen.

Gegen diesen Übelstand musste in den folgenden Jahren angekämpft werden, und nachdem der Regierung die Durchsicht der Verfassung anheimgestellt worden war, erlangte Island am 1. April 1904, was es forderte: der Minister muss mit der Sprache und den Verhältnissen der Insel vertraut sein, er residiert in Reykjavík und ist dem Althing für die gesamte Haltung der Regierung verantwortlich. Gleichzeitig ward das alte Wappen Islands, der kopflose Dorsch, ersetzt durch den weissen Jagdfalken im blauen Felde.

In der Zeit dieser Kämpfe ist wieder Sinn für Politik im Volke erwacht. Die Verhandlungen des Reichstages werden mit grossem Interesse verfolgt. Als ich im Südland reiste, handelte es sich gerade um die Telegraphenvorlage: Die deutsche allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (?) und die englische Marconigesellschaft kämpften zuerst getrennt, dann vereint für die Funkentelegraphie gegen den Minister Hannes Hafsteinn, der Kabel legen wollte. Allerorten wurde ich im Südlande gefragt: „Was halten Sie von der Funkentelegraphie?“ Minister und Althing entschieden für Kabel, das Volk war zum grössten Teil dagegen. Da sammelten sich eines Tages gegen 250 Geistliche und Bauern zu einer Protestversammlung gegen Minister und Althing in Reykjavík. In geordnetem Zuge gingen sie vor das Haus des Ministers und forderten Änderung des Beschlusses. Als aber Hafsteinn fest blieb, riefen sie: „Nieder mit dem Minister, nieder mit dem Althing“. Dann sangen sie den isländischen Text der Marseillaise und zerstreuten sich schliesslich wieder. Besonnenen Leuten war diese Demonstration natürlich sehr unangenehm: nun haben wir eine Verfassung und wissen nicht damit umzugehen.

Auch auf praktischem Gebiete haben die letzten Jahrzehnte neues Leben gebracht. In den Küstenorten legen unternehmende

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männer kräftig Hand an, um Geld zu verdienen, und in Reykjavík sind Grossbetriebe von amerikanischem Gepräge entstanden: ich nenne nur das Geschäft des deutschen Konsuls Thomsen, ein Warenhaus, in dem man alles bekommt, von der Sardine bis zum Ponny. Die Summe der Ein- und Ausfuhr ist von 3341000 Kronen im Jahre 1849 auf 18783000 Kronen im Jahre 1900 gestiegen (Guđmundsson-Palleske S. 139). Auch auf dem Lande regt es sich; Landwirtschaftsvereine und Schulen bestehen schon seit längerer Zeit; in Akureyri ist eine Versuchsstation eingerichtet worden: die Züchtung von Getreide, ausser vielleicht Hafer, scheint nach den Erfahrungen doch ausgeschlossen. Der Mechaniker Olafur Hjaltested — ein Mann, der, theoretisch ungebildet, aus Versehen statt des Perpetuum mobile eine sehr leistungsfähige Pumpe erfunden hat — bereiste diesen Sommer das Land, um Pflüge, Heumaschinen und Eggen, die den isländischen Verhältnissen angemessen sind, einzuführen. In Reykjavík wird auch eine Tuchfabrik eingerichtet, und zwar von einem deutschen Herrn; die Zentrifuge wurde fast in allen Häusern, in denen ich einkehrte, zum Buttern gebraucht, und Genossenschaften lassen in Meiereien zum Teil sogar mit Benutzung der Wasserkraft die Milch verarbeiten; die Ausfuhr ist aber noch dadurch erschwert, dass die Landwege so schlecht sind und — so liess ich mir sagen — die Güte der Ware auf Schiffen, die zugleich Fische und Tran führen, leidet; besondere Butterschiffe hat man noch nicht. Der grosse Fortschritt, den Island gemacht hat, wird recht deutlich aus dem Vergleich der eigenen Einnahmen des Landes für die Staatskasse vom Jahre 1874/75 gleich 243047 Kronen mit denen vom Jahre 1904/05 gleich 1548570 Kronen (Guđmundsson-Palleske S. 114).

Ergebnis.

Fasse ich nun zusammen, so ist mir folgendes als eigentümlich an den vielen Isländern, die ich kennen gelernt habe, aufgefallen. Sie sind leicht beweglichen Temperamentes, sie nehmen leicht auf und kommen freundlich entgegen; aber diese Freundlichkeit ist oberflächlich, das Interesse flaut so schnell ab, wie es entsteht. Vom inneren Leben zeigen sie dem Fremden nicht leicht etwas, und die grosse Liebenswürdigkeit verbirgt wohl öfters tiefere Bewegungen. Sie scheint mir zu einem guten Teil blosse gesellschaftliche Form zu sein. Valtýr Guđmundsson nennt die Isländer

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sanguiniker; dem kann ich nicht ganz beistimmen, denn dazu fehlt ihnen doch die Intensität der Bewegung. Neben diesen Leuten zeigen sich schwerfällige mit offenbarer Tiefe des Gefühls, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit. — Wie die Isländer selbst im allgemeinen liebenswürdig sind, so erwarten sie auch für sich eine sehr rücksichtsvolle Behandlung: „alle Isländer sind Herren". Widerspruch stösst leicht auf Rechthaberei.

Als Volk werden die Isländer charakterisiert durch die gemeinsame nationale geistige Kultur, die sich aufbaut auf der allgemeinen Richtung des Interesses auf das Theoretische. Sehr bedeutende Leistungen der Gelehrten, tüchtiges wissenschaftliches Arbeiten der Studenten, Freude am Disput; allgemeine Lust am Lesen, besonders der Sagas, die die Märchen und Ritterromane verdrängt haben und nun für alle den Bildungsstoff darstellen; reger Trieb zum Lernen auf allen Gebieten; Freude an der Produktion, die allerdings viel Spielerisches hat: man dichtet und schriftstellert sehr gerne, und die mannigfachen Reimspiele mögen wohl an die Stelle des Volksgesanges getreten sein, während die alten Tänze von den europäischen verdrängt worden sind. Neben aller dieser geistigen Interessiertheit steht auffallende praktische Gleichgültigkeit, Mangel an Tatkraft und Zucht.

Da das Volk eine einheitliche Bildung hat, so fehlen ihm auch die Standesunterschiede, es ist noch nicht in Klassen gespalten, und ein starkes Heimats- und Volksgefühl schliesst alle eng zusammen. Vom Nationalbewusstsein, dem Stolz auf die grosse Vergangenheit, scheint die Wiedergeburt des Volkes im 19. Jahrhundert ausgegangen zu sein. Im langen Kampfe um die Verfassung ist weithin der politische Sinn erweckt worden, und die durch den Staat geschaffenen günstigeren Bedingungen für den wirtschaftlichen Fortschritt beleben den Unternehmungsgeist der Kaufleute und auch der Bauern.

Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Die plastische Auffassung der Gebärmutter in der Volksmedizin.

Von Dr. Hugo Magnus.

§ 1. Die Entstehung der anatomischen Votivgaben.

Eine jede auf Dogmen beruhende Religion ist gezwungen, das göttliche Wesen in mehr oder minder ausgesprochenem Umfang anthropomorphisch aufzufassen. Denn erst hierdurch wird die göttliche Gestalt zu einer Person, welche dem Fassungsvermögen des Menschen näher rückt. Ohne die anthropomorphe Ausstattung verflüchtigt sich der Begriff Gott in einen wesenlosen Nebel. Indem wir nun Gott als persönliches Wesen denken, schaffen wir zwar für den Begriff Gott eine Hypothese, welche uns das Wesen des Schöpfers weder erklärt noch verstehen lehrt, sondern unserem Vorstellungsvermögen nur näherbringt. Aber damit ist schon genug gewonnen, denn wir sind nun doch in die Lage versetzt, mit dem Schöpfer in einen unser Gemüt wie unser Begriffsvermögen befriedigenden Verkehr zu treten. Dass dieser Verkehr nun aber sich unter Formen vollziehen muss, welche dem anthropomorphisierten Gott entsprechen, ist ja doch wohl selbstverständlich. Deshalb finden wir denn auch seit den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart in allen dogmatischen Religionen eine Reihe von Kultformen, welche nicht dem Göttlichen des Schöpfers, sondern dem ihm zugeschriebenen Menschlichen zu dienen bestimmt sind. Dahin gehören unter anderem auch die Opfer mit all ihren verschiedenen Formen, unter denen einige die Aufmerksamkeit des medizinischen Historikers in ganz besonderem Grade erregen. Es sind dies die anatomischen Votivgaben.

Unter anatomischen Votivgaben verstehen wir die aus den mannigfachsten Stoffen hergestellten Nachbildungen einzelner Körperteile, welche von Kranken an heiliger Stätte dargebracht werden. Es ist das ein Gebrauch, der uralt sein dürfte und auch heute beim Volk ebenso beliebt ist, wie er es vor Jahrtausenden bereits war.

Der Patient schenkte derartige plastische Darstellungen seines Leidens nun entweder gerade zur Zeit seines Krankseins in die Heilig-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tümer, oder er legte sie dort erst nieder, wenn er bereits geheilt war. Im ersten Fall bringen die Bildwerke oft die Natur der Erkrankungsform in charakteristischer Weise zur Darstellung, so Frakturen der Extremitäten, Unterleibsbrüche, Verfälle der Gebärmutter, Geschwülste u. dgl. m., während die nach Beendigung der Krankheit aufgestellten Votivgaben meist nur den Körperteil, welchen das Leiden ergriffen hatte, schlechthin nachbilden, ohne auf die plastische Wiedergabe der pathologischen Erscheinungen Rücksicht zu nehmen.

Während die zur Zeit der Erkrankung dargebrachten Votivgaben wohl zunächst das Mitleid der Gottheit erwecken und sie dadurch hilfsbereiter machen sollten, ist mir nicht recht verständlich, was der Genesene beabsichtigt haben mag, wenn er das krank gewesene Organ hinterdrein in bildlicher Wiedergabe darbringt. Der Wiedergesundete hat es ja doch eigentlich gar nicht mehr nötig, die Stimmung der Gottheit in günstigem Sinne beeinflussen zu wollen, und dass er dem Schöpfer eine besondere Freude bereiten würde, wenn er ihm die wertlose Nachbildung irgend eines Körperteiles schenkt, kann doch das naivste Kindergemüt kaum voraussetzen. Aber welche Gründe nun auch immer den Genesenen dazu veranlasst haben mögen, den Himmlischen eine plastische Nachbildung seines krank gewesenen Körperteiles zu weihen, das ändert an dem hohen Alter und der allgemeinen Verbreitung dieses Gebrauches gar nichts. Denn in allen Perioden der Kultur brachte die Menschheit plastische Darstellungen kranker oder krank gewesener Körperglieder in die Heiligtümer. So kennen wir solche aus den Zeiten der Phönizier, der Ägypter usw. Auch die heilige Schrift[1]) weiss von solchen Votivgaben zu erzählen. Als nämlich die Philister den Zorn Jehovahs durch die Fortführung der Bundeslade erregt und infolgedessen allerlei Ungemach zu erleiden hatten, da beschlossen sie, die Gunst Jahves durch Geschenke wiederzugewinnen. Dass zu diesem Zweck die Gaben aber einen beträchtlichen materiellen Wert haben, d. h. aus Gold sein mussten, das war den geängsteten Philistern von Haus aus gewiss klar. Doch sie wollten aus solch kostbarem Geschenk auch möglichst viel Nutzen ziehen, und so kamen sie denn auf den schlauen Gedanken, das geopferte Gold in die Form des Körperteiles zu

[1]) 1. Buch Samuelis Kap. 6 Vers 4, 5, 11.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bringen, der — so scheint es — zurzeit gerade in epidemischer Weise bei ihren Stammesgenossen erkrankt war. Und da das nun zufällig das Gesäss war, so erhielt Jehovah fünf aus Gold geformte menschliche Podices. Der Wert der Gabe und der plastische Hinweis auf die Richtung, in welcher die göttliche Hilfe sich zu bewegen hatte, konnte ja bei Jehovah — so werden die Philister wohl gemeint haben — gar keinen Zweifel darüber walten lassen, wie er sich nach Entgegennahme der kostbaren Gabe zu verhalten habe.

§ 2. Die Beschaffenheit der anatomischen Votivgaben.

Nun bringen aber die fraglichen Votivgaben den anatomischen Charakter durchaus nicht immer in so klarer und verständlicher Form zum Ausdruck, dass man ohne weiteres zu verstehen vermag, auf welche Körperorgane sie sich wohl beziehen dürften. Besonders gilt dies von jenen Donarien, welche mit den weiblichen Geschlechtsorganen in Verbindung stehen. In einzelnen Fällen sind dieselben ja allerdings in ihrer plastischen Form so klar und einleuchtend, dass ihre Deutung keinerlei Schwierigkeiten unterliegt, so ist dies z. B. der Fall bei der aus der Sambonschen Sammlung stammenden plastischen Darstellung der äusseren weiblichen Genitalien[2]). Für andere Weihegaben ist es aber wiederum sehr schwierig, eine nach allen Seiten befriedigende Erklärung zu geben. So trifft dies bei gewissen altitalischen Votivgeschenken zu, von denen man mit Sicherheit eigentlich nur sagen kann, dass sie auf die inneren weiblichen Geschlechtsteile Bezug nehmen, ohne dass man ein bestimmtes Organ dieses vielgliedrigen Apparates klar und in einwandsfreier Deutung zu erkennen vermöchte. Es bedarf bei ihnen erst einer gelehrten kritischen Analyse, ehe man zu einer Erklärung zu kommen vermag, und selbst diese fällt bei den einzelnen Untersuchern gar verschieden aus. So werden manche dieser uralten italischen Donarien von einigen Forschern[3]) als Gebärmutter, von anderen[4]) als Blase mit Scheide und Anhang

[2]) Aschoff, Die Sambonsche Sammlung römischer Donarien. Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften Bd. II Nr. 1 S. 5, Hamburg und Leipzig 1903.

[3]) Sambon, vgl. bei Aschoff a. a. O. S. 5 Figur 3.

[4]) Stieda, Anatomisch-archäologische Studien. II. Anatomisches über alt-italische Weihgeschenke. Wiesbaden 1901 S. 108 ff. Tafel IV/V Figur 20—25. Die Stiedasche Deutung dürfte wohl die richtige sein.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedeutet. Wer die Abbildungen dieser Dinge beschauen will[5]), der wird gewiss sich nicht weiter wundern, wenn über die Deutung der fraglichen Gebilde selbst die gelehrtesten Forscher sich nicht einigen können. Doch mag die Deutung nun sein wie sie will, jedenfalls zeigen die in Rede stehenden Votivgaben das Bestreben, Teile des weiblichen Geschlechtsapparates möglichst naturgetreu zur Darstellung zu bringen; so naturähnlich, als dies dem betreffenden Künstler eben möglich gewesen ist.

§ 3. Die Darstellungsformen der auf die Gebärmutter bezugnehmenden Votivgaben.

Den auf eine Wiedergabe der natürlichen Formen bedachten Votivgaben stehen nun andere gegenüber, bei denen auf eine plastische Nachahmung der natürlichen Form vollständig verzichtet wird. Es sind dies vornehmlich Weihegaben, welche auf die Gebärmutter Bezug nehmen. Höchst auffallend ist an diesen Donarien die Tatsache, dass sie die Gestalt eines Kriechtieres darstellen. Und zwar begegnen wir da den verschiedensten Vertretern dieser Tiergruppe: Fröschen, Kröten, Eidechsen, zu denen sich dann noch Schildkröten und Tiergestalten gesellen, welche mit einer bestimmten Tiergattung überhaupt eigentlich nicht mehr sicher identifiziert werden können.

Man könnte zunächst einmal fragen: woher man denn überhaupt wissen will, dass diese Tiergestalten grade plastische Verkörperungen der Gebärmutter bedeuten sollen? Nun die Beantwortung dieser Frage ist schnell gegeben. Der Umstand, dass noch heutzutage die Frauen des Volkes allenthalben in Deutschland, Tyrol, Kärnthen usw. derartige Votivgaben in Tierform den Kirchen zuführen, um in Kindesnöten oder in Krankheiten der inneren Geschlechtsteile Hilfe zu erlangen, lässt daran keinen Zweifel aufkommen, dass diese wächsernen oder eisernen Kriechtiere mit der Gebärmutter identisch sein sollen.

Die Sitte, Kriechtiere aus Wachs, Holz, Eisen, Kupfer, Silber der Gottheit darzubringen in der ausgesprochenen Absicht, dafür deren Hilfe in allerlei gynäkologischen Bedrängnissen zu erlangen,

[5]) Man vgl. auch Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 8. Aufl. Leipzig 1905 Bd. II S. 292. und die daraus reproduzierte Abbildung von Blind, Gynäkologisch interessante „Ex-voto". Globus Bd. 82 Nr. 3. Braunschweig 1902, S. 10 Abbid. 4.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheint schon eine sehr alte. Wenigstens berichtet Höfler[6]), dass sich bereits in den griechischen Tempeln Weihetafeln mit dem Bild eines Kriechtieres (Schildkröte) fänden: eine solche Darstellung ist in dem Kirchnerschen Museum zu sehen, sowie auch in dem Museum in Palermo. Ob die genannten beiden uralten antiken Donarien nun wirklich von Frauen behufs Abwehr irgendwelcher weiblicher Leiden dargebracht worden sind, vermag ich natürlich nicht zu sagen, da ich ja nicht in der Lage gewesen bin, das betreffende Material an der Quelle zu prüfen, aber ich habe durchaus nicht das mindeste Recht, in die Aussagen eines so gewiegten Forschers, wie Höfler, auch nur den geringsten Zweifel zn setzen. Übrigens wird die Ansicht, dass bereits die antiken Frauen Uterus-Votivtiere den Göttern dargebracht haben, durch den Umstand erheblich gestützt, dass man in der Tat schon in frühen Perioden des Altertums, wenn auch nur in irrtümlicher Deutung einer Stelle des Plato — wir kommen darauf im Lauf unserer Untersuchung noch eingehender zurück — die Gebärmutter für ein wirkliches Tier gehalten hat; doch dürfte diese Annahme nur eine dem Volke und nicht den Ärzten eigene gewesen sein.

Beschäftigen wir uns zunächst einmal etwas eingehender mit der Form, in welcher uns diese den Uterus repräsentierenden Kriechtiere entgegentreten. Es sind solche an den verschiedensten Orten gefunden worden, und können wir an ihnen die mannigfachsten Gestalten wahrnehmen. Der besseren Übersicht halber wollen wir dieselben in 7 Gruppen trennen.

Zunächst sind da in der ersten Gruppe Bildungen zu sehen, welche überhaupt kaum noch an das Äussere irgendeines tatsächlich existierenden Kriechtieres erinnern. Es sind das Tierformen mit einem plumpen dicken Leib, vier wohl abgesetzten gleich grossen, kleinen Füssen resp. Beinen, welche in vier bis fünf Zacken, offenbar Andeutungen der Zehen, auslaufen. Es sind diese Beinchen im Verhältnis zu dem dicken Leib oft so klein, dass sie fast an Flossen erinnern; wenigstens haben sie mit solchen mehr Ähnlichkeit, als mit den Extremitäten irgendeines der jetzt

[6]) Höfler, Votivgaben beim St. Leonhardskult in Oberbayern, Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Bayerns Bd. IX 1891 S. 127.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebenden Kriechtiere, doch zeigen andere, in diese Gruppe der Votivtiere gehörende Wesen wieder lange dünne, teils grade, teils gebogene Beine, so z. B. das von Höfler[7]) Figur 10 abgebildete Geschöpf. Der plumpe Leib ist auf seiner breiten Oberfläche entweder glatt oder warzig. Der Kopf wächst entweder ohne Andeutung eines Halses unmittelbar aus dem breiten ungefügen Leib heraus oder er ist mittelst eines wohl ausgearbeiteten Halses vom Leib abgesetzt. Dabei ist die Form des Kopfes ganz verschieden; bald ähnelt er einem Frosch- und Krötenhaupt, bald dem einer Eidechse. Bisweilen ist er auch so wenig ausgearbeitet, dass er überhaupt nicht mehr dem Kopf eines lebenden Tieres gleicht, wie dies z. B. von dem aus Ganacker in Niederbayern stammenden und von Andree[8]) abgebildeten und von mir[9]) reproduzierten Votivtier gilt.

So kommen denn Gestalten zutage, welche einem lebenden Tier überhaupt nicht mehr gleichen, wie das mit langen, dünnen Füssen, plumpem dicken Leib und Eidechsenkopf ausgestattete von Höfler[10]) abgebildete Wesen.

Das Zustandekommen dieser Gruppe von Votivtieren, welche durch die von Andree, Höfler und mir abgebildeten repräsentiert werden[11]), kann auf zweierlei Weise erfolgt sein.

Entweder hat der Fabrikant der betreffenden Plastiken ein so geringes künstlerisches Können besessen, dass er, trotzdem er vielleicht irgendein lebendes Kriechtier als Vorbild genommen hatte, doch nur eine so unvollkommene Reproduktion dieses seines Originals zustande bringen konnte. Und das ist gewiss öfter der Fall; denn man darf nicht vergessen, dass die Erzeuger der frag-

[7]) Vgl. unser Zitat Nr. 6 Figur 10.

[8]) Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. Tafel XXII.

[9]) Magnus, Die Volksmedizin, ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Beziehungen zur Kultur. In Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Heft 15. Breslau 1905. S. 85. Figur 1.

[10]) Vgl. unser Zitat Nr. 6 Figur 10 S. 127. Wenn Höfler diese Figur 10 auf eine Schildkröte bezieht, so vermag ich ihm in dieser Deutung nicht zu folgen, denn sowohl der Kopf wie die Beine, sowie überhaupt der ganze Habitus des in Rede stehenden Tieres haben mit der Schildkröte auch nicht das geringste gemein. Fig. 10 ist aber ein Phantasietier, entsprechend der Vorstellung, welche der betreffende Erzeuger des Gebildes sich von dem Uterustier gebildet hatte.

[11]) Siehe unser Zitat 8.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Votivgaben keine Künstler, sondern Leute aus dem Volk, Schmiede, Schlosser u. dgl. m. sind.

Oder es kann auch geschehen sein, dass der Verfertiger jener unförmlichen Votivbilder gar nicht daran gedacht hat, mit seinen Produkten ein wirklich vorhandenes Tier nachzuformen, vielmehr nur ein Gebilde seiner Phantasie geschaffen habe. Und diese Voraussetzung hat in der Tat sogar viel für sich. Denn wenn ein Mann aus dem Volke, der den Uterus auch heut noch für ein im Frauenleib sein Wesen treibendes lebendiges Tier hält, sich an die plastische Wiedergabe dieses undefinierbaren Tieres macht, so ist es doch sehr leicht möglich, dass er, ohne sich an ein wirklich existierendes tierisches Vorbild zu halten, nun einfach ein Wesen schafft, wie es in seiner Phantasie lebt. Und so können dann solche Votivgaben entstehen, von denen man sagen muss, sie seien weder Frosch noch Kröte, weder Molch noch Schildkröte.

An diese, wenn man so sagen darf, wesenlosen Gebilde schliesst sich nun eine andere, die zweite Gruppe von Votivtieren an, welche die Absicht, ein bestimmtes lebendes kriechendes Geschöpf nachzubilden, deutlich verraten. Es sind das Gestalten mit langem, schmalem, schlankem Leib; langem, schmalem Kopf; mässig langen Beinen und einem mehr oder weniger langen, meist recht plump geformten Schwanz. Wenn auch bei ihnen die Darstellung eine sehr mangelhafte ist, so verraten sie doch auf das klarste den Wunsch ihres Erzeugers, eine Eidechse oder einen Salamander darzustellen. Andree[11]) hat derartige aus Bayern stammende Votivtiere abgebildet, und ich habe dieselben gleichfalls reproduziert.

Wenn man nun auf diese Gruppe der Votivtiere einen prüfenden Blick werfen will, so wird man ohne weiteres zu der Einsicht gelangen, dass es ganz falsch ist, dieselben als „Opferkröte“ zu bezeichnen, wie dies z. B. Andree und auch andere Autoren tun. Höchstens könnte man ihnen gegenüber von „Opfereidechse oder Opfersalamander“ reden, aber niemals von „Opferkröte“. Die Wahl dieser Bezeichnung ist um so unstatthafter, weil man mit dem Ausdruck „Opferkröte“ die ganze Frage: „was die plastische Wiedergabe der Gebärmutter durch ein Tier zu bedeuten habe und wie sie entstanden sei“ verschiebt und mit allerlei fremden Beiwerk belastet. Doch werden wir auf diesen Punkt bald noch eingehender zu sprechen kommen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die dritte Gruppe der hier in Frage kommenden tierischen Donarien bilden Geschöpfe, von denen es zweifelhaft sein kann, ob sie Frosch oder Kröte sein sollen. Es sind das Tiere, deren Kopf und Leib ähnlich gestaltet sind wie bei der Kröte oder dem Frosch, während dagegen die Längenverhältnisse der vier Extremitäten mehr an die der Kröte als des Frosches erinnern. Ist die Rückenoberfläche warzig dargestellt, wie dies Thilenius [12]) an zwei Tieren und Höfler [13]) in einem Fall zeigen, so dürfte das betreffende Votivgeschenk wohl als Kröte aufzufassen sein. Bei vielen Angehörigen dieser dritten Gruppe läuft das hintere Ende des plumpen ungeschlachteten Leibes in einen breiten fächerförmigen Fortsatz aus, welcher, wie Höfler [14]) sehr richtig bemerkt, wohl als Postament aufzufassen ist. Sodann zeigen verschiedene Uterustiere dieser Gruppe auch noch allerlei Arabesken in Form von Leisten, stilisierten Blättern [15]), Sternen u. dgl. m. Zu bemerken ist bei den Gebilden dieser Gruppe noch, dass dieselben auch als Amulett, und zwar schon in frühen Zeiten getragen worden sind. So bildet Höfler [16]) ein solches Tier-Amulett ab, welches in dem Grabe eines römischen Provinzialen in der Oberpfalz gefunden worden ist. Ob aber derartige Amulette nur von Frauen als Schutz gegen weibliche Erkrankungen getragen worden sein mögen, ist mir sehr fraglich. Denn Frosch und Kröte galten im Altertum und Mittelalter für vortreffliche Gegengifte. Man trug dieselben deshalb getrocknet in ganzer Gestalt oder pulverisiert oder sonst in einer Form stets bei sich in der Tasche oder auf der Brust, um gegen Vergiftung geschützt zu sein. Besonders in Pestzeiten galt solch eine Frosch- oder Krötenmumie als höchst wirksamer Schutz. Es ist nun wohl denkbar, dass man solch eines Schutzes sich auch zu versichern glaubte, wenn man ein Bild des giftschützenden Tieres als Amulett trug.

Die vierte Gruppe des Uterustieres bilden die in engem Anschluss an die natürlichen Formen gehaltenen Nachbildungen

[12]) Thilenius, Kröte und Gebärmutter. Globus Bd. 87 Nr. 7 S. 107 Abb. 2.

[13]) Unser Zitat 6 Figur 26.

[14]) Unser Zitat 6 S. 130.

[15]) Unser Zitat 12 Abb. 1.

[16]) Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1893. Tafel 1 Abb. B.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Frosches. Mögen dieselben oft auch noch so roh sein, wie z. B. die aus St. Leonhard [17]) im Lavanttale stammende, so werden doch die charakteristische Länge der Hinterbeine und die kurzen Vorderextremitäten eine deutliche Kennzeichnung des Gebildes als Frosch ergeben.

Die fünfte Gruppe des Uterustieres bringt in möglichster Anlehnung an die natürlichen Formen gehaltene Figuren von Kröten; Thilenius [18]) hat solche Darstellungen, welche in der Tat den für die anderen Uterustiere missbräuchlich verwandten Namen „Votivkröte" verdienen, in sehr charakteristischen Proben abgebildet.

Die sechste Gruppe des Uterustieres endlich umfasst Gebilde, welche man nur für Schildkröten ansprechen kann. Es sind das breite, plumpe Geschöpfe mit kurzen Extremitäten, kleinem Kopf, einem mehr oder minder langen Schwanz und einem deutlichen Rückenpanzer, auf dem man sogar die einzelnen Hornplatten bequem unterscheiden kann. Höfler [19]) bringt die Bilder zweier solcher Votivtiere und meint, dass diese Tierrepräsentation der Gebärmutter hauptsächlich den südlichen Völkern, bei denen die Schildkröte heimisch sei, eigen sein dürfte. Eine Ansicht, die entschieden viel für sich hat.

Die siebente Gruppe des Uterustieres zeigt krebsähnliche Tiere. Wenigstens erwähnt Panzer [20]) das Vorkommen derartiger Votivtiere in Bayern. Mir war es nicht beschieden, ein so gestaltetes Votivtier zu Gesicht zu bekommen.

Diese sieben Gruppen, in welche wir die Votiv-Uterustiere geschieden haben, sind von uns keineswegs willkürlich angenommen worden, vielmehr zwingt das vorliegende Material dazu. Wer die bekannt gewordenen Votivtiere mit Aufmerksamkeit durchmustert, der wird gewiss zu der Anschauung gedrängt werden, dass von einem einheitlichen Typus in der Bildung dieser Votive gar nicht die Rede sein kann. Will man deshalb in die Formenfülle, die uns hier vor Augen tritt, ein wenig Ordnung und Übersicht hineinbringen, so kann es ohne Einteilung nun einmal nicht abgehen. Das wird auch dem abgesagtesten Feind aller

[17]) Unser Zitat 8 Tafel XXII und Zitat 9 S. 85 Figur 2.

[18]) Unser Zitat 12 S. 107 Abb. 2.

[19]) Unser Zitat 6 Figur 17 und 18.

[20]) Panzer, Bayerische Sagen und Gebräuche. Zweiter Band S. 478. München 1848/55.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klassifikationen klar werden müssen. Aber nicht bloss der Übersichtlichkeit halber haben wir die Uterus-Votivtiere in sieben grosse Gruppen geteilt, sondern wir bedürfen einer derartigen systematisierenden Betrachtung auch noch aus einem anderen Grunde. Wollen wir nämlich feststellen — und das ist doch die eigentliche Aufgabe der vorliegenden Arbeit — warum der fromme Glaube bei weiblichen Leiden gerade ein Tier als Weihegabe darbringt, und wollen wir ermitteln, welcher Beschaffenheit und Art dieses Votivtier zu sein pflegt, so werden wir diese beiden Fragen nur dann erschöpfend zu beantworten vermögen, wenn wir das vorhandene Material an solchen auf die weiblichen Leiden Bezug nehmenden Votivtieren auf Form und Wesenheit einer sichtenden und ordnenden Betrachtung unterzogen haben. Da wir dieser Pflicht im vorstehenden nachgekommen sind, haben wir uns nunmehr die Möglichkeit geschafft, jene beiden Fragen beantworten zu können.

§ 4. Wir beginnen also zunächst mit der ersten Frage, die lautet: Warum bringt der Volksglaube bei weiblichen Leiden ein Tier als Weihegabe dar? Trotzdem diese Frage wiederholt von namhaften Untersuchern betrachtet worden ist, so besitzen wir doch bis heut noch keine allgemein anerkannte Erklärung. Während einzelne Forscher[21]) unter Hinweis auf die zur Zeit des Plato und Hippokrates herrschende Annahme, nach welcher die Gebärmutter ein im Frauenleib lebendes Tier sein sollte, meinen, diese Vorstellung sei es gewesen, welche den Volksglauben veranlasst habe, den Uterus in Tierform zur Darstellung zu bringen, widersprechen andere dieser Auffassung, indem sie aus allerlei folkloristischen Momenten die Entstehung des Votiv-Uterustieres ableiten wollen; so hat sich noch Höfler[22]) mit seiner neuesten Arbeit auf diesen Standpunkt gestellt. Noch andere Gelehrte verwerfen die genannten beiden Erklärungsversuche, indem sie sagen: die Verknüpfung der Gebärmutter mit Frosch oder Kröte sei durch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesem Organ und den genannten Tieren geschehen. So lässt sich z. B. Thilenius[23]) vernehmen wie folgt: „So geschah die Verknüpfung sehr wahrschein-

[21]) Unser Zitat 5. Blind S. 72.

[22]) Höfler, Kröte und Gebärmutter. Globus Bd. 83 Nr. 2 S. 25 ff.

[23]) Unser Zitat 12 S. 109.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich nicht auf Grund dämonologischer Überlegungen, sondern als Folge einer naiv gesehenen äusserlichen Ähnlichkeit, die so oft in der Volksmedizin massgebend ist". Und einige Zeilen weiter lesen wir noch bei diesem so bewährten Forscher: „Form und Gliederung des Tieres (des zu Küchenzwecken enthäuteten Frosches) und des Organs ähneln einander hinreichend".

Von einzelnen Forschern, so z. B. von Panzer[24]), wird wohl auch die Vermutung ausgesprochen, dass der Glaube an die tierische Natur der Gebärmutter auf die lebhaften Bewegungen zurückzuführen sei, welche Hysterische nicht selten im Unterleib verspüren.

Angesichts dieser Uneinigkeit verzichten nun manche Untersucher überhaupt auf jede Erklärung, indem sie resigniert sich mit der blossen Tatsache begnügen, dass eben schon seit undenklichen Zeiten die Volksmedizin die Gebärmutter als Tier darstelle. So sagen z. B. Ploss-Bartels[25]): „Es bleibt uns für das erste nichts anderes übrig, als die Tatsache hinzunehmen und eine befriedigende Erklärung der Zukunft zu überlassen".

Wenn ich mir nun auf Grund meiner eigenen Studien in dieser Frage ein Urteil erlauben darf, so würde ich meinen, dass in allen den genannten Erklärungsversuchen, ausgenommen den Höflers, ein Körnchen Wahrheit steckt. Wenn ich mich gerade gegen einen so bewährten Forscher, wie Höfler es ist, ablehnend verhalte, so geschieht dies aus verschiedenen Gründen. Zunächst will Höfler die Entstehung des Votiv-Uterus-Tieres nur aus folkloristischen Momenten herleiten; eine derartige Bevorzugung der letzteren ist in medizinischen Fragen aber immer recht bedenklich. Denn wir medizinischen Historiker haben unbedingt die Verpflichtung, in medizinischen Dingen in allererster Linie erst das medizinisch-geschichtliche Material gründlichst zu durchforschen. Erst wenn hier jede Auskunft versagt, sind wir berechtigt, noch andere ausserhalb der Medizin liegende Dinge zur Erklärung heranzuziehen. Aber niemals darf es uns gestattet sein, nur mit folkloristischen Tatsachen zu arbeiten und die Medizin ganz beiseite zu schieben. Tut man dies, so kann es gar leicht geschehen, dass man die ganze Frage völlig verschiebt und darum zu unrichtigem Schluss gelangt, wie dies eben Höfler auch getan hat.

[24]) Unser Zitat 20.

[25]) Unser Zitat 5 Seite 289.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn ich eben gesagt habe, dass eigentlich alle Forscher mit ihren Meinungen über die Entstehung des Uterus-Votivtieres in gewisser Hinsicht Recht haben, so ist das folgendermassen zu verstehen:

Zunächst ist Blind durchaus in seinem Recht, wenn er den ersten Anstoss zu der Identifizierung von Tier und Gebärmutter schon bei Plato[26]) und Aretäus[27]) sucht. Nur darin irrt er, wenn er meint, jene Autoren hätten die Gebärmutter für ein wirkliches, selbständiges, in dem Frauenleibe lebendes Tier angesehen. Das hat Plato sowie Aretäus bestimmt nicht getan. Plato hat die Geschlechtsteile, die männlichen wie die weiblichen, wegen der von ihnen ausgehenden starken Begierden für unlenksam und keiner Vernunft zugänglich bezeichnet, in ihrem Wesen sich „wie ein Tier" geberdend. Ich lasse die einschlägige Stelle zunächst im Text und dann in der deutschen Übersetzung folgen. Der Text lautet:

„*διὸ δὴ τῶν μὲν ἀνδρῶν τὸ περὶ τὴν τῶν αἰδοίων φύσιν ἀπειθές τε καὶ αὐτοκρατὲς γεγονός, οἷον ζῶον ἀνυπήκοον τοῦ λόγου, πάντων δι' ἐπιθυμίας οἰστρώδεις ἐπιχειρεῖ κρατεῖν αἱ δ' ἐν ταῖς γυναιξὶν αὖ μῆτραί τε καὶ ὑστεραι λεγόμεναι διὰ τὰ αὐτὰ ταῦτα, ζῶον ἐπιθυμητικὸν ἐνὸν τῆς παιδοποιίας ὅταν ἄκαρπον παρὰ τὴν ὥραν χρόνον πολὺν γίγνηται, χαλεπῶς ἀγανακτοῦν φέρει, πλανώμενον πάντη κατὰ τὸ σῶμα*".

Übersetzt[28]) würde die Stelle lauten: „Daher sind denn auch bei den Männern die Schamteile etwas Unlenksames und Eigenmächtiges, wie ein Tier, welches nicht auf Vernunft hört, und suchen mit ihren rasenden Begierden alles zu beherrschen, und ganz aus denselben Gründen geht es bei den Weibern ebenso mit der sogenannten Scheide und Gebärmutter: auch diese ist ein ihnen innewohnendes lebendiges Gebilde, welches die Begierde nach Kinderzeugung in sich trägt und daher, wenn es, zur Reife gelangt, lange Zeit ohne Frucht bleibt, in Aufregung und Ungeduld versetzt wird, überall im Körper umherschweift".

---

[26]) Platonis Dialogi. Ex Recog. Hermanni. Timäus. Vol. IV Seite 405 Cap. 44 § 91. Lipsiae 1896.

[27]) Aretaei Cappadocis opera omnia. Ed. Kühn, Lipsiae 1828. Acutorum morborum liber II Cap. XI Seite 60 ff.

[28]) Platons Werke. Timaios. Übersetzt von Susemihl. Stuttgart 1856. Erstes Bändchen Seite 844.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch die lateinische Übersetzung[29]) nennt die Geschlechtsteile nicht Tier schlechthin, sondern sagt: „velut animal rationi non parens".

Genau dasselbe gilt auch von Aretäus[30]). Auch dieser Autor denkt gar nicht daran, den Uterus für ein wirkliches Tier zu halten, sondern er sagt nur von ihm: „ὁκοῖόν τι ζῶον ἐν ζώῳ"; was Kühn übersetzt mit: „in animali aliud quoddam animal". Und in der deutschen Übersetzung von Mann[31]) lautet die fragliche Stelle: „Im ganzen verhält sich der Uterus beim Weibe wie ein Wesen im Wesen".

Blind ist zu seiner irrigen Annahme, Plato und Aretäus hätten den Uterus für ein wirkliches und wahrhaftiges im Frauenleib lebendes Tier gehalten, wohl durch die falschen Angaben von Jenks-Kleinwächter[32]) verleitet worden. Diese beiden Autoren behaupten nämlich, dass sowohl Plato wie auch Aretäus die Gebärmutter für ein Tier gehalten hätten; ja sie belegen diese ihre Anschauung sogar durch ein Zitat aus Aretäus, allerdings nur durch ein deutsches Zitat, welches lautet: „Sie (die Gebärmutter) gleicht daher einem Tier und ist auch ein solches". Nun steht aber in dem Text des Aretäus kein Wort, welches man auf die letzte Hälfte des Kleinwächterschen Satzes beziehen könnte. Der griechische Text schliesst einfach mit dem Wort ζώῳ, wie wir oben auch schon angegeben haben, und von dem Kleinwächterschen Schluss findet sich nichts. Ebenso ist auch in den früher lateinischen Ausgaben des Aretäus[33]) von dieser Kleinwächterschen Angabe nichts zu finden. Mir ist es deshalb unverständlich, wie Kleinwächter zu seinem falschen Zitat gekommen sein mag.

Aber mag Kleinwächter zu seiner unzutreffenden Angabe gekommen sein wie er will, ich habe durch die textliche Vergleichung gefunden, dass sowohl Plato wie auch Aretäus nicht

---

[29]) Platonis quae exstant opera. Rec. Astius. Tomus V. Lipsiae 1822. Seite 275.

[30]) Unser Zitat 27.

[31]) Mann, Aretaeus Cappadox. Aus dem Griechischen übersetzt. Halle 1858. Seite 40 Cap. 11.

[32]) Jenks-Kleinwächter, Die Gynäkologie des Altertums. Deutsches Archiv für Geschichte der Medizin und med. Geographie. Band 6. Leipzig 1883. Seite 50.

[33]) Medicae artis principes. Excud. Stephanus. 1567 Seite 18.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daran gedacht haben, die Gebärmutter für ein wirkliches und wahrhaftiges Tier zu halten, sondern dass sie dieselbe nur für ein Körperglied angesprochen haben, das zeitweise ein viel lebhafteres funktionelles Leben betätigt als die andern Organe, und vermöge dieser seiner starken Existenzbetätigung sich wesentlich bemerklicher macht, als anderen Körperteile. Das ist doch aber etwas erheblich anderes, als die Plato und Aretäus nachgesagte Ansicht von der Tiernatur des Uterus.

Ich habe mich gerade bei diesem Punkte etwas länger aufgehalten und denselben klar zu legen gesucht, weil selbst in den neuesten medizingeschichtlichen Werken[34]) die Lehre von dem Uterustier der alten Griechen zu Unrecht immer wiederkehrt.

Diese sehr feinsinnige Bemerkung Platos, dass gerade bei den Geschlechtsteilen — und zwar bei den männlichen genau so wie bei den weiblichen — das Tierische besonders stark in Erscheinung träte, ist dann von den Späteren missverstanden worden. Man hat einfach das, was Plato nur in bildlichem Sinne ausdrücken wollte, buchstäblich aufgefasst und so aus der Gebärmutter ein wirkliches und wahrhaftiges Tier gemacht. Übrigens wurde diese missverständliche Umdeutung der Bemerkung Platos durch verschiedene physiologische wie pathologische Erscheinungen unterstützt. Zunächst werden die schon von Panzer[35]) erwähnten abdominellen Bewegungserscheinungen wohl ganz geeignet gewesen sein, die Vorstellung von einem im Unterleib hausenden Tier hervorzurufen; besonders wenn man bedenkt, dass Bewegungen des Uterus schon sehr früh in der Ärzte- wie Frauenwelt bekannt waren. Vorfälle, Vor- und Rückwärtslegungen der Gebärmutter werden im Corpus hippocraticum[36]) nicht allein schon ganz genau beschrieben, sondern bereits auch zum Ausgangspunkt von allerlei Spekulationen über die Beweglichkeit der Gebärmutter gemacht. Man glaubte nämlich, dass die Gebärmutter eine ausgedehnte Bewegungsfreiheit innerhalb des Frauenkörpers habe und ungehindert bald in der Brust, bald im Bauche, bald im Becken umherschweifen

---

[34]) Fuchs, Geschichte der Heilkunde bei den Griechen. In: Puschmanns Handbuch der Geschichte der Medizin, Band 1 Seite 264.

[35]) Unser Zitat 20.

[36]) Hippokrates De morbis mulierum II Cap. 110, 123 ff. In: Oeuvres complètes. Par Littré. Paris 1839/61.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könne[37]). Doch ziehen die Autoren des Corpus hippocraticum aus diesem Vagantentum des Uterus keineswegs den Schluss, dass die Gebärmutter ein sich bewegendes Tier sei; wenigstens konnte ich bei ihnen nirgends die klare und unverblümte Erklärung der Tiernatur jenes Organes finden. Man scheint ärztlicherseits damals die Gebärmutter nicht für ein Tier im wirklichen Sinne des Wortes gehalten, sondern ihr nur eine besonders gesteigerte Lebensfähigkeit und Lebenstätigkeit zuerkannt zu haben, ähnlich wie das Plato ja auch bereits getan hatte. Und diese gesteigerte Lebenstätigkeit suchte man sich dann therapeutisch nutzbar zu machen, indem man glaubte, durch Anwendung scharfer Gerüche den Uterus in seinen Wanderungen beschränken und ihn an seinen vorschriftsmässigen Ort zurückweisen zu können. So sollte z. B. beim Aufsteigen der Gebärmutter die Applikation schlechter Gerüche auf die Nase und wohlriechender Essenzen auf die Vulva die richtige vorschriftsmässige Stellung des allzu bewegungslustigen Organes vermitteln.

So waren es denn gar mancherlei Bewegungserscheinungen, abdominelle wie uterine, welche die Aufmerksamkeit des Volkes erregten und der Missdeutung jener Platoschen Bemerkung über das Tierische der Geschlechtsorgane Vorschub leisteten, bis dass schliesslich im Volksglauben aus dem mit tierischen Trieben behafteten und sich demgemäss oft genug auch tierisch aufführenden Uterus ein wirkliches und wahrhaftiges Tier wurde.

War die medizinische Urteilsfähigkeit des Volkes aber erst einmal so gründlich entgleist, dass sie die Gebärmutter als wirkliches Tier auffasste, so hatte der Aberglaube nunmehr freies Spiel. Und so sehen wir denn auch jetzt, wie gar mancherlei Sagen und Märchen sich an die Tiernatur des weiblichen Geschlechtsapparates knüpfen. Doch kann es nicht unsere Sache sein, auf diesen Punkt näher einzugehen, vielmehr werden wir nur noch die Frage zu erledigen haben:

[37]) Derartige Vorstellungen von im Körper herumwandernden krankmachenden Substanzen waren dem Altertum auf Grund seines humoralen Krankheitsbegriffes ganz geläufig. Ich erinnere z. B. an die Lehre von den im Körper herumziehenden, bald hier bald da auftretenden Hämorrhoiden. Noch die Mitte des 19. Jahrhunderts kannte die Vorstellung von den sogenannten versetzten Hämorrhoiden, und im Volk kann man noch heut oft genug hören, dass sich Hämorrhoiden oder sonst irgendein abnormes Etwas auf diesen oder jenen Körperteil gesetzt habe.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 5. In welcher Tiergestalt hat der Volksglaube seine Auffassung von dem tierischen Wesen der Gebärmutter zum Ausdruck gebracht?

Hätte man sich erst einmal dazu verleiten lassen, die Gebärmutter als ein wirkliches, im Frauenleib ein selbständiges Leben führendes Tier zu halten, so musste sich schliesslich doch das Bedürfnis fühlbar machen, für dieses Lebewesen nun auch eine ihm eigene Tiergestalt zu schaffen. Das liess sich aber ohne sonderliche Beschwerde tun. Denn genau dieselben Faktoren, die bereits geholfen hatten, den Glauben an die Tiernatur des Uterus zu schaffen, sie verhalfen diesem Uterustier nun auch zu einer charakteristischen Tierform. Hatten nämlich — wie wir dies in § 4 soeben erst nachgewiesen haben — die uterinen und abdominellen Bewegungen den Glauben an ein im Unterleib sein Wesen treibendes Tier geweckt und gestärkt, so konnte dieses Tier schliesslich nur ein kriechendes sein, denn zu ausgiebigeren Bewegungen bot das Körperinnere ja doch keinen Raum. Ein hier lebendes Tier vermochte nur in sehr langsamer Weise sich kriechend fortzubewegen; es musste also zunächst ein Kriechtier sein. Über die Leibesbeschaffenheit dieses kriechenden Lebewesens konnte nun aber das tägliche Leben hinlänglich Aufschluss geben. Denn bei den Opfertieren, beim Schlachten wie auf der Jagd, gewann man oft genug einen Einblick in die Unterleibshöhle und war in der Lage, sich über die Gestalt der dort gelagerten Gebärmutter zu unterrichten. Natürlich wird es sich dabei nicht um genaue anatomische Studien gehandelt haben; solche würden ja sofort die Haltlosigkeit der Tiernatur des Uterus hinlänglich nachgewiesen haben. Man wird sich vielmehr mit flüchtigen Einblicken in die anatomischen Einzelheiten des Opfer-, Schlacht- und Jagdtieres begnügt haben, wie ja dies vom Volke bekanntermassen noch heut geschieht. Eine derartige oberflächliche Kenntnisnahme seitens eines medizinischen Laien konnte aber sehr wohl in der platt gedrückten, plumpen, mit allerlei Fortsätzen und Anhängen versehenen Gebärmutter ein tierisches Wesen erblicken, welches mit den in der Welt da draussen herumkriechenden Lurchen eine gewisse Ähnlichkeit erkennen liess. Es war dies ja ganz gewiss eine naiv gesehene Ähnlichkeit, wie Thilenius [38]) sich sehr treffend ausdrückt; aber eine solche hat im Volksglauben

[38]) Unser Zitat 12 S. 109.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie in der Volksmedizin noch jederzeit zu den kühnsten Annahmen vollauf genügt. So hielt man denn auf Grund dieser Ähnlichkeit die Gebärmutter für ein zu der grossen Familie der Lurche gehörendes Wesen. Und wie in der Naturgeschichte der Lurch eine formenreiche Tierart ist, so trifft dasselbe auch für den Uteruslurch zu. Auch er zeigt eine reiche Fülle der Formen; konnten wir doch in der vorstehenden Arbeit 7 verschiedene Formen des Uteruslurchs namhaft machen. Jedermann nahm eben, je nachdem ihm die Ähnlichkeit der Gebärmutter mit diesem oder jenem Vertreter der Lurche besonders stark ausgeprägt schien, auch dieses oder jenes Lurchtier für den Uterus in Anspruch. Und so haben wir denn Uteruskröten, Uterusfrösche, Uteruseidechsen, Uterussalamander, Uterusschildkröten, ja selbst Uteruskrebse, wie sie Panzer[39]) gesehen hat. Dass unter dieser reichen Vertreterschar der Uteruslurche eine Tierform besonders häufig vorkommt, wie dies z. B. Thilenius[40]) von der Kröte annimmt, ist nur bedingt richtig. Es kommt nämlich zwar ein Uteruslurch weit öfter vor als all die anderen; aber man kann diese häufigere Form nun doch nicht so ohne weiteres immer nur als Kröte, als wohl konditioniertes, nicht zu verkennendes Krötentier ansprechen. Höchstens kann man sagen, dass es sich um Tierformen handelt, welche mit der Kröte wohl eine gewisse Ähnlichkeit haben können; doch darf man mit demselben Recht auch eine Ähnlichkeit mit dem Frosch konstruieren, oder man kann wohl gar auch von jeder Ähnlichkeit absehen und in der betreffenden Darstellung ein Tier erblicken, in welchem irgendein berufener oder unberufener Darsteller nur seine phantasievollen Vorstellungen von der Beschaffenheit des Uterustieres, ohne genaue Nachahmung natürlicher Tierformen, hat zum Ausdruck bringen wollen. Gruppe 1 und 4 dieser unserer Untersuchung haben uns hinlänglich Gelegenheit gegeben, die Beschaffenheit derartiger, mehr der Dichtung als der Wahrheit entsprechender Uterustiere kennen zu lernen.

So müssen wir denn also feststellen, dass das Gebärmutter-Votivtier durchaus nicht als der Repräsentant nur einer einzigen bestimmten Tierspezies auftritt, vielmehr in recht verschiedenen, teils phantastischen, teils naturgetreuen Tiernachbildungen sich zeigt.

[39]) Unser Zitat 20.
[40]) Unser Zitat 12 S. 108.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei soll nicht unbedingt in Abrede gestellt werden, dass recht viele dieser Donarien an gewisse Tiergestalten erinnern, doch ist diese Ähnlichkeit meist nicht so zwingend, dass sie grade nur auf ein einziges Tier bezogen werden müsste. Im Gegenteil! Die Ähnlichkeit bewegt sich grösstenteils in so weit gesteckten Grenzen, dass sie recht wohl für verschiedene Tiere gelten kann. Sie wird durch die Phantasie des Darstellers eben so sehr beeinflusst, dass man in auffallend vielen Fällen ganz deutlich wahrnimmt, wie es den betreffenden Erzeugern dieses Weihegeschenkes weniger darauf angekommen ist, gerade nur ein bestimmtes Tier zur Darstellung zu bringen, dass er vielmehr hauptsächlich darauf bedacht war, den Uterus nur in allgemeinen Umrissen als einen Lurch zu bilden.

Angesichts dieser Tatsache sollte man endlich aufhören von „Votivkröte“ zu sprechen. Denn was hat es eigentlich für einen Sinn, da von Votivkröte zu reden, wo das betreffende Weihegeschenk eine Schildkröte, eine Eidechse, einen Salamander, einen Frosch oder gar ein krebsartiges Tier darstellt, aber ganz und gar nicht eine Kröte? Will man sich an das Tatsachenmaterial halten und nur an dieses, nicht aber an allerlei willkürliche Hypothesen, so darf man nur von einem Gebärmutter-Votivtier schlechthin oder höchstens von einem Gebärmutter-Votivlurch reden.

Man könnte nun vielleicht meinen, dass es ja im Grunde genommen ziemlich gleichgültig sei, ob man von einem Gebärmutter-Votivtier schlechthin oder von einer Gebärmutter-Votivkröte spreche. Doch ist das schliesslich durchaus nicht so gleichgültig. Denn mit der Bezeichnung „Votivkröte“ hat man die medizinisch wie kulturgeschichtlich so ausserordentlich interessante Frage ganz beträchtlich geschädigt. Man hat mit der Wendung „Votivkröte“ die Untersuchung über die Entstehung des Uterustieres ganz erheblich erschwert. Denn indem man sich an die Wendung „Kröte“ geklammert hat, hat man allerlei folkloristische Dinge in die Frage hineingezerrt, die ganz und gar nicht in dieselbe hinein gehören. Man hat gemeint, man müsse nun alle die Beziehungen, welche die Kröte zu der Sage, zu dem Aberglauben, kurz zu all dem folkloristischen Beiwerk unterhält, das sich im Lauf der Jahrtausende allmählich an den Begriff Kröte angegliedert hat, auch für die Bewährung dieses Tieres als Votivgabe heranziehen. Eine derartige ausschliesslich folkloristische Auffassung des Uterus-Votivtieres, wie sie jüngst erst noch wieder im Gegensatz zu Thilenius

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Höfler[41]) vertreten hat, hätte doch nur dann Anspruch auf Berechtigung, wenn die Votivgabe in Tiergestalt, wirklich nur immer und einwandsfrei eine Kröte wäre. Dann dürfte man sagen: der Volksglaube wolle mit der immer wiederkehrenden Figur der Kröte eben auch immer nur die Kröte zum Ausdruck bringen; er wolle nur sie und kein anderes Tier als Träger seiner Bitten ansehen und darum gerade nur die Kröte als Votivgabe darbringen. Da nun aber die Kröte durchaus nicht immer, ja nicht einmal in besonders bevorzugter Weise als Votivtier auftritt, vielmehr andere Lurche neben ihr in reichlicher Menge auch als Votivgeschenke eine bedeutsame Rolle spielen, so beweist das einwandsfrei, dass es dem Volksglauben mit seinen Votiv-Uterustieren durchaus nicht darauf ankommt, nur eine einzige bestimmte Tierspezies zum Ausdruck zu bringen, sondern dass er alle Lurchtiere als gleich geeignet erachtet, die Rolle als Votiv-Gebärmuttertier zu spielen. Deshalb haben alle die folkloristischen Mitteilungen, welche jüngst erst wieder Höfler[41]) beigebracht hat, wohl ganz gewiss ein allgemeines Interesse für die Figur der Kröte schlechthin, aber für die Frage: warum und in welcher Form bringt das Volk bei Erkrankungen des weiblichen Geschlechtsapparates Tiergestalten als Votive dar? haben sie auch nicht die geringste Bedeutung. Hier kamen, wie wir gezeigt haben, ganz andere Dinge, und zwar vornehmlich solche medizinischer Natur in Betracht. Räumen wir nur der Medizin, wie man dies in medizingeschichtlichen Dingen in erster Linie doch nun einmal soll, den ihr gebührenden Platz ein, so verliert die Frage nach der Entstehung und Gestalt des Uterus-Votivtieres alle die Schwierigkeiten, welche sich bei der vorwiegend folkloristischen Betrachtung des Gegenstandes allmählich eingefunden haben, ja sogar einfinden mussten.

---

[41]) Unser Zitat 22 S. 25.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Freimaurer im deutschen Volksglauben.

Nachträge.

Von Dr. Karl Olbrich.

Mein Aufsatz über „Die Freimaurer im deutschen Volksglauben“ (Heft XII 62—78) hat nicht nur Professor Knoop-Rogasen veranlasst, interessante Mitteilungen über ähnliche Volksmeinungen aus Kujawien zu machen (Heft XIV 58), sondern auch aus Breslau sind mir eine Anzahl interessanter Nachträge zugegangen. So hörte ich eine eigenartige Erklärung, weshalb die Freimaurer nie völlig verarmen können. Sie knüpft an ihr vermeintliches rastloses „Arbeiten“ an (XII 63): „Ein Mühlenbesitzer in Breslau schloss sich jeden Abend, wenn alle anderen zu Bett gegangen waren, in seiner Stube ein. Dort hörte man ihn bis morgens früh vier Uhr angestrengt arbeiten. Ein Dienstmädchen war neugierig und lauschte einst nachts am Schlüsselloche; da vernahm sie Geräusche wie von Sägen, Hämmern, Pochen“. Der Institutsdiener, dem ich diese Mitteilung verdanke, meinte auf die Frage, was denn dieses sonderbare Treiben zu bedeuten hatte, „alle Freimaurer müssen ein Handwerk neben ihrem Berufe treiben. So sind sie, wenn ihr anderes Geschäft zusammenbricht, immer imstande, sich wieder emporzuarbeiten“. Über die Ausstattung ihrer Loge erfuhr ich aus Breslau folgende Ansicht: „In dem Raume, wo die Freimaurer zusammen arbeiten, gibt es einen grossen Vorhang; hinter den darf niemand gehen, denn da steckt das Geheimnis“; dies hat einen realen Hintergrund in gewissen symbolischen Bräuchen der Freimaurer und erinnert an „das verschleierte Bild zu Sais“. Die Auffassung der Freimaurer als Zauberer und die Übertragung von Anschauungen, die von diesen im Volke gelten, auf jene kann ich jetzt durch neue Beispiele bestätigen. Schon die noch heute vereinzelt sich findende Meinung, sie könnten „Gold machen“, streift zum mindesten hart an Zauberei. Um 1789 war in Schlesien übelberüchtigt ein gewisser Masius, der unter Benutzung alter Venezianersagen eine „gedruckte, wohlversiegelte, nur von einem Freimaurer zu erbrechende Anweisung zum Goldmachen für zwei Taler verkaufte“ (Breslauischer Erzähler 1801, 170). In der Tat waren damals Alchymisten und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goldmacher in die Logen eingedrungen und hatten viele Köpfe verwirrt (vgl. Findel, „Das Zeitalter der Verirrungen im Maurerbunde", Leipzig 1892, S. 50 und 61). Auch dass die Freimaurer einen Zauberspiegel besitzen, wird noch vielfach geglaubt. Benutzt hat diesen Glauben H. Bandlow in seiner Novelle: „Ernst Spilleboom", wo es (S. 53) heisst: „Weil er den Leuten eine Freude machen wollte, log er eine Geschichte zusammen, eine greuliche Geschichte von einem Freimaurer, der morgens die ganze Begebenheit in seinem Spiegel gesehen, von dem Geldraube an bis zu der Stelle, wo der Spitzbube war, da habe der Freimaurer einen Studenten von weither verschrieben, der den Kerl hätte greifen müssen". Zedlers Universallexikon bietet ss. vv. „Zauberspiegel" und „Spiegelsehen": „Z. heissen solche Spiegel, daraus man durch Zauberei von zukünftigen Dingen weissaget oder verborgene Sachen entdecket, — Sp. werden diejenigen abergläubischen Bemühungen genennet, da man durch einen gewissen Spiegel oder Glas zukünftige oder auch verborgene Dinge zu offenbaren vorgibt" (Bd. 38 und 61). Goethe hat dieses Glassehen in seinem Lustspiel: „Der Grosskophta" (III 9), das viel Freimaurerisches karikiert, verwendet; das Spiegelsehen und Dieberkennen findet sich ja auch im Faust in der Hexenküche. Aber auch hier liegt der Volksmeinung vielleicht ein missverstandener, heute wohl veralteter Logenbrauch zugrunde, den z. B. Daiber in seinem durch marktschreierische Reklame über Gebühr angepriesenen „Verräterbuche": „Elf Jahre Freimaurer" (Stuttgart 1905) noch erwähnt: Der Lehrling öffnet hier bei der Aufnahme in den Gesellengrad auf Befehl des Meisters ein Buch mit der Aufschrift: „Erkenne dich selbst" und erblickt sein eigenes Bild in einem Doppelspiegel. Weitere Belege ergänzen die Mitteilungen über die Freimaurer als Diener einer geheimnisvollen Macht. So schildert eine mir mitgeteilte Breslauer Sage ihr Verfahren beim Auslosen des Bruders, der im nächsten Jahre als Opfer sterben muss (vgl. XII 72): „Da kommen sie zusammen und stecken die Lose mit den Namen in einen hohen schwarzen Hut; alsbald kommt eine grosse, schwarze Katze und zieht mit ihrer Pfote das Todeslos heraus". Dass der Teufel in Katzengestalt erscheint, trat bereits bei einigen früher erwähnten Sagen hervor (a. a. O. 71, 76)[1]). In dieser Gestalt

[1]) So gesellt sich der Teufel in Gestalt eines grossen schwarzen Katers

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

holt er denn auch die ihm verfallenen Freimaurer oder — als es diese noch nicht gab — Zauberer. Charakteristisch hierfür ist die im schlesischen historischen Labyrinth (Breslau, Leipzig 1737 S. 363 ff.) erzählte Geschichte von Johann Cuntze aus Bendschin im Fürstentume Jägerndorf vom Jahre 1592: „Glock drei Uhr ist er gestorben. Vorher aber hat ein grosser schwarzer Kater von aussen ganz künstlich mit der Pfote das zugemachte Fenster aufgewirbelt, ist jählings in die Stube gekommen, auf des Kranken Bett gesprungen und hat das Hauptkissen und Gesicht desselben mit solcher Heftigkeit angefallen, als wenn er den ganzen Mann mit Gewalt fortschleppen wollte. Darauf ist der Kater wieder verschwunden, Cuntze aber ist gestorben". In einer anderen Tiergestalt erschien der Teufel bei der Beerdigung eines Freimaurers in einem Posenschen Städtchen (Mitteilung eines Logenbruders): „Als die Träger den Sarg vor der Haustüre auf die Schultern hoben, flog plötzlich ein grosser schwarzer Hahn auf den Deckel. Das war, meinten die Leute, gewiss der Teufel, der die arme Seele holen wollte" [1]). In Schlangengestalt (vgl. XII 76) erscheint der satanische Geist in einer dritten Sage, von deren Weiterverbreitung in den Gesprächen der Dienstboten eine Breslauer Familie mir zu berichten wusste. Da war ein „Selbstmaurer" (seltsam gebildetes Wort; etwa zusammengeschweisst aus „Selbstmörder" und „Freimaurer"?) eines plötzlichen Todes gestorben. Ein Dienstmädchen aber hatte durch das Schlüsselloch geschaut und deutlich gesehen, wie eine grosse Schlange langsam auf ihn zukroch, ihn mit ihren Ringen umstrickte und erwürgte. Darauf aber ist etwas an die Tür gekommen, vor der sie lauschend stand, und hat so furchtbar daran geschlagen, dass sie voller Entsetzen floh. Der Teufel in Schlangengestalt ist ja alte volkstümliche, durch die Bibel geschaffene Überlieferung; dass in deutschen Sagen die Schlangen nicht selten als höllische Dämonen erscheinen, die den Verbrecher strafen, habe ich an anderer Stelle nachgewiesen [2]).

---

auch zu der Tochter des reichen Bauern in Mönchsgut (Fr. Worm, „Mönchsguter Bilder" S. 37), und die Hexen haben nach dänischem Volksglauben stets eine schwarze Katze als Ratgeber bei sich (vgl. Kahle, „Dänischer Volksglauben in Holbergs Schriften" in Ilberg-Gerths Neuen Jahrbüchern usw. 1905 10 S. 717).

[1]) Über den schwarzen Hahn als Teufelsvogel vgl. Drechsler, „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen" II 225. Geister als schwarze Hennen s. Mitt. IV 45 und 59. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde III 382.

[2]) Vgl. meinen Vortrag über „Deutsche Schlangensagen" Mitt. V 43 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch der Volksglaube, dass ein plötzlicher Sturm mit dem Tode eines Freimaurers in geheimnisvollem Zusammenhange stehe (a. a. O. 76), ist nur Übertragung einer allgemeinen Anschauung auf einen besonderen Fall. So heisst es in der oben erwähnten Geschichte von dem rätselhaften Johann Cuntze (1592): „Kaum war Cuntze tot, so entstand ein greuliches Gewitter, und bei dem Leichenkondukt hat es so gewaltig gestürmt und geschneit, dass es die Leichenbegleiter kaum ausstehen mögen; sobald aber der tote Körper unter die Erde gebracht war, wurde es wiederum ganz helle, und der rasende Wind legte sich". Desgleichen berichtet Fülleborn (Erzähler 1801 S. 82, vgl. Mitt. XIII 30ff.): „Zeiten des Sturmes veranlassen mancherlei Aberglauben; Selbstmorde oder todeswerte Verbrechen[1]), wähnt der Unkundige, sind die vorzüglichsten Ursachen dieser Erscheinung". Hier tritt auch wieder die schon früher beobachtete Gleichsetzung von Freimaurern und Juden (XII 65, 73) auf: „Wenn ein grosser Sturm ausbricht, hat sich gewiss ein Jude erhängt" (Mitt. XIV 74 Nr. 56 und 55; vgl. auch I 5). Schliesslich habe ich für meine Vermutung (a. a. O. 73), dass dem seltsamen Volksglauben, ein Freimaurer könne nicht in seinem Bette sterben, eine altheidnische von der Kirche verfluchte Vorstellung zugrunde liegen müsse, eine Bestätigung gefunden in Samters Aufsatze: „Antike und moderne Totenbräuche" (1905 S. 36). Dort wird nämlich, wenn auch teilweise mit anderer Begründung, an einer Reihe von Totenbräuchen aus den verschiedensten Gegenden, Zeiten und Völkern als Grundanschauung nachgewiesen: „Der Arier darf nicht in seinem Bette sterben". So will auch der streitbare Herzog Boleslaus IV. von Oppeln in einer von August Kopisch besungenen schlesischen Sage[2]) von geistlichem Troste nichts wissen und erwartet, als es zum Sterben kommt, in voller Rüstung hoch zu Ross den Tod:

„Drauf setzet er die Sporen ein
Und jaget über Stock und Stein! —
Doch hinter ihm ward eine Schar
Von schwarzen Reutern offenbar".

Und ebenso ruft der von Edmond Rostand gefeierte ritterliche

[1]) Auch Shakespeare hat diesen Volksglauben wiederholt wirksam benutzt, vgl. z. B. Marbeth II 3.

[2]) J. Kern, „Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten" 1867 S. 471.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cyrano de Bergerac sterbend aus: pas là, pas dans ce fauteuil!" und stehend, den Degen in der Faust, bietet er dem unbezwingbaren Gegner Trotz[1]).

Aus orientalischen Quellen.

Von Dr. S. Fraenkel.

1. Bleigiessen.

In dem hebräisch-arabischen Wörterbuch des Sa'dja ibn Danan aus Fez (12. Jahrh.)[2]) findet sich für das hebr. Wort kâbêd (Ezechiel 21, 26), das alle Exegeten da wie auch sonst als *„Leber"* erklären, die Bedeutung *„Blei"* verzeichnet mit folgender Bemerkung: *„Dies giessen die Zauberer auf Wasser und benutzen es zur Wahrsagung und Bezauberung"*. — Wenn ein Kind vom „bösen Auge" getroffen ist, *giesst man Blei auf ein Gefäss mit Wasser.* Die so entstehende menschliche Figur, die den Besitzer des bösen Auges darstellt, wird dann mit dem Gefäss an einen Kreuzweg geworfen. (Zeitschr. des Deutsch. Paläst.-Ver. XVIII 49 Nr. 15.)

2. Menschliche Glieder als Weihgeschenke.

Die noch in unserer Zeit weitverbreitete Sitte, plastische Nachbildungen erkrankter Gliedmassen in der Hoffnung auf ihre Heilung einem Heiligtume zu weihen, reicht bekanntlich in eine sehr alte Zeit zurück.

Einen Beleg dafür bietet schon das A. T. I. Samuel Cap. VI v. 4 ff.; auch auf attischen Reliefs finden wir Darstellungen, die dieselbe Vorstellung bezeugen.

Hier kommt nun auch, wie es scheint, eine Nachricht der hebräischen Tosephtâ (cca. 250 n. Chr.) in Betracht, die allerdings, so wie sie überliefert ist, nicht notwendig auf diese Sitte bezogen zu werden braucht.

Es heisst da[3]): „Die Mutter der Rimatjâ tat, als diese erkrankte, das Gelübde: Wenn meine Tochter von ihrer Krankheit

[1]) Wie es denn auch nach germanischer, besonders nordischer Auffassung als wenig heldenhaft, ja schimpflich gilt, den „Strohtod" (d. h. den Tod auf dem Stroh des Lagers) zu sterben. Ss.

[2]) The book of hebrew roots by Abulwalid (ed. Neubauer) S. 790 Z. 25.

[3]) Cap. III 1.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geheilt wird, will ich soviel Gold, als sie wiegt, [dem Heiligtume] spenden[1]). Als die Tochter nun gesund geworden war, zog sie nach Jerusalem und erfüllte ihr Gelübde[2]).

Wenn nun unmittelbar nach dieser Erzählung fortgefahren wird: „Jemand, der das Gewicht seiner Hand gelobt, hat soviel zu opfern, als sie bis zum Gelenke wiegt", so liegt es wohl nahe, auch diese Bestimmung, wie die folgende, die sich auf den Fuss bezieht, in denselben Zusammenhang einzureihen und anzunehmen, dass es sich auch hier um Gelübde bei Krankheiten handelt, die, der Entwickelung des religiösen Bewusstseins entsprechend, bei den Hebräern eine veränderte Form angenommen hatten.

3. Zum Schwertklingengelübde.

A. F. Stenzler hat (Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft Bd. 40 S. 523 ff.) die von Jak. Grimm, Dtsch. Rechtsaltertümer I[4] 232, behandelte Sitte („Im Altertum war es Sitte, wenn ein Mann bei einer Frau schlief, die er nicht berühren wollte, dass er ein Schwert zwischen sich und sie legte") mit einem indischen Brauche kombiniert.

Hier sei noch darauf hingewiesen, dass auch in einem mittelalterlichen hebräischen Buche eine Erinnerung an diese Sitte erhalten ist.

In der apokryphen Chronik des Propheten Moses[3]), die die Geschichte des Propheten während seines Aufenthalts in Äthiopien in Übereinstimmung mit Artapanos[4]) erzählt, heisst es an der Stelle, wo seine Verheiratung mit der Witwe des äthiopischen Königs berichtet wird: „Da aber gedachte Moses des Bundes mit dem Herrn, seinem Gotte, näherte sich ihr nicht, *sondern legte ein Schwert zwischen sich und sie* und sündigte nicht mit ihr"[5]).

[1]) Auch für ein gesundes Kind spendete eine reiche Frau alljährlich, je nach seinem Gewichte, Gold für den Tempel Sifrâ, 112 a col. 1 l. 14.

[2]) Wörtlich: „wog sie mit Gold auf".

[3]) Bet hamidrasch ed. Jellinek II S. 6 l. 25.

[4]) Freudenthal, Hellenist. Stud. II 172.

[5]) Der Freundlichkeit von J. Löw verdanke ich noch den Hinweis auf einen viel älteren Beleg Sanhedrin 19 b 5 a. f. zum Buche Ruth 3, 8. Korrekturbem.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

(Schluss zu XIV 77.)

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

71. Wenn ein eben Gestorbener noch einmal die Augen aufmacht und einen der Anwesenden ansieht, so wird dieser bald sterben (Czerleino).

72. Wenn die Augen des Verstorbenen nicht ganz zugeschlossen sind, so stirbt jemand; der Verstorbene sieht jemand voraus, wypatrzy kogoś (Pakosch).

73. Die Augen des Toten müssen zugemacht werden, sonst ziehen sie mehrere zum Sterben nach.

74. Wenn der Leichnam nicht steif wird, sondern geschmeidig bleibt, so stirbt in kurzer Zeit der nächste Verwandte (Czerleino).

75. Wenn ein Verwandter des Verstorbenen mit dem Sargdeckel angestossen wird, so muss er bald darauf sterben (Lissa).

76. Wenn sich an einem frischen Grabe der Boden senkt, so wird in derselben Familie bald wieder eine Leiche sein (Kr. Rawitsch).

77. Wenn bei einer Beerdigung das Grab an den Seiten einfällt, so soll in der Verwandtschaft des Verstorbenen bald ein neuer Todesfall eintreten.

78. Wenn ein Leichenzug einem mit Dung beladenen Wagen begegnet, so wird aus der Familie des Verstorbenen bald noch jemand sterben (Czerleino).

79. Wenn eine Leiche aus dem Hause getragen ist, so müssen die Stühle und Bänke, auf welchen der Sarg gestanden hat, umgelegt werden, damit nicht noch mehrere aus dem Hause sterben.

80. Verwandte dürfen den Sarg nicht auf den Kirchhof tragen, denn sonst würden sie dem Toten bald nachfolgen. Dasselbe gilt von dem Missionskreuz, das am Schlusse einer Mission in Prozession herumgetragen und dann aufgestellt wird: wer dasselbe getragen, stirbt bald. Doch glauben nicht alle Leute daran, und wer es erst angefasst hat, der trägt es auch. Es wird erzählt: Nach Schluss einer Mission sollte das Kreuz getragen werden. Der

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bruder eines anwesenden Geistlichen wollte es tragen helfen, doch der Geistliche gestattete es ihm nicht (Kujawien).

81. Der Tote gibt seinen ausserhalb wohnenden Verwandten durch Klopfen das Zeichen, dass er gestorben ist (Kujawien).

82. Im Besitze einer gräflichen Familie in der Provinz Posen befand sich eine Uhr, ein Kunstwerk des 16. Jahrhunderts. Diese Uhr ging nicht mehr, hatte aber die Eigentümlichkeit, vor dem Tode eines jeden Mitgliedes der Familie zu schlagen. Einmal sass die ganze Familie zu Tisch, da fing plötzlich die Uhr an zu schlagen und ein Musikstück zu spielen. Die Hausfrau forderte die Anwesenden auf, sie in die Kapelle zu begleiten und für den Verstorbenen zu beten. Als sie sich dem Altar näherten, bemerkten sie auf den Altarstufen eine betende Vision (mara), die dem Bruder des Grafen glich und alsbald verschwand. Am andern Tage traf die Kunde von dem Tode des gräflichen Bruders ein (polnisch).

83. Als einst ein junger polnischer Mann in einer deutschen Gesellschaft beim Kartenspiel sass, platzte plötzlich der Tisch. Der junge Mann sprang auf und sagte, es sei 11 Uhr und er könne nicht länger spielen, weil eben sein Vater gestorben sei. Die Deutschen lachten ihn aus und sagten: „Was ihr Polen doch abergläubisch seid!“ Nach einer Weile aber bekam der Pole eine Depesche, welche in der Tat meldete, dass sein Vater um 11 Uhr gestorben sei.

84. Als im Jahre 1866 die Cholera herrschte, sass eines Abends in Birnbaum ein Mann mit seiner Frau am Tisch, während ihre beiden Knaben im Alter von 9 und 6 Jahren sich auf die Ofenbank gesetzt hatten. Auf einmal hörten die Kinder ein ächzendes Gewimmer, das wie „ähi ähi ähähähähi“ klang. Erschreckt sprangen sie auf, weinten und klammerten sich an den Knien der Eltern fest und fragten sie, ob sie nichts gehört hätten. Die Eltern bejahten es. Am nächsten Tage kam die Nachricht, dass um die Zeit des Vaters bester Freund gestorben war.

85. Zwei alte Leute hatten ihre einzige Tochter verheiratet. Als sie eines Abends am Tische sassen und die Zeitung lasen, hörten sie, dass jemand in ihrer Kammer das Getreide schaufelte. Die Frau stand auf, um nachzusehen, aber da sie nichts bemerkte, kehrte sie wieder in das Zimmer zurück. Nach einer Weile schaufelte es wieder. Nun ging der Mann hin, fand aber auch

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts. Da trat der Briefträger ins Zimmer und brachte die Nachricht von dem Tode der Tochter, und die alten Leute wussten jetzt, dass der Geist der Tochter in der Kammer gewesen, um den Eltern ihren Tod anzumelden.

86. In Marcinkowo górne bei Tremessen wurde im 13. Jahrhundert ein polnischer König, mit Namen Leszek, von dem Pommernherzog Swiatopełek überfallen und ermordet. An dem Tage dieses Ereignisses hört man noch jetzt das Kampfgeschrei des Pommernfürsten und das Röcheln des sterbenden Königs. Jeder jedoch, der es hört, muss noch in demselben Jahre sterben (Marcinkowo).

87. An dem Wege von Margonin nach Samotschin befindet sich eine uralte grosse Buche. Hier wurde einst um Mitternacht ein Mann von Räubern überfallen, ermordet und unter dem Baum verscharrt. Alljährlich an seinem Todestage, so geht die Sage, erhebt sich um Mitternacht der Tote aus seinem Grabe. Trifft ihn jemand, so stirbt er noch in demselben Jahre. Einige wollen auch um Mitternacht an der Stelle ein eigentümliches Seufzen gehört haben, das einige Zeit dauerte und dann plötzlich aufhörte.

88. Als der Domherr Simon in Gnesen starb, wussten die Leute geraume Zeit vorher, dass jemand von den Domherrn sterben werde, denn die Domuhr blieb stehen. Dieser Glaube scheint alt zu sein und erklärt sich aus der Wichtigkeit, welche die Domuhr früher hatte, als Uhren noch selten waren. Ein ähnlicher Glaube herrscht in Koldromb (Kr. Znin). Dort war auf einem Ecktürmchen der vor einigen Jahren abgebrannten Kirche ein Kreuz angebracht. Das Volk erzählt, dass vor dem Tode eines jeden Pfarrers dieser Kirche das Kreuz eine schiefe Stellung eingenommen habe (Mitteilung des Lehrers A. Szulczewski in Brudzyn).

89. In Wongrowitz lebte vorzeiten ein geschickter Böttcher. Einstmals hatte er in Siernik eine grössere Arbeit und verweilte daselbst, um sie auszuführen, einige Wochen. Während seiner Abwesenheit von Hause erkrankte seine Nachbarin, mit welcher wegen ihres zänkischen Wesens kein guter Vertrag war. Noch bei seinem Weggange hatte sie um einer geringfügigen Ursache willen tüchtig mit ihm gekeift. Als er nach Beendigung seiner Arbeit auf dem Heimwege begriffen war und an dem Kirchhofe seines Städtleins vorbeikam, stand an der Pforte eine schöngekleidete Frau, welche ihn anhielt und bat, er möchte ihr doch einen Schuh festbinden. Er war dazu gern bereit; als er aber der Frau in

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gesicht schauen wollte, um zu sehen, wer sie sei, erhielt er von ihr einen kräftigen Fusstritt in die Magengegend, so dass er die Besinnung verlor und ohnmächtig liegen blieb. In solcher Verfassung fanden ihn am folgenden Tage einige Bekannte. Sie brachten ihn nach Hause. Daselbst erfuhr er zu seinem Erstaunen, dass zu derselben Stunde, wo ihm das erzählte Ereignis widerfahren war, seine Nachbarin des Todes verblichen war. Da ward er denn inne, wer ihn mit dem unerwarteten Fusstritte bedacht hatte; und weil er an der Stelle, wo er getroffen war, einen blauen Fleck behielt, der sich nicht wollte vertreiben lassen, so bewahrte er die Nachbarin zeitlebens in gutem Gedächtnis (Rogasen).

90. Ein junges Mädchen wettete, dass es in der Nacht um 12 Uhr auf den Kirchhof gehen und einen Blumenstrauss auf ein bestimmtes Grab stecken werde. Sie führte das auch aus, aber als sie aufstehen wollte, konnte sie nicht. In dem Glauben, der Tote hielte sie fest, erschrak sie heftig und fiel dann selbst tot hin. Es war aber nicht der Tote, der sie festhielt, sondern als sie den Blumenstrauss in das Grab steckte, hatte sie zugleich auch den Zipfel ihres Rockes hineingesteckt.

91. Es lebte einst ein sehr frommer Mann, welcher Gott jeden Tag bat, ihm den Tag seines Todes zu zeigen. Und als er nicht aufhörte, Gott immer wieder darum zu bitten, da erschien bei ihm eines Tages ein Jüngling und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Jüngling führte den Mann in eine Höhle, in welcher viele Talglichter brannten. Einige waren erst angesteckt, andere brannten schon zu Ende, und diese letzteren hat dann immer eine Frau ausgelöscht. Der Jüngling zeigte dem Manne ein Licht, das schon sehr klein war, und sagte zu ihm: „Dieses Licht bedeutet dein Leben. So lange es brennen wird, so lange wirst du leben". Darauf verschwand der Jüngling, und der Mann befand sich wieder in seinem Zimmer (Czerleino, Kr. Schroda).

92. In der Todesstunde erscheint bei einem Sterbenden der Tod. Den Anwesenden gibt er sich durch ein Klopfen auf dem Boden zu erkennen (Kujawien).

93. In Bożejewice lebte vor Jahren ein Gutsverwalter. Eines Tages sass er mit seiner Frau in der Stube; da tat sich die Tür auf, und der Tod trat herein. Der Mann sah ihn nicht, wohl aber die Frau. Der Tod kam auf sie zu, fasste sie am Arm und wollte sie mit sich fortziehen. Die Frau schrie laut auf und bat ihren

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann um Hilfe; sie zeigte immer auf den Tod und sagte, der Tod wolle sie mitnehmen. Da der Mann aber nichts sah, wurde er starr vor Schrecken und wusste nicht, was er tun sollte. Nach einigen Minuten starb die Frau in seinen Armen (Kujawien).

94. Bei dem Tode muss möglichst Ruhe herrschen, denn wird der Tod unterbrochen, so dauert der Todeskampf noch einen Tag länger (Kujawien).

95. In dem Zimmer, in welchem ein Sterbender liegt, müssen die Spiegel verdeckt werden; sieht der Sterbende hinein, so muss er noch einen Tag weiter leben und sich im Todeskampfe quälen (Kujawien).

96. In der Schönlanker Gegend glaubt man: Wenn ein Kind im Sterben liegt, aber nicht erlöst werden kann, so muss man, um seine Qual abzukürzen, ihm das Hemdchen ausziehen und damit über einen Kreuzweg gehen; dann kann es bald sterben (deutsch).

97. In Ciencisko lebte eine Frau, die allgemein für eine Hexe gehalten wurde. Als diese auf dem Sterbebette lag, zeigte sich im Flur des Hauses ein grosser schwarzer Hund, der regelmässig verschwand, wenn sich jemand näherte. Es war der Teufel, der auf die Seele der Frau wartete. Als sie starb, hörte man hinter dem Ofen einen Hahn schreien (Kujawien; vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 158).

98. Wer beim Nähen des Totenkleides den Faden abbeisst, dem fallen die Zähne aus (Kujawien).

99. Wenn beim Nähen des Totenkleides Knoten in den Zwirn gemacht werden, wird der Tote keine Ruhe im Grabe haben (Kujawien), weil sonst die Seele den Leib nicht verlassen kann (Czerleino).

100. Solange sich die Leiche im Hause befindet, muss der Spiegel verhangen sein. Falls dies unterlassen wird, können die Anwesenden durch den Wiederschein des Sarges im Spiegel erschreckt werden und bedenklich erkranken.

101. Wenn es donnert, stecken die Leute ein Stück Stahl neben den Toten in den Sand, auf welchem er ruht; man glaubt, dass er sonst weiterwachsen werde (Kujawien).

102. Es ist allgemeiner Glaube, dass die Haare und Nägel auch nach dem Tode weiterwachsen (Kujawien).

103. An den Abenden der drei Tage, an denen der Tote sich im Hause befindet, versammeln sich die Leute aus dem Dorfe und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

singen und beten für den Toten. Am Schlusse wird getrunken. Nach dem Begräbnis wird ein Mahl hergerichtet, das aber nur aus kalten Speisen bestehen darf (Kujawien).

104. Die drei Nächte, in denen der Tote im Hause liegt, heissen die wüsten Nächte, puste noce. An den Abenden versammeln sich die Nachbarn, ohne aufgefordert zu werden, und singen Trauerlieder. Zum Schlusse beten sie für die Seele des Verstorbenen und werden dann von dem Wirte mit Schnaps und Brot bewirtet. Dieser Gebrauch ist allgemein (Gegend von Janowitz).

105. Einem Toten muss man ein Geldstück in die Hand geben, wohl als Eintritt in den Himmel (deutsche Mitteilung aus dem Kreise Kempen).

106. Wenn jemand stirbt, so muss man ihm die Augen zudrücken und zwei Münzen auf dieselben legen, sonst spukt der Tote herum (Gegend von Janowitz).

107. Bei einem Todesfall in einer Familie wird die Uhr angehalten. Diese bleibt so lange stehen, bis der Tote beerdigt ist (Kujawien).

108. In Gruntowitz (Kr. Wongrowitz) ist es Sitte, dass am Tage der Beerdigung eine kleine Puppe in den Häusern herumgetragen wird. Dadurch wird die ganze Familie zum Begräbnis eingeladen.

109. Der Stab, mit dem die Länge des Grabes gemessen wird, wird stets vor dem Einsenken der Leiche zerbrochen und ins Grab geworfen.

110. Särge dürfen nicht mit eisernen Nägeln vernagelt werden (Kujawien).

111. Wird der Sarg nicht ordentlich vernagelt, so muss der Tote fortwährend auf die Erde zurückkehren (Kujawien).

112. Wenn der Tote aus dem Hause getragen wird, so werden die Stühle, auf denen der Sarg stand, umgeworfen, sonst hat der Tote keine Ruhe im Grabe und erscheint immer wieder (Kujawien).

113. Der Tote muss immer mit den Füssen nach der Tür zu liegen, und wenn die Leiche herausgetragen wird, müssen alle Stühle aufeinandergestellt werden, dann kehrt der Tote nicht mehr zurück (Gnesen).

114. Man muss mit dem geforderten Preise für einen Sarg einverstanden sein, sonst hat der Tote im Grabe keine Ruhe (bei Lissa).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

115. Der Blitz tötet Leib und Seele (Kujawien).

116. Wenn ein Händler die von den Gebeinen Verstorbener hergestellte Asche in seine Ware streut, so verkauft er dieselbe rasch und gut (Pakosch).

117. Menschen, welche ohne Todsünde sterben, bleiben bis zum kommenden Sonnabend im Fegefeuer (Kujawien).

118. Einst begegnete ein Mann einem Leichenzuge, welchen viele Leute begleiteten. Als er weiter ging, da sah er eine in weisse Leinwand eingehüllte Person hinter dem Leichenzuge hergehen. Diese Person hatte sehr geweint, und die Tränen hatten das ganze Kleid durchnässt. Als der Mann die Person fragte, wer sie sei, da antwortete sie ihm, sie sei die Seele des Verstorbenen; auch weine sie selbst nicht, sondern die Tränen, welche das Kleid nass gemacht hätten, wären die Tränen ihrer Mutter, Da nun das schwere Kleid die Seele beim Gehen hinderte, so konnte sie nicht mit dem Leichenzuge mitkommen (Czerleino, Kr. Schroda).

119. Wenn jemand ohne Hemde begraben wird, so muss er im Jenseits nackt herumlaufen (Kujawien).

120. Einst starb ein reicher Graf, der keine Frau und Kinder hatte. Ein Schwestersohn sollte sein Erbe sein. Man begrub den Grafen. Einige Tage nachher erzählte das Dienstmädchen, sie habe den Grafen gesehen, wie er mit einem hinten aufgeschnittenen Rocke von draussen in sein Schlafzimmer gegangen sei. Anfangs wollte man es nicht glauben, doch das Mädchen sah den Grafen noch einige Male, und sie bekräftigte ihre Aussage dadurch, dass sie den Leuten seine Fussspuren zeigte. Schliesslich öffnete man den Sarg und untersuchte die Leiche, und da stellte es sich heraus, dass der Rock hinten wirklich aufgeschnitten war. Der Erbe war nämlich zu geizig gewesen, um die Leiche, die sehr angeschwollen war, mit einem neuen Rock zu bekleiden, und er hatte deshalb den alten Rock des Grafen hinten aufschneiden lassen, um ihn zuknöpfen zu können. Als man der Leiche einen neuen Rock angezogen hatte, zeigte sich der Graf nicht wieder (Rogasen).

121. In Schneidemühl starb einer Frau die Tochter, ein Mädchen von 21 Jahren. Sobald sie nun die Photographie der Tochter auf den Tisch setzte oder an die Wand hängte, liess sich sowohl bei Tage als auch bei Nacht ein lautes Ticken hören. Dies Ticken

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nannten die Leute die Totenuhr. Man erzählte, dass die Tote im Grabe keine Ruhe habe, und darum höre man die Totenuhr.

122. Ein gottloser Waidmann wollte an seinem Totenbette lieber seinen Jagdhund als einen Geistlichen haben; darum soll nach seinem Tode sein Geist in den Wäldern herumgeirrt sein (Rogasen).

123. In einem Dorfe des Kreises Meseritz wohnte ein armer Schuhmacher, der ein ganz verloddertes Leben führte und schliesslich seinem Dasein durch Erhängen ein Ende machte. Sein Schatten soll noch heute in dem Hause herumspuken.

124. Geht man in der Neujahrsnacht an einem Kirchhofe vorüber, so wird man dort die Toten auf dem Kirchhofe wandeln sehen.

125. Unter dem Volke herrscht der Glaube, dass, wenn ein Glied aus der Familie stirbt, der Geist des Verstorbenen am dritten Tage komme und irgend einen Dienst verrichte, z. B. die Lampe auslösche, die Tür zuschliesse, im Sommer die Fenster öffne, das Haus vor Dieben schütze u. a. m. (Jaraczewo).

126. Wenn die Frau zuerst aus dem Leben geschieden ist, so erscheint sie kurz vor dem Tode ihres Mannes noch einmal und macht ihn auf seinen Tod aufmerksam (Jaraczewo).

127. Der Mörder oder auch derjenige, der bei der Ermordung jemandes zugegen gewesen ist, sieht den Geist des Ermordeten sich als einen Schatten folgen (Gnesen).

128. In der Stärkefabrik zu Pawlowitz bei Lissa geriet einst ein daselbst beschäftigter Arbeiter in die Maschinerie des Werkes und verlor dabei sein Leben. Seit dieser Zeit werden immer an dem Tage seines Todes in der Nacht von 11—1 Uhr die vorübergehenden Leute mit Kartoffeln beworfen (Pawlowitz).

129. In einer grossen Stadt der Provinz Posen wurde vor vielen Jahren in einer der belebtesten Strassen in der Nacht ein Mädchen von einem Manne ermordet. Am Jahrestage des Mordes soll das Mädchen mit einem Dolch in der rechten Hand auf der Strasse auf- und abgehen und den Namen des Mannes rufen (Rogasen).

130. Als ein Tischler sterben wollte, bat ihn seine Frau, dass er nicht spuken komme. In der ersten Nacht nach seinem Begräbnis hörte sie Tritte. Sie erschrak sehr darüber und erzählte auch anderen Leuten davon. Diese kamen und hörten ebenfalls

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schritte auf der Treppe; doch als sie nachsahen, war nichts zu finden. Ebenso war es in der folgenden Nacht. In der dritten endlich gingen sie dem Geräusch der Schritte nach, und da fanden sie unter der Treppe ein Versteck, in dem Geld verwahrt war.

131. Das Volk glaubt, dass derjenige, der bei seinen Lebzeiten die Prozession versäumt hat, dies nach seinem Tode nachholen muss, und zwar muss er dies so oft tun, als er die Prozession versäumt hat. Um Mitternacht wollen Leute solche Geisterprozessionen um die Kirche herumgehen gesehen haben (Kujawien).

132. Das Volk erzählt sich, dass die Seelen derjenigen Kinder, die ungetauft verstorben sind, in der Gestalt von weissen Tauben umherirren und die Vorübergehenden um die Taufe anflehen. Eines Abends ging eine Frau an der Figur bei Żerniki vorbei. Da bemerkte sie auf derselben eine weisse Taube, welche „krtu“ (poln. chrtu Taufe) rief. Hätte die Frau das Kreuzeszeichen gemacht und die Taube auf den Namen Adam oder Eva getauft, so wäre die Seele erlöst gewesen. Die Frau aber wunderte sich nur über den seltenen Vogel und blieb vor der Figur stehen. Da flog die Taube weg (Kujawien).

133. In einem Dorfe bei Hohensalza lebte vor Jahren eine Magd, die ihre neun unehelichen Kinder gleich nach der Geburt ermordet hatte. Als sie nun Aussichten hatte, wieder zu gebären, stellte man eine alte Frau als Wächterin bei ihr an, die dann auch bei der Geburt zugegen war. Doch auch diesmal gelang es der unnatürlichen Mutter, ihr Kind zu erwürgen, während die Wächterin auf einen Augenblick eingeschlafen war. Plötzlich wurde es hell in der Stube; die Wärterin erwachte und sah alle zehn ermordeten Kinder vor der Rabenmutter stehen. Alle klagten sie die Mutter an, sie hätte es verschuldet, dass sie nicht getauft wären und darum nicht selig werden könnten. Sie erzählten auch, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie am Leben geblieben wären; das erste Kind wäre ein Priester geworden, der für die Seele der Mutter gebetet hätte, das andere ein Räuber, der sich aber auch bekehrt haben würde, und so erzählten sie alle der Reihe nach ihr Schicksal, und dann fluchten sie der Mutter, ganz besonders aber das eben ermordete Kind, welches sagte, sie solle zehn Klafter tief in die Hölle versinken und das Licht nicht mehr schauen. Am Ende riefen alle mit einer Stimme „chrtu“ und verschwanden. Am nächsten Morgen ging die Frau zu dem Geist-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen und erzählte ihm den Vorfall. Der Geistliche schalt sie, dass sie nicht das Kreuzeszeichen gemacht hätte, denn dann wären die Seelen erlöst gewesen (Kujawien; vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 463, 553, 554 und Rog. Familienblatt IV, 11).

134. In Santomischel befindet sich eine schöne, grosse Kirche, an die sich folgende Sage knüpft: Der alte Probst der Kirche war gestorben. Seit seinem Tode fand man an jedem Morgen alle Wachslichte auf den Altären zerbrochen. Um sich zu überzeugen, wer das tue, ging der Nachfolger des Verstorbenen mit dem Kirchendiener in die Kirche, und sie verbargen sich auf der Kanzel. Um Mitternacht erschien an dem Altare der verstorbene Probst und begann die Wachslichte zu zerbrechen. Nun kam der Nachfolger aus seinem Versteck hervor und fragte ihn, weshalb er das tue. Der Probst antwortete, dass er hundert Messen ungültig gelesen habe und dass er nicht eher Ruhe finden könne, bis hundert Messen für ihn gelesen seien. Dann verschwand er. Nun wurden tagtäglich für den verstorbenen Probst Messen gelesen, und als die hundertste gelesen war, erschien er nicht wieder (Santomischel).

135. Wenn man einen Toten sprechen will, so soll man sich in der Nacht um 12 Uhr, in jeder Hand ein Licht haltend, vor einen Spiegel stellen und den Toten rufen; doch darf man das nicht ohne einen triftigen Grund tun.

136. In einem Dorfe der Provinz Posen lud einst eine Edelfrau ihre Schwester zu sich ein, um ihren Geburtstag zu feiern. Diese erschien auch mit ihren beiden Kindern und deren Bonne. Da für die Bonne kein Platz in dem Schlosse war, wurde ihr eine Dachstube in einem Hofhause angewiesen, und man sagte ihr, da es ein strenger Winter war, eine Frau werde das Zimmer heizen. Die Bonne begab sich in ihre Stube und legte sich zur Ruhe. Um Mitternacht wurde sie durch ein Geräusch aufgeweckt, das eine Frau verursachte, die mit Holz eintrat und sich anschickte, den Ofen zu heizen. Bald merkte die Bonne aber, dass die Frau an einem Kolben, der aus der Tür herauswuchs, zu drehen anfing, und sie erkannte sogleich, dass sie es mit einem Geiste zu tun habe, und redete ihn also an: „Geist, was begehrst du?“ „Drei Messen und nichts weiter“, war die Antwort. Darauf verschwand der Geist. Am anderen Tage erzählte die Bonne ihrer Herrin das Erlebnis der Nacht, und die Beschreibung der Er-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheinung stimmte mit der Mutter der beiden Edelfrauen überein. Die drei Messen wurden sogleich gelesen, und die Erscheinung wiederholte sich nicht mehr. Die Bonne wurde gut belohnt, da sie die Mutter der Edelfrauen aus den Qualen des Fegefeuers erlöst hatte.

137. An der Ecke des Marktes zu Gnesen stand ein Haus — jetzt ist es umgebaut —, das drei Schwestern gehörte. Von diesen starb die jüngste. Eines Abends gegen 11 Uhr, als sie noch auf der Bahre lag, umgeben von flammenden Kerzen, ging ein Bekannter der Familie quer über den Markt nach Hause. Er warf einen Blick auf die hell erleuchteten Fenster und sprach ein Gebet für die Verstorbene. Als er das Gesicht wieder abgewandt hatte, sah er eine Gestalt vor sich, die sich in der Richtung nach der Franziskanerkirche zu bewegte. Zu seinem Schrecken erkannte er die Verstorbene. Sie war in ein weisses Kleid gekleidet, und der lang herabhängende Schleier bewegte sich wellenartig, wie vom Winde getragen. Erschreckt lief er zur Schildwache (eine solche stand damals am Markte) und machte den wachehaltenden Soldaten auf die Gestalt aufmerksam; und auch der sah, wie die Gestalt nach der Franziskanerkirche zu ging, das Eisengitter, das verschlossen war, öffnete und im Portale der Kirche verschwand (Gnesen).

138. In dem letzten polnischen Aufstande hatte ein Jude eine polnische Abteilung verraten, wofür er als Belohnung die konfiszierten Güter eines reichen Polen erhielt. Der Jude wollte nun die Goldknöpfe der verstorbenen Magnaten abreissen und begab sich in die Gruft des Schlosses. In einem Sarge lag ein Toter mit einem reich mit Gold verzierten Żupan. Als nun der Jude das Gold rauben wollte, da fasste ihn der Tote am Kragen, so dass der Jude vor Angst starb (Kr. Schroda).

139. In früherer Zeit war es Gewohnheit, dass die Leute auf dem Lande zueinander gingen, um Federn zu streifen. Einst gingen mehrere junge Mädchen zu einem Besitzer, welcher ungefähr eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt wohnte. Der Weg führte über den Kirchhof. Als sie spät in der Nacht zurückkehrten, sahen sie ein Hemd auf einem Grabe liegen. Das eine Mädchen, das sehr dreist war, ging hin und nahm das Hemde mit sich nach Hause. In der nächsten Nacht um 12 Uhr hörte sie, wie es an die Fensterscheibe klopfte und wie eine Stimme das Hemde

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückforderte. Das Mädchen erschrak, sagte aber aus Angst ihren Eltern nichts. In der nächsten Nacht klopfte es wieder, und wieder forderte eine Stimme das Hemd zurück. Da erzählte sie es den Eltern, die in der dritten Nacht in das Zimmer kamen und nun dasselbe hörten. Am nächsten Tage holte der Vater den Priester aus der Stadt. Dieser liess sich alles erzählen, und nun ging er in der Nacht zu der Stunde, wo das Mädchen das Hemde von dem Grabe genommen hatte, mit den Eltern und dem Mädchen zum Grabe. Unter mehreren Gebeten legte das Mädchen das Hemde auf das Grab zurück, und sie hatte von der Zeit an Ruhe.

140. In dem Dorfe Lubasch bei Czarnikau befindet sich ein Kirchhof, von dem die Sage geht, dass jeder, der in der Nacht um 12 Uhr an ihm vorbeigeht, ohne für die Verstorbenen ein Gebet zu sprechen, von den Geistern derselben verfolgt werde. Ein Mann wollte probieren, ob das wahr wäre, und ging deshalb in einer Nacht dort vorbei, ohne ein Gebet für die Verstorbenen zu beten. Da erschien ihm ein Geist in weissem Gewande, der ihm so lange keine Ruhe liess, bis er anfing, ein Gebet zu sprechen. Nun verschwand der Geist, und der Mann konnte ruhig weitergehen (Czarnikau).

141. Um 12 Uhr in der Nacht auf Allerseelen kommen die Geister der Toten aus den Gräbern hervor und gehen in die Kirche. Dort wird, wenn sich ein Priester unter ihnen befindet, die Messe gehalten, gesungen, gespielt und gebetet. Eine Frau ging am Allerseelentage früh Morgens, ehe noch die Sonne aufgegangen war, am Strelnoer Kirchhofe vorbei. Sie hörte das Knarren der Kirchhofspforte und erblickte darauf einen langen Zug von Geistern um die Kirche wallen. Der Kirchendiener in Chelmce hatte einmal vergessen, Öl in das ewige Lämpchen zu schütten. Er ging deshalb um Mitternacht in die Kirche. Da sah er in der Kirche die Geister die Messe hören; die Orgel spielte dazu. Er machte kehrt und lief weg (Kujawien).

142. Am Allerseelentage kommen die im Fegefeuer befindlichen Seelen auf die Erde und gehen in die Kirche, halten hier eine Messe ab und verschwinden am Morgen wieder. Einst hörte eine Frau, welche sich an diesem Tage in der Kirche befand, um für ihren verstorbenen Gatten zu beten, und welche dann, von Müdigkeit überwältigt, in der Kirche eingeschlafen war, Orgelspiel. Weiter sah sie viele weissgekleidete Gestalten eifrig beten. Dann

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sah sie auf einmal, wie der Priester mit dem Messbuche zum Altar ging und die Messe las. Sie erschrak noch mehr, als sie ihren verstorbenen Mann auch unter den betenden Gestalten bemerkte. Doch bald krähte der Hahn, und alles verschwand. Am anderen Morgen fand man das Messbuch offen auf dem Altar liegen (Czerleino).

143. Eine Frau aus Wischin (Kr. Kolmar) erzählte, was ihr einmal am Allerseelentage passiert war: Ich war neugierig, ob wirklich die verstorbenen Seelen am Allerseelentage in der Kirche erschienen. Ich begab mich zur Vesperandacht dorthin und gedachte die ganze Nacht in der Kirche zu bleiben. Um Mitternacht kamen wirklich die Seelen in die Kirche und beteten. Um 1 Uhr begannen sie aufzubrechen. Zu meinem grössten Erstaunen erkannte ich in der einen Gestalt meine verstorbene Freundin, die unter dem Halse ein Bündel Flachs hatte. Ich fragte sie, warum sie das trage, und sie gab mir zur Antwort, sie hätte in ihrem Leben einmal Flachs gestohlen, und zur Strafe müsse sie das Bündel Flachs tragen. Dann bemerkte sie mir noch, ich solle nicht mit den Seelen zusammen mit dem Angesicht nach vorn aus der Kirche gehen, sondern rückwärts, sonst würde ich von ihnen zerrissen werden (Rogasen).

144. Bei den Polen herrscht die Sitte, wenn einer niest, zu sagen: Boże daj zdrowie, Gott gebe Gesundheit. Die Person, die geniest hat, antwortet dann: Bog zapłac, Gott vergelts. In Powidz lebte nun im Jahre 1849 ein alter Mann, der nie nach dem Niesen dankte, wenn ihm jemand den frommen Spruch sagte. Er starb, und es verbreitete sich bald das Gerücht, dass immer in der Nacht am See eine Person sitze und fortwährend niese. Jeder mied deshalb den Platz, bis ein einsamer Wanderer dort zufällig vorbeiging. Er hörte das Niesen und dachte, es wäre wohl ein Mensch, der sich verirrt hätte, und er rief ihm den gewohnten Spruch zu. Da hörte er von der geheimnisvollen Gestalt die Worte: „Bog ci zapłac, und auch ich danke dir, dass du mich von der Qual erlöst hast, die ich erdulden musste. Denn ich bin nicht von dieser Welt“. Seitdem hat sich der Geist nicht wieder gezeigt (Powidz).

145. Am Ufer des Goplosees soll sich ein Massengrab der im Schwedenkriege gefallenen polnischen Soldaten befinden. Nicht weit davon kennzeichnet ein grosser Stein ein einsames Grab.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darin soll die Geliebte eines der Gefallenen ruhen. Sein Tod brach ihr das Herz. In Nächten nun, wenn der Mond sein mattes Licht in den Fluten des Goplo spiegelt, steigt der Held aus dem Grabe und wandelt am Ufer entlang. Dann steigt auch seine Geliebte aus dem Grabe, bleibt eine Zeitlang auf dem Stein sitzen und folgt dann ihrem Geliebten. Arm in Arm wandeln sie am Ufer weiter. Punkt 12 Uhr entsteigt dem Wassergrab der Trompeter. Dann verschwinden die beiden Gestalten, die sich nur in den Mondnächten sehen dürfen.

Schlesische Hirten-Rufe, -Sprüche und -Lieder.

Von Dr. P. Klemenz in Strehlen.

Die von Prof. Dr. Siebs in den Mitteilungen (Heft XII S. 97 ff.) unter der Überschrift „Ruf, Sang und Spruch beim Aus- und Eintreiben des Viehs“ mitgeteilten „Kleinigkeiten“ dürften bei vielen in ländlicher Umgebung aufgewachsenen Schlesiern bekannte Erinnerungen wachgerufen haben. Diese aus der Gegend von Seidorf im Riesengebirge gesammelten Sprüche und Rufe sind mir aus meiner in der Frankensteiner Gegend verlebten Kindheit durchaus vertraut, sie waren auch in der Reichenbacher Gegend und in der Grafschaft Glatz üblich; ja man darf wohl behaupten, dass solche zu formelhaften Wendungen gewordene Hirtenrufe in Schlesien längs der Sudeten bis zur polnischen Sprachgrenze und nördlich bis an die Oder — vielleicht auch darüber hinaus — überall da heimisch waren und vereinzelt noch sind, wo mit beginnendem Herbste das Vieh, insbesondere die Kühe, im Freien geweidet wurden bzw. werden. In den letzten 20 bis 30 Jahren ist dieser Brauch aus verschiedenen Gründen (zunehmende ‚Leutenot‘, Verschleppung des Düngers, der sonst im Stalle bleibt, Zunehmen der gefahrbringenden Eisenbahnlinien u. a.) zugunsten der sowohl auf grösseren Dominien als kleineren Wirtschaften fast allein üblichen Stallfütterung immer mehr geschwunden, und mit ihr jene Art von volkstümlicher Hirtendichtung, die in den sechziger und siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in vielen schlesischen Gauen noch blühte. Bei unwesentlichen Abweichungen lauteten diese Hirtenrufe und Sprüche, wie sie mir zunächst aus der Franken-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stein-Silberberg-Reichenbacher Gegend bekannt sind und wie sie auch für die Grafschaft Glatz verbürgt sind [1]), etwa folgendermassen.

Rufe beim Austreiben, und zwar entweder gesprochen: hōraús, hōraús; auch mit Betonung der ersten Silbe hóraus, hóraus, hó; oder gesungen: e d c e d c d / hô-raus, hô-raus, hô. Entsprechend beim Eintreiben hōreí, hōreí, bzw. hórei, hórei, hó; oder in derselben Tonfolge wie oben gesungen. Daneben auch, aber seltener, die schon von Weinhold angemerkten Formen mit n: hōnei und hōnaus, oder getrennt: hō naus, zum tôre naus; hō nei, zum tôre nei. Als ermunternde Zurufe beim Weiden sang der „Kühprinz“: e d c c e d c c d / hô wê-da, hô wê-da, hô, oder er rief: hó wêda, hó wêda, hó. Dr. Volkmer (a. a. O. S. 12) teilt folgenden (gesungenen?) Spruch mit [2]):

Wêda, Kîla, wêda,
Off da derra hêda (dürre Heide),
Wû de gâla blîmlan stîn,
Dô wan (werden) dî Kîla stelle (still) stîn.

Eine grosse Rolle spielten die auf das sogenannte „Zuschadengehn“ des Viehs bezüglichen Zurufe an die Kühe. Um zu verhindern, dass sie an noch stehenden Feldfrüchten (Hafer, Rüben u. a.) Schaden anrichteten, rief man ihnen zu:

hella, hella lōda,
gît ock ni zu schōda
ei N.'s (Name) hōwer!

oder als aufmerksam machenden Zuruf an einen anderen in der Nähe weidenden Kühjungen:

hella, hella lōda,
dî kîe gîn zu schōda
ei nuppers (Nachbars) rîba.

Was die drei ersten Worte bedeuten sollen, ist mir durchaus

---

[1]) Vgl. J. Exner, „Gesänge der Glätzer Kuhhirten“ im 2. Bande S. 162—166, und Dr. Volkmer „Kinderreime, -Lieder und -Spiele aus der Grafschaft Glatz“ im 9. Bande der Vierteljahrsschr. für Gesch. u. Heimatkunde der Grafsch. Glatz. Habelschwerdt 1883 bzw. 1890.

[2]) Ich gebe die Texte möglichst in der von Prof. Siebs (Mitteil. Heft XII S. 98) empfohlenen Schreibung wieder, also ō = langes offenes o; bei honaus und honei schwankt bisweilen die Aussprache zwischen ō und ô, dagegen immer hōrei. Das im Grafschafter Dialekt häufige e für gemeindeutsches i (Melch, stell) ist geschlossen zu sprechen, desgl. o für u (Soppe).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rätselhaft; etwa auch bloss imperativische Zurufe? (vgl. Siebs a. a. O. S. 98/99). Gerade hierbei sind auch Anrufe einzelner nach äusseren Kennzeichen, besonders der Farbe, benannter Kühe nicht selten: gîst'e rim, rûte, schworze, plesse, schecke (beide letzteren = gefleckt), waiskôp, brêtschâdel, ichsla (Öchslein).

Im Anschluss hieran sei einer vor 20 bis 30 Jahren in der Frankensteiner Gegend (Tarnau, Baumgarten, Olbersdorf, Heinersdorf u. a.), aber auch wohl sonst verbreiteten, heutzutage, wie es scheint, fast ganz geschwundenen Sitte gedacht. Um dieses erwähnte „Zuschadengehn" beim Vorbeitreiben an noch stehenden Feldfrüchten von vornherein zu verhindern, band man den Kühen vor dem Aus- und Eintreiben eine Art Maulkorb (aus Korbgeflecht oder eisernen, kreuzweise verschlungenen Bändern hergestellt) vor, die ihnen auf der Weide bzw. im Stalle wieder abgenommen wurden. Man lockte sie dazu mit dem Rufe: stî Kerbaln, stî, oder lōlō, lōlō ōkerbaln (= stehe zum Ankörbeln). Heute werden an einzelnen Orten (so z. B. in der Strehlener-Ohlauer Gegend) Kühen und Ochsen beim Pflügen solche Maulkörbe angebunden.

Die folgenden zunächst für die Grafschaft Glatz (vgl. Volkmer a. a. O. p. 11) verbürgten Liedchen tragen schon mehr den Charakter von „Tschenscherliedern".

A ruft seinem Nachbarn zu:

Kîhala leiba, (Sinn?)
Kōn ich ne bâle hōreitreiba?

B antwortet: **Hōnei treiba îs verbôta**
Und . . . (Name) îs a decker knôta.

Oder:

brî, feuerla brî.	**brî feuerla brî.**
ich hitt ne ganne (gerne) dî kî.	**ich hitt ne ganne di ki.**
ich hitt liber dî faula zîga,	**ich hitt liber dî faula schôfe,**
doss ich kōn beim feuerla liga.	**doss ich kōn beim feuerla schlôfa.**
brî, feuerla brî.	**brî, feuerla brî.**

Nach der Bemerkung von Volkmer werden diese Strophen mit eingeschaltetem Terzen-Tonfall auf einen Ton rezitiert. Derselbe teilt auch folgendes Grafschafter Hirtenliedchen mit (auch hier habe ich die Schreibung entsprechend umgestaltet):

G-dur ($^3/_4$ Takt)

Achtel-Note = gewöhnl. Buchstaben unterstrichen, Viertelnote = gewöhnl. Buchstaben, Halbe-Note = fette Buchstaben.

h	c	|	d	h	a	|	g	r	h c	|	d	h	a	|	g	r	h	|
Me	- che	-	hel	is	ver	-	bei,		dōs		Hit	- ta	îs		frei,		dô			

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

c a a | d h h | c a a | d r h | c a a |
hitt ich dô non-der, dô hitt ich do naus, dô hitt ich dan
d h g | c a fis | g |
Pau-ern die Wî-sa vollt aus.

Von den von Exner a. a. O. zusammengestellten Liedern und Sprüchen, die sich zum grossen Teile mit den oben erwähnten ganz oder teilweise decken, scheint mir folgender Zwiegesang zweier Hirten bemerkenswert, der freilich zunächst durch die vielen, meist durch den Reim veranlassten Erweiterungen des Zurufes ahô mehrfach unverständlich erscheint.

Erster Hirt: Inu, ahô liba, | Doa daa doa driba, doa driba
Hôlonge | Schuster Dixa Kuherta Jonge
Ahô lōt, | Wōs host'n off a Marja gehōt? hola lô!

Zweiter Hirt: Inu ahô lōt, | Of a Marja hō ich gehōt, hō ich gehōt
Ahô loppe, | Wossersoppe,
Ahô läppel, | Ôngekochte Adäppel.
Ahô lōt, | Wōs host'n dû of a Marja gehōt? hola lô!

Erster Hirt: Inu ahô lōt, | Of a Marja hō ich gehōt, hō ich gehōt
Ahô loppe, | Puttermelchsoppe
Ahô lisla, | On Gerstaklîsla.
Ahô lelle, | Gîn denn deine Kîe stelle?

Zweiter Hirt: Inu, ahô lelle, | Meine Kîe gîn woll stelle.
Ahô leiba, | Wenn werst'n hōrei treiba?

Erster Hirt: Inu ahô leiba, | Hōrei, hōrei war ich treiba,
Ahô lîn, | Wenn de Sonne werd ei gole gîn,
Ahô lacha, | Könnt mer ne vōr a Feuerla macha?

Ins Hochdeutsche übertragen mit Weglassung der sinnlosen Flickwörter: Du da drüben, Schuster Dick's Kuhhirtenjunge, was hast du denn zum Morgen gehabt? Zum Morgen habe ich gehabt Wassersuppe und [1]) gekochte Erdäpfel; wa hast du zum Morgen gehabt? Zum Morgen hab' ich gehabt Buttermilchsuppe und Gerstenklösschen. Gehen denn deine Kühe still? Meine Kühe gehen wohl still; wann wirst du horei (herein) treiben? Horei werd' ich treiben, wenn die Sonne wird in Golde stehn [2]); könnten wir nicht ein Feuerchen machen?

Nach Exner verbreitet sich dieser Zwiegesang oft noch weiter über die guten und schlechten Eigenschaften des Herrn und der Frau, über Kost, Lohn und dgl. und schliesst meist mit der Einladung, an einem gemeinschaftlichen Feuer Kartoffeln zu braten, wobei man sich nicht gern stören lässt; vgl. das obige Lied: brî, feuerla, brî usw.

[1]) Ich lese on gekochte statt des etwas unverständlichen ôngekochte = angekocht? vgl. on Gerstaklîsla.

[2]) Nach Exner ein sehr gebräuchlicher, mir ganz unbekannter, schöner Ausdruck für ‚untergehn'.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ob diese zuletzt mitgeteilten Liedchen heute noch gesungen werden, ist mir unbekannt. Die eingangs erwähnten Rufe scheinen selbst da, wo das Vieh noch auf die Weide getrieben wird, wie z. B. in der Ohlauer und Strehlener Gegend, nach meinen Beobachtungen ganz geschwunden zu sein.

Was endlich das von Herrn Prof. Siebs aus Seidorf i. R. mitgeteilte Lied vom dummen ‚Kühjungen' betrifft, so bin ich in der Lage, eine aus der Habelschwerdter Gegend stammende volkstümliche Weiterbearbeitung wiederzugeben, die sich zwar auch nur wie jenes als eine Entstellung des Heft XII S. 102 abgedruckten Tschampelschen Textes [1]) erweist, immerhin — bei metrischer Verschlechterung — einige selbständige Abweichungen enthält, die auf grössere Verbreitung schliessen lassen.

1. Es dînt amôl a Kîprinz bei em Pauer,
Und, wî's da orma Junga gît,
Dōs Leben wōrd ihm gōr erschrecklich sauer,
A krîgt uft Prîgel, dî a ni verdînt.
Korz, worde wōs zerschlōn oder zerbrucha,
Dî Schuld, dî wōrd dam Junga zugesprucha.

2. Zerschlug dî Mäd [2]) an Tôp, an rechta grûssa, —
Denn kleene Tiplan [3]) worda ni gerecht [4]) —
Dô hiss' [5]): „Dan hôt dar Junge imgestûssa!"
Dô ging's dam Junga wieder schlecht.
[6]) — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

3. Und dô geschō's, dos mit em lîba Kinde
Der Storch gefloin kōm ei dōs Pauerhaus.
Dô frête sich a jegliches Gesinde,
Doch mit Frieda's Frêde dô wōrs wîder aus:
A musst ufs Feld dî Kî und Kelber treiba
Und über Mittich dasse [7]) bleiba.

4. Und wî dar Friede ôbends spät und mîde
Mit der Klêmäd [8]) dî Kî ō de Krippa bind't,

---

[1]) H. Tschampel, Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart 1. Aufl., Schweidnitz 1843.

[2]) Grafsch.-Dial. für schles. mōd = Magd.

[3]) Desgl. für schles. tipla Töpfchen. [4]) gerechnet. [5]) hiess es.

[6]) Mein Gewährsmann konnte sich auf den Text der beiden folgenden Verse nicht mehr besinnen, bei Tschampel lauten sie:

Ging wōs verlurn, sōte jede Zunge,
Kê Mensch îs schuld, als dar gotlûse Junge.

[7]) Grafsch.-Dial. für draussen. [8]) Kleinmagd.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dô sōt se: „Nû, wesste denn schun, Friede,
Inse Pauern hôt a lîbes klênes Kind;
Dô mags' de der a Schnōbel wetza,
Dô ward's gōr tichtig Kindlakucha setza".

Dô fing dar Junge ōn zu lamentirn:
„Och Gôt, och Gôt, wōs îs denn dô geschân?
Bei ins dô mûs a immer a sû wōs possirn,
Dô ward ma mir dî Schuld wul wîder gân;
A ward [1]) mer dî Pauern uf a Hōls mir hetza,
Dô ward's wul wîder tichtig Prîgel setza".

Die Flurnamen von Mollwitz, Kreis Brieg.

Von Pastor Heyn in Mollwitz.

Mollwitz, eine alte polnische Siedlung, hat in der ältesten vorhandenen Urkunde des Ortes von 1288 (einer Wiederholung der verloren gegangenen Lokationsurkunde, nach welcher Herzog Heinrich III. Mitte des 13. Jahrhunderts durch Dietrich den Sachsen das Dorf auf deutsches Recht gesetzt hatte) den Namen Malewicz, entstanden aus Malejowice, d. i. Bewohner (-ice) der Siedlung (-ow) des Klein (Maly). Zu den 52 Hufen des alten polnischen Dorfes hatte Heinrich III. 15 Hufen seiner villa Gnipolsdorf geschenkt, deren übrige Hufen zu dem auf der Gnipolsdorfer Flur erbauten Nachbardorfe Hermsdorf geschlagen wurden.

Das alte fast kreisförmige Areal von 52 Hufen wird durch die im Dorfe sich kreuzenden Strassen von Brieg—Grüningen nach Laugwitz—Strehlen und von Löwen—Pampitz nach Hünern—Ohlau in vier Quadranten zerschnitten, welche die vier Flurnamen „Fünfrutenfeld", „Vierrutenfeld" (nach der Breite der vor der Separation den einzelnen Besitzern gehörigen Ackerparzellen), „Saie- oder Mühlfeld" (nach der unter ihm am Bach gelegenen Saiewiese und einstigen Wassermühle) und „Stakbornfeld" (nach der unter ihm gelegenen Stakbornwiese) haben. Die zugeschenkten 15 Hufen, ein Auswuchs des alten Flurkreises nach Hermsdorf hin, heissen nach ihrem Stammdorfe Gnipolsdorf „das Gneipel"; die entsprechenden Hermsdorfer Hufen werden das Kneupel genannt. Der Namen „Gnipolsdorf" scheint kein ursprünglicher zu

[1]) er wird.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein; er ist in der Urkunde von 1288 an Stelle eines weggewischten Namens nachgetragen, um Übereinstimmung zu schaffen mit den auf die 15 Hufen Bezug nehmenden Urkunden des 14. Jahrhunderts. Wir vermuten, dass der im Liber fundationis erwähnte vordeutsche Namen Hermsdorfs „Lepilstretz" der ursprüngliche gewesen ist, von den deutschen Schreibern der Urkunden des 14. Jahrhunderts in Gnepilsdorf, Gnipolsdorf, Gneipulsdorf umgewandelt; das Breslauer Vincenzstift, welches von 1347—1375 ganz Mollwitz erwarb, sorgte für nachträgliche Übereinstimmung der Namensschreibung in der ältesten Urkunde.

Ausser diesen fünf Hauptflurnamen, welche das gesamte Ackerareal umfassen, gibt es noch viele Parzellennamen, die seit der Gemeinheits-Auseinandersetzung nicht mehr der Wirklichkeit entsprechen und sich langsam verlieren, z. B. Scholzenstück, Schreiberstück, Pfarrstück, Kretschemgraben etc. An der Grenze nach Hünern, auf dessen Flur übergreifend, erheben sich über den Saiewiesen die „Königsberge", 150 m hohe steinreiche Schotterhügel, die ihrem klangvollen Namen wenig Ehre machen. Viele meinen, dass sie so heissen, weil nach der Schlacht bei Mollwitz das Zelt des grossen Königs dort gestanden habe; aber ihr Namen kommt schon in den Schöffenbüchern um 1600 vor und ist wohl aus dem polnischen Kemnig entstanden, welcher Namen mit vielen ähnlichen Flur- und Ortsnamen Schlesiens auf Kamien zurückzuführen ist und auf die steinige Bodenbeschaffenheit hinweist. Der Hügel, auf welchem durch mehrere Wochen nach dem 10. April 1741 das Zelt Friedrichs des Grossen stand, ist nach Ausweis der in einer Mollwitzer Familienbibel befindlichen Beschreibung der Schlacht und der folgenden Wochen der an der Grenze von Grüningen liegende „Krähberg". Dieser, nach der Tradition einst mit Lärchen- und Kiefernwald bedeckt, aus dem das Holz zum Bau der Mollwitzer und Brieger Nikolaikirche genommen wurde, hat seinen Namen von den dort einst horstenden Krähenscharen.

Der längs der Laugwitzer Grenze fliessende Bach, im Rezess der „Olben" genannt, heisst jetzt der „kleine Bach" von der Pampitzer Grenze bis zur Laugwitzer Brücke und von dieser bis zur Hünernschen Grenze der „Hünerbach"; im Schöffenbuch führt der kleine Bach auch den Namen „Korzbach", also der kurze Bach. Der ganze Bachlauf ist eingebettet in sumpfige Wiesen mit Raseneisensteinunterlage: Reste von Schmelzöfen und viele

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugehauene Stücke in der sehr alten Kirchhofsmauer weisen auf die frühere Ausnutzung des Eisensteins zurück.

Die Flurnamen längs des Baches sind folgende: An der Pampitzer Grenze liegen die „Hälterdämme“, nicht — wie die Tradition erzählt — von einem eingedämmten Fischhälter der Brieger Herzöge herrührend, denn diese hatten ihre grossen Fischteiche bei Grüningen und Briesen, sondern laut Kopialbuch des Brieger Hedwigsstiftes von dem Staubecken einer im Jahre 1464 durch die Brieger Domherrn, denen Pampitz gehörte, dort angelegten Wassermühle stammend, die, 1510 zum letzten Male erwähnt, wahrscheinlich mit dem Domkapitel im Anfang der Reformation eingegangen ist. Bei niedrigem Wasserstand sieht man noch Pfahlreste, auch ist die Schleusenöffnung im Damme noch vorhanden; der grösste Teil desselben ist bei Rückbildung des Teichs in Wiese zur Ausfüllung benutzt worden. Die benachbarten Wiesen heissen die „Hälterdammwiesen“. An sie schliessen sich die „Stakbornwiesen“ an, auch „Stegborn“ genannt. Da weder Born noch Steg vorhanden ist, erklärt sich der Namen zufolge ihrer sehr sumpfigen Beschaffenheit vielleicht aus dem Polnischen: stac = stehen, nicht fliessen, und bahna, bajor = Sumpf. Am Hünerbach liegen: der „grosse Winkel“, auch Kuhwinkel genannt, der „kleine Winkel“ oder Schafwinkel, der „Gänsewinkel“, die drei gemeinsamen Weideplätze der Gemeinde für die betreffenden Tiere bis zur Separation; der Hopfengarten oder Huppegarten, vor der Verteilung der Wiesen zu Hopfenanpflanzung benutzt; der Hajn oder Hain, ein grosses ganz von Wasser und Gebüsch eingeschlossenes Wiesenstück, vielleicht in alter unruhiger Zeit der durch Sumpf und Wald geschützte Verhau des Dorfs, die Zufluchtsstätte für Weiber, Kinder und Vieh. Hier führt eine Furt durch den Bach, Schwedenfurt genannt, wohl ein im 30jährigen Kriege umstrittner Übergangspunkt. In ihrer Nähe stand bis Mitte vorigen Jahrhunderts die Wassermühle des Orts, in ihrer ersten Anlage laut Lokationsurkunde die Freimühle des Sachsen Dieterich: die über ihr liegenden Wiesen- und Ackerparzellen heissen die „Mühlstücke“, der zugehörige Bachteil die „Mühlbache“. An den Hajn grenzt das sumpfige buschreiche Wiesenstück der „Hundskirchen“, abzuleiten aus dem polnischen „huste kerki“ = dichtes Gebüsch, nicht[1]) ein Spott-

[1]) Frühere Auslegung.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

namen der christlichen Einwohner für den nach Einführung des Christentums dort im Sumpfwald versteckten Kultusort der noch heidnischen Bewohner. Hinter den Hundskirchen befindet sich im Bachbett eine besonders breite und tiefe Stelle, das „Silberloch", wo im 30jährigen Kriege eine Kriegskasse der flüchtenden Schweden (cfr. Schwedenfurt) versunken sein soll. Die weiteren bis an den Hünernschen Wald reichenden Wiesen heissen „Saiewiesen", auch bloss Saie genannt. Im benachbarten Walde, der fraglos früher sich über diese Wiesen ausdehnte, gibt's noch alte Eichen; vermutlich dienten auch diese Wiesen, wie die drei oben erwähnten, zum Viehtrieb, und zwar der Eichelmast der Schweine. Für den Ortsbewohner enthält die Vorsilbe eine kräftige Verurteilung des schlechten Grases und des unsichern moorigen Bodens. Ein von den Königsbergen herunterkommender Graben heisst der Saiegraben, der unterste Teil der Saiewiesen an der Grenze der „Radesumpf".

Orts- und Flurnamen der Leobschützer Gegend.

Von P. Dittrich.

Badewitz *Bätz*; Babitz *Bōbs;* Sabschütz *Sōsch;* Königsdorf *Kinnsdorf;* Kittelwitz *Kittels*; Wernersdorf *Wärschdorf;* Steubendorf *Steindorf;* Leisnitz *Leiss;* Kreisewitz *Kreiss*; Schönbrunn *Schieburne;* Zauchwitz *Zauchza;* Bleischwitz *Bleisch;* Wanowitz *Wänz*, auch *Wärnawänz*, weil von dort viel Mohrrüben kommen. Gröbnig hiess die *Kommende*, weil es früher eine Malteserkommende war. Soppau *Soppe;* Bladen *Bloda;* Roben *Roba;* Trenkau *Tränke.*

Die *Kotschke-Lusche*, ein kleiner Teich, später nur sumpfige Stelle am Westrande des Leobschützer Stadtforstes an der Stelle, wo die Eisenbahn in denselben eintritt; wohl abzuleiten von *kaczka* Ente, also Ententeich (*Katschke* findet sich auch als Personenname in älterer Zeit in Leobschütz).

Die *Metzenäcker*, lange, zwischen Zinna und Straduna sich hinziehende Ackerstreifen; jede Metze (ein germanisches Wort, vgl. ahd. *mëzzo*, altengl. *mitta*) umfasste zwölf Scheffel.

Die *Schäferkeule* und der *Fleischeracker* sind Bezeichnungen aus einer Zeit, wo die Stadt noch ihren Gemeindehirten und das Hirtehäusel, die Fleischerinnung noch ihre besonderen Äcker be-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sass. Jedenfalls hat auch die am Ende der langen Strasse stehende Ochsenkapelle von einer Beziehung zu diesem Acker bzw. der Fleischerinnung ihren Namen.

Östlich von Schlegenberg, da, wo heut der grosse Exerzierplatz gelegen ist, hiess früher eine Stelle des Waldes bzw. eine Lichtung die *Hölle*, besser wohl Helle; es ist ein über ganz Deutschland verbreiteter Name, teils für abseits oder tief gelegene Gegenden, teils für Lichtungen im Forst, vgl. Deutsches Wörterbuch IV 2, 969; 1747.

Die *Walkmühle* und der *Walkteich* an der Zinna auf Gröbnig zu und bei Kaltenhausen erinnern an die Zeit, in der hier Strumpfwirker und Tuchweber die Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit walkten.

Bäuerliche Hochzeitsbräuche im Kirchspiel Klein-Ellguth, Kr. Oels,

um Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Von Dr. T. Stäsche in Tarnowitz.

Die Hochzeiten in den Dörfern Klein-Ellguth, Kaltvorwerk und Kritschen, die, wenn nicht schon früher, doch seit etwa 1540 ein evangelisches Kirchspiel bilden [1]), dessen Kirche und Pfarrhaus in Klein-Ellguth stehen, wurden meist grossartig gefeiert und dauerten zwei bis drei Tage. Es wurden 50 bis 60 Personen geladen. Die folgende Darstellung, die sich auf die 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts bezieht, beruht auf den Aufzeichnungen meiner in K.-E. aufgewachsenen Schwester; die Angaben über Schmollen verdanke ich einer älteren Bernstädter Frau, die in Schm. geboren ist und dort ihre Jugendjahre bis zu ihrer Verheiratung nach B. verbrachte.

1. Die Vorbereitungen.

Die Einladung erfolgte durch das Brautpaar selbst. Dieses ging an dem Sonntage, an dem in der Kirche das erste Aufgebot statt-

[1]) Vgl. Zeitschr. f. Gesch. Schles. Bd. 40, wo ich über die Geschichte des Kirchspiels ausführlicher spreche.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fand, zur Hochzeit bitten. Wurde es an diesem Tage nicht fertig, so setzte es am folgenden Sonntage die Einladungen fort, und das war oft nötig. Denn die Sitte brachte es mit sich, dass die Geladenen, namentlich die jungen Leute, nicht sofort zusagten, sondern die Einladung erst dann annahmen, wenn sie wiederholt gebeten waren. So musste das Brautpaar am folgenden Sonntage nochmals einladen und sich endgültigen Bescheid holen.

Der Tag der Hochzeit war der Sonntag des dritten Aufgebots oder der darauffolgende Dienstag. Am Freitag[1]) vor diesem letzten Aufgebot gingen die Brautleute zur Kommunion. Beide waren schwarz gekleidet. Die Braut trug auf dem Kopfe einen Kranz von natürlicher oder weit häufiger und lieber von nachgemachter Myrte, der Bräutigam hatte an der linken Brustseite ein ebensolches Sträusschen angeheftet. In noch früheren Jahren trugen die Bräute am Kommuniontage weisse Kleider und Kränze von Rosen, aber diese Sitte verschwand schon in den 40er Jahren.

Eine Braut, die keine Jungfer mehr war, trug eine Haube von weisser Spitze und solchem Bande und etwa weissen Rosen und grünen Zweigen. Diejenige, die etwas voraus haben wollte, trug einen „Aufsatz", eine Art Kranz, von weisser Spitze, solchem Band und weissen Rosen mit grünen Blättern oder Zweigen, auch mitunter einen Schleier, der etwa bis zur Taille reichte. Solchen Aufsatz nannte man auch 'Gehänge'.

Zwei Tage vor der Hochzeit wurde Kuchen gebacken, mit dem die Nachbaren und Freunde, vor allem aber die Geladenen beschenkt wurden. Die Braut trug den Kuchen selber ins Haus und bekam dafür als Geschenk ein Trinkgeld, auf das sie auch schon vorher gerechnet hatte, denn sie kaufte sich dafür später zwei Bezüge Ziechen.

2. Der Trautag.

a) In der Kirche.

Am Vormittage des Hochzeitstages wurde der Braut von den Dorfmusikanten ein Ständchen gebracht. Zuerst spielten sie 'Nun danket alle Gott', dann folgte das eigentliche 'Ständerlied':

Raus, Mädel, raus, die gute Zeit ist aus,
Ach, wärst du bei Vater und Mutter geblieben

[1]) An jedem Freitag fand in der Kirche das sogenannte Wochengebet mit Predigt und Abendmahl statt.

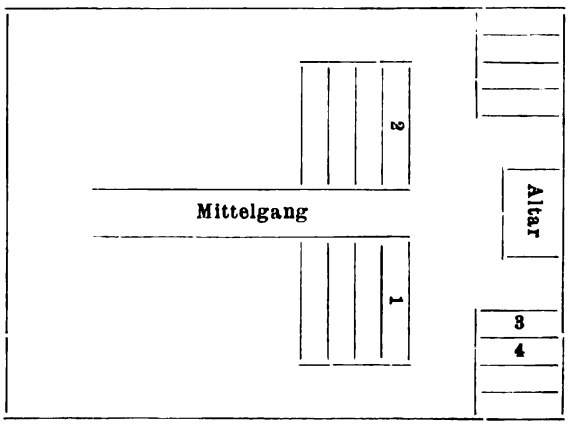
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und hättest die gute Zeit erliden (so!)
Raus, Mädel, raus, die gute Zeit ist aus [1]).

Die Trauung fand nachmittags gegen 3 Uhr statt. Vor der langen Reihe Wagen, die das Brautpaar und die Gäste zur Kirche brachten, fuhren im offenen und geschmückten Wagen die Musikanten und spielten, bis sie an der Kirche angelangt waren.

Der Bräutigam führte selbst die Braut in die Kirche, ihm folgten die übrigen Paare. Nur in besonderen Fällen, d. h. wenn dies bestellt wurde oder der Bräutigam dem Gesangverein [2]) oder den Posaunenbläsern angehörte, wurden die Posaunen geblasen und die Kesselpauken geschlagen.

In der Kirche sassen das Brautpaar und die Gäste nicht um den Altar auf Stühlen, sondern in den Bänken vor dem Altar, und zwar die Braut nebst den Brautjungfern in der vordersten Bank (1) rechts vom Mittelgange, die auch die Brautbank hiess, links vom Gange dagegen in der vordersten Bank (2) die Brautfrauen. Die Männer sassen in den Querbänken, die rechts vom Altar rechtwinklich zu den übrigen Bänken standen, jedoch stand in der ersten Bank (3) vorn der Bräutigam, hinter ihm in derselben Bank sassen die Junggesellen, in der folgenden Bank (4) die Verheirateten. Die beifolgende Skizze kann die Verteilung besser veranschaulichen.



Als Brautlied wurde gewöhnlich gesungen 'Wie Gott mich führt, so will ich gehen', Nr. 1327 des Alten Breslauer Gesangbuches. Wenn die vorletzte Strophe begonnen war, trat der Bräutigam an die Braut heran, verbeugte sich vor ihr und führte

[1]) Auch in Schmollen ist dieses Lied bekannt.

[2]) Ihn hatte der tüchtigste Kantor August († 1856) gegründet.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie zum Altar, wo der Geistliche schon wartete. Das Brautpaar sass nicht, sondern stand während der ganzen Traurede; nur, wenn es den Segen empfing, kniete es. Ringe zu wechseln, war nicht üblich.

Die Braut trug auch keinen Schleier, sondern nur den Myrtenkranz[1]). In der Hand hielt sie ein neues Exemplar des Alten Breslauer Gesangbuchs von J. Fr. Burg, das nach überlieferter Sitte ein Geschenk des Bräutigams war. Das Kleid war von schwarzem Woll- oder Seidenstoff; helle und bunte Stoffe wurden selten gewählt. Um die Schultern hatte sie ein türkisches Tuch, das ihr die erste Brautjungfer abnahm, wenn sie zum Altar ging, und erst wieder umlegte, wenn sie die Kirche verliess. Der Goldschmuck bestand aus Ohrringen, die meist aus Dukatengold waren, und einer dazu passenden Halskette. Zuweilen trug auch die Braut am Halse einen Dukaten, der an schwarzem Sammetbande hing und in einer Goldverzierung eingefasst war. Der Bräutigam trug schwarzen Tuchanzug, Zylinder und um den linken Arm ein Kränzchen von natürlicher oder meist nachgemachter Myrte, je nachdem der Kranz der Braut war.

Die Brautjungfern trugen Kränze von grossen oder kleinen, aber nur nachgemachten Rosen, die rosa oder dunkelrot, selten von anderer Farbe waren. Die Kleider waren von bunter, meist greller Farbe. Die Frauen trugen, gleichviel ob jung oder alt, Hauben von weisser Spitze, die noch mit bunten Blumen und Bändern garniert waren. Die Enden hingen auf dem Rücken in der Länge von etwa einem Meter herunter, und das Bindeband war gleichfalls auffallend lang und breit. Je grösser die Schleife unter dem Kinn war, desto schöner fand man sie. Jede der geladenen Frauen trug ihr Brautkleid und ebenfalls das türkische Tuch. Fehlte dieses, so trug sie meist ein schwarzseidenes. Ebenso trug jede ihren Goldschmuck, den nicht selten schon die Grossmutter getragen hatte, und in dieser Wertschätzung des von den Vorfahren vererbten Schmuckes bekundete sich der gesunde Sinn alter Zeit im Gegensatz zu dem Hang nach allem Neumodischen, der den hohlen, oberflächlichen Sinn unserer Tage leider auch auf dem Lande verkündet.

Die Junggesellen trugen dunkle Anzüge und hatten an der

[1]) Auch hier meist nachgemachte Myrte.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

linken Brustseite des Rockes ein Sträusschen angeheftet, ebenso die jüngeren verheirateten Männer.

Wenn das Brautpaar eingesegnet war, fand der Opfergang statt: das Brautpaar ging um den Altar und legte in die bereitstehenden Teller Geldgeschenke für den Pastor, Organisten und Küster. Ebenso die Hochzeitsgäste. Dann ordneten sich diese wieder paarweise und verliessen unter dem Klange der Orgel und dem Gesange des letzten Verses des Brautliedes die Kirche. Von hier fuhr man, die Musikanten auf dem vordersten Wagen voran, in das Hochzeitshaus.

b) Im Hochzeitshause.

War der Hochzeitszug im Hochzeitshause, d. i. dem des Vaters der Braut, angekommen, so wurde Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Darauf vertauschten die Braut, die Brautjungfern und Frauen die Kleider, die sie in der Kirche anhatten, mit einfacheren, meist Waschkleidern, um jene beim Hochzeitsschmause und später beim Tanzen nicht zu beschädigen oder zu beschmutzen. Auch ein Teil der männlichen Gäste wechselte die Kleider, nur der Bräutigam behielt den Anzug, den er in der Kirche trug.

Der Hochzeitsschmaus begann gegen 7 Uhr. Servietten, Löffel, Messer und Gabeln, mitunter auch Teller brachte ein Teil der Gäste selbst mit. Denn der Vorrat an Geschirr reichte auch im wohlhabenden Bauernhause nicht über die täglichen Bedürfnisse hinaus. Die Bedienung bei Tisch besorgte der Brautdiener, ein geschickter und redegewandter Mann aus dem Dorfe, der noch von zwei bis drei Frauen, je nach der Zahl der Gäste, unterstützt wurde. Zunächst wurde die Suppe aus Rindsbrühe mit Nudeln aufgetragen. Wenn sie der Brautdiener den Gästen vorsetzte, sprach er folgenden Reim:

Hier bringe ich die Suppe,
Das Fleisch steckt noch im Tuppe,
Und wenn ihr werdt haben die Suppe gesuppt,
Hat die Köchin schon wieder was anders erducht.

Dann folgte gekochtes Rindfleisch und Meerrettichtunke, dazu noch Salat oder Sauerkraut je nach der Jahreszeit. Nachdem kam der erste Braten, meist Schweinebraten, dazu Hefenklösse und gekochtes Backobst und wieder nach der Jahreszeit Salat oder Kraut.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn der Brautdiener den ersten Braten brachte, sagte er:

Hier bringe ich den Braten,
Er ist sehr gut geraten;
Ich hoffe, er wird so gut schmecken,
Dass ihr euch werdet belecken.

Auf den ersten Braten folgte ein zweiter, meist Kalbsbraten, oder, wenn es hoch herging, Gänsebraten, dazu wieder Backobst und Salat, selten Preiselbeeren und Apfelmus.

Zuletzt, zum Nachtisch, kam Gallert nebst Butterbrot und Kuhkäse. Als Getränk wurde nur einfaches Bier und guter Schnaps gereicht, bayrisches Bier (Lagerbier) war noch sehr selten.

Sobald das Essen seinen Anfang nahm, fanden sich draussen an den Fenstern, die bei dem Schmause geöffnet gehalten wurden, wohl um in der engen, niedrigen Bauernstube frische Luft zu erhalten, zahlreiche Zuschauer ein, meist gute Bekannte oder Verwandte der Gäste, die am Feste auch Anteil beanspruchten. Ihnen wurden von den Gästen durch die Fenster Fleisch und andere Esswaren reichlich gereicht, so dass sie zuweilen ganze Töpfe voll nach Hause trugen. In dieser etwas rücksichtslosen Freigebigkeit der Gäste mit dem, was die Brauteltern für sie selbst bestimmt hatten, lag wohl der Gedanke, dass man an diesem festlichen Tage möglichst viele im Dorfe an der Freude teilnehmen lassen wollte. Aber zuweilen wurden die Grenzen des Ziemlichen doch überschritten, so dass die Spender fremden Gutes daran erinnert werden mussten, dass die Speisen von ihnen selbst genossen, nicht verschenkt werden sollten.

Während des Essens fand das Zutrinken statt, d. h. es wurden dem Brautpaar durch den Brautdiener die Hochzeitsgeschenke überreicht.

Das Brautpaar sass im sogenannten Brautwinkel, d. h. der Ecke, die die Seiten- und die Giebelwand des Hauses (und der Wohnstube) miteinander bilden. Der Brautdiener stellte sich vor das Paar hin, hielt das Geschenk hoch in den Händen und redete es also an:

> Wertgeschätztes Hochzeitspaar! Ich bitt' ein wenig aufgeschaut. So lässt die zweite Hochzeitsjungfer als die N. N. (folgt der Name) ein schönes Präsent anmelden und lässt auch bald um Bescheid bitten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hierauf wendet sich die Braut an die neben ihr sitzende erste Jungfer und sagt zu dieser:

Wir lassen uns zum allerschönsten bedanken.

Diese übermittelt den Dank der Braut dem Brautdiener, und der wendet sich nunmehr an die Spenderin mit den Worten:

Sie lassen sich zum allerschönsten bedanken. Das Präsent ist ihnen sehr lieb, aber die schöne und wertgeschätzte Hochzeitsjungfer noch viel tausendmal lieber.

So ging es der Reihe nach durch, bis alle ihre Geschenke abgegeben hatten. Die erste Brautjungfer gab in der Regel nicht zuerst das Geschenk ab.

Bei manchen Hochzeiten liessen sich auch die Gäste, besonders die jungen, gegenseitig zutrinken. Die Geschenke bestanden hier aus kleinen Überraschungen. Z. B. wurde ein Christbäumchen, das mit allerlei Süssigkeiten behangen war und auf dem Lichter brannten, einmal einem Junggesellen von einem jungen Mädchen geschenkt.

Die Geschenke für das Brautpaar bestanden stets aus nützlichen Gegenständen, die in der Wirtschaft gebraucht wurden: Waschschäffer, Eimer, Wasserkannen, Milchgefässe, Kochtöpfe und Schüsseln von Eisen, Kinderwagen, Wiegen nebst Kinderwäsche u. dgl. mehr. Besseres Porzellan oder Glassachen wurden im Bauernstande als unnötiger Luxus betrachtet und nur sehr spärlich geschenkt.

Trinkgelder wurden nicht einzeln gegeben, sondern es wurde ein Teller herumgereicht und für jede Person besonders aufgelegt. Zunächst kam der Brautdiener, dann die Köchin und Abwäscherin, dann die Frauen, die bei Tische bedienten.

Zuletzt wurde Kaffee getrunken, und darauf — gewöhnlich war es 12 Uhr in der Nacht geworden — ging es ins Wirtshaus zum Tanze; dieser dauerte, bis der Morgen anbrach.

3. Der zweite Hochzeitstag.

Am folgenden Tage Vormittag gegen 10 Uhr versammelten sich wieder sämtliche Gäste im Hochzeitshause. Wohnten der Bräutigam oder dessen Eltern am Orte selbst, so wurde der zweite Tag bei diesen gefeiert[1]). Zunächst wurde das zweite Frühstück,

[1]) Wohnt der Bräutigam an einem anderen Orte, so fuhr man am folgenden Tage dorthin, so z. B. von Bernstadt nach Kraschen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das aus kaltem Fleisch und Wurst, auch Gallert und Butterbrot mit Kuhkäse bestand, eingenommen. Getrunken wurde Bier und Schnaps. Das Mittagmahl bestand aus denselben Gerichten wie am ersten Tage. Eine Stunde nach dem Essen, etwa gegen drei Uhr, wurde Kaffee getrunken, und dann begab sich der ganze Hochzeitszug wieder ins Wirtshaus, wo flott getanzt wurde.

In den Zwischenpausen wurde die Braut gehaubt, d. h. es wurde ihr von den Jungfern und Brautfrauen der Kranz abgenommen und die von der ersten Brautfrau gespendete Haube aufgesetzt. Dazu musste eine förmliche Jagd veranstaltet werden. Denn die Braut konnte sich nur schwer entschliessen, das Zeichen der Jungfrauschaft mit dem der Frauenwürde zu vertauschen. Es wurde ein Kreis gebildet, um diesen ging die Braut herum. Nachdem sie das einigemal getan, löste er sich zu einem langen Zuge auf und lief hinter der Braut her. Diese suchte zu entwischen, sah aber bald ein, dass ein Entrinnen unmöglich war und ergab sich [1]). Der Kranz wurde ihr jetzt abgenommen und die Haube aufgesetzt. Von dem Augenblicke an wurde sie als Frau betrachtet, und jeder Mann bat sich noch einen Tanz mit ihr aus. Nachdem nun wieder noch einige Stunden abwechselnd mit Essen und Trinken getanzt worden und Mitternacht herangekommen war, fand der Schluss des zweiten Hochzeitstages statt.

4. Der dritte Hochzeitstag.

Am dritten Tage kam noch ein Teil der Gäste, meist nur junge Leute im Elternhause der jungen Frau zusammen, aber erst am Nachmittag. Es wurde gegessen und getrunken und dann wieder getanzt, aber nur nach einer Harmonika oder Klarinette oder Pfeife, und es wurde dazu gesungen. Besonders beliebte Lieder waren folgende:

Meine wertgeschätzten Hochzeitsgäste,
Tanzt doch mit der alden Schrumpelmeste,
Tanzt auch hübsch gefirre (zierlich, geräuschlos),
Sie hat Runzeln auf der Stirne,
Sie ist eine alde Knuche
Und sitzt nicht ruhig ufm Luche [2]).

[1]) Auch von Schmollen wird bezeugt, dass die Haube in der Nacht um 12 Uhr aufgesetzt wurde und die Braut sich den Kranz nicht abnehmen lassen wollte, daher ein paarmal in der Stube herumlief.

[2]) Auch für Schmollen ist das Lied bezeugt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch folgendes Lied wurde gern gesungen, und zwar im reinen Dialekt:

Schnuoderniko [1]), schnuoderniko
suosz uf der wêde,
hŏt a glimscho [2]), hŏt a glimscho,
wûlde weitn schnêdn,
a sâ sich im unt uo,
s' hŏte kaine druo,
a sâ sich im unt uo,
s' hŏte kaine druo.

Ferner war noch beliebt:

Eich tanze mit der mûme,
Ai, wuoz wirt der fĕter suoń?
De mûme haut ane blûme,
Der feter weilse huon,
Unt eich auch, unt eich auch,
Mêne schirze hat a lauch.

Nachdem zum Schluss noch der Choral 'Nun danket alle Gott' gesungen war, verabschiedeten sich die Gäste, und zwar an diesem letzten Tage schon am frühen Abend.

5. Der Ziehtag.

Die junge Frau blieb etwa acht Tage [3]) noch im Elternhause. Den Sonntag nach der Hochzeit ging sie das erste Mal als Frau in die Kirche, und zwar im vollen Brautstaat [3]) und der ihr zur Hochzeit geschenkten Haube. Als Zieh- oder Sterztag wurde Montag oder Mittwoch gewählt. Dienstag und Donnerstag waren sogenannte Fleischtage, an denen gewöhnlich Fleisch und Klösse gegessen wurden. So auch heute noch in Bernstadt. An ihnen durfte der Umzug nicht stattfinden, weil dies Unglück bedeutet hätte. Freitag und Sonnabend waren gänzlich ausgeschlossen. Die Sachen zur Aussteuer und die Hochzeitsgaben wurden auf einen, oder wenn dieser nicht ausreichte, zwei Leiterwagen geladen. Die Möbel wurden so darauf gestellt, dass man sie genau sehen konnte. Die Betten wurden bei schönem Wetter gleichfalls neben- und aufeinander aufgebauscht und nicht zuge-

[1]) = Schnader-Nikel = schwatzhafter, gedankenloser Mensch. Nikel = Nikolaus, in Schlesien früher häufiger Name; oft auch halbscherzhaft = nichtsnutziger Mensch, z. B.: Du Nikel!

[2]) glumsch oder glimsch m. Messer, glimscho = dimin. = glimschel.

[3]) So auch in Schmollen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deckt, so dass sehr gut die meist feuerroten, gekästelten Bezüge zu sehen waren. Auf dem Wagen sass vorn auf dem sehr hohen Sitze das junge Ehepaar, der Ehemann als Kutscher. Bekam die junge Frau von ihren Eltern eine oder mehrere Kühe, so wurden diese, mit Kränzen und Blumen geputzt[1]), hinter dem Wagen von einer Manns- oder Frauensperson hergeführt.

Am Schluss mag noch der Hochzeitbitter aus dem Nachbardorfe Klarenkranst, das aber zum Fürstentum bzw. Kreise Breslau gehört, erwähnt werden. Dort ging nur selten das Brautpaar selbst zur Hochzeit bitten, vielmehr wurde damit der Hochzeitbitter[2]) beauftragt, ein gewandter, junger Mann, der im Namen des Brautpaares und dessen Eltern die Gäste persönlich einlud. So erschien ein solcher noch im Oktober 1871 zu Klein-Ellguth. Er war dunkel gekleidet und trug einen Zylinderhut, der mit langen, grellroten Bändern und Blumen geschmückt war. In der Hand hatte er eine lange Gerte, die auch mit Band und Blumen umwickelt war und wie eine Schmakoster aussah. Er hatte eine grosse Latzschürze von rotgekästelter Ziechenleinwand umgebunden (wohl das Zeichen des Brautdieners, als der er am Hochzeitstage verwandt wurde), die aber, da er sie unter dem Rock trug, nur wenig zum Vorschein kam. Nur der Latz war ganz sichtbar, weil der Rock, damit man ihn besser sehen konnte, absichtlich niedrig geknöpft war. Wo es die Verhältnisse gestatteten, wurde dem Hochzeitbitter sogar ein Reitpferd gestellt, das auch reichlich mit Blumen und Bändern von roter Farbe geputzt war.

Zur Volkskunde Oberschlesiens.

Von Dr. J. Klapper in Breslau.

1. Der Alb.

In der Nacht kommt der Alb drücken; da muss man einen Besen in die Ecke stellen. Früh kommt die Person, die als Alb drücken ging, und bettelt um ein Stückchen Brot. Wenn man die Person durchprügelt, kommt der Alb nicht mehr. — Der Alb ver-

[1]) So auch in Schmollen.

[2]) Auch von Schmollen b. Oels wird dieses bezeugt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wandelt sich in einen Strohhalm, den man früh im Zimmer oder sonstwo findet; den Halm muss man zerreissen. — Der Alb geht auch ins Holz drücken, in einen Balken. — Der Quintaner Cichon erzählt: Der Grossvater ächzte immer in der Nacht; einst wachte er auf, und er wusste was es ist; er griff schnell auf die Brust, da packte er einen Strohhalm. Er zerriss ihn und warf ihn zum Fenster hinaus. Als er früh nachsah, fand er dort seinen Gevatter tot. — Der Quintaner Wrobel wusste folgendes: Ein Mann konnte nie schlafen; es drückte ihn etwas. Da rieten ihm die Leute, er solle danach greifen und das Ding an einen Nagel hängen. In der nächsten Nacht packte er auf der Brust eine Fliege. In der folgenden wurde er wieder gedrückt, da griff er zu und hatte einen alten Schuh in der Hand. Den hängte er am Nagel auf; als er am Morgen hinsah, war es eine durchbohrte Hand.

2. Der Wassermann.

Sein polnischer Name ist Utoplec oder in Galizien Topielec. — Eine Frau hat den roten Wassermann in Königshütte am Hüttenteich gesehen. — Gewöhnlich sitzt er auf den kleinen Holzhäuschen, in denen durch Wasserschützen der Abfluss aus einem Teich in den Graben geregelt wird. — Wenn man baden geht, muss man erst drei Kreuze ins Wasser machen, da ist man sicher vor ihm. — In Schwientochlowitz erzählte man früher, wenn jemand im Teiche ertrunken sei, habe man den Utoplec als rotes Männchen auf dem Teiche sitzen sehen; dann habe er immer gelacht. — Die 60jährige Frau Wieczorek aus Ratibor erzählte: Vor 10 Jahren wollte sie mit einer Anzahl anderer Frauen einen Ausflug machen. Als sie zu einer Brücke kamen, ging der eine Teil hinüber; die anderen sahen in der Mitte auf dem Geländer einen kleinen Mann mit grossem Kopfe und glühenden Augen sitzen. Sie blieben stehen und sahen ihn lange an. Auf einmal lachte das Ding laut auf, überschlug sich und stürzte mit lautem Klatsch ins Wasser.

Auch wirkliche Märchen vom Wassermann sind unter den Kindern zahlreich verbreitet und sehr beliebt. So erzählt der Quintaner Maeusel: Ein Hirt sah in einem Teiche viele goldene Fische. Er angelte nach ihnen, aber keiner biss an. Da zog er sich barfuss aus und ging ins Wasser. Kaum war er drin, da zog ihn etwas in die Tiefe. Am Grunde kam er in eine Stube,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darin sass der Wassermann; der rief ihm zu: „Du bleibst hier und bekommst nur Wasser und Brot. Ich habe mich gerächt". — Der Quintaner Rittau erzählte: Einst sah ein Bauer auf einem Wasser einen Balken, der immer in die Höhe kam und wieder untersank. Er ging darauf zu. Da war es der Wassermann, der zog ihn in die Tiefe. Dort unten führte er ihn in seinen Palast. In einem Zimmer sah der Mann viele umgekehrte Töpfe. Der Wassermann bemerkte seine Verwunderung und erklärte ihm, unter jedem Topfe werde eine Seele gefangen gehalten; wenn er diese Seelen befreien könne, würden sie wieder zu Menschen werden. Dann liess er den Bauer frei, und dieser ging nach Hause und dachte nach, wie er die Seelen befreien könnte. Am andern Tage ging er wieder ans Wasser, und der Wassermann kam. Da sagte ihm der Bauer, er wolle fischen, aber er habe die Angel vergessen. Der Wassermann erbot sich sogleich, die Angel zu holen. Unterdessen aber ging der Bauer in den Palast, drehte alle Töpfe um und kehrte mit den wieder in Menschen verwandelten Seelen auf die Oberwelt zurück. Da kam der Wassermann mit der Angel. Und sie lachten ihn aus, dass er sich so hatte anführen lassen. — Der Quintaner Smolka wusste folgendes Märchen: Ein Bauer ging spazieren. Da sah er an einem Teiche einen Mann auf und ab gehen. Als er ihm näher kam, ging der Mann ins Wasser und kehrte mit Bändern zurück; die gab er dem Bauern; als dieser aber danach griff, zog ihn der Mann ins Wasser; unten brachte er ihn in ein Zimmer und gab ihm zu essen. Da wollte der Bauer nach Hause gehen und lud den Wassermann zu sich ein. Der Wassermann liess ihn gehen und stellte sich am andern Tage als Gast ein. Der Bauer rief aber seine Söhne herbei, und die verprügelten den Gast gründlich. — Eine andere Geschichte berichtete der Quintaner Prokop: Ein Wassermann ging Fleisch einkaufen. Aber der Fleischer erkannte ihn daran, dass er ganz nass war, und gab ihm mit dem Beile einen Hieb über den Finger. Da wurde der Wassermann zornig und rief: „Das sollst du büssen!" Dem Fleischer wurde Angst, und von da an ging er nicht mehr in die Nähe des Wassers. Eines Tages trieb sein Sohn die Herde auf die Weide. Da sah er über den Teich eine Strasse, die er sonst noch nicht gesehen hatte. Über diese trieb er das Vieh. Als er selbst darauf stand, verschwand sie, und der Geist zog ihn mit den Rindern ins Wasser.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann kehrte der Wassermann in den Fleischerladen zurück und sprach zum Fleischer: „Nun hast du gebüsst“. Darauf packte er ihn und schleppte ihn auch ins Wasser.

Es ist meines Wissens noch nicht darauf hingewiesen worden, dass der Wassermann auch in die Kinderspiele Eingang gefunden hat. In Oppeln sah ich, wie Mädchen „Wassermann“ spielten. Das eine setzte sich in die Haustür, und die anderen sprangen um die Tür herum, indem sie sangen:

Wassermändl, zieh mich rein,
In die tiefe Oder rein.

Wurde ein Mädchen vom Wassermanne gepackt, so musste es dafür Wassermann sein.

3. Der Berggeist.

Man erkennt den Berggeist daran, dass in seiner Lampe immer ein blaues Licht brennt; er hat einen Pferdefuss; meist ist er als Steiger angezogen; er kann sich auch in Gold verwandeln. Die Bergleute dürfen unter Tage nicht fluchen; wer pfeift erhält vom Berggeiste eine Ohrfeige. Mäuse dürfen nicht totgeschlagen werden, da sich der Berggeist manchmal in eine Maus verwandelt. Wenn der Berggeist Feuer verlangt, muss man es ihm auf einer Schaufel geben; dem, der es mit der Hand reichen wollte, würde er die Hand abreissen. — Einmal kam der Berggeist ganz weiss zu einem jungen Bergmanne und verlangte Feuer; der hatte aber keine Streichhölzer. Da fragte der Geist, ob er an der Lampe anzünden dürfe. Der Bergmann reichte sie ihm hin, aber da erhielt er eine solche Ohrfeige, dass das Gesicht geschwollen war; der Geist war verschwunden. — Ein Häuer sah einst bei seiner Arbeit ein Stück Gold. Er nahm es mit in die Kantine und trank dort Bier. Das Goldstück wurde aber immer kleiner, und als er es zu Hause seiner Frau zeigen wollte, hatte er nichts mehr in der Tasche (von dem Quintaner Materne). — Als die Bergleute einst ausfahren wollten, bekam der, der zuletzt einstieg, von jemandem, den er nicht sah, Prügel. Am nächsten Tage ging es ihm wieder so, und nun erzählte er es dem Obersteiger. Dieser glaubte es nicht und stieg nach der nächsten Schicht selbst zuletzt ein. Nun bekam er selbst Schläge, und niemand wusste, von wem. Ein anderes Mal sind Bergleute wiederholt gepackt und zurückgezogen worden, wenn sie ausfahren wollten. Sie schrien, aber niemand

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sah, wer sie zurückzog, und so konnte man ihnen auch nicht helfen (vom Quintaner Cichon). — Ein armer Mann hatte in der Grube die Sprenglöcher zu bohren; aber das Gestein war hart, und er verdiente wenig. Da kam der Berggeist und versprach ihm zu helfen, wenn er den Lohn mit ihm teilen wolle. Der Arbeiter ging darauf ein, und der Geist verwandelte sich in eine Maus und bohrte die Sprenglöcher. Von nun an verdiente der Mann viel (von demselben). — In der Grube war ein Arbeiter, der war sehr arm und verdiente wenig. Da hatte der Berggeist Mitleid mit ihm und half ihm bei der Arbeit. Als der Arbeiter den Lohn brachte, musste er mit seinem Helfer teilen; aber es blieb ein Pfennig übrig; den wollte der dankbare Arbeiter dem Berggeiste geben. Der aber sagte: „Weil du so ehrlich bist, sollst du viel Geld verdienen". Und er schenkte ihm auch seinen Teil und verschwand. Da sah sich der Arbeiter um, und nun erst merkte er, dass er auf einem Strohhalm sass. Hätte er den Pfennig für sich behalten, so wäre er herabgestürzt und tot gewesen (vom Quintaner Prokop). — Als einst die Bergleute arbeiteten, trat ein Markscheider zu ihnen und rief ihnen zu, sie sollten schnell hinauf gehen, es würde ein Unglück geben. Bei ihnen war auch ein Steiger. Der wunderte sich, was der Markscheider jetzt hier zu tun habe. Das kam ihm nicht ganz geheuer vor, und er ging mit den Leuten hinauf. Oben hörten sie ein gurgelndes Geräusch, wie wenn man aus einer Flasche Wasser ausgiesst. Sie liefen zurück und fanden niemanden. Da gingen sie wieder hinauf, und in dem Augenblicke stürzte der Schacht ein. Der Markscheider war der Berggeist gewesen (vom Quintaner Cichon). — Einmal schlugen die Bergleute Kohle los; da hörten sie auf der anderen Seite auch schlagen, als wenn dort auch gearbeitet würde. Sie hörten auf, aber auf der anderen Seite wurde es nicht stille. Da haben sie dort nicht mehr weiter gearbeitet. Ein ander Mal arbeiteten sie in einem Schachte, der dem Einsturze nahe war; sie wollten noch Kohle loshauen, aber die Hacken glitten immer wieder ab; da gingen sie es dem Steiger melden; als sie zurückkamen, war der Schacht eingestürzt (vom Quintaner Thallner). — Ein Bergmann ging einst an einem verfallenen Stollen vorüber; von diesem Stollen erzählten die Bergleute, dort laufe ein Pferd herum, das schlage die Leute tot. Der Bergmann war müde und setzte sich auf einen Balken. Da hörte er im Stollen Leute schimpfen, gerade so als

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn ein Bergmann den Obersteiger geschlagen hätte, und der wollte ihn verklagen. Plötzlich sah er ein kleines Kind herankommen, das sagte: „Vater, komm nach Hause“. Er erschrak, denn das Kind sah aus wie sein eigenes, und er lief nach Hause. Dort fand er sein Kind in der Wiege. In derselben Stunde ist der alte Stollen eingefallen (vom Quintaner Cichon). — Ein Arbeiter bekam seinen Lohn und betrank sich in der Kantine. Als er nach Hause kam, schlug er Frau und Kinder. Am andern Tage kam der Berggeist im Stollen zu ihm und neckte ihn; bald nahm er ihm die Lampe weg, bald die Hacke, dann den Hut. Da wurde der Bergmann ärgerlich und jagte den Berggeist; aber der lief in die Kohle und der Bergmann schlug mit dem Gesicht gegen das Gestein (vom Quintaner Materne). — In der Grube war es gerade Mittag. Da kam der Berggeist als armer Mann zu einem Schlepper und bat ihn um ein wenig Brot. Der Schlepper drohte ihm: „Mach, dass du fort kommst!“ Da nahm der Berggeist seine Gestalt wieder an und sprach: „Hättest du mir Brot gegeben, hätte ich dich verschont“. Dann verschwand er. Am nächsten Tage fand man den Schlepper in der Tiefe tot (vom Quintaner Kollmann). — Einst wurde der Schacht verschüttet, wo drei Bergleute arbeiteten. Die drei hatten nur eine Lampe und wenig Brot. Bald hungerte sie. Da kam der Berggeist als weisser Mann, nahm ihnen die Lampe und das Brot weg und gab jedem ein Stück anderes Brot und eine neue Lampe. Er sagte ihnen, das Brot werde nie zu Ende gehen und die Lampe nie ausbrennen. So blieben sie in dem verschütteten Schacht, aber ihre Sehnsucht nach der Oberwelt wurde immer grösser. Da rief der eine eines Tages aus: „Ich würde gerne sterben, wenn ich das Licht der Sonne noch einmal sähe“. Der andere sagte: „Wenn ich mit meiner Frau noch ein Abendbrot essen könnte, würde ich gerne sterben“. Und der dritte meinte: „Ich würde auch gerne sterben, wenn ich mit meiner Frau nur noch ein Jahr leben könnte“. Kaum hatten sie diese Wünsche ausgesprochen, da krachte es im Gestein, und eine Schlucht tat sich auf nach dem Tageslicht. Froh stiegen sie hinauf. Aber als der erste das Licht der Sonne erblickte, sank er tot hin; der zweite starb, nachdem er zu Hause sein Abendbrot gegessen hatte; der dritte lebte noch ein Jahr mit seiner Frau, dann starben beide (vom Quintaner Rittau). — Vor zwei Jahren ist ein Mann in der Grube spurlos verschwunden. Die Bergleute, die mit ihm

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gearbeitet haben, erzählen, es habe einen Ton gegeben, wie wenn eine Glocke angeschlagen würde; dabei sei der Mann verschwunden. Um dieselbe Stunde ist auch seine Frau gestorben (vom Quintaner Schuster). — Ein junger Bergmann arbeitete einst bis zur Nacht; er kam immer tiefer, und endlich wollte er aufhören; aber er konnte nicht, die Hacke ging von allein immer weiter. Da wurde es plötzlich ganz hell; der Berggeist erschien für einen Augenblick; dann war es Nacht um ihn. Er wollte zurückgehen, aber er konnte nicht. Die anderen Arbeiter, die ihn vermissten, suchten ihn; als sie ihn fanden, war er tot (vom Quintaner Maeusel).

4. Das Irrlicht.

Ein junger Mann ging einst gegen Abend auf das Land nach Hause. Da erschien ihm ein Licht, das vor ihm her ging bis zu seinem Hause. Vor der Tür blieb es stehen. Der junge Mann ging hinein und erzählte es seinen Eltern. Die fragten sogleich, ob er sich bedankt habe; wenn er das unterlasse, würde ihm etwas Schlimmes zustossen. Da ging er noch einmal hinaus, um sich nach dem Lichte umzusehen; aber er sah es nicht mehr. Plötzlich bekam er vor der Tür eine tüchtige Ohrfeige.

5. Zauber- und Hexenglauben.

Aus Borin, Kreis Pless, wurde erzählt: Wenn eine Flinte keinen Brand hat, d. h. die Schrotkörner nicht durch das Fell gehen, muss man eine Kreuzotter in den Lauf laden und schiessen; dadurch bekommt das Gewehr Brand. — Wer mit dem Gewehr auf ein Kreuz geschossen hat, trifft immer damit.

In Königshütte gibt es eine Frau, die sagt, man könne vor Gericht soviel man wolle, falsch schwören; das schade gar nichts, wenn man nur dabei ein wenig Brot unter der Achsel trägt und es dann, wenn man nach Hause kommt, den Hunden zu fressen gibt.

Das „Königshütter Tageblatt“ vom 14. Januar 1905 berichtet: Zwei Hellseherinnen treiben seit kurzem ihr Wesen in unserem Orte, vor denen um so mehr gewarnt werden muss, als sie drei männliche Trabanten haben, die vor den Häusern stehen bleiben, während die Weiber in die Wohnungen hineingehen, um ihre prophetischen Künste auszuüben. Im Bedarfsfalle werden dann die drei Begleiter herbeigerufen, und was nicht niet- und nagelfest ist, wird mitgenommen. Interessant ist ein Fall, in welchem die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Prophezeiung“ in folgender Weise vollzogen wurde: die das Schicksal befragende Frau musste den Wahrsagerinnen zwei gute Kleidungsstücke, ein Ei und ein Zwanzigmarkstück geben. Ei und Goldstück wurden in die Kleidungsstücke hineingepackt und dann allerlei Hokus pokus gemacht sowie Beschwörungsformeln gesprochen. Schliesslich eskamotierte das Weib einen mit Menschenhaar umwickelten Knochen aus dem Ei heraus und setzte der staunenden „Kundin“ auseinander, das Vorhandensein des Knochens in dem Ei sei ein Zeichen, dass Gott ihr Gebet erhört und eine schwere Krankheit von ihr gewendet habe, der sie sonst in kurzer Zeit unweigerlich zum Opfer gefallen wäre. Als Dank und Opfer dafür müsste das Bündel, also Kleider, Goldstück und die Überreste des Eies um 12 Uhr nachts auf den Kirchhof gebracht und dort verscharrt werden. In vielen Fällen glückte das Manöver ausgezeichnet, und die Geprellten liessen sich beschwatzen, den Weibern das kostbare Bündel zu überlassen, damit diese selbst die Eingrabung vornähmen.

Der „Ratiborer Anzeiger“ schrieb am 10. Januar 1905: Eine raffinierte Schwindlerin treibt in Zabrze OS. ihr Unwesen. Nicht allein, dass sie sich als eine unter behördlicher Aufsicht stehende Kartenlegerin ausgibt, bietet sie Leuten, die in Prozesse verwickelt sind, den „Strick des Erhängten“ und „Brot von der heiligen Agathe“ an, mit dem Bemerken, kein Gericht ist in der Lage, gegen solche Personen, die sich im Besitz der letztgenannten Gegenstände befinden, ein ungünstiges Urteil zu fällen.

Wenn jemand plötzlich Kopfschmerzen bekommt, ist er berufen; da muss er sich mit dem Hemdsaum die Stirne abwischen.

6. Aberglaube und Bräuche aus dem täglichen Leben.

Wenn die Braut im Hause das Regiment führen will, muss sie dem Bräutigam bei der Trauung auf den Frack knien.

Die Windeln der kleinen Kinder darf man nicht in den Wind hängen, sonst schreien die Kinder zu sehr. Wenn die Schwalben ziehen, darf man kein Kind entwöhnen, sonst zieht das Kind einmal in der Welt umher wie die Schwalben.

Über Anzeichen wurde mir viel erzählt. Der Quintaner Lüdke berichtet, der bei seinen Eltern bedienstete Fuhrmann Flach sei einst durch den Wald gefahren; da habe es dreimal seinen Namen gerufen; um dieselbe Zeit sei sein Bruder in der Grube erschlagen worden. — Der Quintaner Cichon erzählt, einst habe es an der Tür dreimal geklopft, aber es sei niemand draussen gewesen; er habe das Klopfen genau gehört; zur selben Stunde sei der Grossvater gestorben.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Quintaner Maeusel hat gehört, wie es dreimal mit einer Rute ans Fenster schlug, als seine Schwester starb. Ein anderer hat gesehen, wie ein Stein durch das Fenster flog, ohne es zu zerschlagen, als seine Schwester starb. Auch Uhren sind stehen geblieben, während ein Familienmitglied starb; umgekehrt ist auch eine Uhr, die lange entzwei war, plötzlich wieder gegangen; ein Bild ist von der Wand gefallen usw. — In Chorzow sah man einst vor der Kirche einen Wagen ohne Pferde, der immerfort hin und her fuhr. Der Wagen war ganz rot, vor den Fenstern waren rote Vorhänge; darin brannten viele Lichter. Um dieselbe Stunde ist der Pfarrer gestorben.

Den letzten Wunsch der Sterbenden muss man erfüllen, sonst haben sie keine Ruhe. Einst starb ein Mann, der ein bestimmtes Kreuz mit in den Sarg haben wollte. Aber man erfüllte den Wunsch nicht. Da ist das Kreuz fortwährend von der Wand heruntergefallen, bis man es endlich einem anderen mit ins Grab gab (vom Quintaner Cichon). — Ein Sterbender hatte einen Rosenkranz mit in den Sarg haben wollen. Doch man vergass darauf. Da hat sich der Tote im Sarge aufgerichtet und den Rosenkranz zu sich genommen (vom Quintaner Smolka).

Die Leiche wird mit dem Kopfe zuerst hinausgetragen; bei jeder Tür wird sie dreimal gesenkt; dann muss ein Fenster oder die Tür offen bleiben, damit die Seele auch hinaus kann.

Beim Umziehen werden zuerst Brot, Salz und Kupfergeld in die neue Wohnung gebracht; von Möbeln wird zuerst der Tisch umgeräumt.

Brot darf man nie mit der Schnittfläche nach der Tür liegen. Gibt man das Ränftel fort, so gibt man das Glück aus dem Hause.

Wenn es zum erstenmal im Jahre donnert, muss man mit dem Gelde klippern, dann hat man immer Geld. — Eine Fischschuppe vom heiligen Abend ins Portemonnaie gelegt, bringt Geld.

Wenn jemand an Krämpfen leidet, hilft man ihm, indem man ihm einen Brautkranz oder einen Brautschleier gibt, oder einen Trauring auf die Brust legt. — Oder man legt ihm drei Tage hintereinander ein Fenster mit drei Scheiben auf; da vergeht die Krankheit.

Wenn das Wasser beim Kochen auf der Platte singt, weinen die Armen Seelen; da muss man für sie beten.

Wenn der Wind heult, hat sich jemand in der Richtung, aus der der Wind kommt, erhängt.

Wenn ein junger Mann zur Gestellung geht, stecken ihm die Mädchen, die nicht wollen, dass er zum Militär kommt, hinten in den Hemdsattel eine Nähnadel, ohne dass er es merkt; da wird er sicher nicht genommen.

7. Aberglaube und Bräuche an Festtagen.

In Chorzow wurde noch vor 30 Jahren am Sommersonntag von den Kindern ein Strohmann gemacht und durch das Dorf getragen, wobei man polnische Lieder sang; dann wurde er zerrissen und in den Teich geworfen, und die Kinder fassten sich an den Händen und tanzten. — Aus einem Dorfe bei Herby erzählt der Sextaner Rambaum: Vor drei Jahren haben die polnischen Kinder langes Stroh gesammelt und am Sommersonntag eine Strohpuppe gemacht;

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuerst haben sie die Beine abgebunden, dann den Kopf, oben wurde das Stroh abgeschnitten, so dass noch ein Büschel für die Haare blieb; dann bekam die Puppe Augen aus Kohle. Als sie fertig war, setzte man sie auf eine Stange und trug sie unter polnischen Gesängen durch das Dorf und warf sie dann in die Malapane hinein.

Am Karfreitag gehen die Leute ohne ein Wort zu sprechen nach Piekar aus der Quelle Wasser schöpfen; das ist gegen alle Krankheiten gut.

An Mariä Himmelfahrt muss man 1000 Ave Maria beten, da geht jede Bitte in Erfüllung.

Wenn man am Allerseelentage um 12 Uhr in der Nacht in der Kirche bleibt, sieht man die Verstorbenen. Der Priester liest die Messe; die Geister hören zu. Wenn man weg geht, muss man aber den Kopf zur Seite wenden, dass man die Geister nicht sieht, sonst kommen sie und reissen einem den Kopf ab.

Wenn man am heiligen Abend den ganzen Tag gefastet hat, sieht man, wenn die Sterne aufgehen, am Himmel lauter goldene Lämmer. — Am heiligen Abende muss man dem Vieh von allem Futter geben. Um Mitternacht sprechen die Kühe; wer das hört, der weiss, wann er stirbt. — Am Weihnachts- und Silvesterabend werden unter vier Teller Erde, Salz, Kohle und Myrte gegeben; wer die Erde aufdeckt, stirbt; Kohle bedeutet auch Tod; Salz bedeutet Tränen; wer die Myrte aufdeckt, wird Braut. — Nussschalen werden zusammengelegt, dann lässt man sie schwimmen; gehen sie auseinander, so geht man im kommenden Jahre auch auseinander. — Abends geht man hinaus an den Zaun und schüttelt ihn; nach der Seite, von der Leute kommen, heiratet man.

Was man in der Silvesternacht oder am ersten Adventsonntage träumt, geht in Erfüllung.

Der „goldene Esel" zu Reichenstein.

Sagen, Ursprung des Namens, der Ausdruck „Eselsfresser" [1]).

Von Dr. Kühnau.

Von den fünf Bergen, die ehemals dem Reichensteiner Bergbau die Golderze zur Verhüttung lieferten, führte einer den Namen Goldener Eselsberg. Der Name rührt davon her, dass die alten Bergleute hier einen Schacht geteuft hatten, den sie „den goldenen Esel" [2]) nannten. Der Schacht ist verfallen, sein Goldreichtum galt

[1]) Den folgenden Ausführungen liegt ein Vortrag zugrunde, den ich beim Sommerausfluge des Vereins für Geschichte Schlesiens am 27. Mai d. J. in Reichenstein gehalten habe. Den Inhalt gebe ich im wesentlichen unverändert wieder, nur füge ich die notwendigen Nachweise bei.

[2]) Es gibt an der Stelle neben dem alten einen neuen goldenen Esel, beides Tagesschächte. Der Name „goldener Esel" wird vielfach auch von dem gang-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als erschöpft. Und der Reichensteiner Bergbau hat sich um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts der Arsenikgewinnung zugewandt. Erst neuerdings ist es der Firma Güttler gelungen, die in den Abbränden der Arsenikfabrikation noch enthaltenen Spuren von Gold in gewinnbringender Weise herauszuziehen und damit den alten Ruhm Reichensteins als Goldfundort wieder zu beleben.

Von allen Schächten und Stollen in den Eingeweiden der Reichensteiner Berge erfreute sich „der goldene Esel“ einer weit über Schlesiens Grenzen hinausgreifenden Berühmtheit[1]). Es gab in Schlesien ein Sprichwort, wenn man jemandem Erfolg wünschte, namentlich in Geldangelegenheiten, so sagte man: Ich wünsche dir einen goldenen Esel[2]). In der Tat hat der goldene Esel etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nicht unerheblichen Gewinn abgeworfen, und süddeutsche Handelshäuser, namentlich das der Fugger, haben ihre Aufwendungen, die sie als Teilhaber am Reichensteiner Goldgeschäft für den dortigen Bergbau machten, reichlich belohnt gesehen[3]). Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an sank indessen die Goldförderung langsam herab und geriet gegen Ende des 17. Jahrhunderts ganz ins Stocken, doch blieb der Name „Goldener Esel“ noch in aller Munde und ist auch heute noch nicht vergessen. Als Grubenbau freilich gehört der Name bei dem vollständigen Verfall[4]) der goldenen Eselschächte heute der Geschichte an, gefördert wird nur noch im „Reichen Troste“, dem einzigen Schachte, der auf dem Goldenen Eselsberge in Betrieb ist. Das Volk aber hält den Namen noch in seinen Sagen fest.

---

führenden Berge gebraucht, jedoch mit Unrecht. Selbst die allgemein gebräuchlich gewesene Bezeichnung der Schächte mit diesem Namen ist schon eine Übertragung. Im eigentlichen Sinne bedeutet „der goldene Esel“ einen Teil der verbrochenen Erzlagerstätte (Güttler in Wenkes Führer für Reichenstein und Umgebung S. 50).

Der Name „goldener Esel“ findet sich zuerst im 15. Jahrhundert in einer Urkunde Herzog Heinrichs des älteren von Münsterberg (1491).

[1]) Schlesisches histor. Labyrinth (1737) S. 113.

[2]) Volkelt, Nachrichten von schles. Bergwerken 1775 S. 108: „Dass dir Gott einen güldenen Esel beschere“.

[3]) Karl Faulhaber, Die ehemalige schlesische Goldproduktion mit besonderer Berücksichtigung des Reichensteiner Bergreviers. Breslauer Inaugural-Dissert. 1896 S. 23 ff.

[4]) Ich höre aber, dass man sie wieder öffnen will.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. Sagen.

Wie überall, wo das Volk einen ihm auffallenden und ihm unerklärlichen Namen findet, hat es auch hier den Namen „Goldener Esel“ durch eine Sage erklärt. Diese hat sogar ihre Dichter gefunden, die manches aus eigener Phantasie hineingetragen haben, was wir, vom volkskundlichen Standpunkte betrachtet, ausschliessen müssen. Bei Kern, Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten, Breslau 1867, S. 227, findet sich ein Gedicht von Ferdinand Schreiber, überschrieben „Der Goldschacht zu Reichenstein“. Der Inhalt ist folgender:

Im Reichensteiner Schachte wuchs das Gold so reichlich, dass stets 100 Mann bei der Arbeit waren, während 100 Mann ruhten, um bei der nächsten Schicht einzufahren. Sie hoffen, den goldenen Esel zu finden, dessen Ohr sie schon freigelegt haben. Aber der Berggeist pfeift, und die schwarzen Zwerge löschen die Grubenlichter aus. Doch die Hundert arbeiten fort, sie stört nicht das Toben des Sturms draussen im Bergwalde, nicht das Schwanken der Häuser und Türme und das Anschlagen der Glocken. Neunundneunzigmal schlagen sie an ihre eherne Gewandung, draussen beben die Menschen vor dem unheilverkündenden Schalle. Die Männer in der Tiefe aber arbeiten, von unheiligem Eifer getrieben, und heben endlich das goldene Tier aus seinem Felsenverliess. Einer eilt nach oben, um Musik zu holen. Kaum ist er zutage gekommen, da bricht die Erde, und neunundneunzig Menschen sind samt dem goldenen Esel begraben — für immer. Seitdem wird statt Gold nur Gift gefördert[1]).

Diese Sage mag volkstümlich gewesen sein, ich selbst habe sie im Volksmunde nicht gefunden. Wenn aber August Uber in seinem Büchlein „Reichenstein und das Schlackental nebst Umgegend“ S. 36, sowie August-Cornese in seinem Epos „Die Bergglocke, Sage in 6 Gesängen aus der Blütezeit des Reichensteiner Bergbaus, Breslau 1896“, das Schicksal zweier Liebenden mit dem Einsturz des Goldenen Eselschachtes verbindet, so freuen wir uns wohl über die dichterische Ausgestaltung eines Sagenmotivs, die uns den poetischen Gehalt der Volkssage aufs neue bestätigt, aber wir scheiden die dichterische Zutat aus, weil wir es hier nur mit den Gebilden der Volksphantasie zu tun haben.

[1]) Ob diese Sage in allen Teilen volkstümlichen Ursprungs ist, ist nicht zu entscheiden. Sie enthält aber nichts, was dieser Annahme widerspräche. Da sie an ein historisches Ereignis anknüpft, nämlich das Niedergehen des goldenen Eselsschachtes im Jahre 1565, wobei 90 Arbeiter durch Verschüttung ihr Leben verloren (Volkelt, Nachrichten von schlesischen Bergwerken (1775) S. 110 und wieder Heintze, Nachrichten über Reichenstein (1817) S. 30), so ist ihr Alter einigermassen bestimmbar.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sage, wie ich sie selbst aus dem Volksmunde in Reichenstein und Patschkau vernommen habe, lautet folgendermassen:

Als die Stadt Reichenstein noch nicht bestand, da waren da an den Bergen einzelne Hütten von Bergleuten erbaut worden, die gekommen waren, um in dem Innern der Berge nach Erzen zu suchen. Sie hatten Stollen und Schächte angelegt, aber die Ausbeute war gering. Da hiess es eines Tages, man habe einen goldenen Esel in den Stollen vorbeihuschen sehen. Die Aufregung war gross, und man beschloss Jagd auf ihn zu machen. Die Bergleute gingen von allen Mundlöchern zu gleicher Zeit vor, und man trieb ihn richtig in die Enge. Einer fasste ihn am Ohre, aber er riss sich los, liess das Ohr in den Händen des Angreifers und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Das Ohr hat jedoch ausgereicht, um die Stadt Reichenstein davon zu erbauen.

Es ist klar, dass die Sage erfunden worden ist, um den auffallenden Namen „der goldene Esel" zu erklären. In diesem Sinne hat schon Prof. Regell die gleich nachher zu erwähnenden goldenen Eselsagen vom Kittnerberge und von der Kynsburg (Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Friedrich Vogt XII. Heft, Breslau 1896, S. 135 f.) gedeutet. — Die Reichensteiner Sage war ihm nicht bekannt, sie füllt aber ein Glied in seiner Deutungskette [1]) aus.

Nun ist die Sage von Reichenstein ausgeflogen, sie ist gewandert. Denken wir uns die Sage als ein so leichtes Gut wie das Federkrönchen einer Maiblume, das von seinem mütterlichen Blütenboden durch den Wind erfasst und weit weggetrieben wird. An einer Stelle findet es günstige Lebensbedingungen, schlägt Wurzel und treibt eine neue Pflanze. So finden wir die goldene Eselsage wieder am Kittnerberge bei Fischbach [2]) im Hirschberger Tale. Hier soll, so heisst es, ein goldener Esel begraben sein. Wer ihn finden will, muss Tag und Stunde, sowie die rechte

---

[1]) Wenn Regell darauf hinweist, dass „Esel" in der Sprache der alten Bergleute einen blinden Schacht bedeutet, so glaube ich, kommen wir damit nicht weiter. Veiths deutsches Bergwörterbuch, Breslau 1871 s. v. blind 7 bezeichnet als „blind" einen solchen Schacht, der nicht von der Erdoberfläche, sondern von einem andern Grubenbaue aus niedergebracht und dessen Mündung daher am Tage nicht sichtbar ist. Das trifft auf Reichenstein nicht zu, beide goldene Eselschächte sind Tagesschächte. Ausserdem nennt Veith s. v. Esel diese Bezeichnung mundartlich und belegt sie aus Siegen, also weit weg von Schlesien. Ich glaube später wahrscheinlich machen zu können, woher die Bezeichnung „Esel" stammt.

[2]) Sie wird z. B. mitgeteilt von Berndt, Wegweiser durch das schlesische Gebirge (1828) S. 294 s. v. Fischbach.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Formel wissen. Der Esel wird einen so grossen Goldwert haben, dass der Finder das Dorf Fischbach reichlich zu einer Stadt wird umwandeln können, und er wird ihr erster Bürgermeister sein[1]). Dieser letzte Zug ist späterer Zusatz. Es fragt sich, warum die Sage hier festen Fuss gefasst hat. Ein Schacht oder Stollen, der den Namen „goldener Esel" trüge, ist hier nicht nachweisbar. Überhaupt ist hier niemals regelrechter Gangbergbau getrieben worden. Wohl aber sind die Spuren ehemaliger Schürftätigkeit erkennbar. Die Namensform „Kütter" (s. u. Anm. 1) legt die Ableitung von kutten[2]) = suchen, schürfen nahe. Geschürft wurde an den verschiedensten Orten bis weit in die Ebene hinein, namentlich im 15. Jahrhundert. Es waren fremde Abenteurer, die der angebliche Goldreichtum unserer deutschen Mittelgebirge angelockt hatte. Das Volk nannte sie Walen (Welsche) oder Venediger und glaubte, dass der gewaltige Reichtum Venedigs von den Goldsuchern in unseren Bergen stamme. Sie zogen als Hausierer im Lande herum, in Schlesien als Hechelmacher, als reisende Ventiner (ich selbst habe den Namen noch gehört). Man betrachtete sie mit abergläubischer Scheu, glaubte man doch, dass sie in einer Nacht auf ihren Mänteln von Venedig bis zu uns oder von uns nach Venedig fliegen könnten[3]). Aber auch die gesamte Bevölkerung des Landes war vom Goldfieber ergriffen, wie es immer geschieht, wenn irgendwelche Goldfunde (wirkliche oder vermeintliche) den Glauben an gewaltige Reichtümer des Erdbodens hervorrufen. Der Bauer schürfte auf seinem Felde. Heimlich gruben Ausländer und Einheimische auf fremdem Grunde. Es war ein wilder regelloser Schürfbetrieb, dem die Sachkenntnis gänzlich fehlte. Wo nur die Erde gelblich oder rötlich leuchtete, wo ein Glimmerblättchen (das sog. Katzengold) am Boden schimmerte, da setzte man die Hacke ein[4]). Mit welchem Erfolge, kann

[1]) K. A. Müller, Vaterländische Bilder, Glogau 1837 S. 425. Kern, Schlesiens Sagen 1867 S. 65, Gedicht von Hugo Rösner, das den Zusatz vom Bürgermeister nicht enthält. Schles. Prov.-Bl. N. F. 1872 S. 519, wo der Berg „Kütter" genannt wird.

[2]) Vgl. Sternberg, Geschichte der böhmischen Bergwerke I 1 S. 48, 49.

[3]) Vgl Steinbeck, Geschichte des schles. Bergbaus Bd. 2 S. 196, 234. Schurtz, Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen (in Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff Bd. V) S. 120 ff.

[4]) Schurtz, Der Seifenbergbau a. a. O. S. 136. Wie sehr das Volk auch

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man sich denken. Aber diese Zeit des Goldtaumels ist zugleich die Zeit der Entstehung der Gold- und Venedigersagen. In Reichenstein war die Sage vom goldenen Esel entstanden. Man dachte nicht daran, dass die Bergwerksverständigen unter diesem Namen nur den Schacht oder die Erzlagerstätte verstanden. Für das Volk war an der Stelle ein wirklicher goldener Esel vorhanden, der in Reichenstein sogar lebte, lief und entwischte. Im Kittnerberge gestaltete sich der vermutete Goldreichtum des Berges nach dem Muster von Reichenstein ebenfalls zum wirklichen goldenen Esel. Die Bezeichnung ist keineswegs symbolisch zu fassen, der naiven Gläubigkeit des Volkes liegt eine solche Symbolik fern.

Ferner haftet an der Kynsburg im Schlesiertal die Sage vom goldenen Esel. Ihre Form ist bemerkenswert durch die Vermischung historischer Züge mit den sagenhaften. Büsching in seinen „Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale, Breslau 1824, S. 23 f." erzählt sie nach Martinys Handbuch für Reisende nach dem schlesischen Gebirge, Breslau 1818, S. 384 f., folgendermassen:

Als im Jahre 1476 die Räuber, welche die Kinsburg besetzt hielten, besonders die böhmischen Hussiten, die sie in den hussitischen Unruhen eingenommen hatten, daraus vertrieben wurden, sollen sie einen grossen Schatz in den Gemäuern oder an anderer Stelle verborgen haben, der von den nachfolgenden Bewohnern nicht entdeckt werden konnte. Im dreissigjährigen Kriege, als die Burg bald der einen, bald der andern Abteilung der Heere angehörte, besetzten sie auch die Schweden im Jahre 1633, und ein Obrist derselben — Naso (in seinem Phoenir redivivus der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer 1667) nennt ihn Devour — soll in einem Pfeiler ein goldenes, andere sagen ein mit Gold gefülltes Eselsfüllen gefunden haben, mit der Inschrift: Gold ist mein Futter, nicht weit hiervon steht meine Mutter. Dieser unglückliche Reim hat am meisten zur Zerstörung der Burg beigetragen, da man mit unsäglicher Wut dem noch vorhandenen Schatze nachgespürt hat, den man sich weit reicher und prachtvoller dachte, als der bereits angeblich gefundene gewesen sein sollte. Tiefe Löcher sind deshalb in die Mauern gehackt worden, die jetzt wieder verschlossen werden müssen, heftig wurden die Mauern erschüttert. Noch zeigt man die Stelle in der Burg, wo das Eselsfüllen gefunden sein soll.

---

heute noch in den Bergen metallischen Reichtum in den Gesteinen wittert, beweist das oft gebrauchte Sprichwort: Im Gebirge wirft der Bauer oft mit einem Steine nach der Kuh, der mehr wert ist als die ganze Kuh, Schurtz a. a. O. S. 138, besonders in Tirol, vgl. J. Zingerle, Sagen aus Tirol[2] Nr. 149, 150, 156. Bei Ober-Gostiz im Reichensteiner Gebirge erzählte mir ein Mann, ein „Goldonkel" aus Amerika sei einmal an der Heidelkoppe gewesen, habe mit seinem Stocke auf einen Stein gestossen und gesagt: „Da ist was drin".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Weistritztale bei Ober-Weistritz, zu Breitenhayn, zu Dittmannsdorf, zu Hohengiersdorf ist regelrechter Bergbau getrieben worden[1]), bei Kynau sind Merkmale unregelmässigen Schürfens vorhanden. Aber ich glaube nicht, dass dieser Bergbau in einer direkten Beziehung zu der Sage auf der Kynsburg steht. Der günstige Boden, den die Sage hier vorfand und zu eigenartiger Ausgestaltung brachte, besteht in dem Vorhandensein der Burg. Es ist eine offenkundige volkskundliche Tatsache, dass das Volk überall mit Burgen, namentlich Burgtrümmern, verborgene Schätze in Verbindung bringt. Der in der Nähe betriebene Bergbau mag nur insofern den aus Reichenstein stammenden Namen des „goldenen Esels" begünstigt haben, als diese Bezeichnung gerade im Munde von Bergleuten oder schürfenden Abenteurern sich forterbte und von der umwohnenden Bevölkerung leicht angenommen wurde. Das ist um so wahrscheinlicher, als im Weistritztale kein Gold, sondern nur silberhaltiges Blei in den Quarzgängen des Gneisgebirges abgebaut wurde, während es dem Volke auf Gold ankam.

Wie das Andenken an eine Burg die goldene Eselsage anzieht, will ich durch ein viertes Auftauchen dieser Sage in Patschkau nachweisen. Im Westen der Stadt befindet sich ein Lehmhügel, der heut Pelkenberg heisst. Man erzählt in Patschkau, der Hügel sei ehemals viel höher und breiter gewesen, nach einer Angabe „zehnmal" höher[2]). Hier hat ehemals eine Burg gestanden, von der allerdings kein Stein mehr redet. Jedoch steht ihr Vorhandensein urkundlich fest[3]), und das Volk hat ihr Andenken festgehalten in dem Namen Burgberg, der neben „Pelkenberg" allerdings im Schwinden begriffen ist. Ein angrenzendes Ackerstück führt in den Grundstücksverzeichnissen den Namen „Burgstück". Früher stand eine Kapelle auf dem Berge, das Volk sagt, vor dieser, zur Zeit des 30jährigen Krieges, habe eine Kirche oben gestanden. Auch dies wohl eine Erinnerung an ein den Berg krönendes Gebäude. Die Sage erzählt nun folgendes:

---

[1]) Steinbeck a. a. O. Bd. 2 S. 69f.

[2]) Tatsache ist, dass der Pelkenberg bei Durchlegung einer Strasse erhebliche Erdmassen eingebüsst hat, die man zur Zuschüttung eines Teiches benutzte.

[3]) Herzog Bolko stellte im Jahre 1301 in der Burg Patschkau eine Urkunde für das Kloster Camenz aus (Schneider, Geschichte der Stadt Patschkau S. 12). Das castrum Paczkow wird 1335 erwähnt (Schneider S. 38).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Pelkenberge sei unter der Stelle, wo früher die Kapelle stand, ein goldener Esel begraben. Alle Jahre am Karfreitage nachts 12 Uhr stehe der Berg offen. Da habe einmal eine arme Frau, von bitterer Not getrieben, die Zeit abgepasst und sei mit ihrem Kinde auf dem Arme in den offenstehenden Berg eingetreten. Sie habe den goldenen Esel gesehen, habe ihr Kind zur Erde gesetzt und dem Esel das Ohr abgerissen. Sie sei hinausgestürzt mit dem Ohre in der Hand, und der Berg habe sich geschlossen. Nun erst sei sie zur Besinnung gekommen und habe gemerkt, dass sie ihr Kind im Berge vergessen habe. Da sei sie zwar reich gewesen, aber doch eine unglückliche Frau. Ein ganzes Jahr habe sie den Kummer getragen. Und als im nächsten Jahre zur selben Stunde der Berg wieder offen stand, sei sie wieder da gewesen, habe ihr Kind frisch und gesund an der Erde sitzen sehen, habe es an sich gerissen und sei aus dem Berge geflohen. Nun erst sei sie ein wahrhaft glückliche Frau gewesen.

Wenn neben dieser Sage noch erzählt wird, im Pelkenberge sei eine ganze Braupfanne voll Gold und Silber vergraben, wenn man bisweilen ein Licht am Berge erblickt haben will und sagt, wer das Licht sehe, solle schnell an dieser Stelle nachgraben, da werde er einen grossen Schatz finden — so stimmt das ganz zu den zahlreichen Sagen von vergrabenen Schätzen am Orte ehemaliger Burgen. Der Ausdruck „goldener Esel“ ist einfach eine Übertragung aus dem nahen Reichenstein. Die Sage aber, die daran angeknüpft ist, hat nichts mehr mit dem Bergbau zu tun, sie ist ganz dieselbe Sage, die von zahlreichen Burgen und Bergen [1]) in Schlesien erzählt wird, dass eine arme Frau mit dem Kinde auf dem Arme in den offenstehenden Berg eintritt und im Eifer des Schätzeraffens ihr Kind vergisst — ein neuer Beweis dafür, wie das Volk seine Sagen zerpflückt und die gelösten Bestandteile zu neuen Sagengebilden zusammensetzt. Immerhin glaube ich aber auch hier, dass die Übertragung des Namens „goldener Esel“ ähnlich wie auf der Kynsburg irgendwie mit bergbauender Tätigkeit oder wenigstens mit wildem Schürfbetriebe zusammenhängt. Auch um Patschkau ist abgesehen von dem 9 km entfernten Reichenstein Bergbau getrieben worden. Im Stadtwalde unter dem Heidelberge bei dem sogenannten Lauterbrunnen hat einst ein Eisenhammer bestanden, der aber im Jahre 1669 wegen Mangel an Wasser in Stillstand geraten und eingegangen ist [2]). Die Mittelmühle, unterhalb des Pelkenberges gelegen, ist vor alten

[1]) Burg und Berg gehen vielfach ineinander über.

[2]) Schneider, Geschichte der Stadt Patschkau S. 142.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeiten Hammermühle genannt worden[1]). Der Name des Lauterbaches, der, vom Gebirge kommend, innerhalb der Glatzer Vorstadt in die Kamitz mündet, legt die Ableitung von läutern[2]) = erzhaltigen Sand waschen, nahe. Der im ehemaligen Fürstentum Neisse betriebene Bergbau erstreckte sich auch auf Gruben, die bei Liebenau (eine Stunde nördlich von Patschkau) angelegt waren[3]). Das Andenken daran hat sich in zahlreichen Sagen von den Fenixmännchen in Liebenau erhalten.

2. Name.

Ich gehe über zu der Frage, was wohl die alten Bergleute veranlasst haben mag, dem Reichensteiner Schachte oder vielmehr der durch ihn erschlossenen Goldlagerstätte den merkwürdigen Namen „der goldene Esel" zu geben. Die Frage ist so noch nicht richtig gestellt, wir müssen sie allgemeiner fassen. In Goldberg nämlich, der mit Reichenstein ungefähr gleichaltrigen Stätte schlesischen Goldbergbaus, wird von einem goldenen Ochsen berichtet in einer Urkunde des Liegnitzer Rathausarchivs, mitgeteilt von Bergemann in den Schles. Prov.-Bl. 1832 Bd. 96 S. 249 f. Dort heisst es:

Vor Zeichnüss der Bergwerg Im Golltbergischen wie Ich Bericht worden bien, Ao. 1625 den 5ten July — 3. Hieben ueber der Katzbach kegen Kopisch. wirdt Bericht, dass der guldne Ochse ist gebaudt worden, das Bergkmennisch Zu verstehen, dass goltreiche Gebew gewesen sein, Wie es dann im Thal. kegen Vnd vbrig Kopisch, die grosse Menge der Gruben aussweisen vnd Bezeigen, dass da wass grosses muss gewesen sein, Vnd noch sein müsse, sonderlich (weil gesagt wird), dass man Bein erst gemeldten 7 Bitten (die unter 1 erwähnt werden) den gülden Ochsen Beim Kopfe erwüscht, Im ein Horn abgerissen Vnd sey Ihnen wieder entworden, davon Sich die Stadt Goldtberg gebessert: Vndt die Kirche erbauet worden. Dieser Bericht giebet Bergwerg-Verstendigen, trefflich nachdenken, dass in der teyffe die Reichsten Flez, so da Golt führen, sein müssen usw.[4]).

---

[1]) Schneider a. a. O. S. 532.

[2]) Über den „Läuterhobel" Schurtz, der Seifenbergbau usw. a. a. O. S. 93.

[3]) Über die vom Grafen Stenzel (oder Wenzel) von Roszdrzezow (genannt Pomsdorf) erlassene Bergfreiheit auf seinen im Neisser Fürstentum gelegenen Gütern, vgl. Steinbeck, Geschichte des schles. Bergbaus Bd. 2 S. 122 f.

[4]) Vgl. auch Schles. Prov.-Bl. 1840 Bd. 112 S. 103. Mosch, Zur Geschichte des Bergbaus in Deutschland S. 79: „Von dieser Gegend (auf der Südseite der Katzbach gegen Kopisch) war eine gemeine Rede, dass man hier den gülden Ochsen beim Kopfe erwüscht usw." Die Urkunde wird schon erwähnt von

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gab also im Goldbergischen eine Grube, die man den goldenen Ochsen nannte, und an diesen Namen schliesst sich eine der Reichensteiner ganz entsprechende Sage, dass man dem goldenen Ochsen ein Horn abgebrochen, ihn selbst aber nicht zu fangen vermocht habe, doch habe man von dem Ertrage des goldenen Hornes die Stadt Goldberg „gebessert“ und namentlich die Kirche daselbst erbaut [1]). Eine andere Sage vom „goldenen Ochsen“ berichtet W. Patschovsky, Die Sagen des Kreises Landeshut-Liebau in Schles. 1893 S. 24, die schon Regell in den Breslauer Germ. Abh. 1896 Heft XII S. 136 Anm. 1 mit der goldenen Eselsage zusammenstellt. Wir finden überhaupt nicht selten Tiernamen zur Bezeichnung von Grubenbauen verwendet. In dem berühmten Silberbergwerke zu Kuttenberg (im östl. Böhmen) führte ein „Zug“ (d. i. eine grössere Anzahl nahe zusammenliegender Gänge, Trümmer, Lager und Flötze) am Gange den Namen „Esel“ [2]). In Joachimsthal nahm im Jahre 1545 das wegen seines Zinnreichtums nachher so berühmte Grubengebäude „der Hengst“ seinen Anfang [3]). Eine erzreiche Zeche wird im allgemeinen „eine volle Sau“ genannt [4]). In Silberberg kommt unter den verschiedenen Namen der Zechen und Örter auch ein „goldener Adler“ und ein „Einhorn“ vor [5]). „Die Hirschzunge“ heisst eine der drei Gruben an der Lauter, eine Stunde von Suhl, wo früher auchGold geseiffet worden sein soll [6]). Der Name Zunge zur Bezeichnung beginnenden Erzreichtums, wie man „leckmäulig“ sagt, wenn die Gänge

Volkelt, Nachrichten von schlesischen Bergwerken 1775 S. 62 f., wo er auf Gebauerus verweist.

[1]) Die Erbauungszeit der Goldberger Kirche trifft ungefähr 100 Jahre nach der Tartarenschlacht 1241.

[2]) Sternberg, Geschichte des böhmischen Bergbaus I 1 S. 115. Nach den Verherungen der Hussitenkriege war er der einzige Zug, der noch bebaut wurde, muss also wohl der wichtigste aller Züge gewesen sein. Auch von Fibiger in der Silesiogr. renovata 1704 Kap. VI S. 678 Anm. a erwähnt: Auri-argentive fodinas Asinos, imo aureos Asinos fuisse nuncupatos, ex historiis ostendi potest, praesertim ex Libr. I cap. 17 Miscellan. Balbini, ubi scribit, Kuttenbergae in Bohemia in illo loco, in quo hodie celebris S. Barbarae Basilica visitur, fuisse fodinam Asini nomine claram, ex qua Regi sumptus tanti provenerint, quanti Regiae Dignitati tuendae, bellis gerendis urbibusque regiis redimendis sufficerent.

[3]) Mosch, Zur Geschichte des Bergbaus S. 196.

[4]) Ebenda S. 111.

[5]) Ebenda S. 62.

[6]) Ebenda S. 265 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich werden und anfangen Ausbeute zu geben[1]). Überhaupt scheint die Wahl des Tieres mit der grösseren oder geringeren Ergiebigkeit des Ganges in Beziehung zu stehen. „Dachslöcher" heissen Gruben am Stahlberge in Schmalkalden, wo auf Eisenstein gebaut wurde[2]). Und im Jahre 1404 verleiht Herzog Ruprecht zu Liegnitz an eine im Bergbau erfahrene Persönlichkeit, um ihn in Schwung zu bringen, die Bergwerke zum Goldberge und Nicolstadt, die unter ihren Kuxen und Örtern folgende Tiernamen enthalten: Fuchswinkel, zum Sperlinge, zu den jungen Mäusen, zu den alten Mäusen[3]).

Wir müssen nun die Frage so stellen: Was veranlasste die alten Bergleute, ihren Grubenbauen die Namen von Tieren zu geben? Wie sehr bei dem Namen „Goldener Esel" der allgemeinere Begriff des Tieres das Volksbewusstsein beschäftigte, geht aus einer anderen Fassung der oben erwähnten Kynsburgsage hervor, in der der Name „Esel" in Vergessenheit geraten ist. Ich habe sie direkt aus dem Volksmunde. Sie heisst: Auf der Kynsburg im Schlesiertale haben einmal die Schweden gehaust und dort ein goldenes Kalb vergraben. Das Kalb hat man gefunden, aber nicht die Kuh dazu. Diese Form konnte die Sage annehmen, nachdem der „goldene Esel" in Reichenstein seine frühere Berühmtheit eingebüsst hatte. Wie kommen nun die Bergleute auf die Tiernamen? Ich denke, die Frage lässt sich beantworten, wenn wir beachten, dass ein so alter Stand wie der der Bergleute viel altes Erbgut aus der Urväterzeit bewahrt hat. Alte Ausdrücke, alte Sitten, Gebräuche und — alter Volksglaube[4]) hat in diesem Stande eine schützende Stätte gefunden. Die Tiernamen gehen auf alte mythische Volksvorstellungen zurück. Wir finden sie wieder in den Walen- oder Venedigersagen, z. B. in folgender:

Ein Bergmann in Hahnenklee belauscht einmal Venediger, die am Blocksberge an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgraben, aus dem Loche Erde nehmen und in ihre Beutel füllen. Er macht zweien seiner Kameraden Mitteilung. Und einer ist entschlossen, ihn in der nächsten Nacht an denselben

[1]) Ebenda S. 108.

[2]) Ebenda S. 267.

[3]) Schles. Prov.-Bl. 1840 Bd. 112 S. 7.

[4]) Über den an den Bergbau sich knüpfenden Aberglauben vgl. Sternberg a. a. O. I 1 S. 48 f. und Der Breslauische Erzähler 1801 S. 827 f. Von den Bergleuten ausgehend drangen solche Anschauungen natürlich auch ins Volk und wurden in ihm erhalten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ort zu begleiten, um nachzugraben, der dritte aber will von dem unheimlichen Treiben nichts wissen und spricht: Was mir zugesagt ist, wird mir von selbst ins Haus gebracht werden. Die Zweie graben nun und finden lange nichts, endlich aber stossen sie auf ein Gerippe, das sie herausziehen, sie konnten nicht erkennen, ob es ein Reh oder eine Ziege sei. Da war die Enttäuschung gross, sie hätten doch so gern reich werden wollen. Schliesslich trösten sie sich und beschliessen, den wertlosen Fund zu einem Scherze zu verwenden. Sie tragen das Gerippe hinunter in die Stube des zurückgebliebenen Genossen, der gesagt hatte, es werde ihm schon von selbst etwas Gutes ins Haus gebracht werden. Nun vergeht die Nacht, und der dritte Bergmann tritt ins Zimmer. Da sieht er und staunt. Ringsum auf den Tischen, auf den Fensterbänken, auf den Kaminbrettern stehen lauter prächtige kleine Figürchen aus purem Golde und Silber: Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel usw. Er war über Nacht ohne sein Zutun ein reicher Mann geworden, aber auch seinen Kameraden gönnt er entsprechenden Anteil. Von der Zeit an ist kein Venediger mehr auf dem Blocksberge gesehen worden. Die Schätze in ihm sind auch so lange verschlossen, bis 100 Jahre kein vierbeiniges Tier den Blocksberg betritt [1]).

Ich will nicht alle Venedigersagen, die von goldenen oder silbernen Tieren handeln, hier anführen. Ich erwähne nur folgendes: Ein armer Teufel erhält von den Venedigern eine blecherne Henne, die er zu Hause mit seinem Weibe untersucht und betastet. Da öffnet sich unten ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldstücke heraus, alle wie kleine Küchlein gestaltet [2]). Venediger haben in der Wipse Netze ausgespannt. Ein Jäger stellt sie zur Rede und will sie pfänden. Da wird er nach Venedig entrückt, er steht vor einem prachtvollen Hause, und der, den er zuerst hatte pfänden wollen, führt ihn hinein und zeigt ihm die grossen Schätze, die alle aus dem Bache im Vogtlande stammen. Er darf sich einen goldenen Fisch auswählen und mitnehmen, worauf er in seine Heimat zurückversetzt wird [3]). Ein Bauer, der zu einem ihm bekannten Venediger nach Venedig kommt, wird freundlich aufgenommen und in ein Schlafgemach geführt, wo drei Betten stehen, eins wie ein Bär, ein anderes wie ein Wolf, ein drittes wie ein Schwein gestaltet [4]). Die Schätze des Goldgrundes im Frankenwalde wussten die Venediger wohl auszubeuten. Ein Junge sah einst eine Maus daselbst und warf ihr mit seinem Klapp-

[1]) Ey, Harzmärchenbuch S. 185; Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staates Bd. II S. 961; Wrubel, Bergmänn. Sagen S. 91.

[2]) Pröhle, Harzsagen (1886) Nr. 146.

[3]) R. Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes (1871) Nr. 594.

[4]) Fr. Gottschalck, Die Sagen und Volksmärchen der Deutschen (1814) S. 142—156.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

messer ein Auge aus. Maus und Messer verschwanden. Als er nach langer Zeit einmal nach Venedig kam, gab ihm ein einäugiger Herr sein Messer zurück und zugleich einen Schlüssel, mit dem er eine Tür öffnen konnte, die zu kostbaren Schätzen führte. Er ging hinein und wusste nicht, was er sich wählen sollte. Endlich stach ihm ein grosser Hirsch aus purem Golde in die Augen. Während er nun draussen etwas holen wollte, um den schweren Hirsch hinauszuschaffen, schlug die Türe hinter ihm zu, denn nur fünf Minuten lang pflegte sie offen zu stehen[1]). Wie wir diese Tiere zu deuten haben, zeigt eine Venedigersage aus dem Oberharz[2]).

Ein Revierförster geht frühmorgens in sein Revier und sieht sechs Menschen auf sich zukommen, sie waren unscheinbar und hatten keine rechte menschliche Gestalt. Der Förster verwarnt sie, sie sollten ihm sein Revier nicht verruinieren, lässt sie aber im übrigen unbehelligt und geht seines Weges. Als er am andern Morgen wieder hinausgeht, findet er niemanden, setzt sich hin und schläft ein. Als er aufwacht, ist er in ganz fremder Gegend. Er schreitet vorwärts und kommt an ein grosses Wasser (den Unterweltsfluss). Da kommt ein Hund und erbietet sich, ihn hinüberzutragen. Als er drüben ist, findet er einen grossen Garten, darin sind Vögel, die können sprechen (Seelen), und ein Haus, so durchsichtig wie Kristall. Da erscheinen die sechs Männlein (Unterirdische) und führen ihn in das Haus. Hier ist alles von Gold, selbst die Tiere: Hirsche, Hasen, Füchse usw. Die Männlein fordern den Förster auf, sich etwas zu wählen; er wählt einen Zehnender. Nun nötigen sie ihn zum Essen. Die Speisen sind weisse Schlangen. Der Förster sagt zwar anfangs, das könne er nicht essen, aber das hilft ihm nichts. Nun muss er sich in ein Bett legen, und als er erwacht, sitzt er wieder unter dem Baume in seinem Reviere und schaut um und um, ob er denn träume oder wache. Neben ihm sprudelt eine Quelle, aus dieser kommt eine jener Naturen heraus und sagt ihm, dass er nicht schlafe; neben ihm läge der Hirsch, den er sich gewünscht habe. Dann verschwindet das Männlein wieder. Der Förster aber geht mit seinem goldenen Zehnender erfreut und verwundert nach Hause.

Dieselbe Sage wird in abgeschwächter Form aus Altenau vom Schultale erzählt[3]). Die Männlein sind hier Venediger, der Förster wird nach Venedig entrückt. Dort führen ihn die Venediger in ihr Haus und zeigen ihm sehr viele Schränke voll von Gold und Silber. In dem einen Schranke ist eine ganze Jagd: Hirsche, Rehe, wilde Schweine und alle wilden Tiere, entweder von Gold

[1]) R. Eisel a. a. O. Nr. 595.
[2]) Pröhle, Harzsagen Nr. 168 II.
[3]) Ebenda Nr. 168 I.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder von Silber. Er wählt sich einen silbernen Hirsch zum Andenken aus und wird im Schlafe wieder ins Schultal zurückversetzt.

In diesen Venedigersagen sind, wie am besten die Sage aus dem Oberharz zeigt, unverkennbar uralte mythische Vorstellungen enthalten. Der Oberwelt entspricht eine Unterwelt, in der alle Gestalten der Oberwelt wiederkehren, nur dass sie glänzen und gleissen, es ist ja die Welt der unterirdischen Schätze, des Silbers und Goldes. Daher ist auch die Tierwelt da unten von Silber und Gold. Und auf Grund dieser Anschauung suchen die Bergleute in den Eingeweiden der Erde nach goldenen Tieren, und wo ein reiches Flötz von ihnen entdeckt, ein reicheres noch vermutet wird, da ist es verständlich, wenn sie diesem den Namen eines Tieres beilegen. Tiroler Sagen berichten von goldenen Kälbern, denen die Leute nachgraben. Diese Tiere leben sogar bisweilen und lassen sich über der Erde sehen. Auf der Brunnenburg sahen Leute öfters ein goldenes Kalb, das ein rotes Seidenband um den Hals trug. Als sie nachgruben und schon so tief waren, dass sie das goldene Kalb sahen, kamen zwei unbekannte grosse Männer, die ihnen mit dem Finger drohten. Da erschraken sie und liefen fort [1]). An die Stelle der Tiere treten dann in abgeschwächter Sagenform die Rosszähne und Kälberzähne [2]).

Zum regelrechten Bergbau führt uns die Sage von den Bergwerken zu Beraun, Töplitz, Scharfenstein zurück. Diese sollen ihren Anfang genommen haben durch Auffindung eines Klumpens gediegenen Goldes von der Form eines Pferdes [3]). Am Löge, ober-

[1]) Ignaz Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 615 (S. 349). Vgl. dazu das goldene Kalb im geschäupten Hügel bei Oberperfuss, ebenda Nr. 620 (S. 351). Über die weite Verbreitung der Sage vom goldenen Kalbe s. die Nachweise bei J. Zingerle a. a. O. Anmerkungen und Nachträge zu Nr. 615, 620 (S. 654) und J. Grimms Bemerkung dazu, ebenda. Diese Bemerkung J. Grimms lautet D. Myth.[3] S. 932: „An der Stelle, wo Schätze glühen, soll auch zuweilen ein Kalb liegen, ich denke nicht als Hüter, sondern als Gegenstand des Schatzes. Denn Schatzgräber geben vor, nach dem goldenen Kalbe und nach der goldenen Glucke mit ihren zwölf Küchlein zu graben, worunter deutlich etwas Mystisches verstanden wird".

[2]) J. Zingerle a. a. O. Nr. 594 (S. 335) und Nr. 595 (S. 336), dazu Anm. und Nachträge zu beiden Nr. S. 652 und zu Nr. 544 (S. 647). Die Kälberzähne sind dann bergmännischer Ausdruck geworden für die „in einer Drusen herausstehenden Qvertze", Mineroph. Freiberg. s. v. Vgl. daselbst auch s. v. Zähnlein.

[3]) Wrubel, Bergmännische Sagen S. 25 (I 14) nach Joseph von Sparges' Tirolischer Bergwerksgeschichte (Wien 1765) S. 74.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halb Steinbach, wo vormals lebhafter Bergbau betrieben wurde, hat ein goldener Hirsch sich oftmals sehen lassen[1]). Es herrscht überhaupt ein eigenartiges metallisches Leben im Innern der Erde, namentlich der Hügel und Berge, das bisweilen auch über die Oberfläche dringt. Die Erze wachsen, auch Steine und Felsen wachsen. Johann Mathesius (Sarepta S. 30b) sagt: „Gott hat kraft seines Wortes Metallsamen in die tiefsten Abgründe der Erde geworffen, aus dem er durch Sonne, Mond und Sterne und durch der Elemente Krafft ein Ertz nach dem andern wachsen lässt". Und in der Neuen Sammlung merkwürdiger Geschichten von C. E. F., Breslau und Leipzig 1756 S. 183, heisst es, „dass zuweilen Gold und Silber aus der Erde nicht nur wie lange Faden oder Draht, sondern auch als ziemlich grosse Reiser, ja kleine Bäumchen wachsen" [2]). Und wie eine metallische Flora, gibt es auch eine ebensolche Fauna, die lebt und sich fortpflanzt. Daher die silbernen oder goldenen Eier, die in der Erde zu finden sind. Wo jetzt das freundliche Städtchen Annaberg steht, hat einmal ein armer Bergmann im Traume von einem Engel die Aufforderung erhalten, er solle in der tiefsten Tiefe des Waldes den Baum aufsuchen, in dessen Zweigen silberne Eier ruhn. Und als er ihn suchte und nicht fand, erschien der Engel wieder und sagte: „Gott ist hilfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg siehst. Der Baum hat auch Zweige in der Erde". Da grub der Bergmann am Fusse eines hohen, gewaltigen Baumes und fand seine Wurzeln durchflochten von reichen Silberstufen in Menge[3]). In den Ruinen des alten Toster Schlosses bei Gleiwitz sitzt in der Tiefe eine goldene Ente auf sieben goldenen Eiern, die noch niemand hat finden können. In Goldberg wurde um 1840 der Wunsch ausgesprochen, man solle doch einmal nachsehen, ob das Gold nicht wieder gewachsen sei, ob die Nester[4]) nicht wieder gefüllt seien, aus denen die Alten die goldenen Eier genommen[5]). Die zwölf Küchlein unter der goldenen Glucke[6]), das goldene Eselsfüllen

---

[1]) Wrubel a. a. O. S. 31 (II 6) nach Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 612.

[2]) Zusammenstellung dieser und ähnlicher Anschauungen bei Wrubel a. a. O. S. 154—157: Vom Wachsen der Erze (IV 43).

[3]) Wrubel a. a. O. S. 20f. (I 3a).

[4]) Bekannter bergmänn. Ausdruck.

[5]) Schles. Prov.-Bl. 1840, 112. Bd. S. 3.

[6]) Grimm, Deutsche Myth. S. 932.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der Kynsburg sind weitere Kennzeichen dieses metallischen Lebens der Unterwelt. Und der goldene Esel ist nur eins der zahlreichen Unterweltstiere, mit denen der bergmännische Volksglaube die Eingeweide der Erde bevölkert hat.

3. Die Eselsfresser.

Wenn ich zum Schlusse noch dem Spottnamen der Schlesier „Eselsfresser" im Zusammenhange mit dem „goldenen Esel" zu Reichenstein einen Abschnitt widme, so geschieht es nicht, um diesen künstlich gemachten Zusammenhang aufrecht zu erhalten, sondern ihn zu zerreissen und den Ausdruck „Eselsfresser" in seine natürlichen Grenzen zu verweisen.

Schickfuss in seiner „New vermehrten Schlesischen Chronica", Breslau 1625[1]), IV 1 S. 2, nennt den Spottnamen „Eselsfresser" neu insofern, als er erst aufgekommen sei, als „die deutsche Sprache schon im richtigen Verstande allhier ist geredet worden"[2]), und wendet sich S. 3 gegen die Meinung, dass die Schlesier Esel nicht gekannt hätten und daher, als sie einen gesehen, ihn für einen Hasen gehalten (nach Henelius für magnam leporum matrem), ihn geschossen hätten zu Crossen, gebraten zu Zobten (Zoten) und gefressen zu Bressel. Er erwähnt dann die Verse eines Poeten, der vernommen habe, wie etliche Königl. Böheimbische Räte die „geschwinden und beredsamen Tugenden der Schlesier" gerühmt, um zu zeigen, dass die Schlesier so dumm nicht seien, und führt dann die nach seiner Meinung einzig richtige Deutung des Spottnamens an. Georgius Tillenus nämlich, Fürstl. Münsterbergischer Rat, habe diese in folgendem Epigramm niedergelegt:

Esores asini quondam dixere Silesos;
Causa rei quae sit quaestio nata fuit:
Mons prope Reichsteinum est, auro divesque fodinis,
Aureus hinc asinus nomine dictus erat.
Has quia Silesi solum tenuere fodinas,
Esores asini sint quasi, nomen habent.

Auf deutsch[3]): **Man pflegt den Schlesiern zum Schimpfe nachzusagen,**
Dass sie vor langer Zeit schon Eselsfresser seyn.

---

[1]) Eine Neubearbeitung der Gentis Silesiae annales des Cureus, der aber in seiner Ausg. Witebergae 1571 den Namen Eselsfresser nicht nennt.

[2]) Caspar Sommer, De onophagia Silesiorum (1677), deutsch 1703, sagt in den Erläuterungen S. 20—24 unter b: Es ist geschehen zu Zeiten Caroli IV., wie Cureus bezeuget (also seit Entstehen der neuhochdeutschen Schriftsprache).

[3]) Ich habe nicht ermitteln können, wer der Verfasser der deutschen Über-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wofern nun jemand will nach einer Ursach fragen,
So fällt mir dieser Grund und wahre Ursprung ein:
Man hat bey Reichenstein ein Goldbergwerk gegraben,
Dem man die Überschrift des goldnen Esels gab:
Weil's nun die Schlesier für sich behalten haben,
So warff es ihnen auch den schnöden Namen ab.

Dann erwähnt Schickfuss IV 1 S. 4 das Gastmahl zu Frankenstein im Jahre 1610 am 23. August, wo die vornehmen Gäste von dieser Sache geredet und auf Begehren „Valentini Franckii, J. U. D. und beyder Kayser Rudolphi II. und Matthiae I. Hochbestellten Raths" die folgenden Verse ex tempore von einem der Gäste verfertigt worden sind:

Quaeritis inter vos, cur gens antiqua Silesos
Dicat asellivoros condicione pares?
Reichstenidum in terris auro meliore fodina
Dives et haec asini nomine clara fuit,
Illam nostrates, peregrinis undique pulsis,
Cum peterent nisu fervidiore patres,
Inde voratores asini sunt undique dicti,
Tempora quod Slesis nomen ad ista manet.

Auf deutsch: Ihr fraget unter euch, woher die lieben Alten
In unserm Schlesien den Namen her erhalten,
Dass man sie hier und da die Eselsfresser nennet.

---

setzung ist, weder bei dem Epigramm des Tillenus (Tilenus) noch unten bei dem Frankensteiner Epigramm. Schickfuss führt nur die lateinischen Texte an. Bei Lucae, Schlesiens curiose Denckwürdigkeiten (1689) S. 2181, wird zu des Tilenus Epigramm die Übersetzung des „Fridrich Lichtstein in der Fürsten-Krone" angeführt, er meint sich selbst damit (vgl. dazu Schles. Prov.-Bl N. F. 1874 S. 529 „Friedrich Lichtenstein"). Henelius in seiner Silesiographia 1613 kennt Tillenus und das Frankensteiner Gastmahl noch nicht, wohl aber finden sich beide ohne Übersetzung erwähnt in der Silesiographia renovata (Henelii) des Fibiger 1704 cap. VI S. 677 ff. Sommer 1677, Hanke 1702, Köhler (Schlesische Kern-Chronik) 1710, Stieff (Schles. histor. Labyrinth) 1737, Volkelt (Nachrichten von schlesischen Bergwerken) 1775 und spätere begleiten immer die lateinischen Texte mit den angeführten deutschen Übertragungen, bei Tillenus zwischen den beiden Fassungen wechselnd. Die weniger geschickte Übersetzung des Friedrich Lichtstern (so lautet der Name richtig) oder Lucae in der Schlesischen Fürstenkrone (1685) S. 678 heisst:

Man nannt' die Schlesier vor Zeiten Eselsfresser,
Auch fragt man billich nach, was dessen Ursach' sey.
Bey Reichstein schleusst in sich ein Berg viel göldne Fässer,
Der allzeit wird genannt der goldne Esel frey,
Weil Schlesien allein den Goldberg hat besessen,
So heisst's der Esel ist von ihm allein gefressen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als ob sie zu der Zeit kein solches Tier gekennet.
Allein die Sach' ist so: Im Reichensteiner Grunde
Geschah es dermaleinst, dass man ein Bergwerk funde,
Das sich mit reichem Erz und vielem Golde wies,
Dahero man es auch den goldnen Esel hiess.
Da wollte jedermann von diesen Gottesgaben
Auch ein bescheiden Teil und reiche Ausbeut' haben,
Man drung mit aller Macht auf unsre Väter zu,
Allein sie gaben nichts und schafften ihnen Ruh.
Drauf nennte man sie bald sehr schimpflich Esels-Fresser,
Und wie es pflegt zu gehn, der Ruf ward immer grösser,
So dass ein Schlesier bei andern in der Welt,
Ob gleich der Esel tot, den Titul noch behält.

Diese Deutung, dass der Name Eselsfresser mit dem Reichensteiner Goldbergwerke zusammenhänge, hat sich in der Literatur bis zum heutigen Tage fortgeerbt. Der Schlesier Caspar Sommer hat auf Grund seiner Schrift De onophagia Silesiorum im Jahre 1677 am 19. Mai zu Wittenberg über den Namen Eselsfresser disputiert und sich derselben Erklärung mit gewissem Vorbehalt angeschlossen. Er sagt a. a. O.: Ob ich nun wohl vor so gantz gewiss nicht ausgeben will, dass diese Fabel daher entstanden, so halte ich doch nicht gar so ungereimt zu sein: ich achte auch, dass die Böhmen selbst Urheber und Erfinder dieses Zunamens sind, als deren Neid gegen die Schlesier zum öftern ist bekannt worden. Denn Reichenstein, welches vor diesem ein Teil von dem Herzogtum Münsterberg gewesen, grenzt mit der Grafschaft Glatz, deren sich die Böhmen annehmen [1]). Bestimmter urteilt Lucae [2]), Schlesiens curiose Denckwürdigkeiten 1689 Teil VII Kap. IV (S. 2181 f.), für ihn ist es ausgemacht, dass der Reichensteiner „Goldene Esel" die Veranlassung zum Namen „Eselsfresser" gewesen ist. Dieses Urteil wird dann wiederholt, mit Berufung auf Schickfuss und Lucae von Hanke [3]) De Silesiorum nominibus 1702

[1]) Deutsche Übersetzung von M. M. 1703 S. 24 f. Schickfuss dachte an die Polen, die über die Absonderung Schlesiens vom polnischen Reiche aufgebracht gewesen seien. Ebenda S. 19.

[2]) Lucae nennt nur das Epigramm des Tilenus, das Frankensteiner Gastmahl erwähnt er nicht.

[3]) Mittlerweile ist der Bericht über das Frankensteiner Gastmahl ungenau geworden. Hanke macht den Valentinus Franckius selbst zum Dichter des obengenannten Epigramms, und dieser Fehler erbt sich ebenfalls fort. Er findet sich bei Fibiger in der Silesiogr. renov. cap. VI S. 678/9 Anm. b, in Köhlers

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kap. V § 74 S. 40, von Fibiger in der Silesiographia (Henelii) renovata 1704 Kap. VII § 125 (S. 441), ohne Quellenangabe von Köhler in seiner Schlesischen Kern-Chronik 1710 I. Teil S. 161 ff. Derselben Meinung ist Stieff im Schlesischen historischen Labyrinth 1737 [1]) S. 127—136, wo wiederum wie bei Schickfuss die Verse des Tillenus und die des Stegreifdichters vom Frankensteiner Gastmahle angeführt werden. Die Erklärung des Namens aus dem Reichensteiner goldenen Esel war mittlerweile auch ausserhalb Schlesiens zur Geltung gelangt. Denn Minerophilus Freibergensis 1730 s. v. Esel sagt: „Esel oder güldene Esel wird das in Niederschlesien (sic!) befindliche Goldbergwerck bey Reichstein genennet, welches vor Zeiten viel Gold und Silber gegeben, und weil die Schlesier dazumal ein Gesetze gemachet, dass kein fremder solche Bergwercke mit bauen sollte, so erhielten sie von diesen aus Missgunst den Spottnamen Eselsfresser". Neben dieser Deutung freilich taucht noch manche andere Erklärung auf, so bei Fibiger in der Silesiographia (Henelii) renovata 1704, der den Namen Eselsfresser auf eine schlesische Gesandtschaft gedeutet findet [2]), die für die Behörde in Wien oder sonstwo eine „Geburt Christi" in silbernen Figuren mitgenommen, aber so lange habe warten müssen, dass sie genötigt gewesen sei, den silbernen Esel aus der Gruppe zu veräussern, um sich Zehrung zu kaufen. Joh. Gottl. Volkelt in seinen Nachrichten von schlesischen Bergwerken 1775 führt nicht weniger als fünf verschiedene Erklärungen an, ausser den drei genannten die von Hanke mitgeteilte (De Silesiorum nominibus Kap. 5 § 73 S. 40): Weil sich die Schlesier 965 von der Abgötterei zum christlichen Glauben gewendet, so hätte man daher Anlass genommen zu sagen: Die Schlesier wären deswegen von Baccho mit wenig Wein beschenkt worden, weil sie des Sileni Esel gefressen, d. i. weil sie Bacchus und Silenus nicht mehr verehrt hätten [3]), ferner die Meinung etlicher „wie Conradus in Si-

---

Schles. Kern-Chronik I. Teil cap. V S. 161 f., bei Volkelt, Nachrichten v. schles. Bergw. S. 105.

[1]) Stieff widmet das ganze Kapitel XXIII der „Esels-Fresserey".

[2]) Silesiogr. renov. cap. VI § 2 (S. 674): Novum de fabulae huius origine figmentum nuper audivimus. Es folgt der Bericht von der Gesandtschaft. Doch macht Fibiger diese Deutung nicht zu der seinigen.

[3]) Volkelt Anm. 2 zu S. 102. Diese Deutung ist alt, sie findet sich schon im 16. Jahrh.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lesiae Polygraphia vorgibt, als hätte dieses Goldbergwerck, der göldne Esel benahmt, einigen von Adel zugehöret, die durch Panqvetiren und prächtiges Leben, nicht allein andern ihre Nahrung, sondern auch gedachten goldenen Esel verzehret, woher das Sprichwort den Schlesiern, dass sie den Esel gefressen, verblieben" [1]). Schliesslich entscheidet er sich für die obige Deutung, dass der Name Eselsfresser vom goldenen Esel in Reichenstein herrühre, an dem die Schlesier den Fremden keinen Anteil gestattet hätten. Im Breslauischen Erzähler (Fülleborns) 1800 S. 518 f. werden zuerst die genannten beiden Erklärungen von der Verwechselung des Esels mit einem Hasen und die Fibigersche von der Gesandtschaft erwähnt und dann als richtigste die vom Reichensteiner goldenen Esel hergeleitete angeführt. In den Schles. Prov.-Bl. N. F. 1872 S. 643 werden nur die erste und dritte genannt, vom Hasen und von Reichenstein, ohne dass eine Entscheidung getroffen wird [2]). Und Prof. Regell sagt [3]), der Erzreichtum des Reichensteiner Goldbergwerks scheine den Schlesiern zu dem Spitznamen „Eselsfresser" verholfen zu haben, und nennt diese Deutung die allein wahrscheinliche.

Meine Anführungen sind gewiss nicht vollständig, aber sie lassen erkennen, dass die Schickfussische Ansicht, die dem Georgius Tillenus und dem Dichter des Frankensteiner Epigramms sich anschliesst, zur herrschenden geworden ist. Der Name Eselsfresser soll dem Reichensteiner „goldenen Esel" seine Entstehung verdanken, aus Unmut und Neid sollen die Fremden (die Böhmen) diesen Spottnamen den Schlesiern gegeben haben. Sehen wir zu, was sich gegen diese Erklärung einwenden lässt.

Es fällt zunächst auf, dass wir den Namen „Eselsfresser" reichlich ein Jahrhundert früher finden, als Schickfuss die Deutung auf Reichenstein in Umlauf setzt. Markgraf [4]) stellt die älteste

[1]) Volkelt S. 108.

[2]) Wie verschieden noch 1874/75 über den Ausdruck „Eselsfresser" geurteilt wurde, dafür geben die Notizen in den Schles. Prov.-Bl. 1874 S. 528, 529, 626 und 1875 S. 30 Zeugnis.

[3]) Bresl. Germ. Abh. 1896 Heft XII S. 135 u. Anm. 4.

[4]) Descriptio tocius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis per M. Bartholomeum Stenum, Breslau 1901 S. 84. Barth. Stein erwähnt den Namen „Eselsfresser" nicht, Anno 1500. Bei dieser Gelegenheit verweise ich noch auf die Nennung des Schlesischen Eselfrasses in der Überschrift einer poetischen Satire, deren Jahreszahl und Druckort leider nicht angegeben sind, die aber wohl dem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm bekannte Anspielung auf die Eselsfresserei der Schlesier in einem Epigramm des Conrad Celtes ca. 1500 fest (Ausg. Hartfelder I 12):

Quam bene vicinus Slesitae Sarmata fertur!
Ederat hic asinum, dum vorat alter equum.

Prof. Gustav Bauch teilt zu dieser Stelle die Aufschrift eines in der Breslauer Dombibliothek (XXIII 14 F) befindlichen Buches mit. Sie lautet:

Thuringorum noua miseria elegiaco carmine comprensa per Magistrum Casparum Braunerum, que calamitatem Silesitarum semouit et sibi indelibilem (sic) famam de asini comestione comparauit: que quidem res gesta est in opido Nove civitatis sito ad flumen Arle anno domini millesimo quingentesimo primo diebus Januarij (1501 im Januar).

Turingi celerem credentes vendere ceruum,
Sub cute ceruina at durus asellus erat,
Hunc rodunt ciues, emit hunc populusque senator.
O dignam saturis ventribus ecce feram!
Nunc delubra deum cingantur fronde virenti
Leteturque magis Silesius populus,
Nam, que confuso tolerabat probra rubore,
Hunc sibi Turingi surripuere viri.

Dazu bemerkt Stadtbibliothekar Dr. Hippe[1]): Johannes Lange aus Löwenberg erwähnt die Eselsfresserei der Schlesier in einem kleinen lat. Gedicht (Secunda epistolarum medicinalium Miscellanea", Basel 1560[2]) S. 4), das den Titel führt: Langius Schlesita de Atheniensium mula. Das Gedicht lautet:

Schlesia nasutis ridetur scommate vappis,
Quod asini carnem devoret illa pigri.

Inhalte nach von 1525—1550 geschrieben sein mag, in Fülleborns Breslauischem Erzähler 1800 S. 690—693. Es ist ein Bogen in Quarto unter dem Titel: Newer Schlesischer Eselsfrass, die Plutonische Reformation vnd verdamliche Religions-Verkehrung, die Martialische invasion vnd Kriegssichtige Bestürtzung, die Cyclopische Expilation vnd zerrüttliche Plünderung dess Landes Schlesien, vnd dass sich keiner, auch auss der frembde, dess Eselsfrasses entschütten könne, andeutende.

[1]) Herrn Dr. Hippe spreche ich an dieser Stelle meinen besten Dank dafür aus, dass er mich auf Markgrafs Bemerkung und auf diese dem Handexemplar Markgrafs beigefügten Stellen aufmerksam gemacht hat.

[2]) Zu Celtes' Zeit verfasste der Frankfurter Professor Joh. Schosser ein Epigramm Cur Silesiatam parum vini producat, eine Anspielung auf den Esel des Silenus (vgl. S. 132 Anm. 3). Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Professor Gustav Bauch. Das Epigramm steht in Otho Melanders Jocorum atque seriorum liber (Jocoseria), Lichae 1504 I S. 138 f. Nr. 179.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Visceribus teneri cur non vescar aselli?
Quae curant arida languida membra tabe.
Cecropidum muli mallem collega senilis
Dicier, emeriti praemia digna ferens.
Pro quibus haec *πανάκεια* refert tibi pharmaca, Princeps,
Langius, officii munera digna sui.

Dabei Randbemerkung: De salubri carnis asini esu, haec Aelianus, libr. 17 de histor. animalium Kap. 35. *πανάκεια* morbos universos curantia. Fischart[1]) sagt Ao. 1575: mit dieser weis, wann dis gelten solt, möcht einer einen jeden hautjuckigen vogel für ein gauch ansehen, ein sau für ein Baier, ein nusz für ein Schwaben, ein geisz für ein schneider, ein schlesischen Esel für aller hasen groszmutter. In der Breslauer Stadtbibliothek unter 2433 befindet sich handschriftlich eine Elegia de *Ὀνοφάγοις*[2]), quod scomma Silesiae incolis tanquam probrum maximum a plerisque obijcj solet. Christophorus Wanner Vratisl: Silesius, diebus canicularibus, Syrio ardente, asinij causa faciebat, Anno a Christi incarnatione 1583 pridie calen: Sextiles. Gaudet patientia duris. Hier wird als Kernstück erzählt, wie einst Silenus mit seinem Esel nach Schlesien kam, wie die Schlesier ihn erlegten und zum Mahle bereiteten. Aber zu dem kleinen Mahle strömten Fremde in ungeheurer Menge herbei. Gastfreundlich zogen die Schlesier die prutzelnden Stücke von den Bratspiessen und boten sie den Fremden an. Diese assen, hungrig wie sie waren, fast alles auf,

[1]) Geschichtsklitt. Garg. 122 b, Zitat bei Grimm W. s. v. Eselsfresser.

[2]) Diese Mitteilung verdanke ich ebenfalls der Freundlichkeit des Herrn Dr. Hippe. Auf den Esel des Silenus spielt auch an M. Christian Hoffmann, Berg-Probe, Jena 1674, ein Gedicht auf den Reichensteiner Bergbau, namentlich den goldenen Esel, in Alexandrinern. V. 58 ff. heisst es:

Sie (die Quaden d. i. Schlesier) fragen nichts danach, ob der und jener zürne,
Der Esel stärkt das Herz und mindert kein Gehirne.
Das Wild, wie alt es auch geschlagen, bleibet frisch,
Es steht, ihr gebt es nach, hauptsächlich wohl bei Tisch.
Schertzt immer, wie ihr wollt, ihr frechen Tichter-Geister,
Wir wissen euren Tand von Bacchus Hofemeister (= Silenus).

Dazu Anm. Anspielung auf des Francisci Fabri sinnreiches Gedicht, Sabothus genannt, dass die Schlesier wenig Wein hätten, weil sie dem Silenus seinen Esel erschlagen. Vgl. S. 132. Es ist bemerkenswert, dass Hoffmann 1674 die Ableitung des Namens „Eselsfresser" vom Reichensteiner Goldenen Esel nicht nennt, obwohl die Gelegenheit die günstigste war. Der mit vieler Sachkenntnis arbeitende Verfasser scheint sie also nicht gekannt oder nicht anerkannt zu haben. Eine eingehende Erklärung dieser Schrift gibt Volkelt a. a. O. S. 113—143.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur wenig blieb den Schlesiern übrig. Ferner sagt Fr. von Logau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts[1]):

Dasz Schlesier haben den esel gefressen,
ist entweder nichts oder bleibet vergessen,
sonst würden die fremden sich eigen gewehnen,
nach schlesischem Futter sich nimmer zu sehnen.

An allen diesen Stellen, die ausser der Logauschen[2]) dem 16. Jahrhundert angehören, wird nirgends Reichenstein erwähnt. Wäre wirklich der goldene Esel zu Reichenstein der Grund, warum die Schlesier Eselsfresser genannt worden seien, so ist nicht abzusehen, warum Schlesier, wie Lange, Wanner, Logau von dieser für die Schlesier verhältnismässig ehrenvollen Erklärung keine Notiz genommen und sich um andere Deutungen bemüht haben, die dem Spotte die Spitze abbrechen sollten: Lange, indem er auf die Heilsamkeit (*πανάκεια*) des Eselsfleisches hinweist, Wanner durch die Erzählung von dem Esel des Silenus, an dessen Verzehrung die Fremden den Hauptanteil genommen, Logau durch Übergang zur Tagesordnung. Der Name hat offenbar die Schlesier schwer gekränkt und sie immer wieder veranlasst, seine Bedeutung zu mildern. Aber erst durch den glücklichen Gedanken des Georgius Tillenus und des Frankensteiner Anonymus im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde wirklich eine Erklärung gefunden, mit der die Schlesier zufrieden sein konnten: Neid und Missgunst der Fremden sei es gewesen, die den Namen den Schlesiern anhängte, weil diese den „goldenen Esel" besassen. Schickfuss hat diese Deutung in weite Kreise verbreitet und sie hat natürlich gerade in Schlesien sich bis in die neueste Zeit behauptet. Aber richtig ist sie nicht.

Sie kann nicht richtig sein, weil sie nicht den Tatsachen entspricht. Wohl hören wir von Streitigkeiten der Gewerke in Reichenstein untereinander. Sie führten zu einer Beschwerde des

[1]) Logau 1, 158, 77 (Salomon v. Golaw, Deutscher Sinngedichte drey Tausend, 1654).

[2]) Hierzu kommt noch, dass Henelius in seiner Silesiographia von 1613 die Beziehung auf Reichenstein ebenfalls nicht kennt. Denn nachdem er in Kap. VI § 1 am Ende die Schlesier bezeichnet hat als ohne Falschheit, reinen und einfältigen Herzens, magisque falli quam fallere aptos, nihil, opinor, falsi dixerim, sagt er am Anfange des § 2: Eaque res hand dubie occasionem praebuit fabulae illi vulgo decantatae de asina a Silesiis pro magna leporum matre devorata.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Breslauer Rates im Jahre 1501 über Vergewaltigung zweier seiner als Gewerken auf dem Reichensteine tätigen Mitbürger[1]). Aber ein Ausschluss der Fremden (auch nicht anderer (nicht ortsangesessener) Schlesier), was bei unserer Frage gar nicht in Betracht käme, hat trotz langdauernder Misshelligkeiten nicht stattgefunden[2]). Im Gegenteil, Fremde waren vor Aufblühen des Bergbaus beteiligt[3]) und gewannen bei seiner Hebung immer mehr Einfluss. Eine ganze Reihe süddeutscher Handelsfirmen, die Fugger, Welser, Imhoff u. a. waren bei dem Aufschwunge des Goldbergbaus in Reichenstein tätig[4]). Die Fugger insbesondere gewannen immer mehr an Boden und hatten 1529 bereits die kleine Hälfte des ganzen Bergwerks in Händen[5]). Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts sinkt die Goldproduktion, und die Hüttenbesitzer suchten ihre Anteile loszuwerden.

Schliesslich zwingt uns auch die Absicht, die man mit dem Spottnamen „Eselsfresser" im Sinne hatte, von einer Beziehung zu Reichenstein abzusehen. Sicherlich wollte man die Schlesier ärgern, wollte sie verächtlich machen, wie man heute noch in Berlin von den „Usingern" spricht, und diese Absicht ist nur zu gut gelungen. Wie stumpf wäre aber der Pfeil gewesen, den man gegen sie abschoss, wenn man ihnen die Wahrung ihres Besitzrechts zum Vorwurf gemacht hätte, der Pfeil musste schliesslich den Schützen selber treffen. Die Absicht des Namens also gebietet, etwas Übles in ihm zu suchen. Und was ist übler als das Lächerliche? Diese Absicht ist vollkommen erreicht, wenn man die Schlesier für so dumm erklärt, dass sie einen Esel von einem Hasen nicht unterscheiden konnten, ihn für diesen schossen und frassen. Zudem ist diese Deutung viel älter als die von Reichenstein hergenommene. Sie liegt zugrunde der Elegie des Caspar Brauner (S. 134), denn diese ist eine Abwehr des den Schlesiern nachgesagten Schimpfes durch Aufdeckung einer gleichen

[1]) Faulhaber, Die ehem. schles. Goldproduktion. Inaugural-Diss. Breslau 1896 S. 17.

[2]) Die von Volkelt a. a. O. S. 118 f. angeführten zwei Privilegia von 1502, die den Punkt enthalten, „die Erze sollen im Lande verbraucht und gemacht und nicht ausser Landes geführet werden", können im Ernste nicht in Betracht kommen.

[3]) 1480 der Prager Keylhau, Faulhaber a. a. O. S. 15.

[4]) Faulhaber a. a. O. S. 18.

[5]) Ebenda S. 22.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder vielmehr grösseren Torheit der Neustädter des Voigtlandes. Sie blickt durch bei Lange, Wanner, Logau. Sie wird immer wieder angeführt in den folgenden Schriften, sie bleibt unvergessen. Aber die Aufregung ist überflüssig. Der Ausdruck „Eselsfresser“ ist nicht auf Schlesien beschränkt, wir teilen ihn mit mancher Gemeinde im Deutschen Reiche, haben also zum mindesten Leidensgefährten. Und das ist auch ein Beweis, dass Reichenstein unschuldig ist an seiner Entstehung. In Dransfeld[1]) und Göttingen wird nach alter Volkssage erzählt, dass Spiessbürger einst einen Esel statt eines Hasen gejagt, gefangen und gegessen haben sollen, worüber aus dem 17. Jahrhundert ein plattdeutsches von dem Bürgermeister Grünewald aus Dransfeld „Histohrge von den Hasenmelckers und Asinusfreters“ vorhanden ist. Diese ist im Originale verbrannt, indes zu lesen im (hannoverschen) „Neuen vaterländischen Archiv“ vom Jahre 1822 und 1825, mitgeteilt durch Hoffmann von Fallersleben und Dr. G. H. Klippel. Eine ähnliche Sage ist 1872 zu Leipzig von dem Schriftsteller der „Gartenlaube“ Dr. Fr. Hofmann in Versen herausgegeben: „Die Eselsjagd“[2]). Durch mündliche Mitteilung erfahre ich[3]), dass auch die Bewohner von Unterbach (Landkreis Düsseldorf, Bürgermeisterei Gerresheim) den Namen „Eselsfresser“ führen. Schliesslich ist auch die Sage von den Neustädtern im Voigtlande, die Caspar Brauner (oben S. 134) erwähnt, noch immer im Volksmunde. Sie lautet[4]): Wenn eins in Neustadt a. Orla die Leute hänseln will, braucht's nur mit dem Rockzipfel ein Eselsohr zu machen; jedes weiss dann, was man ihnen damit vorwerfen will. Die Sache rührt von einem unglücklichen Schusse eines Neustädters her, der — es mögen 70 Jahre her sein — einen Esel für einen Hirsch angesehen, ihn geschossen und hernach mit seinen Mitbürgern als Hirschbraten verzehrt hat. Das Eselsohr soll an das Eselessen erinnern. Eisel in seinem Sagenbuche des Voigtlandes setzt hinzu: Die Orte, deren Einwohner von den Umwohnern spottweise „Eselsfresser“ genannt werden, sind in Deutschland ungemein zahlreich. In Bürgel z. B. dieselbe Rede, und zwar weil Anno

[1]) Auch die Dransfelder selbst wurden „Eselsfresser“ gescholten. Grimm W. s. v. Eselsfresser.

[2]) Schles. Prov.-Bl. N. F. 1874 S. 211.

[3]) Von Herrn Bürgermeister Böhmer in Reichenstein.

[4]) Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, Gera 1871 Nr. 790.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1597 nach einer grossen Jagd viel Wildbraten zu einer Kindtaufe hatte geliefert werden sollen, statt dessen aber das Fleisch zweier ausrangierter Esel untergeschoben und allseitig verspeist worden sei.

Eine neue Frage ist es nun, wie der Name „Eselsfresser" überhaupt entstanden sei. Denn dass die von ihm betroffenen einen Esel mit einem Hasen oder Hirsch verwechselt hätten, ist ja nur ein Spott. Einen Fingerzeig gibt Conrad Celtes in seinem erwähnten Epigramm:

Ederat hic asinum, dum vorat alter equum.

Der Schlesier isst Eselsfleisch, der Sarmate Pferdefleisch. Ist hier etwa an heidnische Vorstellungen anzuknüpfen?[1]) Pferdeopfer standen bei den alten heidnischen Völkern in hohen Ehren, sie galten nächst dem Menschenopfer als das vornehmste. Als aber das Christentum zur Geltung gelangte, wurden diese ebenso wie jene verboten, und es galt als Zeichen hartnäckigen Festhaltens an einem verpönten Kultus, wenn jemand Pferdefleisch ass, denn jede Mahlzeit war zugleich ein Opfer. In den Augen des Christen mochte es wohl als ein grosser Schimpf gelten, wenn jemand „Pferdefresser" genannt wurde. Wie nun der Esel an die Stelle des Pferdes trat, diese Frage kann ich hier nicht mehr zur Entscheidung bringen, sie setzt eine umständliche Untersuchung voraus, wann und wo diese Stellvertretung aufkam, und wie der Schimpfname „Eselsfresser" statt „Pferdefresser" gewandert ist. Der Esel ist weder in Schlesien noch sonst in Deutschland häufig, er gehört dem Süden an und ist von dort aus in spärlichen Exemplaren bei uns eingewandert. Ist nun etwa auch der Name „Eselsfresser" aus südlichen Gegenden eingeführt? oder hat er sich erst in Deutschland herangebildet? Im Bergbau scheint man den Esel häufiger als in anderen Betrieben verwandt zu haben[2]), aber er hat sich nie recht einbürgern wollen. In Süddeutschland sieht man ihn übrigens öfter als in Schlesien und noch häufiger den Halbesel, das Maultier. Möglich, dass der schlesische Bergbau mit seinen vielfachen Beziehungen zu Süd-

[1]) Eine solche Erklärung versucht auch v. d. Hagen in Karl v. Holteis dreibändigem Roman „Die Eselsfresser" S. 229 ff., ohne mit seiner Berufung auf des Sinapius Olsnographia I 342, 3 die Sache zu fördern.

[2]) Regell sagt in Bresl. Germ. Abh. 1896 Heft XII S. 136 Anm. 1: „Der Esel wurde als Zugtier bei Berg- und Hüttenwerken früher viel benutzt, im Grossaupatal noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschland, namentlich zu dem uralten Bergwerke Schwaz in Tirol, auch den Esel von dort her bezogen hat. So mag auch der Name „Eselsfresser“ vom Süden her zu uns gekommen sein. Zur Stütze dieser Ansicht teile ich aus einer gütigen Zuschrift von Hofrat Höfler (Bad Tölz) folgendes mit: „Da, wo es Esel gab, trat dieser an die Stelle des Pferdes, auch beim Opfer, Eselopfer = Pferdeopfer. Bei fast allen durch Pferdemittel behandelten Krankheiten trat der Esel stellvertretend ein, Eselfleischessen = Pferdefleischessen [1]). Letzteres ist als heidnische Sitte bald dem Spotte übergeben worden, daher schimpften die Bauern des einen Dorfes die des andern „Eselsfresser“, wenn diese Esel statt Pferde assen. Das Herz von einem jungen schwarzen Esel „unterm freien Himmel“ mit Brot am Vollmondstag gegessen, sollte für Epilepsie (dämonische Krankheit) helfen“. Man braucht nur bei Jühling (Die Tiere in der deutschen Volksmedizin 1900) die beiden Artikel „Esel“ S. 14/17 und „Pferd“ S. 127/132 miteinander zu vergleichen, so findet man eine auffallende Übereinstimmung der von ihnen stammenden Heilmittel. Wenn aber wohl von Eselblut die Rede ist, dagegen nicht von Pferdeblut, so ist die Erklärung dadurch gegeben, dass das Pferdeessen kirchlich verboten, das Eselessen dagegen erlaubt war. Immerhin aber mag dieses als ein verkapptes Pferdeessen gedeutet worden sein.

Der Hungerturm von Priebus.

Von Dr. Heinrich Berger.

In den Promenadenanlagen des niederschlesischen, durch seine Stadtmauer und schon durch seine ganze Bauart noch recht mittelalterlich wirkenden Städtchens Priebus (Kreis Sagan) liegt auf einem kleinen Hügel ein aus gewaltigen Ziegelsteinen errichteter, ursprünglich zu der jetzt nicht mehr erhaltenen Burg gehörender uralter Turm, der im ganzen Kreise den berüchtigten Namen

[1]) Vgl. die Tieropfer in der Volksmedizin von Dr. M. Höfler (Extrait de „Janus“ XIe Année, IVe Livr., Avril 1906) S. 7 unter d: „Die Wahl der Opfertierart hing nicht bloss von dem häuslichen Zuchtvorrate oder der Jahreszeit, sondern auch von dem kirchlichen Einflusse ab, welcher Lamm, Bock und Huhn als Opfer erlaubte, das Pferdeblut aber verbot“. Und S. 2 unten: „Das von der Kirche verbotene Pferdeblut wurde durch Eselsblut ersetzt“.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Hungerturm" führt[1]). In den von Arthur Heinrich zusammengestellten „Geschichtlichen Nachrichten über Priebus" (Sagan 1898 p. 10) findet sich unter dem Monat Mai 1472, welches Datum für jene Benennung allein in Betracht kommt, zwar nur die kurze Notiz: „Herzog Balthasar wird von seinem Bruder Hans im Turme zu Priebus gefangen gesetzt und stirbt daselbst am 15. Juli", die Phantasie des Volkes hat jedoch im Laufe der Jahrhunderte ihre reichen Fäden um jenes Ereignis gesponnen und von Geschlecht auf Geschlecht hat sich bis auf den heutigen Tag folgende Sage im Volksmunde fortgepflanzt[2]): Als Herzog Hans II. von Priebus mit seinem Bruder Balthasar, dem Herzoge von Sagan, im Sommer des Jahres 1472 in Fehde lag und nach Belagerung und Einäscherung Sagans seinen Bruder zur Unterwerfung gezwungen hatte, liess er ihn nach Priebus bringen und in der dortigen Burg, hoch oben im Turmgemach[3]), das 7 Fuss lang, ebenso hoch und 6 Fuss breit war und Licht und Luft nur durch eine ganz schmale Luke erhielt, gefangen setzen. Der Burgvogt, ein gewisser von Busch, liess nun dem unglücklichen Balthasar, da er ihn aufs tiefste hasste, allmählich Speise und Trank entziehen und soll sogar den Schlüssel zu der eisernen Tür, mit welcher der Eingang zu dem schrecklichen Gefängnis verschlossen war, in den Wallgraben geworfen haben. Unterdes hielt sich Herzog Hans zu Sagan auf. Als er sich eines Tages gerade zu Tisch gesetzt hatte, überfiel ihn eine unheimliche Bangigkeit, das Messer entglitt seiner Hand: er gedachte seines unglücklichen Bruders. Sogleich sprang er auf, liess sich ein Pferd satteln und ritt eilends nach Priebus, um Balthasar in Freiheit zu setzen. Unterwegs stürzte sein Pferd im Dorfe Nieder-Hartmannsdorf — ein Kreuz an der dortigen Kirchhofsmauer bezeichnet noch heute jene Stelle des Unfalls —, aber

[1]) Die Priebuser Gegend ist überhaupt sehr interessant wegen einer Menge von Ortsnamen, welche die bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dort herrschende Unsicherheit recht charakteristisch und volkstümlich zum Ausdruck bringen, wie z. B. die Namen der zwischen Priebus und Freiwaldau dicht nebeneinander liegenden Ortschaften Wärstdubesser, Siehdichfür, Passauf, Traumirnicht u. a. m. Auch wäre hier der bei Wiesau, also gleichfalls in der Nachbarschaft, gelegene Mordkretscham zu nennen.

[2]) Vgl. auch J. G. Worbs, Geschichte des Herzogtums Sagan (1795) S. 128 ff.

[3]) Das Turmzimmerchen ist heute leider nicht mehr erhalten, wie überhaupt von dem oberen Teile des alten Mauerwerks ein Stein nach dem andern losbröckelt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obgleich er rasch ein anderes bestieg und spornstreichs weiterjagte, kam er doch zu spät. Als man die Tür des Gefängnisses gesprengt hatte, bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick dar. Sein Bruder lag tot am Boden, das Fleisch war von den Armen gerissen. Und an der Wand standen die mit Blut geschriebenen Worte: „Der Durst quälte mich mehr, denn der Hunger".

Heidenwerfen.

Von Dr. med. G. Lustig.

Oberhalb des Dorfes Striegelmühl am Zobtenberge stand bis vor wenigen Jahren im Walde das alte und vielbesprochene Steinbild, „die Sau" benannt. Sadebeck berichtet in seiner Monographie „Der Zobtenberg" 1855, dass es im Jahre 1853 aus seiner liegenden halb verdeckten Stellung befreit und aufrecht gestellt wurde. Die Bewohner der Umgebung (Striegelmühl) haben die Gewohnheit, auf die Sau unter der Äusserung „Sau, da hast du ein Ferkel!" Steine zu werfen. Sadebeck vermutet, dass diese Gewohnheit nicht blosse Unsitte sei, sondern zu der Figur in irgendwelcher Beziehung stehe. Während die daran geknüpfte Sage von einem Jagdabenteuer des Herzogs Boleslaus III. und Peter Wlast jeder historischen Begründung entbehre, verdiene der Volksbrauch grössere Beachtung.

Dass das Steinbild nicht eine Sau oder einen Eber, sondern einen Bären darstellt[1]), ist einerseits aus der deutlichen Ausbildung der Tatzen und der Andeutung des Schwanzes klar erkennbar, anderseits aus seiner völligen Gleichartigkeit mit dem „Bären" zu schliessen, welcher bei dem Steinbild „Jungfrau mit dem Fisch" im oberen Teil des Berges steht. Der alte Brauch des Steinewerfens hat sich weiter erhalten und nahm mit dem zunehmenden Besuch des Berges so sehr überhand, dass man das alte Steinbild vor 2 Jahren auf den Gipfel des Berges unter die Obhut des Bergwirtes versetzen musste. Die Steine häuften sich immer mehr um die „Sau" herum an, sie wurden aber nicht nur zahlreicher, sondern auch immer grösser, so dass eine langsame Vernichtung

[1]) Vgl. W. Nehring, Die Steinaltertümer auf dem Zobten, Mitteil. II 39 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derselben zu befürchten war. Das Bild trug, als es Sadebeck sah, noch ein tief eingemeisseltes Kreuz auf der rechten Seite, das den Kreuzen (Grenzzeichen?) auf den andern Steinbildern genau entspricht. Da dieses Zeichen nicht mehr vorhanden ist, muss angenommen werden, dass durch das Steinwerfen die Oberfläche des Steinbildes seit 50 Jahren um mindestens 1 cm abgenützt worden ist.

Nun berichtet Simrock in der Zeitschr. für dtsch. Mythologie (Göttingen 1855) über einen Volksbrauch in einigen Landschaften, welcher als „Heidenwerfen“ bezeichnet wird. In Hildesheim wurden am Sonnabend nach Lätare auf dem Domhof Klötze aufgestellt, auf welche man Kegel setzte, die dann von den Knaben mit Steinwürfen herabgeworfen wurden. Einer dieser Kegel hiess Jupiter. Ähnliches berichtet er aus dem Dorfe Grossalgermissen. Nach Grimm sind „unter diesen Kegeln die heidnischen, teuflischen Götzen zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben“. Ähnliches wird von Simrock über einen Marmortorso der Venus victrix an der Matthiaskirche in Trier berichtet, welche dort „als Zielscheibe jugendlichen Mutwillens und wallfahrtlichen Glaubenseifers“ später trotz ihrer Verstümmelung wieder aufgerichtet wurde. Als weiteres Beispiel des Heidenwerfens wird a. a. O. eine Figur an der Kirche zu Antweiler (Kreis Euskirchen) erwähnt, „welche den Vorfahren für einen Abgott gegolten hatte und deshalb die Spur unzähliger Steinwürfe trug. Unter anderem erzählt man von einem Pfarrer des Ortes, der, so oft er die Kinder zur ersten hl. Kommunion führte, mit ihnen vor den Abgott hinzog und denselben steinigen liess“.

Simrock lässt die Frage offen, ob diese Gebräuche auch über den Kreis der erwähnten Orte hinaus Verbreitung hätten. In unserem Falle liegt es allerdings sehr nahe, das „Heidenwerfen“ als den Ursprung oder die in Vergessenheit geratene Veranlassung des Striegelmühler Gebrauches anzusehen. Denn die Steinbilder des Zobtenberges werden im Volke als Reste der Heidenzeit ganz allgemein angesehen. Die zähe Kraft der Überlieferung scheint hier einen uralten Brauch erhalten zu haben, über dessen Bedeutung man sich keine andere Rechenschaft mehr ablegt, als dass seine Ausübung „Glück bringe“. Von grösstem Interesse aber wäre es festzustellen, ob ähnliche Gebräuche in Schlesien auch an andern Orten beobachtet werden. Weder in Dr. Wuttkes „Deutscher

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volksaberglauben der Gegenwart", noch bei P. Drechsler, „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien", sind Anklänge an den geschilderten Gebrauch des „Heidenwerfens" aufgeführt [1]).

Breslauer Küchenzettel aus dem Jahre 1732.

Von Dr. Paul Drechsler.

Ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens im alten Breslau vor beinahe 175 Jahren geben uns einige gereimte Flugschriften, die der Rechtsgelehrte Johann Christian Sanftleben, Secretarius Ihro Gnaden des Hn. Grafen von Berg, in dem langen Holz-Gäszgen am Neumarkt, in des Kleinbinders Hause, 2 Treppen hoch, in den Jahren 1731 und 1732 anonym oder unter dem Decknamen Jocosus Candidus Sincerus veröffentlicht hat. Die Sprache ist die der richtigen Breslauer Klabatschke, anschaulich, grobsinnlich, oft geradezu unflätig, aber immer den Nagel auf den Kopf treffend, schnodderigwitzig. Für die Verbreitung dieser Flugschriften zeugt der Umstand, dass die eine, Breslauischer Schlendrian, wie solcher von einem Tage zu dem andern in den(en) Kretscham- oder Bier-Häusern getrieben wird, in anderer vermehrter und verbesserter Auflage erschien. Es soll hier zunächst die dritte dieser Reimereien, die für die Kenntnis der Lebensmittel und die Mundart unserer Heimatprovinz aus der damaligen Zeit manches Bemerkenswerte enthält, besprochen werden:

Breszlauischer Küchenzettel, Oder: Kurtze Erzehlung Deren meisten und vornehmsten Victualien, welche in Breszlau durch öffentlichen Verkauff / einem jeden der Geld hat / den Appetit zu stillen / dienen; Allen hungrigen Magen zu sonderem Trost und Erbauung Reymweise mitgeteilet:

Von einem DIChter, dem Sein Vers
Bey Wein und guten Braten

[1]) Zu beachten ist wohl auch die Möglichkeit, dass wir es, zumal die Steinaltertümer des Zobten lange als Grenzzeichen gedient haben, mit dem Grenzwurfe, einer Art Grenzweihe zu tun haben, vgl. Jak. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I 94. Ss.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weit besser als bey Quarg und Brodt
Und Wasser will gerathen.
1732.

Es sind 60 vierzeilige Strophen, nach bekannter Melodie zu singen; in ihnen soll dem Futter- oder Brotsack (dem Magen) sein Recht werden.

Am minsten[1]) kann des Arm- und Reichen Maul das Brot entbehren; das liefert wöchentlich zweimal der Brotmarkt, der unterm Schmetterhause[2]) auf den Brot- und Semmelbänken abgehalten wird. Dahin schicken die Bäcker auf einer grossen Trage den Rest ihrer Ware, der „schimmeln möchte"; hier steht auch der fremde Händler im schönsten Zippelpelz auf seinem Wagen und sucht sein Hausback-Bauerbrot gut zu verschleissen; bisweilen schmeisst er es in die Grapsche, d. h. er wirft es (unverpackt) in die darnach grapschende (greifende) Hand des Käufers. Das Gewicht des Brotes wird alle Ersten gerichtlich festgestellt. Ein brennendes Licht in der Laterne zeigt frische Ware an; die Kuchenbaude bietet zum Frühstück warme Kuchen.

Am St. Mertenstage (11. November) gibt's Mertenshörner bis zu funfzehn Böhmen, am Tage des hl. Thomas (21. Dezember) und zu Weihnachten Strietzel mit Rosin(k)en, in der Fastnacht neugebackene Pretzeln. Ihre Verkaufsstelle weist dir der Altknecht, der dort die buntverzierte Narrenpritsche schwingt. Es finden sich genug Bäckereien. Die Verkäuferin sitzt im Lide[3]); vor ihr liegt Gross-, Klein-, Mittel- und Kreuzerbrot[4]) „bei Haufen". Schickt man den Sonntagsbraten zum Bäcker, auf dass er recht knusprig werde, da schöpft sich der Beckknecht die Hälfte Fett ab,

Und dieses ist ein alter Brauch[5]), drum ist's auch nicht gestohlen /
Und vor das Fett kann man hernach vom Bauer Butter holen.

---

[1]) Eine schon bei den Schlesiern des 16. und 17. Jahrhunderts rein erhaltene Form.

[2]) Das Schmetterhaus, nach der holländischen Smetterleinwand, die hier verkauft wurde, benannt, lag hinter der Riemerzeile und wurde erst nach 1824 niedergerissen.

[3]) Das schöne Wort Lid, Lied (in Augenlid erhalten) bezeichnete ehedem einen Verschluss am Fenster, wo die Waren feilgeboten wurden.

[4]) Kreuzer, eine frühere Münze im Werte von 3 Pf.

[5]) Man denke an Peterfleck, an den seinen Vorteil wahrnehmenden Müller.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schusterjungen essen gern aufgeschnittene Hochzeit-, Kind- und warm gerührte Semmeln. Es schmecken auch lutherischen Magen Kreuzerzeilchen und Hellerbrot. Für die Taufe gibt's Kindelbrot[1]) inmitten abgeschälter Zitronen und mit einem fetten Butterklump aufgetragen. Ferner hält jeder Zunftbäcker Zwei- und Eingeback, Butterpretzeln, Baben[2]) und spanische Kuchen feil.

Im „Schweintschen" Keller findet man gesalzene Kreuzerzeilen und wohlgepfeffert Zweigeback, auch Karbestrietzel[3]) und Splitterkuchen.

Vor dem Tore gibt es eine Menge Kuchenbäudel. Besonders kauft man ums grüne Lid guten Mohn-Kotsch[4]), Pflaumkuchen und Butterherzen[5]).

Beim alten Galgen[6]) verkauft ein Weib Gebacks, namentlich Eier-Titten[7]), fette Kräppel, Kranzkuchen und Butterzöppel. Besucht ist wegen dergleichen Raritäten die Calvinische Capelle (?).

Auf dem Salzring verkaufen alle Sonnabende die Fleischer vom Burgfeld — das ist der Geisler Residenz — in aufgesetzten Schranen (Schragen) Rind-, Kalb-, Schwein-, Lamm- und Schöpsefleisch, Zahlbrätel[8]), Nieren, Geschlinke[9]), Ballen und Schinken, roh und geräuchert.

Auf jeder Fleischbank findet sich auch Saulеder[10]) („das soll mehrenteils die Neue Stadt verspeisen"), guter Leckarsch[10]), Frettendreck[10]), auch Schöpse- und Heekesäcke[11]), die

---

[1]) Bekannter ist der Kindelkuchen, der beim Taufen nicht fehlte; vgl. Drechsler, Sitte, Brauch I 194.

[2]) Babe f., aus dem Slawischen, Napfkuchen, den man der Sechswöchnerin gern zum Geschenk schickt; vgl. Oberschl. Monatschrift 1789, 167 f., Brendel S. 10: Sammeln, Prazeln, Bawa.

[3]) Karbe : Kümmel in Karbebrot, Karbehörndel, Karbestriezel.

[4]) Mohnkôtsch : Mohnstriezel.

[5]) Vgl. heute Liebesknochen.

[6]) Platz gegenüber dem Eingang zum Schweidnitzer Keller, auch der Name des dort liegenden Hauses, durch das ein Durchgang zur Junkernstrasse führt.

[7]) Dütenförmiges Gebäck.

[8]) Braten vom Schwanzteil (zahl = zagel).

[9]) Geschlinge n.: Herz, Leber, Lunge.

[10]) Bestimmte Fleischstücke.

[11]) Kuhmagen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Quärgebereiten dienen. Nicht selten sieht man Schweinefleisch,

so durch und durch gesticket,
Woraus man eine grosse Zahl schneeweisser Perlen drücket,

d. h. das finnig oder trichinos ist, und Kaldaunen, „ausgestochnen Austern gleich".

Just im Anlauf sitzen vier Fleischer, die verkaufen grosse und kleine Schweinsdärme, Brat- und Knackwürste.

Bei mancher Fleischerin kann man recht eine warme[1]) kriegen.

Hier können am Markttage die Bauern auch Gallert, Ochsenleber und Grüven[2]) bekommen.

Ein jeder Schuster soll sich das zur Regel lassen dienen,
Dass, wenn ein Kälber-Viertel ist auf seinem Tisch erschienen,
Er seinem ältsten Schuhknecht fein den Bürgermeister gebe,
Damit ihm solcher lange Zeit an seinem Fette klebe,

d. h. den Bürzel, Steiss, das fetteste Stück, den Schwanz[3]).

So oft des Gassen-Schlächters[4]) Hand der Sau ihr letztes gibt, sie absticht, nimmt die Frau die (Schweins-)Blase und die Borsten (weil sie das Bürsten[5]) liebt).

Auch bringt man zu Markte Ferkel oder junge Franzmann, weil sie grunzend Oui sagen, Kuhleder oder -pelze und Kälber-Freude[6]) — sie ist gesund mit kaltem Scheiss[6]) gebacken; nicht minder Gekrösse: man kann sich, „wie jetzt Mode ist, die Hemde (!) mit verbrämen".

In der Fastnacht, „wenn die Narren reif und auf den Köpfen stehen", da gehen die Fleischerknechte um Bratwurst betteln.

In Schweidnitz trägt man Würste rum von etlich hundert Ellen.
Wenn alle Würste in der Welt doch also wolten schwellen!

Wenn eine Wurst beim Kochen platzt und das Füllsel fahren lässt, kauft diese Füllselsuppe, heute Wellsuppe, dann das Kübelweib: es kann der Fleischer Reinigkeit nicht Dreck im Hause leiden.

[1]) Sc. Wurst, mit obscönem Nebensinn.

[2]) Griewe f., schon bei Peter von Patschkau (1340): gribe cremium.

[3]) Vgl. wer den Schwanz, gew. Heringsschwanz, kriegt, muss zu Hause bleiben. Drechsler, Wencel Scherffer S. 136: Hering.

[4]) Heute Hausschlächter, der ins Haus zu Privatleuten schlachten geht.

[5]) Bürsten verb., eine bürsten, sie geschlechtlich tüchtig hernehmen, schon 1667 in einer Strehlener Urkunde vom strafbaren Umgang einer Köchin; in der Studentensprache gewöhnlich.

[6]) Auch diese kulinarischen Bezeichnungen weiss ich nicht zu deuten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf dem Fischmarkt kriegt man allerlei Fische: Karsch[1]). Perszken[2]), Karpen[3]), auch Aale, die der Landmann weisz mit Kaschern zu erwischen; ferner Schlammpeiszker[4]), Alraupen[5]), Kressen[6]), Gründel[7]); vom Hechte schmeckt die Leber gut, vom Karpen das Gebindel[8]). Weiss- und Sonnenfischel, Schmerlen, Rotaugen, Schleien, letztere nicht zu jeder Zeit tauglich, Forellen, Welsze, gemeine Back- und Bratfische, Barben[9]) hat jeder Händler zu verkaufen, seltener Lachse und Störe.

Von Krebsen „seyn die besten, die in der Ohl' und Oder sich von Apotheeken (d. h. Aborten, Abfällen) mästen.

Schild-Krötten[10]) sehen scheisslich aus und seyn ein Herren-Essen;
Man zieht dem Frosch die Hosen ab, den Hintersten zu fressen[11]).

Damit nun die Frösche im Bauch durch ihr Quarren und Regern nicht das Gehör verletzen, muss man zum Wälschen[12]) gehn und ein Glas Wein drauf setzen. Dort bekommt man auch Immarginirten (marinierten)[13]) Lachs, Maronen[14]), Brücken[15]), Muscheln, Austern in den Schalen, Stinz-Marin[16]) (wornach sich's

---

[1]) Schwenckfeld (1603): Karas, Karisz, Karutze, Karutzke, lat. charux.

[2]) Perszke, Pars, Perca maior.

[3]) Schlesisch Karp, Karpen.

[4]) Poicilias, Schlammbeiszker, auch Schlammpeitschker, Schlammpatschker (Schweidnitz, Nimptsch).

[5]) Gewöhnlich Ohlruppe, so auch bei Schwenckfeld, aalähnlicher Fisch, Mustela fluviatilis.

[6]) Bachkresse, Gobio fluviatilis.

[7]) Gründel, Gründling, Cobitis.

[8]) Gebindel, Gebündel, die edleren Eingeweide des Karpfens, alter schles. Ausdruck.

[9]) Barbe, Barbel, Barbus saxatilis.

[10]) Scherffer Grob. 204 nennt Schildkröten ein Fürstenessen.

[11]) Froschkeulen: beliebtes Gericht.

[12]) Heute: Südfruchthändler.

[13]) Die Verdrehung der Fremdwörter ist in komischer Absicht sehr beliebt. schon Scherffer sagt (S. 41): Das heisst sich hoch verjubilieren (Wil sagen obligirn), darwider brotworstiren (Wil sagen protestieren).

[14]) Eine Fischart, wohl Lamprete, Neunauge, Petromyzon marinus, bei Conrad von Heinrichau (um 1340): Murena: lanprid. Zu derselben Familie gehört:

[15]) Pricke, Bricke.

[16]) Auch ein Fisch? Bei Conrad von Heinrichau findet sich Stintus: sticheline = Stichling, Stachelfisch bei Schwenckfeld, heute: der gemeine Stint, Osmerus.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gut auf einem Bein lässt tanzen), auch Datteln, Feigen, Citronen. Bomerantzen, Parmerkäse, Oliven, Kappern, Cervelat-Farcimina (Würste), „die brav vom Schimmel glänzen", Salat vom Bruder Langohr (Esel) und Sardellen, die den Durst reizen und nach Salz und Pöckling[1]) stinken.

Vogelzeug gibt es auf dem Hindermarkt[2]): Rotkätel[3]), Finken, Stiegelitz, Quäcker[4]), Gimpel, Grossvögel, Nusshäher, Laszken[5]), Staare, Goldammern, Zimmern[6]), Wachteln.

Statt fetter Lerchen muss man oft mit Spatzen sich ernähren —
Muss mancher doch wohl gar beim Wein vor Hasen Fuchs verzehren[7]).

Doch kann man auch Seidenschwänze sich zur Lust nach Hause mitnehmen, und Schnepfendreck: der muss was Leckers heissen!

Die Wildbrät-Magdalene verkauft Aur-, Birk-, Reb- und Haselhühner, wunderschöne Phasanen, Hirsch, Reh und Huy-Sau[8]). Ein jeder Hase kann dort auch umbs Geld den andern kaufen!

---

[1]) Pöckling, was sonst Pökel, Salzbrühe.

[2]) Echt schlesisch für Hühnermarkt (forum pullorum), heute in Hintermarkt entstellt.

[3]) Schlesisch für Rotkehlchen.

[4]) Quäcker, Bergfink, in Schlesien bekannt.

[5]) Laske, bei Nemnich Leske, Kernbeisser.

[6]) Bei Scherffer Zimer, heute Ziemer, Drossel.

[7]) Geläufiger Dachhase = Katze verzehren. — Dass man die Hasen „befusst", die Vögel „bekopft" auf den Tisch bringt, hat in einer alten Polizeiverordnung seinen Grund. So steht wenigstens in einem Kochbuche von 1561:

Und ist solches von allerhöchster Obrigkeit anbefohlen, damit nicht, wie von bösen und diebischen Köchen geschehen, anstatt derer Hasen eine Katze möge aufgesetzt werden oder ein anderes Tierlein, so dem Hasen ähnlich und doch keiner.

Dass die Vögel durchaus mit ihren Köpfen aufgetragen werden müssen, leitet dasselbe Kochbuch auch von einer höheren Verordnung her. — In einer alten Breslauischen von 1404 findet sich etwas Ähnliches:

Auch haben wir obereyn getragen mit unsern Eldsten, das nymant keynierleye Vogel zu markte bringen sal zu verkauffen weder in den Mosten (Mesten) noch sust, noch auch veil haben in keynir weysen denn mit den Haupten. Wer daweder tete, deme sal man die Vogil nemen.

Noch erwähnt sei, dass in derselben Verfügung von 1404 die Eichhörner als vorzüglich gangbares Wildbret mit aufgeführt werden — ein gesträuftes Eichhorn vier Heller im Preise. Vgl. Der Breslauische Erzähler 1801 S. 107.

[8]) Die Hui-Sau, Wildschwein.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht weit davon kann ein kranker Stentzel[1]) nebst Wurzeln Kräutich haben, auch Himpelbeeren[2]), abkühlende Erdbeeren, Kratzbeeren[3]) (die purgieren) und Heidelbeeren[4]) (damit kannst du dir das ganze Maul beschmieren).

Die Pilzweiber breiten auch ihren Kram in Haufen aus: Reiszken[5]), Morcheln, Champignons.

Zum Grünen Donnerstag lässt man sich hier die (Oster-)Eier malen
Und bringt sie denen Jungfern mit, die sie mit Guschel[6]) zahlen.

Auf dem Kräutermarkt verkauft Frau Basche, der Kräuter-Frauen Krone, Butter, Buttermilch, Sohne[7]), Karviaul, Artschocken, fette Schnecken, Meeren (Möhren), Pasternack. Kohl-, rote und Rosslerrüben (?), Krien, Weiss- und Welschkraut, Braunkohl, Spinat, Petersilien, Zwiebeln, Charlotten, Erdäpfel, Kürbse (Kürbise) (die nicht tumm in süsser Milch gesotten), daumendicken Spargel, Lauch, Gurken, Melonen, Sallat, Rebuntzen (Rapunze), Pöperle[8]), Radiesgen. Schoten, Bohnen, Sellerie ad coitum — scherzhaftschnodderig „zum Trunke" übersetzt —, Prisselbeeren[9]), die „mit Schüsselchen gemessen" werden.

Beim „Schweintschen" kauft man „vor" wenig Heller „recht appetitlichen" Sallat, der mit Gewürze, Essig und Öl angemacht und oben drauf gemännert[10]) ist.

An der Staupsäule (da wo des Henkers freche Faust den Staub von Rücken feget) werden Enten, Hühner, Tauben und Gänse feilgehalten, auf dem Naschmarkt castrierte Hähne und Hühner aus Calecut; daneben verkaufen Höckler[11])

---

[1]) Stenzel (zu Stanislaus) wie Jôkel (zu Jakob), Michel (Michael) u. a. typische Bezeichnung eines dummen Menschen.

[2]) Himpelbeere schles. für Himbeere.

[3]) Kratzbere in Schlesien für Brombeere.

[4]) Heidelbeeren, im Volksmunde gew. schwarze Beeren.

[5]) Reiske, Reisker, bekannte Pilzart; vgl. das Pilzlied in Weinholds Dialektforschung S. 12.

[6]) Kuss.

[7]) Sahne.

[8]) Pöperle schles. für Rübenkerbel, Pöperlesalat.

[9]) Preissel-, Prässel-, Prisselbeeren.

[10]) Mit einem Männchen versehen?

[11]) Höckler, Höker, Kleinverkäufer, Händler.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwetschken[1]), Spilgen[2]), Feigen (die, wie das Sprichwort sagt, den Bauern durch Pelz und Hosen seigen), Birnen: Feld-, Gräbsche- (?), Muscateller-, Flachs-, Citron-, Wein-, Pöckel-[3]) und Frauenbirnen, Blanken (Blanchen) und Bergemotten, Äpfel: Possemaner, Borsdorffer, Stettiner, Jungfernäpfel, Johannes- und Stachelbeeren, Sauer-, Weiss-, Herz- und Vogelkirschen. Es fehlt auch nicht an Wall-, Ross- und Haselnüssen. Zum Aufknacken bekommt man auch ein Quetschel[4]) geborgt. Ferner kann man hier geniessen Maulbeeren, Weintrauben, Pflaumen nebst Kriecheln[5]) und Marunken[6]).

Vor alte Weiber dient kein Obst so gut als teige Mispeln[7]),
Denn die kann auch ein Viertelzahn gar leicht zusammenknispeln[8]).

Und wer isst nicht gern hübsch rötliche Pfirschken, Morellen[9]) und Aprikosen! Doch der Liebhaber von Wassernüssen, Sprachmeister[10]), warmen Kastanien wird auch befriedigt. Auch findet man Quarg, Käse und Brinse.

Wer sich endlich ein polnisch Gerichte will von Schneider-Karpen[11]) machen, findet dazu alles in den Häringsbauden.

Auch Stockfisch, fast so gross als er, nebst Laberdan[12]), Platteisen[13]),
Der Huren-Himmel-Bette[14]) selbst kann man ihm allhier weisen.

---

[1]) Zwetschken echt schles. Zwetschen, wie Rosinken für Rosinen.

[2]) Spilge f. Pflaume.

[3]) Auch Bickelbirnen, runde Birnen.

[4]) Nussquetschel : Nussknacker, vgl. Quetschlich m. Quargpresse.

[5]) Kriecheln zu Krieche, Pflaume, Schlehe.

[6]) Marunke auch bei Colerus (1656), böhm. Merunken, Aprikosen, s. Bertermann, Gedichte S. 188: Marunkabaum.

[7]) Teig, gemeinschles. für weich, nur so ist die Mispel, die Apfel- oder Birnenmispel schmackhaft.

[8]) Knispeln, eine Arbeit mühsam verrichten.

[9]) Morellen, bei Gryphius Morallen, Aprikosen. Grimm denkt an die sog. Weichselkirsche.

[10]) Sprachmeister heisst auch im Schlesischen (wie im Österreichischen) scherzhaft der Rettig, dessen „barbarischer Accent aus Hals und Podex kriechet". Sanftleben Strophe 57.

[11]) Schneiderkarpe heisst in Schlesien allgemein der Hârig, Hering.

[12]) Schellfisch.

[13]) Plateyszle, Halbfisch, Passer, erwähnt Schwenckfeld als eingeführten fremden Fisch.

[14]) Was das für ein Fisch oder eine Delikatesse sei, bei deren Genuss die H. im Himmel zu sein glauben, entgeht mir.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man sieht, der alte Küchenzettel hat sich vom heutigen nur in einem Punkte unterschieden, allerdings dem wichtigsten: der Höhe der Preise für die Lebensmittel.

Der Reimfex schliesst:

Ich könnte zwar noch allerhand Quelquechoserie anfangen /
Jedoch vor diesesmal genug / die Lust ist mir vergangen.
Weil grosse Müh und schlechter Lohn nicht wohl beysammen stehen:
In Breslau wird die Poesie ohndem bald betteln gehen.

Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen.

Von Dr. P. Klemenz in Strehlen.

In Heft XIV der ‚Mitteilungen' habe ich S. 105—107 auf die volkstümliche und, wie es scheint, hauptsächlich Mittelschlesien eigene Verwendung des bestimmten Artikels vor Ortsnamen hingewiesen und diesen meist auf appellativer Auffassung des Ortsnamens beruhenden Gebrauch durch etwa 30 Beispiele belegt. Durch weitere Umfragen und freundliche dankenswerte Mitteilungen bin ich in der Lage, eine Anzahl weiterer Belege zu geben, die wiederum fast durchweg mittelschlesischen Gegenden angehören. Allerdings bemerke ich, dass ich wenig Gelegenheit zu Nachfragen und Umschau in Niederschlesien hatte.

Ich erwähne zunächst die mir aus Stadt und Kreis Münsterberg verbürgten Benennungen: ei dr Kommende, ei oder ûf de Berger, ei der Ohle, drei Bezeichnungen für die Münsterberger Stadtbezirke: Kommende, eine auch anderswo sich findende Benennung eines ehemals dem deutschen Ritterorden gehörigen Gutes (Gutsbezirk eines Komturs), Bürgerbezirk, Ohlgut (Münsterberg liegt an der Ohle); ei dr Êche (Dorf Eichau), ei dr Alze (Dorf Altmannsdorf), eim Glommich (Dorf Glambach). Letzteres Beispiel ist besonders interessant, insofern hier die volkstümliche Ausdrucksweise trotz der dialektischen Umformung der amtlichen Schreibweise Glambach, welche wegen des zweiten, scheinbar deutschen Bestandteiles (Bach) jene Deutung als appellative Verwendung zulassen würde, den Artikel beibehält. Der Name ist natürlich slavisch und geht auf slav. głąboku = tief (also = tief

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelegener Ort) zurück[1]). — Ferner: die Wilme, kleiner Gutsbezirk bei Schreibendorf Kr. Strehlen, dr Reichenstein, gleichnamige Stadt im Kr. Frankenstein; die Plomnitz, Dorf Plottnitz bei Reichenstein und Dorf Plomnitz bei Habelschwerdt; die Kalesche, alte volkstümliche Bezeichnung für Klein-Belmsdorf Kr. Frankenstein; man kann kaum annehmen, dass die in den beiden letzten Namen enthaltenen slav. Appellativa błoto Sumpf, Moor, und kaluża Sumpf, Lache den jetzigen Gebrauch des Artikels erklären. — Für ‚nach oder in Habelschwerdt, hört man häufig genug: ei de und ei dr Holbelschwerde. Schriftlich bezeugt sind folgende älteren Belege: von der Glezze = von Glatz, sofern, wie es allerdings scheint, der als Verfasser einer mhd. Erzählung ‚der borte' (der Gürtel) bekannte ritterliche Dichter Dietrich von der Glezze, wie er sich selbst nennt, aus Glatz stammt (vgl. Fr. v. d. Hagen, Gesamtabenteuer Bd. I S. 455 ff.). Es wäre dies zugleich wohl eines des ältesten derartigen Beispiele. Zwei ältere Belege für Öls: 1639 wird der in Frankenstein geborene Magister Melchior Meling als Rektor der Fürstl. Schule „zur Oelsten" bezeichnet, und ein späterer Rektor derselben Schule, der bekannte Sinapius, Verfasser der Ölsnographia (Leipz. u. Frankf. 1707) nennt sich Rektor und Bibliothekarius zur Oelße. — Von dem Dorfe Klein-Öls Kr. Ohlau sagt man noch heute: ei der Ölße.

Aus Niederschlesien finde ich als sozusagen literarisches Beispiel bei Goedecke, Grundriss I S. 335 (1. A.) aus dem 16. Jahrh. verzeichnet: Eine newe geistliche Action oder Tragedi, die histori vom gülden Kalb Aaronis durch Henrich Raeteln zum Sagan. Zum Schluss die einzigen mir bekannten nicht-schlesischen Beispiele: in der Pohlnischen Lissa, wie sich auf dem Titelblatt mehrerer in Lissa in Posen — also unweit der schles. Grenze — verlegter Druckwerke findet und zum jungen Bunzel, gleichfalls Angabe des Druckortes Jung-Bunzlau in Böhmen. Übersehe ich die angeführten Beispiele, so ist immerhin auffallend, dass nahezu die Hälfte auf die Kreise Frankenstein-Münsterberg entfallen, sodann eine grössere Anzahl auf die Grafschaft Glatz, während der Rest sich auf vereinzelte mittelschlesische Kreise verteilt; dagegen

[1]) Vgl. die ältere Form des Namens, urkundlich 1303 Glamboca (Grünhagen, Regest. Nr. 2787 u. 3002), sowie Fr. Miklosich, Die slavischen Ortsnamen aus Appellativen, Wien 1872. S 21.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

habe ich aus andern mittelschlesischen Kreisen (Strehlen, Breslau. Schweidnitz, Striegau, Ohlau, Brieg) von drei oben genannten abgesehen keine Belege ermitteln können. Etwaige weitere diesbezügliche Mitteilungen würden mich zu Dank verpflichten.

Ein schlesisches Gedicht über die Tiroler in Zillertal.

Mitgeteilt von **Friedrich Graebisch.**

Das nachstehende Gedicht, das im Frühjahr 1905 entstanden ist, hat zur Verfasserin eine einfache Frau aus dem Volke namens Anna Simon aus Erdmannsdorf, die gegenwärtig ihre fast neunzigjährige Mutter verpflegt und früher durch Nähen und als Dienstbote ihren Unterhalt erwarb. Es ist nicht nur ein anerkennenswerter Beweis für die dichterische Begabung der Verfasserin, sondern auch ein wertvoller Beitrag zur Volkskunde, da es ein wahrheitsgetreues Bild von dem heutigen Besitzstande des tirolischen Elementes in Zillertal entrollt, fast siebzig Jahre nach der Einwanderung. Dass diese Angaben aus dem Munde einer einfachen Frau aus dem schlesischen Landvolke stammen, die inmitten der tiroler Bevölkerung aufgewachsen ist und den tiroler Dialekt wie ihren heimischen, schlesischen beherrscht, erhöht noch den volkskundlichen Wert des — in der Mundart leider nicht ganz konsequent aufgezeichneten — Gedichtes. Es sei noch bemerkt, dass Anna Simon schon häufiger Proben ihres Talentes geliefert hat, jedoch ist sie äusserst schwierig zur Mitteilung ihrer Gedichte zu bewegen [1]).

Ich duchte heut amol im Stilla,
Su ieber de Tiroler noch. —
Noch wing sein iebrig vo da viela,
Es worn an ganze Neege doch!
Ich bien geburn hie ei dam Durfe,
Gewehnlich sorn merr Artendruf,
Der Keenig baute ins de Kerche,
Wie ar nohm de Tiroler uf.
Dar gude Keenig sei gepriesa!
Ar hot viel Guts o ins geton

[1]) Bei Mitteilung dieses durch Inhalt und Sprache interessanten Stückes sei darauf hingewiesen, dass eine wissenschaftliche Untersuchung der heutigen Sprache der Tiroler bei Erdmannsdorf nicht nur für die schlesische Mundartenforschung, sondern für die Sprachwissenschaft überhaupt sehr wertvoll wäre.
Siebs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Un da Tirolarn sich derwiesa,
Wie's wull kee Voter besser kon.
Doch wiel ich do dervo nee sprecha,
Nee. — ich bedenk mer ock de Zohl
Un wiel awing zusomma recha,
Wieviel noch hie im Zillertol.

Nu wiel ich unda ganz om Ende
Ofanga un wiel Imschau haln,
Wieviel ich noch Tiroler fände,
Die noch an Wertschoft innehaln.
Do ies zuerschte Seppel Hotter,
Hernoch der Lechner Pauer glei
Un undarm Kreuzberg wohnt sei Vetter,
Dos wärn err su derweile drei.
Zwee Brieder ieberm Krankahause,
Derr Korle un derr Willem Prem,
Die sein fer sich, ei ihrer Klause,
Kee Weibsbild ies a ogenehm.

Geschwister Rahm im Mitteldurfe
Bewertschofta ihr Pauergutt
Un schräge rieber, bei der Kerche,
Herr Klocker seine Wertschoft hot.

Im Äberdurfe sein noch viere,
Der erschte Innerbichler Jorg
Un zwischer Packs[1]) un Kollands Tire
Flisst blus a Grabla mittadorch.
Hernoch ies blus noch Hechenleitner
Im Durfe wetter kenner meh.

Im Vorbrige[2]), do zehl ich weiter,
Ich weess err derte au blus zwee,
Derr Schönherr Joseph und der Gruber.
Tropmaier ies noch Lomtz[3]) gezurn,
Schiestl un Rieser sein gesturba.
Die andarn sich asu verlurn.

Ei Zillertol — Du meine Gitte! —
('s wor frieher blus an Kulonie,
Doch jitz zehlt's zu a Derfarn mitte)
Wuhn meestens Leute itz vu hie.
Derr Schwiegersuhn vo weiland Fleidl,
Om Kerchhof wohnt ar nohnde dro.
Naber der Miehl' Schnellrieder Veitl
Un Jakob Rahm om Bohnhof o.
Noch sexe sein bis zur Fabrike
Besitzer echt Tiroler Ort,
Die Witwe Kröll zu aller Glicke
Ei zweea ihre Hände riehrt,
Lublasser, Kolland, Fritze Schweiger
Un dann ies noch der Egger Jorg;
Nochher do macht's an richt'ga Neiger
Bis dorch's Fabrikgehöfte dorch.
Dert wohnt zuerschte Rahm der Feine,
Oblasser Honnes wetter nuf,
Andreas Geissler un derbeine
Fankhauser, Schönherr macht a Schluss.

Wos Hohenzillertol tut heessa.
Gehiert noch Seidruf, un ich weess
Vo dorthar wing, drim wiel ich schlissa.

Doch plötzlich fällt mir ei noch ees;
Derr Schneidermeester Wechselberger
Derworb dos Junggesellenhaus,
Macht ihm au moncher Mieter Ärger,
Do kon doch kenner sprecha: „Naus!"
Wenn etwa jemand welde wissa,
Warum dos Haus asu genannt:
Es sullt halt ne Gemeenhaus heessa,
Dos schien Tirolarn anne Schand'.
De Unbemittelta bewohnta
Dos Haus, ob ledig oder nee,
Die Wertschoft treiba nimmeh kunda
Oder wu's sunste hoperte.

Nu sein se olle tut, de Ala,
Gor monche ho ich noch gekannt.
Em Beier[4]) sein merr holbe Meila
Im a wing Horz annoch gerannt.
Der Hanser un der Strasser Peter,
Sie wohnta derte, beede blind,
De Äpel-Line kund ne wetter
Un Huber machte viela Wind.
Un wie der Wind ies fost verschwunda
Tiroler Ort — Tiroler Tracht:
Wos ihre Väter hie gefunda,
De Jugend hot's wull kaum geacht!

[1]) Bagg's. [2]) Im roten Vorwerk [3]) Lomnitz. [4]) Payr.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rübezahl.

Von Dr. Th. Siebs.

Vor kurzem hat Professor Zacher[1]), der uns schon in den „Mitteilungen“ (X 33 ff.) eine ausführliche Darstellung zur Rübezahlforschung gegeben hatte, klar und übersichtlich und gewissenhaft alle Zeugnisse über den vielberufenen Geist zusammengestellt, die wir bis auf das erste Erscheinen von des Johannes Praetorius Daemonologia Rubinzalii (1662) kennen. Eine solche annalistische Sammlung ist sehr dankenswert. Gerade diese älteren Zeugnisse, unter denen bekanntlich Simon Hüttel, Caspar Schwenckfeldt und vor allen Matthias Burgklechner als die wichtigsten erscheinen, kommen meines Erachtens fast allein für die wissenschaftliche Beurteilung des Rübezahl in Betracht. Aus ihnen erkennen wir klar sein Wesen, das festzustellen ich schon früher als wichtige Aufgabe hingestellt hatte (Mitteilungen X 53). Er ist eine ziemlich untergeordnete Gestalt, ein kleiner Berggeist, ein „Bergmänlin“; und mag er auch einstens von auswärts durch fremde Bergleute im Riesengebirge bekannt geworden sein, so hat er doch nur für dieses seine eingeschränkte und örtliche Bedeutung. Dem entspricht die so sehr geringe Kunde von ihm aus früheren Jahrhunderten und auch die Tatsache, dass sich nicht die leiseste Spur von solchem Aberglauben bis heute im Gebirge bewahrt hat. Man darf den Rübezahl ja nicht zu wichtig nehmen, wie phantastische Mythologen es getan haben, und ihn gar mit dem Wodan zusammen nennen. Er ist ein „Bergmänlin“, nichts weiter. Dass er auch als „Münich“ aufgefasst ward, kommt zweifellos — wie auch Regell[1]) in seiner trefflichen Besprechung meint — daher, weil er „mit einer Bergkappen verhaubet“ ist, die doch einer Mönchskutte sehr ähnlich sieht. Darauf aber, dass er auch bisweilen in Tiergestalt erscheinen soll, dass er ferner nicht erkannt sein, d. h. seinen Namen nicht hören will, und dass er hier und da Unwetter erregt, ist äusserst wenig zu geben. Denn das sind alles so weit verbreitete, den meisten Gestalten der deutschen niederen Mytho-

[1]) Zacher, Prof. Dr. Konrad, Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jahrhunderts. Festschrift der Ortsgruppe Breslau zum 25. Jubiläum des Riesengebirgsvereins. Breslau 1905. Vgl. Regell, Prof. P., im „Wanderer im Riesengebirge“ Nr. 284. Hirschberg 1906.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

logie beigelegte Züge, dass eher ihr Fehlen auffiele; übrigens würde das Wettermachen dem Wesen eines eigentlich im Berge hausenden Geistes gar nicht einmal widersprechen, wie denn auch der Sturmgott selber in den Bergen seine Statt hat.

Diese wahre Art Rübezahls als eines kleinen Berggeistes tritt uns nun in Zachers Annalen klar entgegen. Von diesem „Bergmänlin", von dem man im Volke früher wenig und — nach Regells Ausführungen — wohl nur in den Kreisen der Bergleute, Holzknechte und Wurzelgräber des Riesengebirges gewusst hat, würden wir heute wahrscheinlich nichts wissen, wenn nicht Praetorius gekommen wäre. Er hat willkürlich alle jene unzähligen ihm aus gedruckten, geschriebenen und mündlichen Quellen bekannten Züge und Geschichten, die sich mit allen nur möglichen anderen Geistern und Gegenständen befassten, auf diesen einen unbedeutenden Rübezahl zusammengeschrieben und zusammengelogen und ihn dadurch zu dem unmöglichen papiernen Literaturgespenste emporgeschwindelt, als welches er heute Gross und Klein bekannt ist. Das ist von vornherein von einem so arbeitenden und nach Lesern begierigen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, wie Praetorius es war, ganz begreiflich, zudem gesteht er seine Machart auch offen zu; im einzelnen aber lässt der Schwindel sich auch Zug um Zug durch Quellenkritik der Rübezahlgeschichten des Praetorius nachweisen, und diese Arbeit ist bereits durch einen hiesigen jungen Gelehrten in Angriff genommen. Es ist auch gar kein Verlust für unseren deutschen Sagenschatz, wenn wir dieses unnatürliche, in den albernsten Variationen vorgetragene Zeug von Rübezahl endgültig loswerden, denn es hat wohl selten einem empfindenden Kinde Freude gemacht, und den Erwachsenen hat sich aus solchem Stoffe — mag auch das eine oder andere der zusammengestohlenen Motive des Praetorius sie interessieren — gewiss niemals eine einheitliche anmutende Sagengestalt Rübezahls gebildet. Mag von einer gedankenarmen und allegoriereichen Kunst (diese beiden Eigenschaften pflegen vereint aufzutreten) auch noch so oft jenes bärenhafte Ungetüm mit Bart und Keule aus Pappe oder edlerem Stoffe gebildet werden — die Gestalt des Rübezahl ist und bleibt unwahr und unmöglich, weil sie eben in fast allen ihren Teilen von Praetorius zusammengelogen ist, und zwar ohne jede Phantasie und dichterische Gestaltungskraft. Echt jedoch ist der

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glaube an jenes Bergmännlein, den neckischen Berggeist Riebenzahl oder Ruebzagel, wie ihn uns die älteren, von Zacher zusammengestellten Quellen zeigen, und dieser Rübezahl hat seine Stelle auch in der wissenschaftlichen deutschen Mythologie.

Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Der Aberglaube spielt bei zahlreichen Verbrechen eine vielfach noch unterschätzte Rolle. Von Kriminalisten und Volksforschern ist in den letzten Jahren bedeutender Stoff gesammelt. Ich verweise besonders auf Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter" (4. Aufl. 1904), Löwenstimm, „Aberglaube und Strafrecht" (Berlin 1897) und „Aberglaube und Verbrechen" („Zeitschrift für Sozialwissenschaft" 1903 S. 209/231 und 273/286). Zahlreiche Beiträge und Materialien sind auch enthalten in kriminalistischen Zeitschriften, so besonders im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" sowie in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform", ferner in den bekannten volkskundlichen Sammelwerken und Zeitschriften.

Wie aber jeder weiss, der sich mit diesen Problemen beschäftigt, harren noch zahlreiche Dinge ihrer Verwertung. Ich habe mir die Erforschung des kriminellen Aberglaubens in seinem ganzen Umfange zur besonderen Aufgabe gemacht. Speziell interessiert er mich aber, soweit er heutzutage noch praktisch wird. Durch die gütige Unterstützung einer grossen Zahl in- und ausländischer Gelehrter, Richter, Polizeibeamten, Staatsanwälte, Pfarrer, Lehrer usw. sowie durch Sammeln der hierher gehörigen Zeitungsausschnitte, wobei mir das Berliner „Zeitungs-Nachrichten-Bureau" von R. Tessmer wesentliche Dienste geleistet hat, ist es mir gelungen, eine grosse Reihe bisher brach liegender Materialien der Forschung zugänglich zu machen. Dieser Erfolg ermutigt mich, alle diejenigen, denen diese Umfrage zu Gesicht kommt, zu bitten, mir ihnen etwa bekannten Stoff freundlichst mitzuteilen. Es interessieren mich nicht nur alle Angaben über Verbrechen aus Aberglauben sowie über abergläubische Vorstellungen, die zu Verbrechen Anlass geben können, sondern auch alle Nachrichten über Aberglauben der Verbrecher, so über Talismane, Himmelsbriefe usw., sowie über abergläubische Prozeduren, durch die man noch heutigen Tages glaubt einen Dieb oder sonstigen Verbrecher entdecken oder bestrafen zu können, so z. B. Bannen, Erbsieb, Erbschlüssel und Erbbibel, Totbeten, envoûtement usw. Jede, auch die kleinste Angabe wird dankbar entgegengenommen und unter Nennung des Gewährsmannes veröffentlicht werden. Nur bitte ich jede Mitteilung möglichst genau zu machen, also wenn möglich mit genauer Angabe des Ortes, der Zeit, der betreffenden Personen sowie der Quelle der Notiz zu versehen.

Über folgende Materien wäre mir eine gütige Mitteilung zurzeit besonders erwünscht.

1) Manche Leute glauben, ein Meineidiger werde nicht entdeckt, wenn er gewisse mystische Mittel anwende, z. B. wenn er beim Schwören den linken

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arm auf dem Rücken halte oder das Innere der Schwurhand dem Richter zukehre oder die Eidesformel verstümmele, oder wenn er Sand im Stiefel habe usw. (vgl. meine ausführliche Abhandlung über „Mystische Zeremonien beim Meineid" im „Gerichtssaal" 1905). Ist dem Leser darüber etwas bekannt?

2) Ist darüber etwas bekannt, dass Diebe oft am Tatort ihre Notdurft verrichten? Aus welcher Gegend? Weshalb geschieht das? Auf den Tisch, ins Bett oder wohin? Werden die Exkremente zugedeckt? Tun dies nur Gewohnheitsverbrecher? Kennt man den Ausdruck „Wächter", „Nachtwächter", „Wachtmeister", „Posten", „Schildwache", „Hirt" oder einen analogen deutschen oder ausländischen Ausdruck für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist nach Angabe des Volkes, der Verbrecher und des Einsenders der Sinn dieser Bezeichnungen? (vgl. meine Skizze „Einiges über den grumus merdae der Einbrecher" in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform" 1905).

3) Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der zu einem Diebstahl Anlass geben könnte? (vgl. meine Skizze „Diebstahl aus Aberglauben" im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" 1905).

4) Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der einen Diebstahl verhindern könnte, z B. dass schwangere Frauen nicht stehlen dürfen, weil sonst ihr Kind ein Dieb würde oder dass man an bestimmten Tagen nicht stehlen dürfe oder auch an gewissen Orten nicht, oder nicht gewisse Gegenstände, weil man sonst Unglück hätte? (vgl. hierüber meine demnächst im „Archiv f. Krim." erscheinenden Skizzen „Diebstahl verhindernder Aberglaube").

5) Ist der Verbrecheraberglaube bekannt, dass man etwas am Tatort zurücklassen müsse, wenn man verhindern wolle, dass man entdeckt wird?

6) Ist etwas über die „Religiosität" der Verbrecher bekannt? Fand man bei ihnen Himmelsbriefe, gingen sie zur Kirche, beteten sie, glaubten sie an einen Gott usw.? Vertrauten sie auf den Beistand Gottes bei ihren Taten oder auf den eines bestimmten Heiligen? Hielten sie geweihte Gegenstände für Talismane, z. B. eine geweihte Kerze, eine Hostie usw.? Glaubten sie, durch die Beichte ein leichtes Mittel zu haben, um sich wieder zu entsündigen usw.?

7) Glaubt das Volk, dass die Zigeuner Kinder rauben? In welcher Gegend? Ist so etwas wirklich vorgekommen? (vgl. meine Skizze „Zum Kinderraub durch Zigeuner" in „Die Polizei" 1905).

8) Ist „Das 6. und 7. Buch Moses", „Die geistliche Schildwacht", „Fausts Höllenzwang", „Das Romannsbüchlein" oder ein anderes derartiges „Zauberbuch" im Volke verbreitet? Ist durch den Glauben des Volkes daran schon Unheil angerichtet?

9) Ist irgend etwas darüber bekannt, dass Kaninchenpfote und Bohnen (Fiesolen) als Verbrechertalismane gelten? Oder sonst etwas über ihre abergläubische Verwendung?

10) Welche Heilmittel hat das Volk gegen Epilepsie? Hält man insbesondere das Blut eines Hingerichteten für wirksam? Gilt der Epileptische als vom Teufel besessen?

11) Ist ein konkreter Fall bekannt, wo durch Wahrsager oder Kartenlegerinnen irgend ein Unheil angerichtet ist, z. B. ein Selbstmord, Familienzwistigkeiten, Verbrechen usw. verursacht?

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

12) Ist der Glaube bekannt, dass schwangere Frauen nicht schwören dürfen, weil das zu erwartende Kind sonst viel mit dem Gericht zu tun hätte? Aus welcher Gegend? Sind Fälle bekannt wo aus diesem Grund die Aussage verweigert ist?

13) Glaubt man, dass Päderastie, Sodomie oder Unzucht mit Kindern oder Jungfrauen Geschlechtskrankheiten heilen könne?

Auch jede andere derartige Mitteilung wird mit Dank verwertet werden können. Besonders erwünscht sind Mitteilungen persönlicher Erfahrungen oder mündliche Überlieferungen, namentlich aktenmässiger Fälle; aber auch für Angabe schon gedruckter Notizen, die sich nicht in den allbekannten folkloristischen und juristischen Zeitschriften finden, wäre ich sehr dankbar; auch Übersendung einschlägiger Zeitungsnotizen unter Angabe von Titel, Ort und Datum der Zeitung sind mir erwünscht.

Dem Herausgeber der Zeitschrift spreche ich für die liebenswürdige Veröffentlichung meiner Umfrage meinen verbindlichsten Dank aus.

Cöpenick bei Berlin, November 1905.

Dr. Albert Hellwig, Kammergerichtsreferendar.

Literatur.

Meier, John, Kunstlieder im Volksmunde. Materialien und Untersuchungen. Halle a. S., Max Niemeyer 1906. CXLIV, 92 S.

Derselbe, Kunstlied und Volkslied. Vortrag. Halle 1906.

Der uns durch seine Arbeiten auf dem Gebiete des Volksliedes wohlbekannte Verfasser hat in seinem Vortrage ausgeführt, wie das Volkslied, dessen Wesen ja recht eigentlich in den Schicksalen besteht, die es bei der Überlieferung erfährt, nur erforscht werden kann zugleich mit der Erkenntnis seiner Überlieferung, d. h. der Veränderungen, in denen es uns entgegentritt. Methodisch natürlich gewinnen wir besonders viel durch die Beobachtung, wie Kunstlieder, die uns als solche bekannt sind, im Munde des Volkes in Text und Weise variiert oder, wie man auch gesagt hat, „zusammengesungen" und „zersungen" worden sind, und so ist die Zusammenstellung einer ansehnlichen Zahl von solchen Kunstliedern bekannter (336) und unbekannter (230) Verfasser ein grosses Verdienst; private Mitteilungen, besonders aber die Benutzung der Bibliotheken und der Archive volkskundlicher Vereine (auch unserer Gesellschaft) haben des Autors Sammlungen gefördert.

Eine wertvolle und interessante Einleitung äussert sich über grundsätzliche Fragen der Volksliedforschung. Es handelt sich hier zumeist um Prinzipien, in deren Beurteilung wohl alle einsichtigen Forscher einig sind, so z. B. dass die Dichter der im Volke lebenden Lieder durchaus nicht etwa den niederen Ständen anzugehören brauchen, sondern in allen Schichten der Gesellschaft vertreten sind; dass im letzten Grunde die gebildeten Kreise — auch insofern die Auswahl der vom Volke adoptierten Lieder in Betracht kommt — die massgebenden sind; dass die im niederen Volke herrschende Mode in äusseren und inneren Dingen ein Residuum der früheren Mode höherer Kreise ist, d. h. auf das Volkslied angewandt: dass die heute im Volke beliebtesten Lieder solche sind, die dereinst bei höheren Kreisen in Gunst standen usw. Im einzelnen solcher Auf-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellungen geht M. wohl etwas zu weit, z. B. würde ich nicht empfehlen, hier die Zeitunterschiede auf ein Jahrhundert abzumessen. Auch verhalte ich mich weniger ablehnend als M. zur Rekonstruktion des Urtextes aus Varianten. Das treffliche Beispiel, das er mit den Schicksalen des Stamfordschen Liedes „Ein Mädchen holder Mienen" gibt, zeigt freilich unwiderlegbar, dass in diesem Falle die Gewinnung des Urtextes aus der späteren Entwicklung eine Unmöglichkeit gewesen wäre; ebensowohl aber gibt es Fälle, in denen man mit der Rekonstruktion nicht fehl geht, und auf solche werde ich noch gelegentlich zurückkommen. Hier ist also mit einem entscheidenden „ja" oder „nein" als Urteil über die rekonstruierende Methodik nicht gedient.

Übrigens sind wir für die vorsichtige methodische Erörterung dieser und anderer Prinzipienfragen dem Verfasser aufrichtig dankbar und empfehlen den vielen, die sich für das Volkslied und seine Schicksale interessieren, die anregende kleine Schrift aufs wärmste. Siebs.

Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg II. Festgebräuche, von Dr. Rudolf Kapff. Sonderabdruck aus den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1905. Stuttgart.

Sehr erfreulich ist der Fortgang dieser Veröffentlichungen, die wir in den Mitteilungen XII 109 zuerst erwähnt haben. Zunächst werden die Bräuche zu Beginn des Winters, am Allerseelentage, am Martins- und Nikolaustage geschildert; dann folgen die Andreas- und Thomasnacht mit ihrem Loszauber, dann die zwölf Nächte mit der Weihnachtszeit und Neujahr. Sodann Fastnacht, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Sommersonnwend; endlich die Kirbezeit, die unserer schlesischen Kirmes entspricht. Alle diese Bräuche sind auf 20 Quartseiten mitgeteilt. Sehr viel ist es ja nicht, was uns aus den Württemberger Landen hier berichtet wird, aber die knappe Darstellung hat doch wieder etwas Erfreuliches, namentlich im Vergleich zu der Breite und den endlosen Wiederholungen des gleichen Stoffes, die uns oft aus anderen Gegenden geboten werden. Siebs.

Andree, Richard, Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Mit 38 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Farbendrucktafeln. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 1904. 191 S.

Richard Andree hat aus einem sehr reichen Stoffe, den er vor allem dem unermüdlichen Sammeleifer seiner Gattin dankt, ein in seiner Weise einzigartiges Werk über die Opfergaben des katholischen Volkes herausgearbeitet. Ausgehend von der Bedeutung der Votivgaben bei den Ägyptern, Israeliten, Griechen und Römern bespricht die Einleitung zunächst die heidnischen Bräuche der Germanen und ihre Fortdauer in christlicher Zeit und weist auch für die Deutschen die Votivgaben nach (auf Grund des Indiculus superstitionum et paganiarum um 800, der „de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu" nennt). Von alters her aber ist besonders in der christlichen Kirche die Sitte der Opfergaben ausgebildet, und diese werden nun unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten betrachtet. Sie werden besonders den fürbittenden Heiligen und den helfenden Heiligen dargebracht, den Schutzpatronen der einzelnen Gewerbe und Stände (St. Hubertus als dem Patron der Jäger, St. Nikolaus der Schiffer, St. Laurentius der Köche, St. Crispin der Schuhmacher, Sta. Katharina der Wagner und Müller usw.), und manches Streiflicht fällt hier auf die Entwicklung der Funktionen dieser Heiligen. Die am meisten in Unglück und Krankheit Ange-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rufenen sind die 14 Nothelfer, und unter ihnen verdanken verschiedene ihr Amt der volksetymologischen Deutung (Valentin — die fallende Sucht, Blasius — Blasenleiden usw.); auch der Entstehung der heiligen Kümmernis aus dem Christusbilde, über die soviel geschrieben ist, ist hier zu gedenken, der heil. Kakukabilla (entstanden aus Colum Cille, dem keltischen Namen des Columba) u. a. m. Nachdem dann der wirkliche heilende Einfluss dieser Heiligen als Helfer durch psychisch-suggestive Einflüsse erwähnt, auch die grosse Bedeutung der Wallfahrten für diese Kulte gewürdigt ist, werden die einzelnen Opfer nach Stoffen und Formen besprochen, und namentlich werden ihre symbolischen Bedeutungen erklärt; über die Gabe der Kröte in Fällen von Krankheit der Gebärmutter wird ausführlich gehandelt, hierauf ist in diesem Hefte schon mehrfach Bezug genommen worden (s. Magnus S. 49 ff.). Ausführlichere Kapitel auch sind dem heiligen Leonhard und den Leonhardiritten und Leonhardskapellen, den mit Ketten umspannten Kirchen gewidmet; ferner ist ein wohl fundiertes Kapitel über die gemalten Votivtafeln zu beachten.

An verschiedenen Stellen werden Fragen der deutschen Mythologie berührt. Auf S. 157 wird die Frage aufgeworfen, ob die kleinen eisernen Hammervotive, wie sie im Donau-, Vils- und Rottale vorkommen, Reste des Donarkultes seien; anerkennenswert ist hier die Zurückhaltung Andrees, der zugleich auf den Hammer als Passionswerkzeug und als Attribut gewisser Heiligen, z. B. des Goldschmiedes St. Eligius, hinweist. Kurzweg abzulehnen scheint mir (mit Andree) die Gleichsetzung von St. Leonhard und dem sogenannten deutschen Gotte Frô; von ihm wissen wir gar nichts, nicht einmal seine Existenz.

Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten des grossen Werkes zu besprechen. Wir empfehlen es unseren Mitgliedern angelegentlich zum eigenen Studium, denn reiche Verbreitung und Anerkennung dieser sorgfältigen, ausgezeichneten Arbeit ist der beste Dank, der dem Verfasser lohnen kann. Siebs.

Mertins, Oskar, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Herausgegeben vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer. Mit 352 Abbildungen. Breslau, Preuss & Jünger. 1906. 150 S.

Eine ausgezeichnete klare und kurze Einführung in die Urgeschichtsforschung. Kurze Bemerkungen über die Geschichte der Wissenschaft leiten den Leser ein. Es folgt die Besprechung der Steinzeit. Für Schlesien ist ja erst in neolithischer Periode eine Besiedelung nachzuweisen; der Keramik, namentlich den Jordansmühler Gefässen, der Vase von Bschanz wird eingehende Besprechung zuteil, nicht minder den Werkzeugen und Waffen, die alle durch gute Abbildungen vertreten sind. Und ähnlich werden in den weiteren Kapiteln die älteste Bronzezeit mit den typischen Grabanlagen und Funden behandelt; die ältere Bronzezeit mit ihren charakteristischen Skelettgräbern und sodann den Brandgräbern und Urnenfeldern; die jüngere Bronzezeit mit ihren reicheren Schmuckformen und ihren figürlichen Ornamenten; die verschiedenen Perioden der Eisenzeit werden dargestellt; endlich wird noch ein Blick auf die Völkerwanderungszeit und auf die slawische bzw. polnische Periode geworfen. Überall sind klar die Charakteristika hervorgehoben, die eine Periodisierung ermöglichen; überall sind Grabanlagen, Gefässe, Waffen und Schmuckstücke durch Abbildungen typischer Funde zur Anschauung gebracht; überall ist weitere Literatur sorgfältig angegeben. Wir wünschen dem Büchlein gute Verbreitung in weiten Kreisen. Siebs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Jahres 1906 fand am 12. Januar im alten Auditorium maximum der Universität statt. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einem Nachrufe für den soeben gestorbenen Professor Dr. Markgraf, den Direktor der Stadtbibliothek und des städtischen Archivs. Der Verstorbene hat sich nicht eigentlich auf dem Gebiete der Volkskunde betätigt, hat aber Hervorragendes in der Geschichte Schlesiens geleistet und darf als der bedeutendste Forscher und Kenner in der Geschichte der Stadt Breslau gelten; zu grossem Danke ist ihm unsere Gesellschaft verpflichtet als dem stets bereiten Helfer und Förderer wissenschaftlicher Arbeiten. — Sodann gab der Vorsitzende einen Überblick über die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1905, über den Stand der Mitglieder, über die Vorträge sowie über die Arbeiten und Veröffentlichungen. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1905 beliefen sich auf 2210,50 Mark, die Ausgaben auf 2492,61 Mark, so dass sich eine Mehrausgabe von 282,11 Mark ergibt. Der Kassenbestand, der am 1. Januar 1905 M. 949,32 betrug, ist somit am 1. Januar 1906 auf M. 667,21 zurückgegangen. Ausserdem besass der Verein am 1. Januar 1906 an Effekten 3100 Mark, die in der städtischeu Bank niedergelegt sind. Auf Antrag der Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. — Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren: Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer). Museumsdirektor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Hulwa, Professor Dr. Körber, Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Professor Dr. Skutsch, Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde). — Sodann sprach Oberlehrer Dr. Vogt über das Thema „Die heutigen Isländer"; der Vortrag ist in diesem Hefte gedruckt.

Am 9. Februar fand die vierte Vortragssitzung des Wintersemesters statt. Sie ward eröffnet durch einen Nachruf für unseren allverehrten Philo vom Walde, der nach langer schwerer Krankheit am 16. Januar verschieden ist. Der Vorsitzende würdigte in kurzen Worten seine Verdienste um Dichtung und Volkskunde Schlesiens; im vorvorigen Jahre erst war er in den Vorstand unserer Gesellschaft gewählt worden, und in seiner Schaffensfreude hoffte er damals mit uns, viel Gutes in ihrem Sinne wirken zu können; früh aber hat der Tod dem Leben des treuen und heimatliebenden Mannes ein Ziel gesetzt. — Den Vortrag des Abends hielt Privatdozent Dr. William Stern über „Kind und Volk — psychologische Parallelen". Von der Kindespsychologie ausgehend, wies der Redner zunächst auf die Parallele hin, die zwischen dem Kindeszeitalter des Menschen und dem der Menschheit von Lessing gezogen worden ist, und suchte sie durch verschiedene Erscheinungen zu stützen, z. B. indem er im Leben des Kindes wie der Völker einer im Anfange stehenden Spielzeit eine spätere Schulzeit als höhere Stufe gegenüberstellte. Sodann ging

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Redner auf die Entwicklung der Sprache beim Kinde näher ein und versuchte zu zeigen, wie gewisse Erscheinungen der Lautbildung, Wort- und Satzentwicklung in der Kindessprache ähnlich wie in der Geschichte der Sprache überhaupt sich finden; und dann — auf weitere einzelne Gebiete volkskundlicher Arbeit übergehend — zeigte er, wie auch in der Bildung von Aberglauben, Sagen und Mythen Parallelen bei Kind und Volk sich aufstellen lassen. Ein besonderer Teil des Vortrages war sodann der Kunst im Leben der Kinder und der Naturvölker gewidmet; die bei beiden in mancher Hinsicht ähnliche Auffassung des Raumproblems in der Zeichnung ist hier auffallend. Die gleichzeitige Ausstellung von Kinderzeichnungen aus den verschiedenen Altersstufen, die im Museum eingerichtet war, konnte manche der Erörterungen des Vortragenden veranschaulichen.

Die letzte Sitzung des Wintersemesters fand am 2. März statt. Fräulein Dr. phil. Maria Brie sprach „über den germanischen, insbesondere den englischen Zauberspruch". Rednerin gruppierte zunächst die Zaubersprüche nach ihren verschiedenen Zwecken, behandelte dann ihre Schicksale geschichtlich und endlich die verschiedenen typischen Formen, so den Befehl, den epischen Eingang, den eigentlichen Sagenspruch usw. Wir werden auf diesen Vortrag voraussichtlich im nächsten Hefte zurückkommen. An ihn schloss sich eine längere Erörterung an, in der Prof. Siebs besonders vor Fälschungen mit einigen Beispielen aus seiner Erfahrung warnte, Dr. Olbrich besonders auf charakteristische Eingangsformeln von Waffensegen und Himmelsbriefen und ihre Beziehung zum Baldermythus hinwies.

Sämtliche Vorträge erfreuten sich eines sehr starken Besuches, der den früherer Jahre bedeutend übertraf.

Am Himmelfahrtstage, dem 24. Mai, feierte die Gesellschaft ihr zwölftes Stiftungsfest mit einer Wanderversammlung in Brieg, an der sich mehr als 60 Herren und Damen beteiligten. Unter Leitung der Herren Bürgermeister Peppel und Riba, Gymnasinaldirektor Matschky, Schulrat Waeber, Stadtrat Pistorius und anderer Herren hatte sich am Orte ein Festausschuss gebildet, der alles nötige sorgfältig vorbereitet hatte. Nach einer Besichtigung der herrlichen Anlagen, die aus den Stadtwällen erwachsen sind, hielt Herr Bürgermeister Riba einen sehr interessanten knappen Vortrag über die Geschichte und Schicksale der Stadt Brieg, insoweit sie sich in heutigem Bilde der Stadt spiegeln, und gab damit die wertvolle Einleitung zu einem Rundgange durch die Stadt, der die Denkmäler und die wichtigsten Bauten, wie das ehrwürdige Rathaus, die Reste des Piastenschlosses mit seinem prächtigen Portal kennen lehrte. Um 12 Uhr fand in der Aula des ehrwürdigen Gymnasiums die festliche Sitzung statt. Von Herrn ersten Bürgermeister Peppel und sodann vom Lehrerkollegium wurde die zahlreiche Versammlung begrüsst. Sodann dankte der Vorsitzende Prof. Dr. Siebs den Herren und hielt den angekündigten Vortrag „über die Aufgaben und Ziele der Volkskunde". Er gab ein kurzes Bild der Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaft und führte aus, wie man heute in allen Gebieten Deutschlands und anderer Länder um die Sammlung volkskundlicher Schätze bemüht sei; man dürfe freilich nie vergessen, was schon ältere Gelehrte, wie Jakob Grimm, Schmeller, Müllenhoff und für Schlesien Weinhold unserer Sache geleistet hatten; aber neu sei die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geordnete Einrichtung einer Zentralstelle für solche Arbeit, und das sei unsere Gesellschaft. Nach einem Überblicke über ihre bisherigen Leistungen wurde ein besonderes Arbeitsgebiet, das Volkslied, besprochen, und an einem lehrreichen Beispiele gezeigt, wie wichtig für Kunde und Herausgabe des Volksliedes eine reiche Kenntnis der wechselvollen Texte und Melodien ist, wie sie in grosser Menge heut im Volke leben. So ist die Volkskunde auf Mitarbeit weiter Kreise angewiesen und bittet dringend um deren eifrige Hilfe, solange es noch Zeit, d. h. Stoff zum Sammeln vorhanden ist. — Als zweiter Redner sprach Pastor Heyn aus Mollwitz über „Orts- und Flurnamen im Brieger Gebiet". In einleitenden Worten wurde über die Bedeutung der Flurnamen im allgemeinen und die Grundsätze gehandelt, die sich für die Namengebung aufstellen lassen; sodann wurden die wichtigsten Namen des Brieger Gebietes erklärt — dieser Teil ist in der vorliegenden Nummer S. 92 ff. veröffentlicht. — Als dritter Redner sprach sodann Universitätsprofessor Dr. Skutsch „über den Wert der Dichter für die Volkskunde". Von den Werken eines römischen Dichters vom Anfang des 19. Jahrhunderts, Giuseppe Gioacchino Belli, ging der Redner aus und zeigte an kleinen treffenden Beispielen aus dessen Sonetten (mehr als 2000 hat er gedichtet), wie Sitte und Brauch des Volkes geschildert werden und sich oftmals zum Vergleiche mit unseren Volksanschauungen verwerten lassen: wir haben in Belli eine wichtige Quelle für italienische Volkskunde. Auch auf den Stoff, den Shakespeares Dramen bieten, wies der Redner mit interessanten Beispielen hin.

Nach Schluss der festlichen Sitzung trafen sich die Teilnehmer in der Loge zu gemeinsamem Mittagsmahle zusammen; Professor Siebs dankte nochmals für den freundlichen Empfang und brachte mit Worten Friedrichs von Logau, der in den Mauern Briegs erwachsen ist, einen Trinkspruch auf die Stadt aus; Erster Bürgermeister Peppel sprach auf die Gesellschaft und ihren Vorstand, Gymnasialdirektor Feit auf die Redner des Tages. — Der Rest des genussreichen Tages war der Besichtigung einiger Kirchen und der Promenaden gewidmet.

Am 16. Januar starb nach langem Leiden Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde), seit 1904 Mitglied unseres Vorstandes; wir haben seiner schon an anderer Stelle gedacht. Am 14. Juni erlitt der Vorstand einen weiteren Verlust durch den Tod seines langjährigen Mitgliedes Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel; er war ausgezeichnet durch Liebe und Kenntnis seiner schlesischen Heimat und war der Volkskunde ein Freund und Helfer. — In Giessen starb am 16. Juni im Alter von 46 Jahren Professor Dr. Adolf Strack, der erste Vorsitzende des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde — der Tod dieses verdienten Gelehrten ist ein schwerer Verlust für unsere Wissenschaft.

Diesem Hefte ist ein Bild des Professor Nehring beigeheftet. — Die dritte Nummer der „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" (Januar 1906) ist diesem Hefte beigelegt.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren: A. Bartsch in Kattowitz, Lehrer Fechner in Hirschfeldau bei Sagan, Lehrer Gebhardt in Cantersdorf bei Löwen, Lehrer Eduard Holba in Hermsdorf bei Sagan, Lehrer Kahle in Daubitz OL., Lehrer

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nafe in Oberbielau. R. Piernay in Brand, Lehrer Schiemenz in Kottwitz, Rentner Scholz in Herzogswaldau, Lehrer Walter in Puschhau, Lehrer Williger in Schöntal (Kreis Sagan). Besonderen Dank auch den Herren Kgl. Kreisschulinspektoren Nauck in Gross-Krichen, Pastor Kern in Rauscha OL., Schulrat Lochmann in Fischendorf bei Sagan, Handke in Creba OL., Förster in Landeshut u. a. m. — Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Schon öfters haben wir mit Dank hervorgehoben, dass die Kgl. Regierung zu Liegnitz auf Anregung unseres hochverehrten Mitgliedes, des Herrn Oberregierungsrat von Neefe und Obischau Interesse für unsere Arbeiten bei den Kgl. Kreisschulinspektoren zu erwecken gewusst hat. Um Anregung zu planmässigem Sammeln zu geben, beabsichtigen wir, demnächst ausführlichere Fragebogen mit Antwortbeispielen zu versenden; einstweilen verweisen wir auf die in unseren „Mitteilungen“ gegebenen Sammlungen und, was Sitte und Brauch anlangt, auf die Arbeiten von Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, Band I und II, s. Umschlag.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: **aus Breslau:** Frau Oberingenieur Minssen, die Herren Buchhändler A. Beyer, Buchhändler P. Hoffmann, Redakteur Carl Müller, Buchhändler P. Frommer, Universitätsprofessor Dr. B. Meissner, Direktor der Augustaschule Dr. Theodor Schmidt, Privatdozent Dr. Lux, Universitätsprofessor Dr Wendland, Universitätsprofessor Dr. Drescher, Buchhändler Paul Rohrmann, Hauptmann Loewe, der Zobten-Gebirgsverein, vertreten durch Herrn Anton Hübner; **von auswärts:** die Herren prakt. Arzt Dr. Hampel in Gogolin, Hauptlehrer Th. May in Bladen, Kr. Leobschütz, Lehrer Paul Auras in Gross-Peterwitz, Kr. Trebnitz, der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag, die Herren Lehrer R. Hrubý in Kirchberg bei Sonnenberg i. Schles., Lehrer Göldner in Liegnitz, Pastor Elmer E. S. Johnson in Wolfenbüttel, Erster Bürgermeister Peppel in Brieg, Bürgermeister Riba in Brieg, Major a. D. von Kronhelm in Brieg, Königl. Seminardirektor Schulrat R. Waeber in Brieg, Hauptlehrer A. Pantke in Briesen bei Brieg, Hauptlehrer G. Hoffbauer in Leubusch bei Brieg, Lehrer Gebhardt in Cantersdorf bei Löwen i. Schles., Bankier Boehm in Brieg, Hauptlehrer Weiss in Michelwitz bei Brieg, Professor Dr. Geyer in Brieg, prakt. Arzt Dr. Larisch in Brieg, Stadtbaurat Pistorius in Brieg, Fabrikbesitzer C. Pauly in Brieg, Kassierer Viktor Buchwaldt in Brieg, Augenarzt Dr. Asmus in Düsseldorf.

Die „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ erscheinen bis auf weiteres nicht mehr als einzelne Nummern, sondern als vollständige Hefte in zwangloser Folge.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Schluss der Redaktion: 25. Juli 1906.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Digitized by Google

Original from INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Entwicklung der Rübezahlsage.

Von Dr. P. Regell (Berlin-Steglitz).

I. Die ältere, echte Sage.

Wohl keine andere Gestalt der deutschen Sage ist in allen Schichten des deutschen Volkes so bekannt geworden und hat in seiner Vorstellung so feste Form gewonnen, wie der schlesische Berggeist Rübezahl. Diese ungemeine Volkstümlichkeit steht in einem auffallenden Gegensatz zu der verhältnismäßig geringen Bodenständigkeit der Sage in ihrer engeren Heimat, dem Riesengebirge. Durch die literarische Ausgestaltung und Ausbreitung — seit Prätorius i. J. 1662 — allein läßt sich dieser Widerspruch nicht erklären. Denn nach dem Zeugnis des großen schlesischen Naturforschers Caspar Schwenkfeld war das Riesengebirge schon um 1600 wegen seines Berggeistes in weiten Kreisen bekannt, und auch die Klagen über willkürliche Entstellungen der Sage beginnen schon in dieser Zeit. Ja, erst durch diese fremden Zutaten hat die Sage Züge angenommen, die sie dem Prätorius als einen lohnenden Stoff oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, als ein „gefundenes Fressen“ erscheinen ließen. Es müssen also bei dem merkwürdigen Entwicklungsgange, der die Sage aus einem entlegenen Gebirgswinkel über die weiten Gaue des deutschen Sprachgebiets führte, noch andere Kräfte am Werke gewesen sein, die bis in die Zeit vor Prätorius zurückreichen. Ähnliche Verhältnisse mögen auch in andern deutschen Gebirgen, wo über Fälschungen der alten Volkssagen geklagt wird, z. B. im Harz, geherrscht haben. Doch ist der genaue Nachweis sehr schwierig, vielfach unmöglich, zumal da der Begriff der Volkstümlichkeit keineswegs unumstößlich feststeht. Dagegen sind wir durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände in den Stand gesetzt, den ursprünglichen Kern der Rübezahlsage, ihr allmähliches Wachstum und die Umwandlungen, die sie im Laufe der Zeiten erfahren hat, an der Hand einer drei Jahrhunderte zurückreichenden literarischen Überlieferung mit großer Wahrscheinlichkeit

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachzuweisen. Dadurch gewinnt der „Fall Rübezahl“ eine typische Bedeutung.

Die Rübezahlsage ist ursprünglich eine bergmännische Sage. Bergleute haben sie ins Riesengebirge gebracht. Im Kreise von Bergleuten taucht sie hier zuerst auf, u. z. am Schwarzenberg bei Johannisbad. Von da ist sie mit Bergleuten das Aupatal aufwärts gewandert bis zum Riesengrunde, wo sie sich endgiltig festsetzte. Daß der Berggeist hier seine eigentliche Wohnung habe, ist einer der festesten Züge unserer Überlieferung. Er gehört zu den sogenannten ‚elementischen‘ Geistern, deren man nach den alten vier Elementen ebensoviele Arten unterschied, u. z. zu den Erdgeistern, die man auch Erd- oder Bergmännlein nannte, „welche kaum drei Spannen lang in Gestalt eines grauen alten Bergmännleins, mit einer Bergkappen verhaubet und einem Leder begürtet, auf fürnehmen und reichen Bergwerken hin und wieder in die Schächte fahren, allerlei Arbeit mit Graben, Erzhauen, mit Ausgießen der Eimer oder Bergzuber, mit Haspelziehen und dergleichen vorgeben und überall nichts schaffen. Tun und verletzen niemands, es sei denn daß man ihrer spotte und sie mit Fluchen reize.“ Schwenkfeld (um 1600), der als Erforscher und Kenner des Gebirges bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unerreicht dasteht, hält die Bezeichnung Bergmännlein für so sehr das Wesen unseres Berggeistes erschöpfend, daß er ihn das erste Mal unter diesem Gattungsnamen (virunculum seu daemonem montanum) schlechtweg vorstellt, ohne zunächst den Sondernamen hinzuzufügen. Daß man diesen klar vor Augen liegenden Tatbestand angesichts der jeden Zweifel ausschließenden Zeugnisse Schwenkfelds und Kretschmars (1662), der wegen seiner einschlägigen Kenntnisse neben Schwenkfeld die meiste Beachtung verdient, bis in die neueste Zeit so arg mißverstehen konnte, selbst noch nach der Bekanntgebung des Zeugnisses von Burgklechner, durch das jene auf das glücklichste bestätigt und ergänzt wurden, beweist nur, wie hartnäckig festgewurzelte Vorurteile besserer Einsicht widerstreben.

Rübezahl ist also ein Bergwerksgeist. Denn das ist die eigentliche Bedeutung des Wortes Berggeist, so wie ja auch Bergmann einen Bergwerksmann und nicht einen Bergbewohner bezeichnet. Die Sage vom Berggeist findet sich überall, wo deutsche Bergleute längere Zeit gearbeitet haben, in den oberdeutschen wie in den mitteldeutschen Gebirgen, in der Schweiz wie in Tirol, in Böhmen wie in Ungarn. Ja selbst ins Ausland, z. B. nach Schweden, haben die deutschen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bergleute, die ja im Mittelalter die Lehrmeister der ganzen Welt gewesen sind, die Sage mit sich genommen, und überall zeigt sie im wesentlichen dieselben Züge, sowie der Beruf, aus dem sie hervorgegangen ist. Der rege Austausch, der zwischen den verschiedenen Bergbaugebieten allezeit stattfand, hat gewiß viel dazu beigetragen, der Sage ihren einheitlichen Charakter zu wahren. In ihr haben die Eindrücke, welche die in der Tiefe des Erdinnern arbeitenden Bergleute von den durch die schreckhafte Einöde gespannten Sinnen empfingen, und die Empfindungen, welche dadurch in abergläubischen Gemütern ausgelöst wurden, phantastische Gestalt angenommen. Alle ungewöhnlichen Vorkommnisse, deren Grund man nicht kannte, wurden auf das Walten eines unterirdischen Geistes zurückgeführt, dem die metallenen Schätze der Erde gehörten. So erhalten alle echten Züge der Sage vom Berggeist aus dem Leben und Erleben der Bergleute ihre einfache psychologische Erklärung, wie dies am besten Drechsler nachgewiesen hat. Seinem Charakter nach steht der Berggeist wie alle Personifikationen von Naturmächten jenseits von gut und böse. Je nach den Erfahrungen, die die Bergleute machten, neigt er mehr nach der einen oder der anderen Seite. Immer ist er höchst launenhaft, und so sehr er andere zu necken liebt, so wenig versteht er Spaß von ihnen. Manche Berggeister dachte man sich wegen schwerer Unglücksfälle, die man ihnen zuschrieb, als durchaus bösartig, z. B. den Annaberger und Schneeberger. Nicht selten nimmt der böse Berggeist Namen und Züge des Teufels an. Seine bergmännische Natur verrät dieser dadurch, daß seine Macht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt ist, im Harz z. B. zwischen Teufelsmauer und Südrand des Gebirges, ferner dadurch, daß er in denselben Verwandlungen erscheint wie der böse Berggeist, namentlich als ein scheußliches Roß, endlich dadurch, daß er geradezu an des Berggeists Stelle tritt; so hat in der heutigen Sage vom Rammelsberge bei Goslar der Teufel Rübezahls Stelle eingenommen. Das Äußere der Berggeister ist sehr verschieden. Sie zeigen sich zuweilen in der Gestalt von allerlei Tieren, die Lebensweise, Verwendung beim Bergbau oder Zufall in die Bergstollen führte, z. B. von Pferden, Mäusen, Eulen u. s. w. Meistenteils aber erscheinen sie als kleine Bergleute in der Tracht eines Steigers oder Bergmeisters. Den bösen Berggeist dachte man sich meist von großer, mehr furchterweckender Gestalt. Ebenso oft sah man den Berggeist in Mönchstracht. Den Vergleichungspunkt bildete die Berghaube oder Bergkappe. Denn ehemals, in Tirol bis um die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitte des 17. Jahrhunderts, trugen die Bergleute einen langen Kittel „mit einer daran hängenden spitzigen Kappe wie unsere Kapuziner tragen, die man über das Haupt zog.“ Daher heißt der Berggeist im Salzburgischen auch der Kapuzer, und im Harz hat die Bezeichnung Bergmönch alle übrigen fast verdrängt. Auch Rübezahl war nach Burgklechner auf der sogenannten Böhmischen Mappa, die auf einer Landesaufnahme aus dem Ende des 16. Jahrhunderts beruhte, als ein „klains münichl“ dargestellt. Doch ist diese Vorstellung schwerlich die älteste. Wir besitzen noch eine ältere Darstellung des Berggeistes aus dem berühmten Silberbergwerk von Kuttenberg vom Jahre 1525; sie zeigt uns ein häßliches, verkümmertes Männchen, u. z. unbekleidet. Besonders charakteristisch sind die großen glotzenden Fischaugen und die den Pfoten von Wassertieren ähnlichen Füße. Diese Züge verweisen das Bergmännlein in eine ganz bestimmte Gruppe von Fabelwesen. Für ein solches verhutzeltes Männchen könnte Rübe (im Taunus) oder Rübenschwanz, falls das überhaupt der Sinn des vielumstrittenen Namens Rībe (im Taunus) bezw. Rībatsōal [1]) sein sollte, möglicherweise eine passende und volkstümliche Bezeichnung oder doch volksetymologische Umdeutung sein. Tiefere mythische Bezüge in dem Namen zu suchen ist jedenfalls ein aussichtsloses Unterfangen.

Unter den künstlerischen Darstellungen Rübezahls kommt das bekannte Bild von Schwind der ursprünglichen Vorstellung bei weitem am nächsten. Mit wahrhaft genialem, durch die Beschäftigung mit der deutschen Sagenwelt geschärften Blick hat der große Meister unsern Berggeist in seinem innersten Wesen erfaßt. Der hagere Bergschrat, der da vorsichtig spähend aus dem Urwalddickicht auftaucht, scheint wie die Bäume des ihn umhüllenden Bergwaldes dem Erdboden selbst entwachsen. Er trägt Bergmannskittel mit Kapuze. Auch die gebückte Haltung stimmt zu älteren Sagen vom Berggeist. So dachte man sich ihn vielfach mit schlürfenden Schritten durch die niedrigen Stollengänge schleichend. Man denke sich diesen Schrat statt des Knüppels hinter dem Rücken die Bergmannslampe vor sich her tragend, so hat man ein ziemlich getreues Abbild, wenn auch nicht grade Rübezahls — denn den stellte man sich kleiner vor — wohl aber des

[1]) Als „Raubschwanz“ (vgl. althochdeutsch *hriobo*) hat Siebs (Mitteilungen X, 53) den Namen Rübezahl gedeutet und hat auch in der Schlesischen Landeskunde (herausgegeben von Frech und Kampers) II, 358 ausführlicher darüber gehandelt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berggeistes, wie er um das Jahr 1600 in vielen deutschen Bergwerken umging. Ursprünglich glaubte man den Berggeist sicherlich nur im Erdinnern hausend und schaltend, und daher auch seinen Machtbereich auf dieses beschränkt. Seine Gewalt über die Bergleute hörte bei der letzten Fahrt auf. Aber sehr frühzeitig, spätestens seitdem man dem Berggeist Tracht und Tätigkeit eines Bergmanns zuschrieb, glaubte man ihn auch in der Oberwelt zu sehen. In Tirol wie im Harz zeigt er sich eben so häufig über wie unter Tage, u. z. nicht nur in jüngeren Sagen. Damit fällt das Hauptargument, das Wrubel gegen die Gleichsetzung Rübezahls mit dem Berggeist geltend gemacht hat, in sich zusammen. Meist wird ein Berg oder ein Bergwerk nur von einem Berggeist bewohnt und beherrscht. Doch gab es auch Berge, wie den Untersberg bei Salzburg, wo die Berggeister in Scharen auftraten. Hierin eine spätere Vermischung mit der Zwergensage zu sehen, halte ich nicht immer für nötig. Wahrscheinlicher erscheint mir der umgekehrte Entwicklungsgang: die schärfere Fasssung des Eigentumsbegriffs, die äußerlich vielleicht mit der genaueren Ausbildung und Ausübung der Markscheidekunst oder auch mit dem Übergang aus dem Eigenlöhner- zum Genossenschaftsbetrieb zusammenhing, führte allmählich zu der Annahme, daß jedes Bergwerk einem bestimmten Berggeist gehöre.

In unserm Riesengebirge erschien der Berggeist unter dreierlei Namen und Gestalten, als Weckirchen, Rübezahl und — Teufel.

Das Weckirchen, das man in dem alten Stollen am Schwarzenberg beobachtete, ist wohl identisch mit dem Meister Hämmerling der deutschen Bergmannssage, der durch dreimaliges Klopfen mit dem Bergmannshammer die Bergleute ruft oder weckt. Auffallend ist, daß er in demselben Berge mit Rübezahl auftritt. Das erklärt sich wohl am einfachsten durch die Annahme, daß hier Bergleute aus verschiedenen Landschaften, oberdeutsche und mitteldeutsche, tätig waren, die verschiedene Namen und — in nebensächlichen Punkten — wohl auch verschiedene Vorstellungen vom Berggeist mitbrachten. Da nun die Rübezahlsage nach einer ganz unanfechtbaren, auch aus inneren Gründen höchst wahrscheinlichen Angabe aus dem Harz eingeführt und eingebürgert worden ist, so liegt es nahe, für die Sage vom Weckirchen oberdeutschen Ursprung anzusetzen. Dazu würde die Mitteilung stimmen, daß dieses Bergmännchen keine Nachtarbeit duldete. Denn dieser Zug wird besonders von den Tiroler Schachtmandln berichtet. Später erfahren wir von dem Weckirchen nichts mehr. Es

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheint mit Rübezahl, mit dem es ja seinem Ursprung und Wesen nach identisch ist, wieder in eins verschmolzen zu sein.

Über diesen unsern Berggeist gibt am besten Auskunft Schwenkfeld, der große Naturforscher, Stadtphysikus von Hirschberg um 1600. Sein Zeugnis ist bei weitem das wichtigste, nicht bloß deshalb, weil er an geistiger Bedeutung und Kenntnis des Gebirges wie seiner Bevölkerung alle anderen Gewährsmänner überragt, sondern auch weil er der einzige ist, der offenbar eine in den großen Zügen erschöpfende Charakteristik des Berggeistes geben will. Bei ihm merkt man, wie bei keinem andern, daß er aus dem Vollen schöpft. Er schreibt dem Berggeist Rübezahl im besonderen folgende 4 Eigenschaften zu: 1. die Fähigkeit, verschiedene Gestalten anzunehmen, 2. die Herrschaft über die metallenen Schätze des Gebirges, 3. Gutmütigkeit, sofern er nicht gereizt wird, und 4. die Fähigkeit, allerlei plötzliche Unwetter hervorzurufen, um Fürwitzige und Unberufene zu schrecken. Dieses letzte Attribut wird sonst nirgends dem Bergmännlein zugeschrieben. Auch Schwenkfeld, der es an letzter Stelle erwähnt, scheint einige Bedenken gehabt zu haben, und es nur deshalb anzuführen, weil es ihm von glaubwürdiger Seite mitgeteilt war. Er hält es für nötig, für diese Fähigkeit des Berggeistes bestimmte Beweise vorzubringen und beruft sich auf vier Vorfälle, die sich auf der Oberabendburg, am Flinzberg, im Riesengrunde und an einer nicht näher bezeichneten Stelle „nicht unlängest“ (vor 1607) zugetragen hatten. Wohl auf das hier von der Abendburg erwähnte Unwetter bezieht sich auch eine Notiz in dem Zusatz zu einem Walenbuch vom Jahre 1615; sie enthält die Schilderung eines Hochgebirgsgewitters, wie sie sich namentlich in heißen, trockenen Sommern mit tropischer Plötzlichkeit und Regelmäßigkeit auf unseren Bergen einstellen. Das Gewitter zieht als dunkles Haufengewölk herauf, das sich zu den abenteuerlichsten Gestalten zusammenballt, bald wie ein großer grauer Mönch aussieht, bald die Gestalt eines großen Bären und anderer „grausamer Monstra“ annimmt; es kündet sich an durch kurze Donnerschläge, deren Knattern dem Geräusch einer mit großer Gewalt zu Boden geworfenen und dort zerschellenden Laute gleicht, und entladet sich endlich in flammenden Blitzen. Der Zuschauer befand sich offenbar mitten im Gewitter drin; denn er sah die Blitze sich wie „ein groß Feuerflott gegen ihm weltzen“. Die Wolken öffnen sich in den kalten Luftschichten des Kammes nicht zu strömenden Regengüssen, sondern zu einem Geprassel von großen Hagelkörnern, die ihm wie messingene Büchsen-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kugeln ins Gesicht schlagen. In kürzester Frist bedecken sich die Hochkämme mit einer dicken Schicht von Hagel und Schlossen, die auf eine Weile das längst entschwundene Bild der Winterlandschaft hervorzaubern. Doch das großartige Schauspiel geht schnell und unschädlich vorüber. „Es ist nur Blendwerk; kehre dich nichts daran."

Nächst Schwenkfeld verdanken wir die ausführlichste Nachricht von Rübezahl dem Tiroler Burgklechner. Das Bild, das er von dem Berggeist entwirft, trägt genau dieselben Züge, wie bei Schwenkfeld, aber es zeigt ihn nur von einer bestimmten Seite, im gemütlichen oder auch ungemütlichen Verkehr mit den Bergleuten und Landleuten. Entsprechend den beim Bergbau, der in unserm Binnengebirge nie sehr ergiebig gewesen ist, gemachten Erfahrungen erscheint er karg und mißgünstig; er sucht die Bergleute mit allen Mitteln vom Bergbau abzubringen, und spielt ihnen wie den Bauern, die über das Gebirge gehen, allerlei mutwillige Streiche, indem er jenen statt der gekochten Speisen „Krotten, Ehedechsel und anders Unzifer" an den Bratspieß steckt, diesen anstatt der mitgebrachten Eier und anderer Sachen Steine in die Körbe legt. Doch gibt er ihnen, wofern sie nur kein böses Wort sagen, das Ihrige wieder. So erscheint er auch hier als gutmütiger Geist. Doch äußert sich seine Gutmütigkeit nicht sowohl darin, daß er andern Gutes erweist, als darin, daß er ihnen nicht geradezu Böses tut.

Die hier von Rübezahl erzählten Streiche erinnern so auffallend an die Erzählungen von den Tiroler Bergmännchen, die wieder mit den Wichteln große Ähnlichkeit haben, daß wir schwerlich fehlgehen, wenn wir in dem Burgklechnerischen Bericht die oberdeutsche Wendung der Rübezahlsage erblicken. Dagegen würde uns in der Schwenkfeldschen Darstellung die mitteldeutsche vorliegen. Vielleicht ist uns bei Burgklechner unter Rübezahls Namen die alte Sage vom Weckirchen erhalten geblieben.

Wie die Rübezahlsage im Aupatal, so ist im Elbtal die Teufelssage mit den Bergleuten aufwärts gewandert, und wie jene sich im Ostflügel, besonders im Riesengrund, festgesetzt hat, so hat diese den Westflügel des Gebirges in Besitz genommen. Das Gebiet des Teufels reicht vom Brunnberg bis zum Teufelsplan und Teufelsberg oberhalb Rochlitz. In der Teufelssage kommt die rauhe Natur dieses Gebirgsflügels zum beredtesten Ausdruck. Der schmale und tiefe Längsspalt der Siebengründe hat den ursprünglichen Charakter des Gebirges am längsten gewahrt. Auf ihn mag sich daher eine Bemerkung vom Jahre 1632,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß das Gebirge „sehr ungeheuer und voller teuflischer Gespenst“ sei, ganz besonders beziehen. Urwaldähnliche Waldbestände, einst der Schlupfwinkel wilder Tiere, Bären, Luxe und Wölfe, umhüllten seine Tiefen bis in die neuere Zeit, und noch jetzt ist er ein Spielplatz der wildesten elementaren Gewalten, der Stein- und Schneelahnen. Namentlich der Weißwassergrund mit seinen die Talsohle aufs äußerste einengenden Steilwänden, dem langen und reißenden Bachgefälle und den vermuhrten Flußbetten mußte dem Vordringen und Arbeiten der Bergleute noch ganz andere Schwierigkeiten entgegensetzen als das Aupatal mit seinem verhältnismäßig breiten, allmählich ansteigenden Flußbett. Noch Hofer (um 1800) nannte den Weißwassergrund „ein erschütterndes Gemälde sudetischer Urzeit“, und diese treffende Charakteristik behielt ihre Bedeutung bis in die neueste Zeit, wo auch dieser romantischste aller Gründe dem Schicksal verfiel, „erschlossen“ zu werden. Daher galt er den alten Bergleuten als das eigentliche Revier des Teufels; noch heute führt er den Namen des Teufelsgrundes, und in ihm und seiner Umrandung finden sich die meisten auf den Teufel zurückgehenden Ortsnamen. Zu ihnen rechne ich auch die heute verloren gegangenen Bezeichnungen: Rabenzagels Nest und Rupertsstein, die frühzeitig auf Rübezahl, bloß wegen des Namensanklanges, gedeutet wurden. Dem feuchten Schlunde entsteigen häufig Nebel und Gewitterbildungen. Deshalb trat der Teufel hier besonders als Wetterdämon auf. Denn alle plötzlich und ungestüm losbrechenden Unwetter wurden dem Teufel und seinen Gehilfen, bösen Geistern und Zauberern, während des ganzen Mittelalters, wie in den deutschen Alpen heute noch, zugeschrieben. Die Untersuchung, ob der Angeklagte Wetter machen könne, galt in den Prozessen wegen Zauberei als classica quaestio. Diese Anschauung vom Wetter brauenden Teufel tritt deutlich zu Tage in der alten Benennung der Kleinen Sturmhaube, „des Teufels Sturmhaube“. Ich habe selbst einst von der Peterbaude aus beobachtet, wie sich aus dem Weißwassergrund durch den Sturmgraben ein Strom dicken Nebels über die Einsattelung der Spindlerbaude nach der preußischen Seite hinüberwälzte, wo er durch die Berührung mit wärmeren Luftschichten zerflatterte. Da von unten her immer wieder so viel Wasserdunst nachdrängte, als oben zerstob, so blieb das obere Ende lange Zeit an derselben Stelle sichtbar und glich dem Ende eines stationär gewordenen Gletschers. Wenn ein solcher Nebelstrom bis zum Gipfel des Berges aufsteigt, so muß er diesen haubenartig umhüllen. Eine ähnliche Beobachtung hat Petrak,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der ausgezeichnete Kenner unsers Gebirges, auf der Teufelswiese gemacht, „deren Sümpfe eine ergiebige Brutstätte der Nebel sind.“ Ein berüchtigter Wetterwinkel ist ferner die Mulde des Großen Teiches; so erklärt sich die Bezeichnung als „der Schlesier Höllenpfuhl.“ Einen ähnlichen Grund mag auch die Benennung „Teufelskanzel“ bei den Schneegruben haben, die später in eine Rübezahlskanzel umgetauft wurde.

Die Teufelssage berührte sich mit der Rübezahlssage am Brunnberg, wo das Teufelsgärtchen lag. Ja selbst noch bis in den Riesengrund scheint die Teufelssage hinabgestiegen zu sein. Denn hier hieß einer der Bergmannsschächte „der Kukucksschacht“; der Kuckuck galt aber als Teufelsbote. Sonst aber sind die Reviere der beiden Berggeister streng geschieden. Eine so strenge Sonderung begreift sich leicht in einem Berufe, in dem die Markscheidekunst eine so große Rolle spielt. Daß wir aber ein ganz analoges Beispiel dafür gerade in Welschtirol finden, ist vielleicht mehr als bloßer Zufall. Denn daß welsche (rätoromanische) Bergarbeiter früher zahlreich und lange im Elbtal tätig gewesen sind, das beweisen nicht bloß ältere Bezeichnungen, wie der Welsche Hammer in Hohenelbe und der Welsche Seifen in den Siebengründen, sondern auch heutige Ortsnamen, wie Planur, Wachur und vielleicht auch noch einige andere. Es mögen daher auch Vorstellungen vom ladinischen Orko in die heimische Teufelssage hineingespielt haben. Auf alpinen Ursprung weist aber noch eine andere, höchst merkwürdige Benennung: das Teufelsgärtchen oder Würzgärtchen, richtiger wohl: des Teufels Wurzgärtchen d. h. Wurzelgärtchen. Denn genau dieselbe Benennung, aus derselben Anschauung entsprungen, finden wir auch in den deutschen Alpen, z. B. im Kaisergebirge. Noch eine andere Art Gärten, die sogenannten Rosengärten, sind mit den deutschen Bergleuten aus den Alpen — wer kennt nicht des Zwergkönigs Laurin Rosengarten in Südtirol? — in die deutschen Mittelgebirge gewandert, z. B. nach Thüringen, so auch in unser Riesen- und Isergebirge, wo sie sich mit leichter Namensänderung als Rose, Rosenberg und Rosenkamm eingebürgert haben. Daß der Name Haube für Bergkuppe im Salzburgischen als Taghaube wiederkehrt, ist vielleicht auch mehr als bloßer Zufall.

Schon ums Jahr 1600 war der Riesenberg nach Schwenkfeld „weit und ferne beschriehen . . . zum theil wegen der Metallen so daselbest zufinden, anderstheil von dem Riebenzahle“. Merkwürdiger-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weise hat man niemals die Frage aufgeworfen, wie gerade das Bergmännchen aus dem Riesengrunde zu solcher Popularität gelangen konnte. Da der Name anderer Berggeister, die in ihrer Heimat keine geringere Rolle spielten und im Volksglauben noch heute lebendig sind, nicht über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinausgedrungen ist, so müssen doch zur Popularisierung des schlesischen Berggeistes ganz besondere Verhältnisse zusammen gewirkt haben. Die Frage drängt sich also von selbst auf, und die Antwort ist durch Schwenkfeld nahe genug gelegt. Der oben nachgewiesene enge Zusammenhang der Sage mit dem Bergbau gibt uns die erwünschte Aufklärung. Im 16. Jahrhundert erlebte der Bergbau in deutschen Landen einen ähnlichen Aufschwung, wie drei Jahrhunderte vorher. Die deutsche Handelswelt war von einem wahren Bergbaufieber ergriffen. Überall wurden Schürfungsversuche angestellt, um neue „höfliche" Erzadern aufzufinden und abzubauen. Das große Silberbergwerk zu Schwaz in Tirol, das auch ins Riesengebirge geschulte Kräfte, deren Nachkommen noch heute die Schwozer heißen, gesandt hat, damals die hohe Schule des Bergbaus, erreichte im Anfang des Jahrhunders seine höchste Blüte. Die großen Handelshäuser aus Augsburg, die Fugger, Welser u. a., die sich am dortigen Bergbau beteiligten, waren auch die Hauptgenossenschafter an den schlesischen Bergwerken, namentlich an dem Reichensteiner Goldbergwerk. In ihren Faktoreien und Kontoren zu Breslau hatten sie Zentralen, welche eifrig alle Nachrichten von neuen Bergbauversuchen sammelten. Zu jener Zeit ist nun auch in unserm Binnengebirge zum ersten Mal der Klopfe Ruf erschollen. Bis dahin war der Bergbau kaum über den Rand des Gebirges vorgedrungen. Jetzt kamen Bergleute zum ersten Mal bis zum Riesengrunde, und zwar waren es Bergleute aus dem Meißnischen, also wohl aus dem Erzgebirge, welche im Jahre 1511 daselbst einschlugen. Die Kunde von diesen Versuchen verbreitete sich bald, und übertriebene Gerüchte von dem Reichtum an Edelerzen lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf das bergmännische Neuland. Phantastische Vorstellungen von den reichen Gold- und Silberschätzen des Gebirges waren ja noch Jahrhunderte lang im Schwunge. Damals mag zum ersten Mal auch der Name Rübezahls über die Grenzen des Gebirges hinaus gedrungen sein. Der Triumphzug, den der Berggeist im 16. Jahrhundert durch die deutschen Gaue antrat, ist also durch die Kaufmannsstuben von Breslau gegangen. Von da wanderte er mit den Warenzügen nach den Mittelpunkten des süddeutschen Handels,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nürnberg und Augsburg, deren vielverzweigte Handelsverbindungen der weiteren Ausbreitung der Sage die Wege ebneten. Auch die Fortschritte der Buchdruckerkunst und die dadurch gesteigerte allgemeine geistige Regsamkeit in deutschen Landen mögen zu dieser Ausbreitung beigetragen haben.

Noch eine andere Frage, die hier nur gestreift werden kann, drängt sich auf, die nach der Urheimat der Sage. Für die Beantwortung kommen wohl nur die beiden klassischen Länder deutschen Bergbaus in Betracht: das meißnisch-harzische, wo der Bergbau schon im 10. Jahrhundert sich rege entwickelte, und Tirol, wo er bis in römische Zeit zurückreicht. Die Silberbergwerke bei Trient sind wohl die ältesten im deutschen Reiche gewesen. Hier mag die deutsche Bergmannssage entstanden und von hier zugleich mit der verwandten Sage von den Venediger Männlein über ganz Deutschland ausgestrahlt sein.

Die obige Darstellung der Rübezahlsage beruht auf den älteren Quellen (vor dem Jahre 1662), hauptsächlich auf Schwenkfeld, dessen Berichte in knappster Form einen reichen Schatz von Mitteilungen bieten. Seit dem genannten Jahre strömt uns aus den Schriften des Leipziger Magisters Prätorius ein Schwall von Nachrichten entgegen, die in redseligster Weise das Bild des Berggeistes ausführen. Aber die Sage zeigt jetzt ein völlig verwandeltes Antlitz. Der Quell der alten Sagenbildung ist verschüttet, d. h. der Zusammenhang mit dem Bergbau ist gelöst. Die wesentlichen Züge der alten Sage sind vergessen oder entstellt. An ihre Stelle sind unwesentliche oder unechte getreten. Schon dieser anscheinend schroffe Bruch mit der Vergangenheit nötigt zu der Annahme, daß wir es hier nicht mit einer organischen Weiterbildung der Sage zu tun haben, d. h. daß die neue Sage sich nicht aus den alten Keimen durch die alten Kräfte gebildet hat, sondern daß neue Kräfte eingewirkt haben, die die Sage in willkürlicher Weise umgestalteten und z. T. in ganz fremde Bahnen lenkten.

II. Die jüngere, gefälschte Sage.

Wie die sinnfälligste Charakterpflanze unseres Hochkammes, das Knieholz, wenn sie aus dem kargen Boden ihrer Heimat in fruchtbareres Erdreich versetzt wird, rasch auswuchert und ihre Eigenart verliert, so ist auch die charakteristischste Sage des Gebirges, als sie dem bescheidenen Nährboden des eng begrenzten Bergmannslebens

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entrückt und in weitere Kreise verpflanzt wurde, bald in ein üppiges Wachstum geschossen, durch das ihr ursprünglicher Charakter ganz verhüllt wurde. Wie soll man diese Wucherungen von dem ursprünglichen Wachstum unterscheiden? Nichts hat der Forschung auf diesem Gebiete mehr geschadet als der Mangel an festen Maßstäben des Urteils zur Unterscheidung von Echtem und Unechtem, von wesentlichen und unwesentlichen Zügen. So mußte irgend ein nach Laune herausgegriffener Zug oder ein bloßer Namensanklang herhalten, um darauf die kühnsten Deutungen des Sagengehaltes aufzubauen. Auf diese Weise konnte man natürlich zu keinem gesicherten Ergebnis gelangen. Nachdem aber der bergmännische Ursprung der Sage festgestellt ist, besitzen wir ein untrügliches Kriterium: Alle Züge, welche sich nicht ungezwungen aus dem Leben und Glauben der Bergleute erklären lassen oder gar zu demselben im Widerspruch stehen, können nicht der ursprünglichen Sage angehört haben. Denn eine Sage, die aus so starken Empfindungen geboren ist, wie die bergmännische, kann nicht wohl sich selbst widersprechen. Wie fruchtbar dieser Grundsatz ist, wird die folgende Betrachtung lehren. Seine Durchführung führt zu denselben Ergebnissen, wie eine unbefangene Prüfung der literarischen Zeugnisse.

Unter den ältesten Trägern der Tage finden sich neben den Bergleuten die Schwazer und kaisrischen Holzknechte, welche zuweilen in großen Trupps zu Hunderten im Gebirge eintrafen. Sie standen meist im Dienste des Kuttenberger Bergbaus. Denn da der damalige Bergbau zu Rüst-, Kohl- und Setzholz ungeheure Massen von Bäumen verschlang, so war die nähere Umgebung des alten Bergwerks um 1500 längst entwaldet, und man wandte sich, um den Bedarf zu decken, zu den Urwaldbeständen des Riesengebirges. Zur Förderung des geschlagenen Holzes, zum Rücken und Triften desselben, wurden geschulte Kräfte aus den Alpen herbeigezogen, welche zu diesem Zweck das Gebirge mit einem Netz von Riesen und Klausen, Länden und Wehren überzogen. Sie sind auch die ersten gewesen, die als Klausenhüter den Schrecken des Winters im Binnengebirge zu trotzen wagten. Aus ihrer alpinen Heimat und durch den regen Verkehr mit den Bergleuten waren sie natürlich mit der Bergmannssage wohl vertraut. Aber da sie fast ausschließlich über Tage arbeiteten, so ist es nicht unmöglich, daß durch sie mancher fremde Zug in die Sage gekommen ist. Sie waren es, welche im Jahre 1576 ein Hochwasser der Aupa durch die Begründung erklärten,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß Rübenzagel die Klause geschlagen d. h. geöffnet und ihren Klausenmeister auch mit ertränkt habe.

In ähnlichem Verhältnis wie die Schwazer standen die Walen zu den Bergleuten. So nannte man in mitteldeutscher Sprache die ursprünglichen Erzsucher, welche als „vagierende Wünschelrutengänger und Zirkelsteller“ das Riesengebirge bis tief ins 18. Jahrhundert hinein durchstreiften. Ihre Beobachtungen und Erfahrungen sind in den sogenannten Walenbüchern niedergelegt, die noch vielfach handschriftlich unter unserer Gebirgsbevölkerung verbreitet sind. Man sah die Walen zuweilen wohl auch im Innern der Bergwerke. So war in einem alten Stollen am Schwarzenberg „umb den trutz der Geister willen, besondern Riebezahls“ ein Kreuz von den „Wohlen“ aufgehängt worden, wenn hier nicht etwa welsche Bergleute gemeint sind. Im übrigen aber waren die Walen, wie die Schwozer, weit überwiegend über Tage beschäftigt. Auch waren diese „Bergleute“ keineswegs lauter geschulte Bergwerksarbeiter, sondern, wie die heutigen Edelerz- und Edelsteinsucher, Abenteurer aus allen Ständen. Solchen Leuten verdankte Schwenkfeld die Nachrichten von den durch Rübezahl erregten Unwettern. Daß wirkliche Bergleute auf den Gedanken kommen konnten, derartige meteorische Erscheinungen dem Berggeist zuzuschreiben, ist wenig wahrscheinlich. Dazu war die Vorstellung von dem dem Erdinnern angehörigen Bergmännlein in ihnen viel zu lebendig. Auch wissen wir ja, daß die im Riesengebirge arbeitenden Bergleute derartige Unwetter auf den Teufel zurückführten. Dagegen lag für Leute, wie die Walen, welche viel von der Mißgunst Rübezahls gehört hatten, aber von seinem eigentlichen Wesen keine rechte Vorstellung besaßen, der Gedanke nahe, auch solche Wettererscheinungen ihm auf Rechnung zu setzen. In der späteren Sage macht sich dieser Zug immer mehr breit. Daß aber auch schon in der älteren Sage das Wettermachen „eine der gewöhnlichsten Tätigkeiten Rühezahls“ gewesen sei, ist ein Irrtum. Schwenkfeld sagt ausdrücklich, daß Rübezahl nur „manchmal“ auf diese Weise die Leute ihre Lust „ziemlich büßen“ lasse, und alle andern Nachrichten vor Prätorius (1662) — mit vielleicht einer Ausnahme, der Notiz in dem Walenbuche — gehen auf Schwenkfeld zurück, haben also nicht die Bedeutung eines selbständigen Zeugnisses. Es verdient Beachtung, daß die Walen auch zuerst den Schauplatz der Sage erweiterten, da sie den Berggeist bei der Abendburg gesehen zu haben meinten. Dabei, wie bei den Er-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zählungen von dem Wettermachen, mögen sie in gutem Glauben gehandelt haben.

Neben den Erzählungen der Schwazer und der Walen bildete sich außerhalb des Bergmannsstandes noch eine Überlieferung, die Schwenkfeld gar nicht der Beachtung für wert hält und mit den geringschätzigen Worten abtut: „darvon das Gemeine Volk, mehr dann an jhm selbsten, weis zusagen." Der Strom dieser Überlieferung tritt für uns in den Schriften des Prätorius zu Tage, und von ihm erfahren wir auch, wo die Quelle zu suchen ist, nämlich in Krummhübel. Hier war ein Stand im Entstehen begriffen, der, durch Geschäftskenntnisse und Privilegien verbunden, wenn er auch erst später als förmliche Zunft anerkannt wurde, an Geschlossenheit dem Bergmannstande wenig nachgab und eben deshalb wie dieser besonders geeignet war, eine bestimmte Tradition auszubilden und fortzupflanzen, der der Laboranten, Wurzelgräber und Kräuterklauber. Name und Gewerbe sind oberdeutscher Herkunft; sie sind zuerst im Salzburgischen nachweisbar, woher wohl die meisten oberdeutschen Besiedler des Binnengebirges stammten. Diese haben nicht bloß die Alpenwirtschaft im Gebirge eingeführt, sondern auch manche Kunstfertigkeiten mitgebracht, die z. T. wieder verloren gegangen sind. Schon ums Jahr 1700 verkaufte man auf der Koppe den Besuchern ein Krummholzöl, wie es heute noch in Tirol unter der Bezeichnung Latschenöl als eine Art Panacee hergestellt wird. Frühzeitig ließen sich solche Oberdeutsche in Krummhübel nieder, wie die Namen Gemsjäger, Schlingel und andere beweisen. Denn nicht bloß die Bergleute im Riesengrunde, sondern auch die Landleute in den Aupatälern unterhielten mit der schlesischen Seite des Gebirges einen viel lebhafteren Verkehr als mit dem böhmischen Hinterlande. Diese oberdeutschen Einwanderer haben wohl die Laborantenkunst und die Rübezahlsage in Kummhübel eingebürgert. Sie oder ihre Nachfolger haben zuerst die Sage geschäftlich ausgeschlachtet. Zwar solange die Bergleute im Riesengrunde tätig waren, mußten sie sich noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, da sie Gefahr liefen, von diesen Lügen gestraft zu werden: aber als der Bergbau im dreißigjährigen Kriege verfiel, die Bergleute aus dem Riesengrunde verzogen, konnten die Laboranten, jeder fachmännischen Kontrolle ledig, ihrer Laune und Phantasie die Zügel schießen lassen. Sie waren es, die jetzt nicht bloß das Gebirge, sondern auch das Flachland mit dem Geschrei vom Berggeist Rübe-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahl erfüllten. Als Händler von Kräutern und Heilmitteln durchzogen sie den ganzen Nordosten Deutschlands, verkauften an Apotheker und Privatleute und waren ständige Gäste auf Messen und Jahrmärkten. Auf der Leipziger Messe erhoben sich ihre Buden, an denen auf bemalten Tafeln nach Prätorius „in gemein auch der Rübezahl, als ihr Patron, Spiritus familiaris, oder Haußgötze pfleget abgebildet zustehen.“ Auch Garn- und Leinwandhändler, die bis in die neueste Zeit hinein den deutschen Osten durchzogen, wußten manche neue Kunde von Rübezahl zu melden.

Diesen Händlern nun, namentlich der Laboranten, verdankt Prätorius direkt oder indirekt zum großen Teil seine Nachrichten vom Rübezahl. Aber obgleich dieser Sagenstoff für ihn, nach seinem eigenen Ausdruck, „ein gefunden Fressen“ war, urteilt er doch sehr geringschätzig von den Laboranten; er nennt sie Kuhe-Doktoren, Gassenschreier, Quacksalber, Betrüger u. dgl., ihre Erzählungen Quackeleien und Schnadrigaken. Er war eben ein viel zu gewiegter Kenner der deutschen Volkssage, um nicht die Aufschneidereien und Windbeuteleien der Laboranten zu durchschauen. Besonders dankbar müssen wir ihm dafür sein, daß er einigen der stärksten Geschichten die Warnung „Made in Krummhübel“ mit auf den Weg gab, indem er nachdrücklich auf ihren Ursprung hinwies. Denn mit den Worten: „nach Aussage solcher Wurzelgräber, . . . und allerhand anderer Gassen-Schreyer“ oder „nach ihrer eigenen Aussage“ will er sie doch wohl nicht bloß als Verbreiter der Sage, sondern als mutmaßliche Erfinder hinstellen. Als dreiste und grobe Erfindungen aber wurden die Geschichten der Laboranten auch in ihrer eigenen Heimat angesehen, und zwar nicht bloß von den Hirschberger Gelehrten, einem Lindner und Zeller, sondern auch von den gewöhnlichen Leuten. Das lehrt uns ein Blick in die Koppenbücher, die über den Berggeist die schärfste Lauge des Spottes und Hohnes ausgießen. Es geht nicht an, diese Äußerungen der Volksstimme als Scherze „vergnügter Touristen“ auszuschalten. Denn wohl mindestens die Hälfte aller Eintragungen rühren von schlichten Landleuten, Handwerkern und Bauern her, und diese wetteifern mit den Gebildeten in der Verhöhnung des Berggeistes. Die Hauptzielscheibe des Spottes sind die „Grandetzischen Titel“, mit denen ihn die Laboranten ausgestattet hatten, wie Junker Rübezahl, der große Beherrscher des Riesengebirges. Die allgemeine Meinung spricht ein Schmiedeberger Buchdrucker aus, wenn er den Berggeist „das non-ens Rübezahl“ nennt. Was es dem-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach mit der behaupteten allgemeinen Verbreitung und Popularität der Sage im ganzen Gebirge zu jener Zeit auf sich hatte, ist leicht zu ermessen. In den gesamten Koppenbüchern findet sich nur eine einzige Stelle, aus der man folgern könnte, daß es ums Jahr 1700 wirklich noch Leute im Gebirge gab, die sich den naiven Glauben an den Berggeist bewahrt hatten, und auch diese Stelle läßt wohl noch eine andere Deutung zu. Die von den Laboranten dem Rübezahl angedichteten Züge streiten überdies geradezu gegen den Geist der alten Sage. Kommt nun noch hinzu, daß sich für diese Erfindungen ein plausibler Beweggrund oder Anlaß oder gar beides nachweisen läßt, so dürfte der Beweis bewußter, tendenziöser Fälschung mit aller in solchen Fragen nur wünschenswerten Wahrscheinlichkeit erbracht sein.

Die Laboranten behaupteten, daß sie die Kenntnis der im Gebirge gesammelten Kräuter und ihrer Fundstätten dem Berggeist verdankten. Dieser Zug kann nicht der ursprünglichen Sage entnommen sein. Denn wie käme ein im Erdinnern hausender Berggeist zur Kenntnis der auf der Oberwelt wachsenden Kräuter? Auch finde ich in der eigentlichen Bergmannssage kein Beispiel dafür. Wohl aber war der Teufel als arcanus mystes naturae mit den in der Pflanzenwelt schlummernden Heilkräften wohl vertraut. Daß dieser Glaube auch bei den Ansiedlern in unserem Binnengebirge einst verbreitet war, beweist ja das Teufelsgärtchen am Brunnberg. Da die Laboranten aus begreiflichem Grunde sich nicht zur Gefolgschaft des Teufels bekennen wollten, so setzten sie an seine Stelle Rübezahl ein, wozu der Name Rübezahl verleitete. So wurden aus Teufelsgärten Rübezahlgärten. Die alte Anschauung blickt noch deutlich durch in der Behauptung, die man im Riesengrund noch heute hören kann: Rübezahl wohnt im Teufelsgärtchen. Ein Rübezahlsgarten lag einst auch auf der Teufelswiese. Hier weist schon die Umwelt auf die Umtaufe hin. Der Grund, der die Laboranten dazu bewog, liegt auf der Hand. Sie wollten sich selbst, um einen Ausdruck von Martin Opitz zu gebrauchen, „ein Ansehen geben“ und den Wert ihrer Waren in den Augen abergläubischer Leute erhöhen. Darum schoben sie dem Berggeist nicht bloß botanische und pharmaceutische, sondern auch medicinische Kenntnisse zu und verliehen ihm die Würde eines Arztes — so nennt ihn schon Opitz in seiner Schäferei von der Nymphe Hercynia im Jahre 1630 — und Professor Medicinae.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bescheidene Figur des Bergmännchens war natürlich zu einer wirksamen Reklame nicht sehr geeignet. Aber auch die Titel Professor und Arzt genügten den Laboranten nicht. Geschäftsrücksichten machten eine weitere Standes- und Rangerhöhung nötig. So behaupteten sie, daß der Berggeist den Namen Rübezahl von niemandem hören wolle und daß sie ihn als Junker und Großen Beherrscher des Riesengebirges anreden müßten. Jetzt erst wird aus dem Berggeist, d. h. Bergwerksgeist, ein Gebirgsgeist, und eine seiner Hauptbeschäftigungen wird das Wettermachen. Nun konnte auch die Deutung Platz greifen, daß Rübezahl eine Verkörperung der Gebirgsnatur sei und in seinem launenhaften Wesen das wechselreiche Gebirgswetter widerspiegele. Auf dem einmal eingeschlagenen Wege gingen die Wurzelmänner noch weiter und scheuten selbst vor einer kleinen Blasphemie nicht zurück. Denn der „hochmütige“ Geist verlangte von ihnen auch die Anrede als dominus Johannes. Daß sie gerade auf diesen Namen verfielen, erklärt sich leicht aus der Bedeutung, die der Heilige Johannes in der deutschen Volkssage einnimmt, und aus den Beziehungen, die ihn mit Schlesien und dem Riesengebirge verbinden. In der Johannisnacht öffnen sich die Zugänge zu den unterirdischen Schatzkammern, am Johannistage waren die Quellen von Warmbrunn besonders wirksam, und das Johannisbad ist nach ihm benannt. Endlich galt er nach Zeller als der Schlesier Schutzpatron. Diese Eigenschaften mußten ihn den Laboranten zur Reklame für ihre Waren besonders empfehlen. Als großer Herrscher erscheint Rübezahl natürlich auch mit großem Gefolge. Die plumpe Fälscherhand verrät sich aber darin, daß diese Gefolgsleute gelegentlich mit einem Ausdruck des Handwerksjargons als seine Zunftgesellen bezeichnet werden. Ein merkwürdiges Gebilde dieser Berggeist! Junker, Professor, Arzt und Fürst in einer Person, von Zunftgesellen umgeben und mit dem Namen eines Heiligen ausgestattet! Schon diese Mischung widerstreitender Eigenschaften sollte genügen, um ihn als Ausgeburt ungezügelter Phantasie zu kennzeichnen.

Mit der äußeren Umwandlung des Berggeistes ging eine innere Hand in Hand. Aus dem einsiedlerischen Bergschrat wurde ein lustiger Kumpan, der mit den Wurzelmännern spielte und zechte. Denn sie beteuerten gar sehr, „daß sie es mit dem Rübezahl von Herzen meinen müssen, ihn mit sonderlichen Ehrentiteln anreden und wohl gar mit ihme Brüderschaft saufen, wenn sie seiner Gnade und Unterricht genießen wollen. Darauf es dann unfehlbar geschehen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soll, daß er, der Rübezahl, ihnen allerlei Kräuter und Wurzeln nicht allein zeige, sondern auch vermelde, wozu sie eigentlich zu gebrauchen sein; ja er soll auch öfteren dergleichen Wurzeln selber helfen mit ausgraben, also daß man ihn dannenhero wohl könnte Rübezahl nennen."

Eine von den „listigen", d. h. aus Geschäftsrücksichten erfundenen Geschichten ist wohl auch die Behauptung eines „Waldmanns", der „Wurzeln und Gekräuter graben pfleget, ofte mit Rübezahl sprechen und konversieren soll," daß Rübezahl niemanden länger als bis elf oder halb zwölf auf dem Gebirge leide: „da er einen jeden heißet von dem Gebürge weichen, damit er nicht Schaden nehme." Der biedere Waldmann hat wohl aus Furcht, daß jemand hinter seine Flunkereien kommen könne, andere Leute abschrecken wollen, sich allzu lange auf dem Gebirge aufzuhalten. Vielleicht hat die Absicht, genauere Nachfrage nach dem Rübezahl an Ort und Stelle zu verhüten, auch zu dem Gerede mitgewirkt, daß man Rübezahls Namen nicht aussprechen dürfe.

Endlich wußten die Wurzelmänner zu erzählen, daß Rübezahl „sich auch eine Zeit lang von seinem Gebirge verloren und endlich wiederumb dahin kommen ist. Als aber seine Gespielen, die Wurzelmänner, aus ihm nach der Wiederkunft erfraget, wo er so lange gewesen, da soll er zur Antwort gegeben haben, daß er sich in Engelland aufgehalten habe und allda dem Cromwell seine gepflogene Ratschläge suppeditieret." Die Erfindung steht ganz auf der geistigen Höhe halbgebildeter Leute, wie die Laboranten waren, die sich sogar einiger gelehrten Kenntnisse rühmen konnten. Als Anlaß habe ich schon früher den Bau der Koppenkapelle (1666—1681) vermutet, der viele Leute auf den Kamm und die Koppe zog. Jetzt konnten sich viel mehr Leute als früher davon überzeugen, was es mit dem Rübezahl der Wurzelgräber auf sich hatte. Deshalb hielten diese es für geraten, ihn eine Zeit lang verschwinden zu lassen. Als dieser Trick nicht zog, sondern wohl nur Spott hervorrief und den Zweifel erst recht weckte, ließen sie ihn wieder zurückkommen. Dieses Spiel scheint sich noch einmal wiederholt zu haben. Denn Zeller (1726) spottet darüber: „Bei unsern Gedenken soll sich ein neuer Rübezahl, der jedoch dem alten weder an Gestalt noch Thaten gleichkömmt, gefunden haben. Sollte ihn nun aber der Tod zu seiner Zeit wieder wegbannen, so wird es sich weisen, ob er alsdann jemanden, der den wunderschönen Namen Rübenzahl ferner fortpflanze, zurücklassen oder wer selbst den-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selben erben werde.“ Ueber den toten Rübezahl wird auch in den Koppenbüchern viel gespottet.

Wir sahen oben, wie die Wurzelmänner den Namen Rübezahls von seiner Tätigkeit als Wurzelgräber herleiteten. Vielleicht sind auch noch andere Namensdeutungen auf ihre Rechnung zu setzen. So liegt der Gedanke nahe, daß das in der Nähe des alten Teufelsgärtchens gelegene Rabenzagels Nest zuerst von ihnen als Rübenzagels Nest gedeutet wurde, weil dadurch die Umtaufe des Teufelsgärtchens in ein Rübezahlsgärtchen eine gewisse Berechtigung erhielt. In ähnlicher Weise mußte der Rupertstein aus dem Teufelsgrunde herhalten zu der Gleichung Rupert Zeh oder Rupert Zahn (von der Sahne) = Rübezahl. Ganz den Geist der Laboranten atmet die Geschichte: „Rübezahl ist ein verfluchter Schusters Sohn“, und zwar aus Liegnitz. Im Gebirge selbst kann sie nicht entstanden sein, wohl aber von herumziehenden Händlern aus irgend einem nicht mehr nachweisbaren Grunde erfunden. Vielleicht gab ein Namensanklang zu ihrer Entstehung Anlaß. Endlich dürfte auch die famose Erklärung von Rübezahl aus Ronceval von Laboranten herrühren. „Montanus, der vortreffliche Chymikus zu Striegau . . . hat berichtet, daß ein geborener Franzos, adelichen Geschlechts, derer von Ronsefall, wegen seines unersättigen Geizes soll dahin relegiert sein. Andere sind in dem Gedenken, daß dieses Gespenste von den alten Franzosen solle Roy de Valle, als der König von Tal des Teufelsgrundes daselbsten genennet worden sein, welchen Namen die Inwohner gemeinem Brauche nach korrumpieret und Riebenzahl daraus gemacht.“ Der Striegauer Chymikus wird wohl diese Deutung von einem Krummhübler Chymikus — denn auch so nannten sich die Laboranten, — erhalten haben, der den Namen Ronceval in einem Buche aufgeschnappt hatte. Daß man denselben dann auch auf den Harzer Rübezahl übertrug, ist nicht verwunderlich. Hoffentlich ist hiermit der kuriose Berggeist mit dem urdeutschen Namen Ronceval als dreister Eindringling endgiltig aus der deutschen Sagenwelt ausgewiesen.

Auch von den sogenannten Schwarzkünstlersagen geht sicher ein Teil, und zwar wohl der älteste Teil, auf Erfindungen der Laboranten zurück. Die Neckereien Rübezahls endigen in der jüngeren Sage gewöhnlich so, daß er die Gefoppten durch ein unscheinbares Geschenk entschädigt, das sich dann in Gold verwandelt. Dieser pädagogische Zug ist der ursprünglichen Sage sicher fremd. Weder

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwenkfeld noch Burgklechner weiß etwas davon zu berichten, auch dann nicht, wenn man es erwarten sollte. Bei diesem stellt Rübezahl am Schluß den status quo ante einfach wieder her, indem er an Stelle der hingelegten Steine die aus den Körben wegenommenen Eier u. s. w. wieder zurücklegt. In der neueren Sage würden sich diese Steine in Gold verwandeln. Auch die Bergmannssage in andern Landschaften kennt diese Umwandlung minderwertiger Gegenstände nicht. Nur in einer Harzer Sage findet sich ein schwacher Ansatz dazu, indem das Bergmännlein einem Bergmann einen Stein schenkt, der sich dann, bei Lichte besehen, als gutes Gold erweist. Aber hier braucht man nicht an eine wirkliche Verwandlung zu denken. Dagegen mußte es den Laboranten trefflich in ihren Plan passen, den Berggeist als Wundermann und Zauberkünstler hinzustellen. Wie dabei Vorstellungen aus andern Sagenkreisen in die Rübezahlsage eingeschmuggelt wurden, hat de Wyl in seinem inhaltreichen Buche nachgewiesen.

Seit Prätorius (1662) scheint die Rübezahlsage von seiten der Laboranten keine wesentlichen Veränderungen mehr erlitten zu haben. Der Strom ihrer Erfindung scheint versiegt. Der durch den Bau der Koppenkapelle gesteigerte Besuch des Hochgebirges legte ihrer Phantasie Zügel an. Dagegen setzt jetzt ein anderer Strom von Erfindungen ein, der mit jedem Anschwellen des Touristenverkehrs auch seinerseits anschwillt, die Führerwitze. Darunter verstehe ich alle Erdichtungen, die von Führern und Trägern, aber auch andern Leuten, selbst von lustigen Touristen aus Ulk gemacht worden sind, um die müßige Neugier der Gebirgsreisenden zu befriedigen. Der Löwenanteil fällt jedenfalls den Führern zu. Über den Unfug, der auf diesem Gebiet getrieben worden ist, namentlich seitdem auf dem Kamm eigentliche Gaststätten zur Beherbergung der Touristen erbaut wurden, also seit 1824, ist von den besten Gebirgskennern Klage geführt worden. Es handelt sich meist um bloße Ortsbenennungen, die durch eine entfernte Ähnlichkeit hervorgerufen wurden, an die sich aber keinerlei Erlebnis knüpfte, wie Rübezahls Fußtapfe u. dgl. Nur wenige von ihnen haben sich behauptet, z. B. Rübezahls Kegelbahn. Bemerkenswert ist, daß sie sich nicht bloß im Riesengebirge, sondern auch im Hirschberger Tal, und selbst in andern Gebirgen, ja in der Ebene finden. Sie haben eben mit dem Volksglauben nichts zu tun.

Noch muß hier mit einigen Worten der literarischen Ausgestaltung der Sage gedacht werden wegen ihrer Rückwirkung auf die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bevölkerung des Riesengebirges. Prätorius (seit 1662) hat die Sage zuerst in unser Schrifttum eingeführt, Musäus (seit 1782) hat ihr daselbst das Bürgerrecht verschafft. Prätorius hat nach seinem eigenen Geständnis zu den Erzählungen der Händler noch vielerlei hinzugedichtet, z. T. aus seiner eigenen Phantasie, z. T. aus verwandten Sagenkreisen, immer aber im Sinne und Ton seiner Gewährsmänner. So blieb der Sage ihr einheitlicher, bis zu einem gewissen Grade volkstümlicher Charakter gewahrt. Musäus dagegen ist mit seinem Stoffe viel freier verfahren. Er hat sich durch keinerlei philologische Bedenken, sondern durch künstlerische Rücksichten leiten lasssen. Durch ihn hat die Sage ihre novellistische Abrundung erhalten und ist erst so in alle Schichten des deutschen Volkes gedrungen. Diesen beiden Männern ist es vornehmlich zu verdanken, daß der Name Rübezahls nicht auch in unserm Gebirge, wie im Harze, verklungen ist. Ihre Schriften, wie die ihrer zahlreichen Nachfolger und Nachahmer, fanden bei der einheimischen Bevölkerung begreiflicherweise leicht Anklang. Namentlich haben die Volksschullesebücher mit ihren Auswahlen aus den Erzählungen des Musäus viel dazu beigetragen, die Sage auch im Gebirge wieder bekannt zu machen. Wie weit sie wirklich volkstümlich, d. h. ein Bestandteil des naiven Volksglaubens, geworden ist, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Doch kann man behaupten, daß die Sagen von Rübezahl, die noch in unserer Gebirgsbevölkerung umgehen, weit überwiegend literarischen Ursprungs, d. h. aus Büchern geschöpft sind.

Schließlich möge denjenigen schlesischen Landsleuten, die sich etwa beschweren, daß man ihnen den heimischen Berggeist rauben wolle, zur Beruhigung gesagt sein, daß er ihnen vielmehr jetzt erst recht gewonnen ist. Denn die alte, von auswärts eingeführte Sage vom Bergmännlein Rübezahl, die ja längst verschollen und vergessen war, ist durch die Forschung wieder zu Ehren gebracht; die neue „Sage“ aber vom „großen Beherrscher des Riesengebirges“, die mit jener wenig mehr als den Namen gemeinsam hat, ist, wie sie heute noch in Wort und Schrift weiter lebt, in ihrem Grundstock ein echt schlesisches Gewächs, ein Erzeugnis des Witzes und, und wenn man will, des Humors der Krummhübler Laboranten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über Weiße Frauen und die symbolische Bedeutung der weißen und schwarzen Farbe.

Von Dr. Richard Kühnau.

Der folgende Aufsatz schließt sich sachlich an meine volkskundliche Studie „Die Weiße Frau“ an, die ich für die Festschrift zu Hillebrandt's sechzigstem Geburtstage beigesteuert habe (Halle a. S., Verlag des Waisenhauses, 1913).

Die bekannte Berliner „Weiße Frau“, die auch auf anderen Schlössern der Hohenzollern und verwandter Familien ihr Wesen getrieben hat und noch treibt, ist dort als Ausgangspunkt genommen. Der volkskundliche Wert der über sie verbreiteten Literatur ist untersucht und der Zusammenhang dieser typischen „Weißen Frau“ mit anderen in Schlössern, in Häusern und Gehöften umgehenden Weißen Frauen, von denen der Volksmund weiß, ist hergestellt.

Im folgenden handelt es sich erstens um „Weiße Frauen“ anderer Art. Sie gehen nicht in bewohnten Bezirken um, sondern scheuen menschlichen Verkehr und Wohnsitz. Ihr Erscheinungsgebiet ist die Einsamkeit entweder von Ruinenstätten (verödeten menschlichen Wohnstätten) oder die stille menschenferne Natur, besonders in Wald und Wasser. Zweitens wird die bei den „Weißen Frauen“ bisweilen sich zeigende Merkwürdigkeit, daß sie etwas Schwarzes an sich tragen oder ganz schwarz[1]) erscheinen, zum Anlaß genommen, über die Bedeutung der weißen und schwarzen Farbe Klarheit zu gewinnen.

I. Weiße Frauen an unbewohnten Orten.

Das Erscheinen der Weißen Frau ist keineswegs auf Haus und Hof (Festschrift für Hillebrandt 1913 S. 93f.) beschränkt, ja in der

[1]) Der Ausdruck „Weiße Frau“ ist für diese Art weiblicher Seelenwesen eine so feste Bezeichnung geworden, daß es unbedenklich ist, ihn auch dort beizubehalten, wo die weiße Farbe zufällig in die schwarze übergeht. Vgl. Teil II Anfang S. 33.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mehrzahl der Fälle beobachtet man sie in einsamer, von menschlichen Ansiedlungen ferngelegener Gegend, und zwar einmal dort, wo einst wohl Menschen gewohnt haben, ihre Wohnstätte aber in Schutt und Trümmer gesunken ist, sodann ganz in der freien Natur, aber gefesselt an Berg und Felsen, an Wald, Wiese, Gehölz, Baum und Hecke, an Sumpf und Gewässer[1]).

Zunächst handelt es sich um die Weiße Frau in Ruinenbezirken. Der Ausdruck ist so gewählt, weil sie nicht nur innerhalb der Ruinenstätte selbst, sondern auch darüber hinaus bis zu einer gewissen Grenze sich zeigen darf. Es soll untersucht werden, ob ein Zusammenhang zwischen der „Weißen Ruinenfrau" und der an obengenannter Stelle behandelten typischen „Weißen Frau" der Schlösser und bewohnter Hausstellen besteht und welcher Art dieser ist. Zu dem Zwecke nenne ich die Merkmale, die für die „Weiße Frau" der zweiten Art festgestellt worden waren.

Die „Weiße Frau" (Festschrift) ist ein nach dem Tode wegen eigener oder fremder Schuld zum Umgehen verdammter Geist, eine büßende Seele. Sie erscheint in langem weißen Gewande, das aber bisweilen schwarze Stellen zeigt, oder auch in ganz schwarzer Kleidung. Die Farben stehen in einem gewissen Zusammenhange mit den Äußerungen ihres Gemütszustandes. Oft bemerkt man ihr langherabwallendes Haar, oder daß sie ein Licht trägt oder noch öfter einen Schlüsselbund, wie eine Hausfrau. Auch erscheint sie zu gewissen Zeiten (nachts um eine bestimmte Stunde, manchmal aber auch am hellerlichten Tage). Sie geht durch die Wirtschaft, greift selbst auch manchmal zu, bestraft und belohnt. Sie kann das; denn sie gebietet über Geld und Geldeswert, Schätze, und so zeigt sie sich auch als Schatzhüterin und Schatzspenderin. Sie ist überhaupt die eigentliche Seele des Geschlechts, der Familie; denn sie kennt das Schicksal und sagt es bei wichtigen Ereignissen (Geburt, Hochzeit, Tod) voraus. Als Ahnfrau des Hauses wacht sie über dieses und hütet es, soweit ihr Macht gegeben ist.

Die nicht gesperrten Merkmale kommen im folgenden Vergleiche nicht in betracht; denn sie hängen mit der Besonderheit der Örtlichkeit (ein von Menschen noch bewohnter Bau) zusammen. Lassen

[1]) Beide Ortsgruppen sind getrennt behandelt in den „Schlesischen Sagen" I unter VIII als Ruinenspuk und unter IX als Naturspuk, wo die Schlesien betreffenden Fälle sämtlich verzeichnet sind.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich aber die gesperrten Merkmale bei der „Ruinenfrau“ wiederfinden, so ist ihr Zusammenhang mit der „Weißen Frau“ der Schlösser erwiesen.

Weiße Frauen in Ruinenbezirken.

Auf dem alten Burgplatze der ehemaligen Feste Düsterbeck in Mecklenburg zeigt sich nächtlich eine weiße Gestalt, der Geist einer früheren Besitzerin der Feste. Sie findet im Grabe keine Ruhe, weil sie bei Lebzeiten höchst grausam und rachsüchtig gegen ihre Untergebenen war und auch mehrere Menschen hat umbringen lassen[1]). Mit einer Fackel in der Hand wandelt eine Weiße Frau bei der alten Burg unfern Großdraxdorf im Voigtlande[2]). Einmal im Jahre wird die Stille der von den Schweizern gebrochenen Burg Schwanau am Lowerzer See unterbrochen. Die Trümmer scheinen wieder donnernd zusammenzustürzen und ein Klagegeschrei ertönt aus dem Turm. Ein weiß gekleidetes Mädchen, dem einst der böse Vogt des Kaisers Gewalt angetan, verfolgt den Vogt rings um die Mauer, bis er heulend sich in den See stürzt[3]) Prinzessin Ilse, die sich einst vom Ilsenstein in den Grund stürzte, der sie von dem geliebten Ritter auf dem gegenüberliegenden Wasserberge trennte, erscheint oft in langem weißen Gewande mit breitem schwarzen Hute. Früher sah man sie jeden Morgen zu einem Steine hinabsteigen bei der zweiten Ilsenbrücke, dort wusch sie sich in dem im Steine stehenden Wasser. Auch Schätze verleiht sie; so hat sie einst einen Schäfer in den Berg geführt und ihn so viel Gold nehmen lassen, als er wollte[4]).

Diesen mehr vereinzelten Fällen steht eine Ausgestaltung der Ruinenfrau gegenüber, die als ein Lieblingsgebilde der Volksphantasie bezeichnet werden muß: die schatzhütende Weiße Frau, mit Schlüsselbund, die Erlösung sucht und zur Schlange sich wandelt. Aus Schlesien allein sind mehr als 20 Beispiele dieser Gestalt belegt[5]). Als Beispiel führe ich die Sage von der Hummelfrau an, wie sie Hohaus in der Glatzer Vierteljahrschr. V S. 89f. mitteilt: Ein armer, aber braver Holzmacher sah in der Mitternachts-

[1]) Bartsch I S. 151 Nr. 187.
[2]) Eisel S. 93 Nr. 234.
[3]) Grimm, deutsche Sagen. 4. Aufl. S. 235 Nr. 330.
[4]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 176 Nr. 200. 1. 2.
[5]) Kühnau. Schles. Sagen I S. 236—293 Nr. 229—248.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stunde, als er noch immer hackend und sägend in der Nähe des Hummelberges (bei Reinerz) im Walde arbeitete, plötzlich eine bleiche Frau vor sich stehen, in langem weißen Gewande mit Blutspuren, über welches ihr aufgelöstes schwarzes Haar herniederwallte. In der Hand trug sie einen Dolch und einen Bund Schlüssel. „Fürchte dich nicht", sagte sie zu dem Erschrockenen, „sondern erbarme dich meiner." Dort oben, wo die Trümmer der Burg stehen, ermordete ich meinen Gemahl mit diesem Dolche, und mit diesen Schlüsseln öffnete ich den Kerker meines Buhlen, um mich ihm zu verbinden. Aber er ward mir untreu und tötete mich. Hundert Jahre schon wohne ich unter den Ruinen. Habe Erbarmen und erlöse mich." Als der Holzmacher, von ihrer Bitte gerührt, sich bereit erklärte, gab sie ihm den Auftrag, morgen zur selben Stunde wieder an dieser Stelle zu sein, sie werde ihm aber nicht wie heute, sondern als mächtige feuerspeiende Schlange erscheinen. Die werde den Schlüsselbund im Rachen tragen. Den solle er ihr entreißen und sie mit dem Dolche töten. Gelinge ihm dies, so sei sie erlöst. Übermanne ihn aber die Furcht, so müsse sie weitere hundert Jahre leiden. In der andern Nacht war der Mann richtig zur Stelle und hielt den Dolch in der Hand. Brausend und zischend, feuersprühend, riesengroß wälzte sich das Ungetüm einer Schlange heran. Wohl wankte sein Mut, aber der Gedanke an die leidende Seele gab ihm Kraft und er stieß dem Ungetüm den Dolch in den Rachen. Kaum hatte er den Schlüsselbund an sich gerissen, da schlug eine Flamme aus dem Tiere und verzehrte es vollständig. Ein weißes Täubchen schwang sich empor über die Trümmer des Hummelschlosses dem Himmel zu. Es war die erlöste Seele der Hummelfrau. Da kracht auch schon der Berg, ein Spalt öffnet sich und Kisten und Kasten werden sichtbar. Mit den eroberten Schlüsseln öffnete er sie und fand sie gefüllt mit Edelsteinen und kostbaren Metallen. Da war alle Not seines Lebens zu Ende.

Die vorstehende Sage enthält nicht den gewöhnlichen Schluß, fast immer entsinkt dem zur Erlösung der Ruinenfrau Erkorenen beim Anblicke der furchtbaren Schlange der Mut, er entflieht und hinter ihm ertönt das klägliche Jammern der um ihre Erlösung Betrogenen. Ich habe sie trotzdem angeführt, weil sie alle in Betracht kommenden Züge enthält, auch die, welche sich in der Regel nicht verwirklichen, aber doch erwartet werden. Dieselbe Sagenform zeigt mancherlei Abweichungen in der Verwandlung der erlösungs-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedürftigen Frau und in der Aufgabe, die dem Erlöser gestellt wird[1]). Da wo zur Römerzeit das Amphitheater der großen Rauracher Stadt Augusta (des heutigen Augst im Aargau) stand, ist eine weiße Jungfrau gesehen worden, die Kisten Goldes hütet. Man will auch bemerkt haben, daß sie oben eine schöne Jungfrau, unten aber eine Schlange war[2]). Ein Hüterbube sah an der Bergstraße bei Auerbach eine wunderschöne Jungfrau, vom Kopf bis zu den Füßen weißgekleidet, ein zweites Mal eine kleine Schlange, die hatte eine blaue Blume im Munde und sprach: Erlöse mich! Nimm die Blume, sie ist ein Schlüssel zu meinem Kämmerlein droben in der Burg; dort findest du Geld in Fülle[3])." Alle hundert Jahre am Karfreitage und Gründonnerstage geht eine Weiße Frau hauptlos von der Heidenburg zum Aabach (Aargau) hinunter und wäscht. Einem Bauern aus dem Dorfe Staufen legte sie sich als faustdicke Spinne in den Weg. Als er kehrt machte, folgte ihm die Spinne und trieb ihn über den Aabach gegen die Heidenburg hinan. Plötzlich steht sie als Jungfrau in altfränkischer Tracht vor ihm, reicht ihm die Hand und führt ihn stillschweigend in die Bergwand hinein. Hier befindet er sich vor einer Grotte voll Glanz und Schimmer. Sie zeigt ihm die Kostbarkeiten und bittet ihn, er solle sie erlösen. Er möge sich nur nicht fürchten, in welcher Gestalt sie ihm auch erscheine, und sie herzhaft küssen. Erst verwandelte sie sich in eine Katze, dann in eine Schlange, ferner in einen Drachen mit schrecklichen Krallen. Mutig küßte er sie jedesmal. Als sie aber zur großen Kröte ward, wendete er sich zur Flucht. Da sprang ihm die Kröte ins Genick, er brach zusammen, ward am folgenden Tag mit dick geschwollenem Gesicht gefunden und starb im Irrsinn[4]) In einer anderen Sage verwandelt sich die weiße Frau in einen großen schwarzen Hund, den der Erkorene küssen soll[5]). In einer Schleswigschen soll er erst einen Frosch, dann einen Wolf, zuletzt eine Schlange küssen, in die sich die verwünschte Prinzessin verwandelt hat[6]). Eine Zusammenstellung weiterer ähnlicher Kußsagen bei Zingerle, Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 649 Anm. zu Nr. 555. 556. In

[1]) Eine Zusammenstellung dieser Sagen gibt Zingerle, Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 644 Anm. zu Nr. 522.

[2]) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau S. 250 Nr. 170a.

[3]) Grimm, D. S. 4. Aufl. S. 169 Nr. 223.

[4]) Rochholz S. 248 Nr. 168.

[5]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 121 Nr. 138.

[6]) Müllenhoff, S. 580 Nr. 597.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Sage aus Pommern wird von einer schwarzgekleideten Dame erzählt, die unter einem alten grauen Steine haust, dem letzten von einem großen Schlosse. Sie begegnet einst einem Soldaten, den sie um Erlösung bittet. Er solle zu dem Stein kommen, sie werde als große graue Schlange hervorkriechen und sich um ihn ringeln. Die solle er küssen, dann sei sie erlöst [1]). Eine schwarze Frau ist auch die schwarze Dorte zu Mehlbeck, die einst die weiße Dorte war. Sie erscheint einem Bauern als schöner Vogel, der in menschlicher Sprache redet und ihn zu der Stätte des untergegangenen Dorfes Mehlbeck leitet, wo er einen schweren Geldsack findet [2]). Schatzhüterin ist auch die schwarze Frau auf dem Golen bei Swinemünde, die sich alle Johannistage mit einem großen Schlüsselbunde sehen läßt und die ihr Begegnenden zu veranlassen sucht in eine Höhle des Berges zu treten, die mit Gold und Silber gefüllt ist. Sie ist schrecklich anzusehen, und was vor ihr flieht, dem braust sie nach wie ein mächtiger Windstoß und ein Jammergeheul ertönt hinter ihm [3]).

So zahlreich wie in Schlesien, ja noch zahlreicher sind die schatzhütenden Frauen auf verfallenen Burgen in Tirol. Sie werden dort nicht immer Weiße Frauen genannt, sondern häufig bloß „schöne“ oder „wunderschöne“ Frauen, Jungfrauen. Neben der weißen Kleidung kommt auch hier die schwarze vor.

Weiße Frauen im Berg und Felsen.

Der Weißen Ruinenfrau steht zunächst die berg- und felsentrückte Weiße Frau. Schon die Ruinenfrau enthält Ansätze zu ihr, indem sie bisweilen aus dem Berge oder Felsen, der von der Ruine gekrönt wird, hervortritt. Ist aber in der Ruinenfrau noch das Seelenhafte, Menschliche deutlich erkennbar an dem menschlichen Ursprunge, von der die Sage meistenteils mit voller Deutlichkeit berichtet, so ist die Berg- und Felsenfrau schon dämonenähnlich geworden. Das zeigt sich in dämonischen Eigenschaften, die ihrem Äußeren ebenso anhaften wie ihrem inneren Wesen. Übergänge und Vermischungen sind natürlich bei beiden vorhanden, besonders so, daß nicht selten die Ruinenfrau, namentlich die schwarze, etwas dämonisch Erregtes, ja den Menschen Schädigendes annimmt, die Berg und Felsen-

[1]) Kuhn-Schwartz S. 9 Nr. 10.
[2]) Müllenhoff S. 343 Nr. 460.
[3]) Kuhn-Schwartz, S. 23 Nr. 30.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frau hingegen die Sehnsucht nach Erlösung, das Trauernde der Ruinenfrau noch nicht abgestreift hat.

Die Berg- und Felsenfrau tritt hervor aus dem Innern ihres Bannortes, wandelt klagend auf gewissen Wegen und zu gewissen Stunden und kehrt wieder in ihr Gefängnis zurück. In der Neujahrsnacht und im Mondenschein, seltener zu anderen Zeiten, sogar am hellen lichten Tage hat man auf dem Schenkberge, von Weida nach Mildenfurth zu, eine altväterisch gekleidete Frau umgehen sehen. Sie trägt zuweilen einen Korb, um den Kopf hat sie ein Tuch gewunden, und immer sieht sie vor sich nieder. Nicht jedem ist sie sichtbar, und niemandem steht sie Rede, auf dem Schwedensteine aber, einer im Boden liegenden großen Wacke, verschwindet sie [1]). Wimmern und Weinen hört man die Weiße Frau des Käsetales im Voigtlande [2]). Andererseits hat die Berg- und Felsenfrau etwas Neckendes, Koboldartiges an sich. So huckt eine Weiße Frau, die oft auf der Straße zwischen Scheibengrobsdorf und der Käseschenke wandert, den Vorüberkommenden auf. Ein kleines weißes Weibchen in der sogenannten Hölle am Teufelsberge bei Weißig ruft die durchs Holz Kommenden mit Namen, wirft und foppt sie [3]). Auch diese Weißen Frauen tragen oft einen Schlüsselbund und sind meistenteils wie die Ruinenfrauen Schatzhüterinnen, sie bieten oft ihre Schätze für ihre Erlösung. Das weiße Fräulein im Pösnecker Berge (Voigtland), die mit einer Krone auf dem Haupte aus dem Berge hervortritt, fordert einen Hirten auf, sie zu heiraten und bietet ihm dafür Wohlleben und Schätze. Er nimmt zwar das Gold, wird ihr aber untreu. Da steht sie zürnend vor ihm, der Berg spaltet sich, und unter furchtbarem Krachen versinkt das Fräulein unter der einen Hälfte, die andere begräbt den treulosen Liebhaber — eine Art Hans-Heilingsage [4]). Eine schwarze Frau, die erlöst sein will, wohnt in einem der vielen großen Steinblöcke, die bei Zehden in der Neumark liegen [5]). Eine besondere Art der bergentrückten Weißen Frau ist die Hemdnäherin. Nach einer Sage aus dem Braunauer

[1]) Eisel Sagenbuch des Voigtlandes S. 94 Nr. 238.

[2]) Eisel S. 92 Nr. 232.

[3]) Eisel S. 95 Nr. 241. Andere aufhockende weiße Frauen an derselben Stelle und S. 91 Nr. 229.

[4]) Eisel S. 101 Nr. 259. Schatzhüterinnen und Schatzspenderinnen ähnlicher Art bei Eisel S. 98 Nr. 251 S. 95 Nr. 242. Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau I S. 249 Nr. 169.

[5]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 45 Nr, 47.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ländchen[1]) wohnt eine solche in der Ringelkoppe. Ein Bauer aus Ober-Barzdorf fand einst an einem Palmsonntage den Berg offen und trat mit seinem kleinen Sohne an der Hand ein. Er hörte einen wundersamen Gesang und sah die Jungfrau, wie sie an einem Leinenhemde nähte. Als sie ihm winkte, fiel ihm ein, daß er der verwunschenen Prinzessin gegenüberstehe, er floh und mit Krachen flog der Sandsteinfelsen zu. Er hatte aber sein Kind im Felsen vergessen. Am Palmsonntage des nächsten Jahres war er wieder an derselben Stelle und fand richtig wieder den Berg offen. Er trat ein, fand seinen Knaben frisch und gesund, einen Apfel in der Hand haltend. Er faßte ihn und eilte nach Hause. Dort zeigte sich, daß der Apfel von purem Golde war.

Weiße Frauen in der freien Natur.

Weiter erscheinen Weiße Frauen in Wald, Gehölz, Busch und Baum. Namentlich sind es Bäume, von denen sie ausgehen. Unweit der Köstritzer Kirche zieht sich in den Grund herein der sogenannte Scherlisgraben. Dort hat man bei einer uralten Buche eine Frauengestalt in kurzem weißen altmodischen Kleide gesehen, im Gürtel trug sie einen Schlüsselbund, und lang über den Rücken hinab wallte ihr Haar. Nicht mehr als 24 Schritte betrug der schön beraste Raum, der ihr um den Baum her angewiesen war, den hat sie nicht überschreiten dürfen. Wer aber hinein kam, dem ist sie aufgehuckt und dem hat sie auch sonst übel mitgespielt[2]). Das lang herabwallende Haar begegnet uns nicht nur bei diesen Frauen, sondern auch bei allem im Vorhergehenden behandelten. Oft kämmen sie es oder legen es in Flechten, wie die Frau, die auf der Thyrenburg in Schleswig in der Dämmerung des Spätsommers auf goldenem Stuhle sitzt[3]). Auch Schatzhüterinnen sind sie, wie die Weiße Frau, welche im Aargau auf dem Oberfelde zwischen Kulm und Zetzwil auf der Stelle sich zeigt, wo einst ein Schloß versank. Seit undenklicher Zeit wuchs dort ein Dornstrauch, unter dem Schätze liegen sollten. Im heißen Mittage erschien dort die Weiße Frau, und unter ihren Tritten glänzte es wie Gold. Man fürchtete aber den Dornstrauch umzuhauen und die Schätze zu heben, weil man fürchtete in die Gewalt des bösen Geistes zu fallen[4]).

---

[1]) Kühnau, Schles. Sagen I S. 556 Nr. 597 1.
[2]) Eisel S. 91 Nr. 229.
[3]) Müllenhoff S. 847 Nr. 464. [4]) Rochholz I S. 61 Nr. 52.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine eigenartige Verwandtschaft hat das Wasser zu den Weißen Frauen. Brunnen und Teiche werden als ihr Wohnsitz betrachtet, Bäche als Grenze ihres Umgangsbezirkes. Die Weiße Frau auf der Kynsburg im Schlesiertale, die in dem Liebesverhältnisse Bernhards von Haugwitz und der Adelheid von Schaffgotsch eine bedeutsame Rolle spielt, verschwindet im Brunnen[1]). Eine Weiße Frau mit schwarzem Kopftuch wird bei der Sommerpfütze zwischen Köfeln und Weida im Voigtlande sichtbar[2]). Beim Bärenbrunnen im Dorfe Küttingen pflegt in gewissen Nächten ein weißgekleidetes Mädchen Wasser zu holen. Man sagt, sie sei früher Wirtin gewesen und habe den Schenkwein zu sehr getauft[3]). Auf den Koppeln am oberen Mühlenteich des Klein-Wesenberger Müllers (Schleswig-Holstein) sieht man oft eine Frau herumwandeln, die trägt ein weißes Kleid, in der Hand trägt sie eine Laterne; so geht sie immer nach dem Mühlenteiche und verschwindet dort[4]). Als umgehende Seele erweist sich deutlich die Weiße Frau am Brunnen im Walde bei Westensee (Schleswig-Holstein). Sie erzählt der wasserholenden Magd, daß sie vor 100 Jahren in einem der in der Nähe stehenden Häuser gewohnt habe. Sie habe ihr Kind im Brunnen ertränkt und unter der Schwelle der Stalltür vergraben. Unbußfertig sei sie gestorben und müsse nun solange am Brunnen erscheinen, bis jemand sie anrede, ihr Bekenntnis anhöre und die Reste ihres Kindes auf dem Kirchhofe begrabe[5]) Am Teiche zwischen Friesnitz und Seifersdorf im Voigtlande sitzt eine weiße Frau, die rüttelt und schüttelt ihre langen Haare[6]). Als Schatzhüterin erscheint das Boddemaidschi im Aargau. Als weißgekleidete Jungfrau sitzt sie an einer Quelle zwischen den Dörfern Endingen und Ober-Lengnau, strählt ihr Haar und hütet zugleich Schätze[7]). Ein Bürger von Bütow in Hinterpommern, der eines Morgens bei der Jungfernmühle spazieren ging, sah plötzlich in dem Bache, der unterhalb des Schloßberges entspringt, eine weiße Frauengestalt vor sich auftauchen. Als er sie anredete, bat sie ihn, sie nach dem Schloßberge zu tragen, wo ihr Geburtsort sei, doch dürfe er sich nicht umsehen und kein Wort sprechen. So werde er sie erlösen[8]). Die schwarze

---

[1]) Kühnau Schles. Sagen I S. 75 Nr. 90.
[2]) Eisel S. 94 Nr. 239. [3]) Rochholz I S. 151 Nr. 128, 8.
[4]) Müllenhoff S. 340 Nr. 455.
[5]) Müllenhoff S. 181 Nr. 249. [6]) Eisel S. 94 Nr. 240.
[7]) Rochholz I. S. 149 Nr. 126.
[8]) Knoop, Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern S. 6 Nr. 7.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Margareth soll einst des großen Suantepolk Schwester oder Tochter gewesen sein. Sie war bei Lebzeiten eine leidenschaftliche Jägerin und durchschoß einst im Übermut das Herz der heiligen Jungfrau, deren Bild am Kreuzwege aufgestellt war. Zur Strafe muß sie nach ihrem Tode immer jagen. In der Nacht vor dem Margarethentage (18. Juli) jammert und winselt sie um Erlösung. Einst erblickte ein Bauer am Simelbache bei Belgard eine verschleierte Frauengestalt, die bat ihn, sie über den Bach zu tragen. Aber er beachtete das Verbot sich unter keinen Umständen umzusehen nicht, denn als er mit seiner Bürde den Fuß eben ins Wasser setzte, vernahm er das Geschrei der Jäger, das Gekläff der wilden Meute, das Gewimmer des geängstigten Wildes, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und er sah sich um. Mit einem verzweifelten Schrei glitt die Last von seinen Schultern uud verschwand[1]).

Dämonische Weiße Frauen.

Es ist nur noch ein kleiner Schritt, der die im Vorhergehenden beschriebenen Weißen Frauen in Berg und Fels, in Wald, Gehölz, Busch und Baum, in Brunnen, Teich und Bach zu dämonischen Gestalten werden läßt. Tirol ist besonders reich an solchen Weißen Berg- und Felsenfrauen. Die Saligen wohnen im Tschetterloche, einer Höhle zwischen dem Rosengarten und dem Schlern[2]) oder in den Margrander Felsen, dem westlichen steilen Abfalle des Malser Berges[3]) oder in der Salge, ein Mittelgebirg bei Graun im Obervinstgau[4]). Dies nur einige Beispiele von vielen gleichartigen. Eine schlohweiße Frau erscheint in Wäldern und auf Wiesen[5]). Als Weiße Frau mit feurigen Schuhen, langen wallenden Haaren, eine goldene Krone auf dem Haupte und in den Händen einen dreieckigen Spiegel und eine Spindel erscheint die heilige Walpurgis im Walde am Adlergebirge im nördlichen Böhmen[6]) Am häufigsten tritt die Weiße Wasserfrau auf. Vor 100 Jahren noch war in den Christnächten über dem Güldenbrunnen bei Löhma (Voigtland) ein silbernes Häuschen zu sehen, das mit vielen bunten Lichtern erleuchtet und mit silbernen und krystallenen

[1]) Ebenda S. 84 Nr. 63.
[2]) Zingerle, Sagen aus Tirol S. 88 Nr. 58.
[3]) Ebenda S. 85 Nr. 51. [4]) Ebenda S. 82 Nr. 50.
[5]) Grimm, D. S. 4. Aufl. S. 104 Nr. 122.
[6]) Kühnau, Schles. Sagen II S. 191 Nr. 827.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glöckchen behangen war. Auf den heute noch am Brunnen vorhandenen Platten saß dann ein altes Mütterchen in blendend weißem Kleide und reichte jedem, der sich schweigend nahte, geweihtes Wasser, das sich, wenn man schweigend damit zurückkehrte, in den besten Wein verwandelte[1]). Zahlreich sind die waschenden Weißen Frauen, und solche die ein Seil spannen und die Wäsche trocknen. Eine Zusammenstellung der letzten gibt Zingerle, Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 598 Anm. zu Nr. 48. Die waschenden Frauen lassen nicht immer klar erkennen, ob Seelen oder Dämonen in ihnen zu erkennen sind, so die Wäscherinnen an der Waldmühle und am Ziegensteg im Riesengebirge[2]). Schon ganz Wassergeist geworden ist das kleine weiße Frauenzimmer am Seeborne bei Friesnitz im Voigtlande, das einer Nixe gleicht; ihre Kleider sind immer naß, und immer hört man sie weinen und klagen[3]).

Wie die Dämonen überhaupt haben auch diese dämonischen Wasserfrauen das Bestreben, sich in den Besitz von menschlichen Kindern zu setzen. Die Wittfruen (weißen Frauen), die unter dem Dorfe Sahrensdorf auf der Insel Fehmarn wohnten, raubten gern die ungetauften Kinder, und man mußte diese sorgfältig vor ihnen hüten[4]). Damit kommen wir zu Holda, Frau Holle, welche die Kinder aus dem Wasser bringt. Auf dem hessischen Gebirge Meißner liegt der Frau Hollenteich, an der Ecke einer Moorwiese gelegen. Neugeborene Kinder stammen aus Frau Holles Brunnen und sie trägt sie daraus hervor. Sie zeigt sich als weiße Frau in oder auf der Mitte des Teiches[5]) In Tirol liebt Holda den Aufenthalt in Seen und Brunnen. Zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne, weiße Frau in der Flut baden und verschwinden. In der Tiefe des Wassers hat sie ihre schönen goldglänzenden Wohnungen, wo sie umgeben von den Ungeborenen sitzt[6]). So spinnt sich von den Dämonen zu den Menschen ein Faden herüber und hinüber. Überhaupt kehren aber Dämonen gern bei Menschen ein und helfen in der Wirtschaft.

[1]) Eisel S. 100 Nr. 258.

[2]) Kühnau, Schles. Sagen I S. 497 Nr. 527.

[3]) Eisel, S. 92 Nr. 233.

[4]) Müllenhoff S. 579 Nr. 596. So macht es auch Frau Hitte in Tirol, die große weiße Frau, die auf einem Stein sitzt, ihr Haar kämmt und Kinder, die in ihre Nähe kommen, in den Berg hinein führt, aus dem sie nicht mehr heraus kommen. Zingerle 2 Aufl. S. 128 Nr. 211.

[5]) Grimm D. S. S. 4 Nr. 4.

[6]) Zingerle, Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 595 Anm. Nr. 27.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So machen es auch die dämonischen Weißen Frauen. Die Saligen in Tirol kommen in den Stall, wenn die Magd die Kühe melkt, sammeln die verschüttete Milch und trinken sogar aus der Bütte. Es sind zwei schöne Fräulein mit Haaren wie Seide und schneeweißem Gewande. So lange sie sich im Stalle sehen lassen, ruht Segen auf dem Vieh und auf der ganzen Wirtschaft[1]). Auch weiden sie den Hirten, wenn sie brav sind, das Vieh, daß es zusehends zunimmt[2]). Im Voigtlande kommen ebenfalls zwei weißgekleidete Jungfrauen im Gräfenbrücker Gute, das Vieh zu füttern[3]). Auf dem Felde bei Heidersdorf (Reichenbacher Kreis in Schlesien) trifft eine Weiße Frau einen Bauern, fährt mit ihm auf dem Wagen und erkundigt sich angelegentlich nach dem Stande seiner Ackerwirtschaft[4]). Auch bei diesen in der Häuslichkeit erscheinenden Weißen Frauen ist die Grenze zwischen Dämonen und Seelen nicht immer mit Bestimmtheit zu ziehen, so bei der in der Gesindestube und im Kuhstalle umwandelnden Weißen Frau auf dem Hofeschlosse zu Hermsdorf städtisch. Sie buttert sogar eigenhändig[5]). Gerade so wie die Weißen Frauen der adligen Schlösser verkünden sie auch die Zukunft. So erscheint im Lothraer Dorfteiche eine Weiße Frau, die läßt sich mit einem hellen Schrei hören, wenn jemand im Dorfe sterben soll[6]). Im Crimmelsloche, einer Quelle bei Olsen (Voigtland), wohnte in uralter Zeit eine Weiße Frau, sie hatte ganz graue Haare und war mit Ketten angeschlossen. Die Bewohner der Umgegend kamen zu ihr und fragten sie bei wichtigen Angelegenheiten um Rat[7]).

So sind wir schließlich bei unserer Rundschau wieder bei Merkmalen angekommen, die nur der typischen „Weißen Frau" der Schlösser anzugehören schienen.

II. Weiß und Schwarz. Tod und Teufel.

Warum nun führen die behandelten Spukgestalten den Namen „Weiße" Frauen? Daß sie so genannt werden von ihrer weißen Kleidung, bedarf keines weiteren Beweises. Der Name ist aber so typisch geworden, daß auch Frauen ihn führen, deren Gewandung nicht ganz

[1]) Zingerle, 2. Aufl. S. 36 N. 54.
[2]) Ebenda S. 42 Nr. 64. 1. [3]) Eisel S. 94 Nr. 237.
[4]) Kühnau, Schles. Sagen II S. 212 Nr. 847.
[5]) Ebenda I S. 74 Nr. 89. [6]) Eisel S. 100 Nr. 256.
[7]) Eisel S. 100 Nr. 257.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiß, sondern teilweise schwarz ist, oder solche, deren Kleidung nicht weiter beschrieben wird. Aber auch ganz schwarze Frauen sind in ihrem Wesen nicht selten den weißen gleichzustellen. Andererseits aber unterscheiden sich diese schwarzen Frauen als verlorene, dem Teufel verfallene Seelen deutlich von den erlösungsuchenden und erlösungsfähigen Weißen Frauen.

Das weiße Leichenhemd.

Wenn Gestorbene in weißem langen Gewande erscheinen, so ist zunächst anzunehmen, daß sie in ihrem weißen Leichenhemde dem Grabe entstiegen sind. In solchem Hemde zeigen sich nicht bloß Frauen, auch Kinder und Männer. Unter den früher angezogenen Beispielen befinden sich einige, bei denen das weiße Gewand diesen Sinn hat. So wenn die plötzlich verstorbene Frau erscheint, um ihren Mann noch einmal zu sprechen, da sie von ihm ohne Abschied geschieden ist. Einer Magd im Oldenburgischen erscheint der Bräutigam, der im Kriege seinen Tod gefunden hat, in weißer Gestalt, um sie zu ermahnen, daß sie seinem Bruder das ihr gehörige Geld abverlange, das er ihr vorenthielt[1]). Ausdrücklich von weißem Leichenanzuge spricht eine andere Sage aus Oldenburg. Mit diesem angetan ließ sich nämlich eine gestorbene Bauersfrau bald hier bald da im Hause sehen, bis ein beherzter Mann sie anredete. Da erklärte sie ihm, sie habe der Magd, die sie so treu in ihrer letzten Krankheit gepflegt, einen neuen Wollrock versprochen, aber nicht gegeben. Er solle das Versprechen erfüllen, damit sie Ruhe finde[2]). Das weiße Totenhemd gehört so wesentlich zum Toten, daß er ohne dieses Gewand im Grabe nicht zu ruhen vermag, er strebt mit allen seinen Kräften und furchtbarer Entschiedenheit dem Hemde nach, das ihm versehentlich oder mit Absicht vorenthalten wird. Gibt man dem Verstorbenen sein Totenhemd nicht mit ins Grab, so kommt er wieder. Einmal hatte man aus Sparsamkeit nur einen Ärmel in das Gewand genäht; da kam der Tote so lange wieder, bis man ihm den fehlenden Hemdärmel hinreichte, er nahm ihn und verschwand für immer[3]). Eine Frau, der man ihr Hemd nicht bei der Bestattung angezogen hatte, kam jede Nacht zwischen 12 und 1 Uhr wieder und stand als weiße Gestalt! weinend vor dem Leichenkoffer, als man ihr das Hemd

[1]) Strackerjan-Willoh I S. 208 Nr. 173h.
[2]) Strackerjan-Willoh I S. 245 Nr. 182i.
[3]) Strackerjan-Willoh I S. 196 Nr. 171a.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

endlich auf den Koffer legte, da nahm sie es und kam nicht mehr[1]). Der Geist, dem das Totenhemd vorenthalten wird, rächt sich, und diese Rache führt, wenn sie zur Ausführung gelangt, den Tod des Betroffenen herbei. Ein Mann hatte einem Geiste, der nachts zwischen 12 und 1 Uhr auf dem Kirchhofe stand, das Hemd abgezogen und es mit nach Hause genommen. Als er im Bette lag, hörte er die Stimme des Geistes vor der Tür: „Ich will mein Hemd wieder haben, sonst geht's nicht gut." Am andern Tage zog er den Pastor zu Rate, und dieser ging mit ihm und einem Kameraden in der nächsten Nacht auf den Kirchof. Dort sollte der Mann nach des Pastors Anweisung dem Geist das Hemd anzuziehen suchen, aber kein Wort dabei sprechen. Als er das eben versuchte, gab ihm der Geist einen Backenschlag, daß er tot zu Boden stürzte, der Kamerad ward vor Schreck krank und starb bald darauf. Nur der Pastor überlebte den Vorfall und hat ihn oft erzählt[2]). Oft holt der Geist den, der ihm das Laken genommen hat. Eine Magd sieht eines Abends ein großes Gespenst im weißen Laken auf dem Kirchhof stehen. Sie glaubt, es sei der Knecht, der sie erschrecken wolle. Sie reißt ihm das Laken weg und läuft nach Hause. In der nächsten Nacht hört sie eine Stimme: „Gib mir mein Laken wieder!" Als sie auch in der folgenden Nacht dieselbe Stimme hört, gibt ihr der Bauer den Rat, das Laken zurück zu geben. Da ging sie in der Nacht auf den Kirchof und rief: „Da hast du dein Laken wieder!" „Wenn das mein Laken ist, so bist du mein!" ruft das Gespenst und ist mit der Magd verschwunden[3]). Gelingt es einem das Totenhemd für sich zu erobern, ohne daß der Geist es ihm abnehmen kann, so gewinnt er übermenschliche Kraft, wie in der Sage von dem Robler in Tirol. Aber kein Beichtvater spricht ihn mehr los und bei der Wandlung sieht er die heilige Hostie nie anders als schwarz (er ist dem Teufel verfallen[4]). Daß das weiße Gewand der sogenannten Weißen Frau auch nichts anderes ist als ihr weißes Totenhemd, sagt die Sage von der Schlüsseljungfrau von Schloß Tegerfelden im Aargau. In der

---

[1]) Strackerjan-Willoh I S. 196 Nr. 171[a]. Ähnlich die Erzählung ebenda 171[b].

[2]) Strackerjan-Willoh I S. 272 Nr. 184[m].

[3]) Ebenda I S. 271 Nr. 184[k]. Ähnlich die Geschichte ebenda I S. 271 Nr. 184[l] und I S. 270 Nr. 184[i]. Im letzten Falle handelt es sich um die weiße Schlafmütze, die dem Geiste von der Magd entrissen worden ist.

[4]) Zingerle Sagen uus Tirol 2. Aufl. S. 438 Nr. 767, 2.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tegerfelder Ruine sah man früher in der Nacht ein Licht. Kam man näher heran, so vernahm man den Klang einer Frauenstimme. Das war die Schlüsseljungfrau. Sie war des Burgherrn schönheitsberühmte Tochter, die mitten in ihrer Jugend einem Jüngling nachgestorben war, der ihr Herz gewonnen hatte. Schneeweiß gekleidet und mit fliegenden Haaren, wie man das arme Mädchen damals in die Gruft gelegt hatte, irrt sie noch immer ungetröstet um den ausgestorbenen Schloßberg[1]). Das Kind mit dem Tränenkrüglein im nassen Hemdchen erscheint in einer Schar gleicher weißgekleideter Kindergestalten, alles gestorbene Kinder, die ihr Totenhemd tragen. Und die Führerin dieser Kinderschar, Frau Holda, trägt ebenfalls das weiße Gewand der Toten.

In ähnlichem Sinne findet sich das weiße Gewand erwähnt in der Sagengruppe der Hemdnäherinnen. Im Berge verschlossen sitzt eine schöne Jungfrau, die nur zu gewissen Zeiten gesehen werden kann. Entweder am Weihnachtsabende oder am Palmsonntage oder am Karfreitage, während in der Kirche die Passion gelesen wird, steht der Berg offen, und wer das Glück hat zur Stelle zu sein, kann eintreten und findet die Jungfrau mit einem schneeweißen Leinengewande auf dem Schoße, an dem sie näht. Es ist ihr Totenhemd, und wenn sie den letzten Stich vollendet haben wird, ist der jüngste Tag gekommen, und die Jungfrau ist erlöst[2]).

Weiß die Farbe abgeschiedener Seelen.

Die weiße Farbe des Gewandes hat aber noch eine andere Bedeutung als die des Totenhemdes. Sie ist die Farbe der abgeschiedenen Seelen. Wenn die Hummelfrau nach ihrer Erlösung als weiße Taube gen Himmel fliegt, so prägt sich in dieser Gestalt der Zustand der erlösten Seele aus[3]). Aber auch die büßende Seele erscheint in weißer Tiergestalt. Als weiße Katze zeigte sich eine Seele einem Mädchen, wenn es von der Dinklager Kirche abends heimwärts ging. Als die Seele angeredet wurde, gab sie an, daß sie in dieser Gestalt umgehen müsse, weil sie jemandem Geld schulde;

---

[1]) Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau I S. 224 Nr. 167.

[2]) Kühnau, Schles. Sagen I S. 555ff. Nr. 594—598.

[3]) Eine Zusammenstellung der als weiße Tauben erscheinenden Seelen, die damit entweder als unschuldige oder erlöste Seelen gekennzeichnet sind, bei Zingerle Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 632 Anm. zu Nr. 327.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wer es für sie bezahle, werde sie erlösen [1]) Im Teufelssee am Fuß der Müggelsberge bei Köpenick hat sich früher oft ein Schwan sehen lassen, das ist die Prinzessin gewesen, deren Schloß dort in den See versunken ist [2]). Als weißes Kalb irrt öfter die Seele eines Ertrunkenen am Ufer eines Gewässers. Als schneeweiß leuchtendes Heu erblickt ein Bursche eine arme Seele beim späten Nachhausegehen [3]).

Wenn nun in der Sage vom Tränenkrüglein das allzu sehr beweinte Kind im weißen nassen Hemdchen, als weißer Strahl, in hellglänzendem Kleide, als weißes Vöglein erscheint [4]), so läßt sich ein naher Zusammenhang des weißen Totenhemdes und der weißen Seelenfarbe nicht von der Hand weisen. Weiß ist die Farbe jener Welt, die von dem Lande der Lebenden durch die Grenze des Todes geschieden ist, der Seelenwelt, der Unterwelt, die oft auch durch eine sichtbare Grenze abgeschieden ist, einen Fluß, einen Bach, einen Graben, eine Mauer u. a. Kommen Wesen der Unterwelt herüber in das Menschenreich, dann erscheinen sie nicht selten in weißer Farbe. Jungfrauen tanzen in langen weißen Gewändern um das Ufer des Sees, in dem das Schloß versunken ist, dessen Bewohnerinnen sie waren [5]). Ein weißer Hirsch erscheint den Bergleuten am Herzberg bei Goslar, als sie einen neuen Schacht abteufen, und warnt sie, sie sollten mit ihrem Beginnen aufhören, so lange das Erz im Rammelsberge unerschöpft sei [6]) Weiße Blumen blühen an geheimnisvollem Ort, die niemand abpflücken darf; so die Maiglöckchen am Fuße des Berges Slabitschken bei Bürgstein in Böhmen, und eine weiße Frau ist es, welche die Vorübergehenden vor dem Abpflücken warnt [7]). Wenn die bekannten Moosweibchen, die vom wilden Jäger verfolgt werden, bisweilen als weiße Weiber [8]) erscheinen, so drückt sich darin auch das Seelenhafte ihres Wesens aus, obwohl sie schon ganz zu Dämonen geworden sind. Die Beispiele ließen sich noch bedeutend vermehren und mannigfacher gestalten.

---

[1]) Strackerjan-Willoh I S. 245 Nr. 182 s.

[2]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 81 Nr. 85.

[3]) Kühnau, Schles. Sagen I S. 617 Nr. 653.

[4]) Ebenda I S. 534ff. Nr. 584. 585. 586.

[5]) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein S. 341 Nr. 456.

[6]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 187 Nr. 210.

[7]) Kühnau, Schles. Sagen I S. 582 Nr. 582.

[8]) Bartsch, Sagen aus Meklenburg I S. 17 Nr. 23. 1. 2. Die weißgekleideten Salgfräulein Zingerle, Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 32 Nr. 50.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weiß die Farbe des Todes und der Trauer.

Nach den vorausgehenden Zusammenstellungen kann es nicht wunder nehmen, wenn der Tod, wo er in Gestalt eines Dämons erscheint, in weißer Kleidung auftritt. Beispiele bietet das Schlesische Sagenbuch II in der wendischen Todesgöttin Morzana Nr. 1151, Smertniza Nr. 1152. Als Gans erscheint der Tod ebenda Nr. 1158. Als hohe Gestalt in ein weißleinenes Tuch gehüllt wird Smierć, der polnische Tod, geschildert, Nr. 1160. Als kleine weiße Gestalt hat man den Tod in Kolonie Schulenberg bei Oppeln gesehen, Nr. 1161. Als große weiße Gestalt in Oschiek im Groß-Strehlitzer Kreise, Nr. 1163. Als weißgekleidete Dame zu Stöblau im Kreise Neustadt, Nr. 1166. Als weiße Frau erscheint die wendische Mara, die Pest, Nr. 1174. Die ein Unglück, besonders den Tod anzeigende Gestalt der Wehklage zeigt sich bei den Wenden als weißgekleidetes Kind oder als weißgefiederte Henne, Nr. 706b; die wendische Připolniza, die Mittagsfrau, welche die Menschen, die über Mittag auf dem Felde sich aufhalten, durch Fragen zu Tode quält, ist eine weißgekleidete große Frau, Nr. 842. Wenn diese Gestalten in Schlesien auch überwiegend dem slawischen Gebiete angehören, so sind sie doch auch dem Deutschen nicht fremd. In Oldenburg sah man die Frau des im 18. Jahrhundert zu Ovelgönne lebenden Assessors Töpken oft abends mit zwei weißen Gestalten im Garten wandeln. Es waren die Wesen, die ihr und ihrem Gatten den baldigen Tod anzeigten[1]).

Die gekennzeichnete Bedeutung der weißen Farbe macht es nur zu verständlich, daß sie auch die **Farbe der Trauer** ist. Rochholz stellt in einem kleinen Aufsatze[2]) über die Leidfarbe Weiß seine Beobachtungen über diesen Punkt zusammen. Weißblühende Pflanzen wählt man zu Grabblumen, die Hauswurz deutet auf Freude, wenn sie rot blüht, blüht sie aber weiß, so kommt Leid. Weißwerden der Blätter des Buchsbaumes, die weiße Blüte bei Pflanzen der Gartenbeete Mangold, Sellerie, Salatstauden, vorzeitiges Vergilben des Rebstocks an der Hauswand bedeutet den Tod eines nahen Verwandten oder des im Hause wohnenden Ehepaars. Eine ganze Reihe von solchen Erscheinungen des Weißwerdens im Blattbestande von Kraut- und Baumgewächsen stehen mit dem Tode im Zusammenhange. Auch

[1]) Strackerjan-Willoh S. 275 Nr. 184p.

[2]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I S. 133.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die weiße Farbe an Tieren gilt als Vorbote des Todes, ebenso die weißen Flecken auf den Fingernägeln des Menschen. Diese alten Anschauungen machen es erklärlich, daß die Trauerfarbe ursprünglich nicht schwarz, sondern weiß war. In abgelegenen Gebirgstälern ist sie es noch heute, so z. B. in Avers, Ferrera, Tarasp und anderen Engadiner Ortschaften. In der Tarasper Umgegend wird der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt. Leichen von Jünglingen und Mädchen werden überhaupt weiß geschmückt und von weißgekleideten Leuten ihres Alters und Geschlechts getragen und begleitet, dies gilt z. B. ebenso im katholischen Kanton Freiburg wie im reformierten Aargauer Lande. Das ist nur eine kleine Auswahl aus den von Rochholz angeführten Beispielen. Ihnen reiht sich noch an das Träumen von weißen Gegenständen. Wer von weißen Mäusen träumt, von weißen Rüben, weißblühenden Pflanzen, weißen Haaren, weißen ausfallenden Zähnen, von weißer Wäsche, die am Trockenseil im Winde flattert — dem steht der Tod bevor.

Schwarz die Farbe des Bösen, des Teufels.

Wenn Weiß die Farbe des Todes (des Totenhemdes, der abgeschiedenen [büßenden oder erlösten] Seele, der Trauer) ist, was bedeutet dann die schwarze Farbe, die nicht selten entweder der ganzen Kleidung oder gewissen Teilen der Gewandung bei den sogen. „Weißen Frauen“ anhaftet? Den Weg weist die Zusammenstellung von Sagen, Volksmeinungen und Volksliedern bei Vernaleken [1]) unter dem Titel „Wuotan und der Tod“. Tod und Teufel werden hier, wie sie im österreichischen Volksglauben sich darstellen, vorgeführt. Mustert man die Volksvorstellungen, so fällt ohne weiteres ins Auge, daß der Tod mit der weißen Farbe, der Teufel dagegen mit der schwarzen behaftet ist. Daß der Tod in weißem Gewande erscheint, ist oben bereits festgestellt, und Vernaleken bestätigt es mit den Worten: „Weiß ist alles, was sich in Gebräuchen auf die Erscheinung des Totenmannes bezieht [2]).“ Ein aus Österreichisch-Schlesien mitgeteiltes Wiegenlied sagt:

Schlouf Jengla lange,
Dar Tud setzt off der Stange;
Ar hot an weißa Kettel on,
Ar will das Jengla metta hon (mit haben)!
Schlouf, Jengla, schlouf.

[1]) Mythen und Bräuche S. 65 ff. [2]) Ebenda S. 81.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beim Teufel herrscht die schwarze Farbe. Er kommt mit schwarzem Wagen gefahren, 6 schwarze Rosse sind vorgespannt, ein schwarzer Kutscher sitzt auf dem Bocke[1]). Auch reitet er auf schwarzem Rosse[2]). Dieser „schwarze Teufelswagen" und der „schwarze Fuhrmann" sind eine ganz geläufige Sagengestalt. Oft sind es mehrere schwarze Gestalten, die in dem Wagen einherfahren (zu Teufeln gewordene Seelen) und der Teufel fährt sie als schwarzer Kutscher. Aber auch die schwarzen Pferde (Rappen) sind nichts anderes als Seelen, die dem Teufel unrettbar verfallen sind, er reitet sie, er fährt mit ihnen, und darin besteht ihre Strafe.

Wo sich nun in das weiße Gewand der „Weißen Frau" die schwarze Farbe mischt, da hat ihr mildes seelenhaftes Wesen Anteil am Teufel. Früher mitgeteilte Beispiele zeigen, wie mit der schwarzen Farbe etwas Schlimmes, Jähzorniges und Unbändiges, in ihrem Auftreten verbunden ist. Ist ihr Gewand ganz schwarz, so müßte sie folgerichtig dem Teufel vollkommen verfallen sein. Aber die Sage ist nicht immer folgerichtig. Es gibt schwarze Frauen, die immer noch erlösungsfähig sind. Bei manchen kann man es wenigstens vermuten. Eine solche Gestalt, die teuflische und seelische Züge in sich vereinigt, ist die schwarze Frau auf dem Golen in Pommern. Auf dem Golen bei Swinemünde läßt sie sich alle Johannistage sehen mit einem großen Schlüsselbund. Als einmal zwei Mädchen am Johannistage auf den Golen kamen, kam ihnen oben alles verändert vor. Eine schwarze Frauengestalt kam auf sie zu und winkte ihnen und zeigte auf ein Loch im Berge. Als sie furchtsam umkehrten, wurden die Züge der Frau schrecklich, sie wuchs gewaltig aus der Erde empor, ihr langes schwarzes Haar flatterte im Winde und flog durch die Luft ihnen entgegen. Da flohen sie den steilen Berg hinab, aber hinter ihnen her brauste die schwarze Frau und ließ erst ab, als sie unten auf der Wiese waren. Auch einem Manne begegnete sie und führte ihn in eine offene Höhle. Da kam er in ein Gewölbe, wo Kisten mit Gold und Silber gefüllt standen. Er füllte seine Taschen. Als sie ihm aber winkte, weiterzukommen, erfaßte ihn ein Grausen und er floh. Da schlug der Berg krachend zu, und hinter ihm erscholl ein klägliches Jammergeheul[3]). Eine

[1]) Ebenda S. 85. Wie der Teufel auf schwarzem Pferde reitet, so reitet der Tote auf dem Schimmel in der Leonorensage.

[2]) Ebenda S. 86.

[3]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 23 Nr. 30.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andere schwarze Frau der gleichen Art ist die von Treptow in Pommern. Vor einem Tore von Treptow an der Rega liegt dicht an der Landstraße ein alter grauer Stein, der letzte von einem großen Schlosse. Unter diesem haust seine ehemalige Bewohnerin in verzauberter Gestalt. Allnächtlich sieht man einen Wagen, mit vier Rappen bespannt, über das Stadttor brausen und mitten auf dem Markt vor dem Rathause halten. Heraus steigt eine schwarz gekleidete Dame, sieht sich um, steigt wieder ein, und zurück geht's wieder, wie sie gekommen ist. Es ist dieselbe, die einst einem Soldaten begegnete und ihn fragte, ob er sie erlösen wolle. Er solle dann vors Tor kommen zu dem genannten Steine, sie werde als große graue Schlange hervorkriechen, die solle er küssen, wenn sie sich um ihn ringeln werde[1]). Das Teuflische tritt in der Wagenfahrt mit den vier Rappen, das Seelische in der Schlangengestalt und dem Wunsche erlöst zu werden in die Erscheinung. Eine ganz teuflisch gewordene Gestalt ist die „schwarze Grete" (Margarete Maultasch) in Tirol[2]).

Beobachtungen dieser Art sind es jedenfalls gewesen, die Strackerjan zu folgendem allgemeinen Urteil veranlaßt haben[3]). „Die Wiedergänger erscheinen in mannigfachen Gestalten. Einige zeigen sich so, wie sie sich im wirklichen Leben gezeigt haben: Körperkleidung, Benehmen sind eine treue Wiedergabe dessen, was man an dem lebendigen Menschen gekannt hat. Andere erscheinen in ihrem gewöhnlichen körperlichen Aussehen, aber in weiten weißen, grauen oder schwarzen Gewändern; es sind die Totenhemde[4]), in denen sie auftreten. Ist der Wiedergänger noch von seiner qualvollen Wanderung zu erlösen, so ist das Gewand weiß; ist es aber grau oder schwarz, so ist alle Rettung vorbei, der Wiedergänger ist auf ewig verdammt, ein Teufelsgenosse, und wird endlich ein Teufel." Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß Strackerjan in der Farbe ein äußeres Zeichen für inneres Wesen, den Ausdruck eines sittlichen Zustandes sieht.

Ein Bauer im Amte Friesoythe (Oldenburg) sah eine weiße

---

[1]) Kuhn-Schwartz S. 9 Nr. 10.

[2]) Zingerle, Sagen aus Tirol 2. Aufl. S. 552 Nr. 966. 2.

[3]) Strackerjan-Willoh I S. 221 Nr. 179.

[4]) Strackerjan-Willoh I S. 246 Nr. 182[1]. Ob sein Ausdruck „Totenhemde" auch für die graue und schwarze Farbe passend ist, muß ich nach meinen vorausgehenden Ausführungen bezweifeln, ich kann ihn nur bei der weißen Farbe für gerechtfertigt halten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gestalt auf der Diele und hinter den Kühen. Obgleich er an dem weißen Gewande sah, daß es ein guter Geist war, auch wohl ahnte, daß es der Geist eines kurz vorher verstorbenen Hausgenossen und Familienmitgliedes sei, wagte er lange nicht die Gestalt anzureden [1]). Das weiße Gewand ist also dem Bauern das Zeichen eines guten Geistes. Ein Mann aus Vechta, der mehrere Meineide geschworen und eines plötzlichen Todes gestorben war, kam wieder. Drei Tage nach dem Tode sah ihn die Magd neben dem Brunnen stehen. Sie schlug Lärm, und die Hausgenossen kamen und sahen ebenfalls das Gespenst. Da ward ein alter Pater, der noch von dem Kloster her in Vechta geblieben war, gerufen. Der Pater fragte das Mädchen, wie der Geist ausgesehen habe. Es antwortet: „Schwarz". Ob er denn gar nichts Weißes angehabt habe. „Nein", antwortete sie. Aber der Pater ermahnte sie, sie solle doch ja recht acht geben, wenn sie ihn widersehe, ob er irgend etwas Weißes aufweise und wenn es noch so ein kleines Fleckchen sei, dann könne er noch gerettet werden, und sie möge ihn nur ohne Furcht anreden, ob sie ihm helfen könne. Habe er aber nichts Weißes mehr, so sei auch keine Rettung mehr möglich. Am nächsten Tage sah das Mädchen den Geist wieder am Brunnen stehen, und wie sie ihn genau musterte, fand sie an der sonst ganz schwarzen Gestalt in der Nähe des Herzens noch einen kleinen Fleck, so groß wie ein Sechsgroschenstück, der weiß geblieben war. Sie wagte aber weder diesmal noch später einmal den Geist anzureden, weil sie fürchtete, die Aufgabe werde zu schwer sein, wenn sie seine Sündenlast auf sich nehmen solle [2]).

Andererseits geht eine Wöchnerin, die eine Wallfahrt zur Mutter Gottes in Telgte für eine glückliche Entbindung gelobt, aber nicht vollbracht hatte, als Weiße Frau um, die nur einen kleinen schwarzen Fleck hat. Sie wird erlöst, als jemand das Gelübde an ihrer Stelle vollendet [3]). Diese Beispiele reden eine so deutliche Sprache, daß ihnen nichts weiter hinzuzufügen ist.

Daß die gemischte (schwarz-weiße) Kleidung den Sinn einer Mischung von Gut und Böse hat, geht m. E. deutlich aus einer Sage der Schweiz hervor. Rochholz berichtet von der Schloßmusik der Homburger [4]). Es ist das ein nächtlicher Spuk, den man

[1]) Strackerjan-Willoh I S. 246 Nr. 182 l.
[2]) Strackerjan-Willoh I S. 248 Nr. 182 n.
[3]) Strackerjan-Willoh I S. 242 Nr. 182 c.
[4]) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau I S. 131 ff. Nr. 114.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der Hochebene zwischen Homburg und dem Rechberge im Aargau beobachten kann. Ein Zug merkwürdiger Wesen schreitet unter rauschender Musikbegleitung dahin. An der Spitze gehen kleine Knaben, auf welche größere folgen. Alle tragen weiße Hosen und schwarze Röckchen. Dann folgt eine Schar ganz schwarz gekleideter Männer. Dann kommt die Mannschaft mit der Blechmusik. Dann eine Kutsche mit sechs Rappen bespannt und besetzt mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen. Hinter ihr erscheint ein Schwarm winzig niedlicher Mädchen in weißen Kleidchen, sodann ein anderer von größeren Jungfrauen. Ein Haufen schwarzmanteliger Frauen schließt den Zug. Man wird in der Unterscheidung ganz weißer Mädchen, schwarz-weißer Knaben und schwarzer Männer bezw. schwarzmanteliger Frauen den Gedanken gar nicht von der Hand weisen können, daß damit die verschiedenen Lebensalter und Geschlechter nach Schuld oder Unschuld gekennzeichnet werden sollen.

Wenn nun neben der Weißen Frau nicht selten ein schwarzer Hund erscheint, so ist dieser entweder der Teufel oder die in einen Hund verwandelte Weiße Frau selbst[1]). Doch soll diese Erscheinung hier nur gestreift werden, da sie zwar eine weitere Verbindung der Seelenfarbe Weiß mit der Teufelsfarbe Schwarz darstellt, aber zu ihrer vollständigen Begründung eine zu umfangreiche Heranziehung neuer Beispiele verlangte und den ohnehin klaren Gegenstand nun ungebührlich in die Länge ziehen würde.

[1]) Als Beispiele, die mir zur Hand sind, nenne ich Knoop, Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern S. 104 Nr. 219 u. Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 121 Nr. 138.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Altfranzösisches in der schlesischen Mundart.

Von Dr. Heinrich Sabersky in Berlin.

Aus Morgenbesser's weitverbreiteter Geschichte Schlesiens[1]) ist die Tatsache bekannt, daß Mönche aus Frankreich, mit denen die ersten Klöster in Schlesien besetzt wurden, einen großen Einfluß auf die Kultur des Landes geübt haben, insbesondere zur Ausrottung des Waldes und zur Urbarmachung des Bodens beigetragen haben. Welchem Orden aber vornehmlich diese Wirksamkeit zuzuschreiben ist, erhellt aus „Sartorius, Verteutschtes Cistercium Bis-Tertium oder die Cisterzienser Ordens-Historie". Prag 1708 (S. 513[2]): „Die so nutzbringende *Cultivir- und Anbauung so vieler Wildnussen,* welche die Cisterzienser zu Stifftung ihrer Klöster von denen Christlichen Potentaten überkommen, und selbige hernach entwedor mit ihrer eigenen, oder der ihrigen Hand Arbeit, Unkosten und saueren Schweiß *durch Ausrottung der Wälder und Hecken, in den schönsten Feldbau, oder andere fruchtsame Wirthschaft verwandelt,* ist auch eine nicht der geringsten Wohlthaten, mit denen sie sich das gemeine Wesen verbunden. . . . . ."

Die „Fragmente aus der Geschichte der Klöster und Stiftungen Schlesiens von ihrer Entstehung bis zur Zeit der Aufhebung 1810" (Breslau 1811) berichten, wann und unter welchen Umständen die aus Frankreich berufenen Cisterziensermönche in den schlesischen Klöstern einzogen. Hier genüge die Angabe (S. 38), daß sie sich „bald nach der Stiftung des Ordens nach Schlesien verbreiteten. *Ihr erstes Kloster daselbst war Leubus.*" Danach müßte man annehmen, daß die ersten Cisterzienser schon in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts daselbst auftauchten.

Näheres erfahren wir aus Tschoppe und Stenzel „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Ein-

[1]) Vgl. Morgenbesser, Geschichte Schlesiens. Berlin 1835 S. 23.

[2]) Vgl. noch über denselben Gegenstand: „Geschichte des Cisterzienser-Stifts Heinrichau". Berlin 1846. S. 5 u. Anm. 10 dazu.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz" (Hamburg 1832) S. 137: „Im Jahre 1175 wurde Kloster Leubus mit Cisterziensermönchen aus Kloster Pforte bei Naumburg besetzt. Aber auch Mönche anderer Orden zogen *von Frankreich her in Schlesien* ein." Ebendaselbst heißt es (S. 137): „Die Augustiner Chorherren auf dem Sande in Breslau waren im Anfange des 12. Jahrhunderts aus Arrovaise in der Grafschaft Artois gekommen und verbreiteten sich in Schlesien nach Kamenz und Naumburg am Bober."

Daß die Cisterzienser ihre Sprache bei der Namengebung eines Ortes gebraucht haben, kann urkundlich nachgewiesen werden. Das ehemalige Kloster Reichenau bei Münsterberg, etwa 70 Kilometer südöstlich von Leubus gelegen, wurde 1227 gegründet, und seine ersten Bewohner waren zwölf Cisterziensermönche die von Leubus herbeigerufen wurden[1]). In dem Liber fundationis Claustri Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow, (her. v. Gustav Adolf Stenzel. Breslau 1854) heißt es S. 88 in der Urkunde vom 25. März 1303:

Incipit tractatus de Wisintal. Quarto de *Wisintal* notandum, quod hec villa constat ex duabus hereditatibus, quarum maior Wadochowitz, minor **Neteplaistba** vocabatur, quibus in unam villam redactis ipsa villa vulgariter *Wisinthal* est vocata.

In dem Buch I des erwähnten Liber fundationis, dessen Abfassung nach der Angabe des Herausgebers (S. IX) „nicht über das Jahr 1259 hinausreicht", findet sich S. 17 (fol. VII r.) in der Urkunde. „De Colasso et eius territorio" die Stelle: Sed quod in diebus illis erat terra hic in circuitu *nemorosa et deserta* hic idem rusticus dominabatur tunc temporis per multa nemora in circuitu et silvas. Unde illud territorium ex antiquo vocatur *Colacsowe*. Sed sciendum quod nunc in ipso territorio Colacsowe consistunt nunc quaedam villule, quarum nomina sunt hec: Withostowizi cum suo circuitu, Rascighi, Scalize, Jaurowizi.

Hierzu heißt es in einer Anmerkung (39) des Herausgebers: „Auf der ersten Seite des ersten Pergamentblattes steht von einer Hand des 15. Jahrhunderts geschrieben: Hec sunt nomina hereditatum monasterii cum mutacione eorum, videlicet *Colachow* quod continet

[1]) Vgl. „Fragmente" S. 46 und „Versuch einer Geschichte des vormaligen fürstlichen Cisterzienser-Stiftes Heinrichau bei Münsterberg in Schlesien. Breslau 1846 S. 10.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in se *Javoronio*, quod modo appellatur Jaurowiz; item continet Wadochowici, quod modo appellatur **Wysinthal**; item continet **Noteplaist**, quod modo dicitur nova hereditas. Hoc totum dicitur Colacho.

Man sieht aus dieser Niedershhrift eines zwei Jahrhunderte späteren Chronisten, der den uns angehenden Namen in verstümmelter Form wohl nur noch vom Hörensagen kannte, daß alle die darin aufgeführten Ortschaften, für die der Gesamname Colacho galt, in einer wüsten, waldigen, unwirtlichen Gegend lagen und man darf wohl den Schluß daraus ziehen, daß *Neteplaistba* (= Ne te plaist pas, neufranz. Ne te plaît pas)[1]) seinen französischen Namen wegen der mangelnden Anmut der Gegend erhalten hat.

In einer anderen Stelle weist der Liber fundationis noch ausführlicher darauf hin und zwar fol. XXVII v., wo der aus Kloster Leubus berufenen Mönche gedacht wird.

„Anno igitur domini MCCXXVII quinto idus Junii . . . . . Bodo, ... Witigo, Henricus egressi de sacro *Lubensis* cenobii *paradyso* ad hunc locum *tunc satis horridum et multis nemoribus obsitum*, non solum hic terram *rastro sulcantes* et *vomere* panem in sudore vultus pro nature sustentacolo comederunt.

Es wird hier geradezu auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß die Erinnerung an den ungleich lieblicheren Aufenthalt, den die Mönche verlassen mußten, sie bewogen hätte, den zwar eigenartigen, aber bezeichnenden Namen für einen Ort in ihrer jetzigen Niederlassung auszuwählen.

Auch deutsche Namen in Dörfern dieser Gegend weisen auf die Unebenheit des Bodens und die Unwirtlichkeit des Aufenthaltes hin. So "Krummendorf", „Hockricht" und „Bösdorf".

Daß *Neteplaistba* (späterhin als *Noteplaist* in den Urkunden angeführt) irrtümlich als polnischer Name galt, ist natürlich, da der Ort meistens inmitten von Namen mit polnischer Endung aufgeführt wird. Auch Pfitzner, der Verfasser der erwähnten „Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Heinrichau" ist noch dieser Meinung (S. 87): !

„Etwa $^1/_4$ Meile von Heinrichau entfernt lagen die beiden miteinander verbundenen Erbgüter (hereditates) *Wadochowitz* und *Netepleistba*. Von den Polen (!!) diesen Namen führend, erhielten sie von den daselbst sich ansiedelnden Deutschen den gemeinschaft-

[1]) In einer Urkunde v. 31. Aug. 1263 (fol. I v.) wird es Neceplaistba genannt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Namen *Wiesenthal*[2]) und es erloschen damit die obengedachten Benennungen."

Diese wenigen bisher ans Licht gezogenen Spuren altfranzösischer Einsprengung inmitten polnisch-schlesischer Ortsnamen dürften genügen, um die Ansicht zu unterstützen, daß namentlich in den Gegenden Schlesiens, in denen Klöster standen, sowohl Flurnamen, wie die Mundart selbst, im besonderen mundartliche Bezeichnungen von Ackergeräten und deren Teilen, noch manche altfranzösische Reste in sich bergen, deren Untersuchung der Sprachgeschichte unerwartete Ergebnisse zuführen dürfte und weiterhin der schlesischen Volkskunde wichtige Dienste in Aussicht stellt.

Auf einige andere Wörter, die altfranzösische Einwirkung vermuten lassen, gedenke ich in einer späteren Abhandlung zurückzukommen.

---

[2]) Vgl. Liber fundationis fol. XXXVI v.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dem bösen Amtmann, der in einen Hund verwandelt wurde.

Von Pfarrer Lic. Adolf Jacoby in Luxemburg.

Johannes Cluver in seiner „Historiarum totius mundi epitome“ berichtet zum Jahr 1632[1]):

In finibus Muscoviae Martis huius anni mense vivebat vir nobilis genere, dignitate quaestor, nomine Albertus Pericofcius. Hic miseram plebem, si tributa tardius exsolveret, pecoribus et jumentis spoliare suetus, cum domo forte abesset, unica nocte omnem injuste quaesitum gregem amisit. Extinctum subitanea internecione jacuit, quicquid rapuerat, quicquid coemerat homo improbus. Revertendi peregre nunciat servus, inde uxor, cladem divinitus immissam. Ad hoc frendere homo blasphemus, sclopetum in coelum explodere, nefandas eructare voces: Qui interfecit, devoret. Si noluisti me edere, tute edas. Ad furiosos in Deum latratus, guttae destillarunt sanguinis. Homo confestim in canem versus nigrum, ululando invasit pecudes morticinas iisque pasci caepit, ac forsan hodieque pascitur. Mulier gravida, aliquandiu viri casui superstes, tanti horrore judicii exanimata est. Non ab auribus tantum, sed ab oculatis accepi testibus, quod narro.

Diese Erzählung Cluvers ist als ein Exempel des göttlichen Zorns und Strafgerichts im 17. Jahrhundert bei den Predigern bekannt und beliebt gewesen und so verbreitet worden. Zum Beispiel hat sie der Straßburger Münsterpfarrer Johann Conrad Dannhauer nach Cluver in seinen verschiedenen Predigtsammlungen nicht weniger als dreimal verwertet. Einmal kommt er darauf im Zusammenhang mit der Vorstellung von den „Lycanthropen oder Wolffs-Menschen“ zu sprechen, wobei ihm die Geschichte von dem moskauer Edelmann als ein Beweis für die Richtigkeit des betreffenden Aberglaubens dienen muß[2]). Das zweite Mal benutzt er sie als Illustration für das Wort Gal. 6 1ff.: „Gott läßt sich nicht spotten[3])“. Endlich

[1]) 6. Ausgabe 1657 S. 790. Vgl. auch Wolf, Deutsche Märchen und Sagen 194.

[2]) Memorial, Straßburg 1663, 599.

[3]) Epistolographie, Straßburg 1683, 667.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steht sie neben der Geschichte von den Spielern aus dem Theatrum Diabolorum, in der ein Spieler einen Kruzifixus lästert und verwundet, daß das Blut fließt[1]).

Einem Sammelband der Stadtbibliothek in Ulm ist das folgende Lied eines Flugblattes vom Jahre 1633 nach meiner Abschrift entnommen.

„Drey warhafftige vnd grundtliche Zeitungen: Die Erste. Auß der Statt Luzerna im Schweitzerland / wie allda am heyligen Ostertag Fewr vom Himmel gefallen / vnd das Münster verbrandt / deßgleichen 3 Sonnen / ein schwartz Creutz sampt einer feurigen Kugel am Himmel gesehen worden. Die Ander. Was der große Wind auff dem Meer / deßgleichen vnterhalb Wien / für großen Schaden gethan hat / daß Stätt vnd Dörfer versuncken. Die Dritte. Aus Polen in dem Ampt Soldaw / wie ein Edelmann sich selber verflucht / daß er zu einem schwartzen Englischen Hund worden ist / vnd bleiben muß / biß an Jüngsten Tag / diß alles ist in das Gesang versetzt / wie folgt. Getruckt zu Franckfurt / bey Johann Fridrich Weissen / Im Jahr 1633. (4 Seiten; auf S. 2—4:)

Die Dritte.

1.[2]) Das seynd die rechte Zeichen / wol vor dem jüngsten Tag / O Mensch laß dich erweichen / merck weiter was ich sag / in Polen ein Wunder geschehen ist / dort in dem Königreiche / wie männiglich bewußt.

2. Im Ampt Soldaw merckt eben / der Fleck Beinen genandt / hat sich die Geschichte begeben / ein Edelmann bekandt / Albrecht Berkonski der Name sein / führt ein Gottloses Leben / wie jhr werdt hören fein.

3. An dem weißen Sontage / der Edelmann bereit / gar grimmig ließ ansagen / wol in dem Lande weit / ein große Contribution / die man nit kondt ertragen / wie jhr werdt hören nun.

4. Der Gulden solt jhm eben / zahlen fünff batzen werth / vnd wer das nicht kondt geben / dem nahm er Kuh vnd Pferd / ja alles Gevögel darzu / die Schwein / was einer hat zu leben / das thet er ziehen ein.

5. Vnd also hat bekommen / auff die acht tausend Stuck / so er der Gemein genommen / vermeynt es wer seyn Glück / dem König thet ers zeigen an / wie er ein große Summen / dess Vihs hat auff der Bahn.

5. Deshalb der König prächtig / lobt jhn insonderheit / der Edelmann hochdrächtig / mit stolzem Muth hinreit / vnd als er kam zu seim Hauß / sein Frau durch Gott allmächtig / gieng jhm entgegen nauß.

7. Ach Herr last euch doch klagen / das Vieh der armen Rott / ist alles in zwey tagen / gestorben durch schnellen Todt / sampt vnser Vih ist alles hin / da hub er an zu sagen / mit ganz verfluchtem Sinn.

---

[1]) Catechismus-Milch I, Straßburg 1680, 364. Theatrum Diabolorum fol. 251 (in Musculus' Fluchteufel). Vgl. Wolf, a. a. O. Nr. 191: Gottes Blut. Nr. 192: Pfeil gen Himmel. Älteste Form bei Stephanus von Bourbon (1. Hälfte des 13. Jahrh.) vgl. Journal Asiatique 8. sér. V, 1885, 220 ff.

[2]) Die Strophenziffern sind durch alle drei wieder durchgezählt und gehen in unserm Lied von 7 bis 20; ich setze dafür 1—14.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

8. Hat dann Gott so vermessen / mein Vih genommen weg / so muß ers selbst aufessen / dann ich bin wol so keck / oder will werden selbs ein Hund / vnnd das Fleisch dort aufessen / sagt sein Gottloser Mund.

9. Vnd ließ sich nicht verdrießen / zog ein Pistol herfür / thet jhn gehn Himmel schießen / vnd sprach komm nah zu mir / ich vnnd der Teuffel wollen heut / den Zorn an dir bießen / er gantz verzweifflet schreyt.

10. Die Gottes Rach allmächtig / kam zu derselben stund / der Edelmann hochprächtig / wurd schnell zu einem Hund / kolschwartz und zottend sah er auß / erstlich laufft er bedächtig / in seiner Frauen Hauß.

11. Vnd sprach Frau hochgebohren / schau an die Straff jetzund / ob mir schwebt Gottes Zoren / daß ich muß seyn ein Hund / warhafftig bis an Jüngsten Tag / ich hab mich selbst verschworen / O weh der großen Klag.

12. Wie ein Hund gantz vermessen / laufft er zum todten Vih / vnd hub da an zu fressen / schreyt ach vnnd weh schröcklich / drey Tag hatt er noch sein Verstand / darnach die Witz vergessen / vnd bleibt ein Hund im Land.

13. Jedermann zum Abscheuen / da laufft er ein vnd auß / sein Frau kondt nicht gedeyen / die starb vor Leyd im Hauß / ach frommer Christ thu das verstohn / wils dem Gesang nicht glauben / liß die Relation.

14. Darinn so wirstu finden / wie dieser Edelmann / an Gott sich thet versünden / kein Mensch jhm helffen kan / deßhalb mach dich zur Buß bereit / wiltu bei Gott erlangen / die ewig Seeligkeit. Amen.

Die Sage von dem in einen Hund verwandelten Amtmann findet sich dann ferner in zwei kleinen Werkchen, auf die ich durch Graesses Bibliographie über die Zauberlitteratur[1]) aufmerksam wurde und die mir die Hülfe der Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken zugänglich machte.

Der Titel des ersten Büchleins lautet[2]): „Güldner Hund, oder Ausführliche Erzehlung, wie es dem so genannten Cavalier aus Böhmen, welcher nicht, (wie etliche mit Unwahrheit vorgegeben), wegen greulicher Gotteslästerung, sondern durch Zauberey, in einen Hund verwandelt worden, bißhero ergangen, Und wie er wieder seine vorige menschliche Gestalt überkommen: (So nützlich und lustig zu lesen als des Apuleji güldner Esel, oder Samuel Greifen Sohns Simplicius Simplicissimus;) Erstlich in Polnischer Sprache beschrieben, anitzo aber, denen Böhmischen Lands-Leuten zu Ehren verteutschet von Cosmo Pierio Bohemo. Gedruckt zu Wrzeckowitz im Jahr 1675[3])."

[1]) Bibliothica magica et pneumatica 1843, 21.

[2]) Königl. Bibliothek. Berlin 8° Yn. 4366. Außerdem vorhanden auf der Universitäts-Bibliothek Göttingen.

[3]) Jöchers Gelehrten-Lexikon, Fortsetz. u. Ergänz. VI. 1819, Sp. 160: Pierius (Cosmy) ein Böhme, hat das in polnischer Sprache im Jahre 1676 zu

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für unsere Zwecke hier kommt in erster Linie das 1. Kapitel des Buches in Betracht, das ich in extenso gebe:

„Das I. Kapitel widerleget das Pasquill von dem Böhmischen Cavalier, und erzehlet, wie der autor durch Zauberey in einen Hund verwandelt worden

Die Lügen seyn ietziger Zeit so gemein, daß der jenige, so nicht will betrogen werden, fast nichts glauben darff. Denn viel Leute haben ihre sonderbahre Freude, wenn sie einem Einfältigen etwas überreden, und ihm also ein Hufeisen auffschlagen können. Andere muthmaßen dieses oder jenes: „Wenn es die Leichtgläubigen hören, geben sie es für Wahrheit aus, und wenn es dann in den dritten Mund kommet, scheuet selbiger sich nicht, einen theuren Eyd zu schweren, die Sache verhalte sich so, und nicht anders. Dannenhero ist derjenige ein Kind, der alles glaubet: der gar nichts glaubet, etwas unbescheiden; weil man guten Freunden oder vornehmen Leuten bisweilen etwas zugefallen gläuben solle: klug aber, der sehr wenig, und nur, was er selbst gesehen, gläubet. Denn ob schon bisweilen eine Sache nicht gantz und gar erlogen, so hat sie doch von unterschiedenen Personen so viel Zusatz bekommen, daß der zwantzigste Theil davon kaum der Wahrheit gemäß ist. So ist es auch ergangen mit der Historie von dem vornehmen Cavalier aus Böhmen, so zum Hunde worden, in welche, weil die Kupferstecher und Buchdrucker nur ihren Nutzen darmit gesucht, und auch gefunden, so viel Lügen mit eingeschliechen, daß verständige Leute solche Geschicht billig für eine Fabul halten. Dieweil aber niemand besser Wissenschafft von besagter Historie hat, als ich; als will ich dem günstigen Leser die klare Wahrheit in gegenwärtigen geringen Tractätlein mit wenigen darstellen.

Die jenigen, so offt erwehnte Historie beschrieben, irren erstlich an der Person: Denn sie setzen, es were ein vornehmer Cavalier gewesen, dessen Namen, umb seiner weitbekandten, Hoch Adelichen familien nicht zu nennen were.

O ihr Schandmäuler, wenn ihr die Lügen nicht besser staffiren könnet, als so, warumb bleibet ihr nicht mit euren Kram zu Hause? Ist des Cavaliers Namen nicht zu nennen, warumb dichtet ihr dann, er were zwar zu einem Hunde worden, iedoch were das Angesicht Menschlich verblieben? Solte dann niemand seyn, der dieses Angesicht kennen solte? zumahlen weil, wie ihr Lügenschmiede vorgebet, man ihn in einem durchsichtigen Käficht auff unterschiedliche heilige Oerter Wahlfarthen geführet, und er bis weilen neben seiner Gemahlin Caretten herlaufft? wenn dieses wahr were, würden ihn zweifels ohne viel tausend Personen gesehen haben. Solte ihn dann niemand unter so vielen kennen? oder so ihn jemand gekandt, solte wohl sein Name verschwiegen blieben seyn? Ja, ist dann seine Gemahlin so unkändlich, die schon eine große Summe Geldes auf Allmosen, Messe lesen, und andern dergleichen Gottesdienst soll gewendet haben? Oder solte wohl der Schinderknecht, so ihn das Luter

---

Wezeckowitz in 2 Theilen gedruckte Werk s. t. der güldene Hund, in das Teutsche übersetzt. — Nach einer freundlichen Mitteilung des ausgezeichneten Kenners der Volksbücher, Herrn Professor Polivka in Prag, findet sich die Vorlage der beiden Büchlein im Verzeichnis der böhmischen Volksbücher nicht. Ich kann somit darüber vorläufig nichts weiter angeben.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zubereitet, so verschwiegen seyn gewesen? Was bemühe ich mich aber solche ungeschickte Fabul zu widerlegen, da ich doch selbst der jenige bin, der in einen Hund verwandelt worden, und also am besten weiß, wer ich bin. Ich begehre mich aber heutigen Weltbrauch nach, nicht für einen Edelmann auszugeben, sondern bekenne gut rund, daß ich niemals ein Cavalier, vielweniger ein Graf, wie etliche Unverständige vorgeben, gewesen. Denn mein Vater ist ein Bauer in der Wallachey, der mich in meiner Jugend fleißig zur Schule gehalten, biß ich schreiben, rechnen und etwas Latein gelernet. Ich bin aber mit der Zeit in Pohlen kommen, und daselbst von einen vornehmen Edelmann erstlich zu einem Kammerdiener, und endlich gar zu einen Schösser angenommen worden. Woraus zu sehen, daß offt gedachte Lügenkrämer sich abermals an dem Orte irren: Sintemal ich nicht bei Prag in Böhmen, sondern in Masuren Schösser auff einem Dorffe gewesen. Es ist auch ferner fast der gantze Verlauff falsch und erlogen, verhelt sich aber in der Wahrheit also: Anno 1661 befahl mir mein Juncker, ich solte bey Vermeidung unnachlässlicher Straffe die Contribution oder Steuer einbringen, und im Fall sich jemand seine Schuldigkeit abzuführen, wegern würde, solte ich denselben pfänden, und das Vieh, oder andere Mobilien wegnehmen. Als ich solchen Befehl nachlebete, und meinem Ampte gebührende Genüge that, forderte ich unter andern auch von einer Wittwen ihre schuldige Contribution. Dieselbe aber war nicht arm, wie die obgemeldte Fabelhansen anzeigen, sondern von derselben Gattung, die das Schwerd im Maule führen, und die Obrigkeit gerne mit Worten bezahlen. Weil ich aber meinen Juncker mit Worten nicht befriedigen konnte, sondern Geld dazu von nöthen hatte; als befahl ich dem Pfänder, er solte der Frauen beste Kuh aus dem Stalle nehmen. Als das geschehen, lieffe mir das Weib zu Halse, machte mich aus, ärger als einen Beutelschneider, und stiße also böse Flüche, und Injurien aus, die immer einem bösen Weibe in den Sinn kommen können, also, daß ich endlich gezwungen wurde, diese böse Sieben mit einer Bastonade aus dem Hause zutreiben. Im weggehen ruffte sie zurücke; ich solte ihr dieses nicht umbsonst gethan haben. Es stunde über eine Stunde nicht an, da kam das böse Weib wieder, und brachte ihre Contribution. Worauff ich meinem Knechte befahl, er solte ihr die Kuh wieder aus dem Stalle holen, und abfolgen lassen. Als der Knecht zur Thüre hinaus, und ich das Geld besahe, und mich etwas buckte, schlieche die Hexe zu mir, und bestrieche mir den Nacken, ich weiß nicht mit was für einer Salbe. Zur Stund war ich ein großer, schwartzer, zottichter Buttelhund. Als ich vor Schrecken verstarret mich über die gehlinge Verwandlung verwunderte, lieffe die Hexe zur Thür hinaus. und schlug dieselbe hinter ihr zu."

Den Inhalt des Büchleins mögen die Kapitelüberschriften kurz andeuten.

2. Kap. Beschreibet des Hundes übele Abfertigung.
3. Kap. Enthält des Hundes erste Wanderschafft.
4. Kap. Erzehlet, auff was Weise der Hund seinen ersten Herrn bekommen.
5. Kap. Beschreibet des Hundes, der Spanier genennet wurde, Hunde-Künste.
6. Kap. Erzehlet noch andere Künste des Spaniers.
7. Kap. Zeiget an, wie übel der Spanier bey seinem Herrn angegeben, und endlich gar verjaget wird.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

8. Kap. Erzehlet, wie der Spanier einem Seiltäntzer sein Leben erhalten, von demselben aufgenommen und Rozum genennet worden.
9. Kap. Wie der Rozum den Seiltäntzer agiren hilfft, und endlich jämmerlich und elende abgefertigt wird.
10. Kap. Rozum bekommt einen neuen Herrn, und wird Taussäs genennet.
11. Kap. Erzehlet wie Taussäs abermals verläumdet worden, seine Verläumder aber nichts damit ausgerichtet haben.
12. Kap. Beschreibet etliche artliche Verläumdungen, so denen Verläumdern gar übel bekommen.
13. Kap. Taussäs kommt in ein Kloster, und wird darinn von dem Prior sehr verfolget.
14. Kap. Taussäs, nach dem er seine Mannschaft ritterlich verfochten, nimt hinter der Thür Urlaub.
15. Kap. Taussäs bekommt einen neuen Herrn, wird Parthenius genennet. Ihm wird mit Gift nachgestellt, deß wegen er dann darvon laufft.
16. Kap. Parthenius kommet zu einen Pfarrherrn, wird Fidelis genennet und endlich mit siedenden Wasser vertrieben.
17. Kap. Erzehlet underschiedliche Herrn des Hundes und wie er wieder zu einen Menschen worden.

Die ganze Erzählung ist offenbar eine Nachahmung des „goldenen Esels“ des Apulejus und reich an allerlei grob-scherzhaften Szenen. Die Rückverwandlung des Hundes geht endlich dadurch vor sich, daß er wieder in seine Heimat kommt und dort durch sein Weib, das inzwischen die Konkubine des Junckers geworden war, gegen deren Willen zu der Salbe gelangt, die einst bei ihrem Tode die Hexe der Frau übergeben hatte, um den Hund zu entzaubern. Nach der Verwandlung kehrte er der Heimat den Rücken und wird Soldat. Als solcher schreibt er seine Erlebnisse nieder.

Über den Stoff, den der Bearbeiter vorgefunden und bearbeitet hat, gibt nun das 13. Kapitel noch eine Reihe Aufschlüsse. Sie seien im Wortlaute eingefügt, wobei zur Erläuterung diene, daß der Hund einmal in der Kirche einen Prediger hörte:

„Der Prediger . . . kam auff die Flucher, und erzehlete von denselben unterschiedlich grausame Historien, und endlich auch die gantze Fabel von dem Cavalier aus Böhmen, der zum Hunde worden. Diese Fabel gab er für eine so unzweifliche Wahrheit aus, daß er auch die jenigen, so sie nicht glauben wolten, hefftig straffete. Was mir die Erzehlung dieser Fabel für närrische Gedancken gemacht, mag ich nicht zu Papier bringen. Dieser Prediger, so sonst auf einem Dorffe wohnete, ward mit an des Prälaten Tafel genötiget, daselbst fand sich auch ein junger von Adel aus Böhmen, welcher sich nicht scheuete in Gegenwart des Prälaten den Pater Prediger zu fragen; in welcher Bibel oder in welchem Patre er die Histori von dem Böhmischen Cavalier, so in einen Hund verwandelt worden, gelesen? Der Pater antwortete, die Geschicht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hätte sich neulich zu getragen, könte also weder in der Bibel, noch in einigen Patre gefunden werden: Er hätte aber die gantze Histori gedruckt, und wär der Hund da bey in Kupfer gestochen. Ergo, sagte der Böhmische Edelmann, so muß es nothwendig wahr seyn, weil es gedruckt ist, als wenn niemals einiges Pasquil gedruckt wäre worden. Der Erfinder dieser Fabel ist ein Ertzschelm, und wäre werth, daß man ihn mit Ruthen aus strieche. Denn wenn es eine wahrhaftige Histori, warum hat sich der Schelm nicht genennet, oder zum wenigsten den Ort namhaft gemacht, an welchen die Fabel gedruckt worden. Mein Herr Pater, wenn ihr solche Schandlügen, und Pasquillen auf die Cantzel wollet bringen, so wird man nicht sagen können, man habe Gottes Wort gehört, sondern man habe Lügen und Pasquillen erzehlen hören. Als der Prälat sahe, daß sich der Edelmann so erzürnete, legte er sich drein, besänftiget den Edelmann etlicher maßen, dem Pater aber gab er einen Leviten, und verwarnete ihn, er solte sich hinführo enthalten Avisen auff die Cantzel zu bringen. Der Pater entschuldigte sich aufs beste alss er kunte, mit Vermelden, er hette nicht anderst vermeinet, es sey eine wahrhaffte Histori, und er glaube es auch noch. Denn Gott sey ja ein Allmächtiger Gott, der da thun könne, was er wolle, und weil der Cavalier Gott so gräulich gelästert, so habe ihn auch Gott, als ein gerechter Richter in einen abscheulichen Hund verwandelt. Und were zu beklagen, daß gottlose Weltkinder sich an keine Warnung wolten kehren, sondern solche vielmehr verlachten. Ein trefliches Argument, fieng der Edelmann wieder an, Gott ist Allmächtig und kan thun, was er will. Deß wegen hat er den Cavalier aus Böhmen in einen Hund verwandelt. Auf eben diesen Schlag kan ich argumentiren: Gott ist Allmächtig, und kan thun was er will, drum hat er den Pasquillanten in einen Esel verwandelt. Woher weiß man aber, daß der Cavalier so grausam geflucht und Gott gelästert habe? Aus dem gedruckten Pasquil? Darum muß es wahr seyn. Ja hinter sich tragen die Bauern die Spieße. Der verlogne Schelm, so das Pasquil verfertiget, hat die verlogene Fabel von dem Edelmann aus Lithauen, so eben auf solche Weise zum Hunde hat sollen geworden seyn, wieder auffgefrischet, den Preißwürdigen Adel, Böhmische nation, damit zu beschimpfen. Ich versichere den Herrn Pater, daß ich diese Fabel schon vor einem virtel Jahr gehört, und des wegen so wohl nach Prag, als andere vornehme Leute da herum geschrieben, den wahren Verlauf solcher vermeinten Geschicht zu erfahren. Es weiß aber daselbsten, da es doch geschehen seyn soll, niemand das geringste darvon, sondern jedermann hält den Autoren solcher Fabel für einen Ertzlügner, Pasquillanten, und Schelm. Was weiter hiervon discurriret worden, kan ich nicht wissen. . . .“

Wir hören auch hier von einem Flugblatt mit dem Bild des Hundes am Kopf, in dessen Besitz der Prediger ist. Aus den Andeutungen ergibt sich auch schon der Inhalt des Blattes in der Richtung der uns aus Cluver bekannten Erzählung. Der Cavalier hat eine Gotteslästerung begangen und wird dafür bestraft. Während aber Cluvers Fassung den Namen des moskauer Edelmanns nennt, enthält ihn das böhmische Flugblatt nicht. Besonders interessant ist noch die Bemerkung, daß die böhmische Geschichte nur eine

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wiederauffrischung einer ähnlichen litthauischen Sage sei. Damit ergibt sich uns eine fernere Form und ein weiteres Verbreitungsgebiet der Geschichte. Daß in der That die Erzählung den Predigern als Exemplum diente, dafür haben wir schon oben die Belege aus Dannhauers Werken gegeben.

Eine neue Bearbeitung dieses Büchleins erschien unter dem dem Titel: „Der Wunderbare Hund, Oder Der durch List und Boßheit eines bösen Weibes in einen Hund verwandelte Amts-Schösser, Welcher mit seinen Avanturen den Lauff der Welt vorstellet. Aus dem Polnischen ins Teutsche übersetzet von C. P. B. Anno 1733." (95 Seiten stark[1]). Diese Bearbeitung trägt einen bedeutend stärker moralisierenden Ton an sich, als die erste, und ist, wenn sie auch im Ganzen dem Inhalt und Verlauf der ersten Bearbeitung Rechnung trägt, doch im Einzelnen wesentlich verändert. Überall sind vor allem lehrhafte Reime eingeschoben, die in der Bearbeitung der Sage vom Jahre 1675 fehlen.

Um den Unterschied deutlich zu machen, lasse ich aus dem vorhin abgedruckten 13. Kapitel das gleiche Stück der zweiten Bearbeitung folgen[2]):

„. . . Diese Verfolgung (im Kloster) aber dienete zu meinem Besten; denn ich wurde gantz andächtig, und wünschte von Hertzen meiner Hündischen Gestalt wieder loß zu werden. Ich gieng derowegen täglich zur Messe, und verrichtete, in Ermangelung der Worte, mein Gebet mit Seufftzen. Es kam mich auch ohngefehr eine Begierde an, Gottes Wort zu hören, verfügte mich derohalben einsmals in die Kirche, eben zu der Zeit, da man predigte. Der Prediger hatte sein Methodum von der Mäßigkeit, und schalte so jämmerlich aufs Fressen und Sauffen, daß einem das Haar hätte mögen gen Berg stehen. Von denen Säuffern kam er auf die Flucher, und erzehlete von denenselben allerhand Historien. Und endlich kam er auch auf die Amt-Leute, so die armen Unterthanen hart drücken, ihnen das Ihrige öffters lassen wegnehmen, ja so gottlos manchmal mit ihnen verfahren, daß sie sich auch nicht scheuen, die eintzige Kuhe, so mancher armer Bauer in seinen Vermögen noch hat, aus dem Stall wegzunehmen. O Himmel-schreyende Sünde! Die Straffe des Höchsten wird euch Amt-Leuten nicht außen bleiben. Welche Predigt mich also bewogen, daß mir die Zähren aus den Augen gerunnen seynd, weil ich eben auch dergleichen Übelthaten an meinen Unterthanen, als ich noch Amts-Schösser war, verübet habe; kunte auch vor Aengsten dieser Predigt nimmer länger zuhören, sondern habe mich mit größter Wehmuth darvon gemacht, bin auch nimmer wieder ins Closter kommen, dieweil mir das Closter-Leben nicht anständig ware, und ohnedem anders nichts als lauter Verfolgung von dem Prior leiden und erdulden müssen.

[1]) Königl. Bibliothek Berlin 8° Yn 4381. [2]) S. 73.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Muß ich gleich zu allen Zeiten
Auf der Welt Verfolgung leiden;
Lauff derhalben nicht davon
Taussäs denck es ist dein Lohn.

Eine neue Form der Geschichte bringt ein Flugblatt, das im Jahre 1785 ein Beamter im Fuldaischen unter konfiszirten Büchern, die einer Landstreicherin abgenommen worden waren, entdeckte[1]). Die Frau trug die auf einem halben Bogen gedruckte Nachricht in seinem Amtsbezirk zum Verkauf umher. Es wird zu der Veröffentlichung im „Journal“ vom Herausgeber bemerkt, daß der Ort des Druckes und die Firma gewiß eine Fälschung seien, da der Name der angeblichen Verlagshandlung nicht einmal richtig geschrieben sei. Er vermutet darin das Produkt irgend einer Winkeldruckerei.

Der Text, dem das Bild eines Hundes auf dem Titel in Holzschnitt vorangestellt ist, lautet:

„Erschröckliche Gerichte Gottes, welche sich in Schlesingen begeben an dem Herrn von Schlotberg, welcher in einen Hund verwandelt worden, den 14. Mertz 1780. Allen in Geitz ersoffenen Weltmenschen zur heilsamen Warnung unter Augen gestellet. Nürnberg, bey den Enterischen Erben.

Streng sind die Gerichte Gottes: aber auch gerecht seine Werke. Hievon giebt uns abermal der Herr von Schlotberg ein erstaunendes Beyspiel. Dieser Herr seines Alters 23 Jahr, war ein hitziger und strenger Geldgieriger Herr. Ein armer Bauer war ihm 8 Gulden schuldig, diesem weilen er nicht zu zahlen hatte, ließ er seine noch einzige und zwar schlechte Kuh nehmen; man stellte solche zu des Herrn anderem Vieh in den Stall. Die Baurenfrau nahm ihre Zuflucht zu der Gemahlin, welche jederzeit mitleidig gegen Arme gewesen, sie erhielte von solcher auch sogleich ihre Kuh. Als nun des andern Tages der Herr in seinen Stall kam, des Bauren Kuh aber nicht darinnen fand, ließ er solche von neuem in seinen Stall holen, mit hartem Bedrohen, solche stehen zu lassen: wer jammerte mehr als der Bauer, weilen er aber nicht zu zahlen hatte mußte er es mit Seufzen Gott befehlen. Was geschah? als man Morgens früh den Kühen wollte Futter geben, fanden sie solche alle gestreckt und tod liegen. auf das Getümmel der Knechte und Mägde erwachte der Herr, nahm seinen Beltz um, und gieng damit in den Rinderstall: aber wie erschrack er, da er bis 30 Stück Vieh tod fand und des Bauren schlechte Kuh allein frisch und munter fressen sah. Man mußte ihm die Baurenfrau holen, welche er mit harten Worten anfuhr: du alte Hex, jetzt will ich einen Scheiterhaufen aufrichten lassen, um dich mit samt deiner Kuh zu verbrennen, weilen du und

[1]) Journal von und für Deutschland 1785, 9. Stück, II, 224ff. Identisch damit ist „Erschreckliches Gericht Gottes, welches sich in Italien begeben an dem Herrn von Schotenberg, welcher den 14. August 1798 in einen Hund verwandelt wurde,“ vgl. Scheible, Schaltjahr I, 169 ff mit Abb.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kein anderer Mensch mein Vieh zu tod gehext. Die Baurin erschrack und sahe das verreckte Vieh an: Ach! sprach sie mit seufzen, das ist Gottes Werk, der hat solches gethan; was sprach der Herr, sich nach einem im Hof stehenden Crucifix wendent: hast du das gethan, so will ich dich mit dem Luder auf den Schind-Anger führen lassen, da kannst du mit den Hunden deine geschlachtete Braten fressen. Er nahm eine Pistol und schoß dem Bild einen Arm ab, nahm solchen und warf den zu dem Luder in den Stall und sprach: da liegt ein Luder bey dem andern. Ob dieses nun und zwar gleich nur ein Holz, so hatte er doch den wahren Gott im Himmel gemeinet, welcher ihn auch auf der Stelle gestraft und ihn zu einem Hund verwandelt. Er war wie oben gemeldet im Reisebeltz in den Stall gegangen und so wie der Beltz gesehen, so siehet auch der Hund aus. Er hat einen weißgelben Grund, darauf stehen schwarze Flecken, ist in der Größe eines Metzgerhunds mit einem langen Schweif, hat einen Menschenkopf mit langen hangenden Hundsohren. Er kann keine andere Kost vertragen als Luder, jemehr solches stinkt, je besser solches schmeckt. Weder fahren noch auf was weiches kan er liegen. Er muß allzeit bey seiner Frau seyn, und wo solche fährt oder gehet, läuft er durch dünn und dick nach, er kann weiters nichts sprechen, als Gott ist gerecht und strafet alle treulose Knecht. Auch: irret euch nicht Gott läßt sich nicht spotten. In heiliger Schrift finden wir verschiedene Stellen, wo Gott die Flucher und Gotteslästerer gestrafet. Von dem König Jerobeam lesen wir, daß er nur seine Hand ausgestrecket gegen den Propheten, und die Hand verdorrte. Im ersten Buch der Könige im 13. Cap. Auch lesen wir von Nebucadnezar, daß er als ein wildes Thier in der Wildniß eine lange Zeit leben müssen. Daniel am 4. Capitel. Dergleichen Schriftstellen haben wir viel, sind aber unmöglich hier alle anzuführen. Gott gebe, daß diese Geschichte bey allen Geitzigen, und andern Sünder, einen Eindruck erwecken möge.

Nun folget ein schönes Lied, nach der Mel. O Sünder schläfst du noch.

1. Wie streng sind Gottes Gericht,
wann wir halten seine Gebotte nicht,
nimmt er seine gerechte Waffen,
fängt an damit zu straffen,
daß wir es fühlen festiglich,
o Sünder bessere dich.

2. O Sünder spiegle dich dran,
seh hier den großen Mann,
der vor lebte in Freuden,
man nun die Wollust meiden,
und füllen sich mit Luder an,
jetzt o Sünder spiegle dich dran.

3. Ach Mensch betrachte mich
ein Herr, jung und reich war ich,
nun muß ich als ein Hund leben,
weil dem Geitz ich war ergeben,
drum straffte mich Gott jämmerlich,
o Sünder bekehre dich.

4. O gerechter Gottes Zorn,
laß mich nicht ewig sein verlohrn,
ach strafe mit Erbarmen
und sehe an mich Armen,
ach strafe nur hier zeitiglich!
und dort verschone mich.

5. Ach! Gemahlin und mein Kind,
o begeht doch keine Sünd,
gebt alles hin den Armen,
so wird sich Gott erbarmen,
daß ich nicht werd ein Höllenhund,
betet um meine Erlösungsstund.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist gar keine Frage, daß wir es mit der nämlichen Sage zu tun haben, die uns hundertfünfzig Jahre früher von Cluver aus Moskau erzählt wird, nur daß sie hier noch etwas erweitert und mit einer ganzen Anzahl Einzelheiten versehen ist, die ihre Glaubwürdigkeit vermehren sollten. Dazu ist sie in die Gegenwart übertragen worden.

Durch Nehrings Aufsatz über die slovenischen Volkslieder[1]) wurde ich endlich noch auf ein Lied in Štrekelj, Slovenske marodne pesuri I, 287 aufmerksam und verdanke der gütigen Hülfe des Herrn Dr. Abicht in Breslau eine Übersetzung dieses Textes, die hier folgt:

Es lebte einst ein Herr,
der war unbarmherzig böse,
Das Vieh nahm er dem Bauern,
Und der Bauer hatte nichts zum Pflügen.

Die Frau war barmherzig,
Das Vieh gab sie dem Bauern zurück.
Der Herr aber geriet in übeln Zorn,
Dem Bauern jagte er nach.

Am Wege stand das heilige Kreuz
Der Bauer sprach und sagte:
„O wohin soll ich mich jetzt begeben,
Das Vieh wird er mir wieder nehmen!

Ihm entgegnete der heilige Christ:
„Mach dir nichts draus, du mein Bäuerlein,
Tritt nur hinter mein heiliges Kreuz
und fürchte dich vor niemand!“

Der Herr erboste sich grimmig,
Stellte sich hin, schoß auf das heilige Kreuz,
Vom Kreuze floß das heilige Blut,
Der Herr aber verwandelte sich in einen Hund.
Am Dachfenster stand die Frau;
Was geschehen ist, versteht sie gar wohl:
„Nehmt ihn nach allen Seiten
Mit auf die Wallfahrt, damit er Barmherzigkeit erlange.“
Sie nahmen ihn mit nach allen Seiten,
Aber Barmherzigkeit hat er nicht erlangt:
Vorvoriges Jahr waren sie nach Rom gegangen,
Ich weiß nicht, wohin sie dieses Jahr mit ihm gegangen sind.

Während nun die Varianten in den beiden Büchlein des Cosmas Pierius über die Ursache der Verwandlung nur durch die allgemeine Mitteilung berichten, daß sie nach den Flugblättern oder Pasquillen auf eine Gotteslästerung zurückzuführen sei, spricht Cluver von einem Schuß gen Himmel, das Flugblatt von 1780 wie das slovenische Lied von einer Verletzung des Kruzifixes; dort fällt Blut vom Himmel, hier blutet in dem Lied das heilige Bild. Diesem Hauptmotiv der Sage sei noch etwas nachgegangen.

Der Schuß gen Himmel begegnet uns auch sonst in der Volks-

[1]) Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde VI (1904), Heft XII, 52.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sage. So wird für das Jahr 1838 aus der Gegend um Stettin erzählt, daß es damals über acht Wochen lang regnete. Ein gottloser Amtmann drohte darum dem lieben Gott: wenn er nicht in drei Tagen ander Wetter mache, so wolle er ihm schon etwas zeigen. Da die Witterung sich nicht änderte, nahm er sein geladenes Gewehr und schoß dreimal gen Himmel. Aber als er den dritten Schuß gethan hatte, versank er bis an den halben Leib in die Erde, und sank, trotzdem man den Prediger holte, immer tiefer und mußte jämmerlich sterben[1]). Wie in der Sage von dem in einen Hund verwandelten Edelmann findet sich auch hier die Variante, daß ein Kruzifixus mißhandelt wird. Dem verwünschten Freibauern bei Eger regnete es auf den letzten Wagen Getreide, der eingefahren wurde. Da schlug er in seiner Wut mit der Peitsche auf ein Kreuz, das am Wege stand und schrie: Hat der uns das Getreide nicht trocken einführen lassen können? Im Hause angekommen, wurde der Bauer krank und starb; seitdem ist er verwünscht[2]). In beiden Sagenformen ist nun allerdings von dem Blut, das aus dem Himmel niedertropft bzw. das vom Kreuz fließt, nicht die Rede, während sich dieser Zug noch erhalten hat in der Mitteilung Birlingers aus Ertingen „vor allem habe einmal ein Mann in den Mond mit einem Bolzen geschossen, da sei Blut vom Himmel gefallen[3])."

Der Schuß gen Himmel und das darauf aus dem Himmel tropfende Blut ist letzlich ein orientalisches Sagenmotiv. Darüber bemerkt Lidzbarski[4]):

„Im Talmud (Gittin Fol. 56b) wird erzählt, Titus habe, als er in den Tempel drang, den Vorhang, der vor dem Allerheiligsten hing, durchstochen. Blut spritzte dann heraus, und Titus dachte, Gott getötet zu haben. Bei Tabari (I, 469) lesen wir, Pharao habe sich einen Turm bauen lassen, um zum Gotte Mosis hinauf zu steigen. Dann habe er von oben aus ein Geschoß gegen den Himmel abgesandt, das blutig zurückkam und ihn so zu der Meinung veranlaßte, Gott getötet zn haben. Es ist derselbe Zug: Eine Waffe nach dem Sitze Gottes richten, eine Blutspur, wähnen, Gott getötet zu haben. Daß Pharao

[1]) Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen 500 Nr. 622. Temme Die Volkssagen von Pommern und Rügen Nr. 264. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen Nr. 8.

[2]) Grohmann, Sagen aus Böhmen 285.

[3]) Volkstümliches aus Schwaben I, 188 Nr. 297, 3. Vgl. ferner dazu das Material, das Kuhn gesammelt hat: Zeitschrift für deutsche Philologie I, 1868, 91 ff.

[4]) Zeitschrift für Assyriologie VII, 1892, 112.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier die tätige Person ist, ist wohl nur durch Koran 28, 38[1]) veranlaßt, und wir sehen leicht ein, an was sich die ganze Sage ursprünglich anschloß: an die Geschichte von den Turmbauern zu Babel, die Gott bekriegen wollten. Merkwürdigerweise wird aber in der Tat das Pfeilschießen gegen den Himmel und dessen Folgen im Sefer Hajjaschar (ed. Warschau 1876, 17), das von arabischen Legenden stark beeinflußt ist, mit dem Turmbau zu Babel zusammengebracht. Außerdem tritt in der arabischen Sage Nimrod als geistiger Urheber und Leiter des Unternehmens auf und jenes Pfeilschießen und das Wunder mit dem Blute wird auch in den arabischen Legenden speziell ihm beigelegt (Tha'libi p. 61, Kisai, Codex Petermann fol. 61 a)."

Wenn man den chinesischen Datierungen Glauben schenken wollte, so hätte bereits Kaiser Wen-y (1198—1194 v. Chr.) das Gleiche getan[2]). „Il prenait son ars, et décochait continuellement des flèches contre le ciel; et pour faire croire que sa vengeance était entière, il faisait suspendre en l'air des vessies pleines de sang, qu'il avait soin de dérober à la vue du peuple, afin qu'on ne s'aperçut point d'où ce sang découlait. Il publiait ensuite que c'étaient la les marques de sa vengeance." Schon bei Sze-ma-tsien (104 v. Chr.) finde sich die Sache: Wy-yih „made a leather bag which he filled with blood. He looked up towards heaven, shot at it with an arrow and decreasing said he had shot Heaven." Ich halte angesichts der immer mehr sich häufenden Beispiele von Einwirkungen des Westens auf China die Erzählung für Import aus diesem, zumal die Datirungen höchst unsicher sind. Mythisches Vorbild ist des Herakles Schuß gegen die Sonne, den schon Stesichoros und Pherekydes kennen.

Hier haben wir das Vorbild zu dem Motiv in unserer Sage von dem Schuß des Moskauer Edelmanns.

Um einen orientalischen Sagengang handelt es sich auch bei der Strafe des Stettiner Amtmanns, der in der Erde versinkt bis an

---

[1]) Vgl. Ullmann, der Koran a. a. O.: „Da sagte Pharao: O ihr Fürsten! ich habe es nicht gewußt, daß ihr außer mir noch einen Gott habt; darum laß mir, o Haman! Lehm für Ziegelsteine brennen und baue mir einen hohen Turm, damit ich einmal hinaufsteige zu dem Gott des Moses; denn ich halte ihn für einen Lügner."

[2]) Journal asiatique, 8. sér. V, 1885, 220 ff. Weiteres Material zum Himmelsschuß Mélusine publ. p. Gaidoz II, 501. III, 126. 199. 263. 313. 429. 526. IV, 34. 479. XI, 185. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVI, 177 f. In dem letzten Aufsatz beruft sich Schnippel auf Mitteilungen des Herrn Professor Dr. O. Franke in Königsberg über indische Märchen, dessen Güte ich die Nachricht verdanke, daß es sich um Jâtaka 276 (Fausbölls Ausgabe II, 372, in Cowell's translation II, 254) handelt. Die Beziehung auf unsern Stoff ist unwahrscheinlich.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den halben Leib und zu Grund geht. Das darf nicht einfach auf das göttliche Strafgericht an der Rotte Korah 4. Mos. 16, 32. 26, 10. Sir. 45, 22f. zurückgeführt werden, wo die Erde die Leute verschlingt. Vielmehr läßt schon in den demotischen Geschichten der Hohenpriester von Memphis ein Zauberer den Mitspieler, der ihn, den Toten, im Grabe beschworen hat, dreimal zur Strafe je etwas tiefer in die Erde einsinken: They set before them the gameboard with its pieces, they played at the game of fifty-two and Neneferkaptah won one game from Setne. He pronounced a spell to him, he supplemented (?) it with the draftboard that was before him, he caused him to sink into the floor his feet. He did the like by the second game, he won it from Setne; he caused him to sink into the floor as far as his middle. He did the like by the third game; he caused him to sink into the floor as far as his ears[1]). Diese Form der Strafe findet sich dann ferner in christlichen Apokryphen, deren Beeinflussung durch orientalische Märchen-, Sagen- und Zaubermotive bekannt ist[2]): Philippus läßt einen ungläubigen Priester bis zu den Knieen, dann bis zum Nabel, dann bis zum Hals in der Erde versinken. Ich weise weiter auf das jüdische Werk Schalscheleth hakkabbala fol. 44 col. 2 hin, das dem 13. Jahrhundert entstammt und in dem ein Rabbi ein ähnliches Wunder tut, woraus dann Victor Hugo den Zug in seinen Roman Notre-Dame de Paris VII, 4 übernommen hat.

Damit steht nun wieder eine Sage in Verbindung, die uns gleichzeitig auf die Variante der Cluverschen Erzählung in dem slovenischen Lied und dem Flugblatt von 1780, den Schuß aufs Kreuz, zurückführt. Der Hexenhammer erzählt[3]):

„In diocesi Constantiensi, prope Castrum Hohen Zorn ac Monasterium monialium, Ecclesia quaedam iam de novo cernitur constructa, in qua huius modi imago Salvatoris eum sagitta infixa, ac cruore effuso cernitur, cuius miraruli veritas tali ordine patuit. Miser enim quidam, dum iuxta ordinem praenotatum, super tres aut quatuor tractus balistae ad interitum aliorum a Diabolo certificari cuperet, in bivio quodam imaginem crucifixi

[1]) Stories of the High priests of Memphis ed. by F. U. Griffth, Oxford 1900, 31.

[2]) Akten des Mattheus und Andreas und die des Philippus vgl. R. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen 132f.

[3]) Malleus Maleficarum ex plurimis auctoribus coacervatus ac in duos tomos distinctus. Lugduni sumptibus Petri Landry 1596, I, 249f. Vgl. Lugduni 1669, Claudius Bourgeat, I, 164.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagitta petit, et modo quo usque in praesens cernitur, transfixit: et dum cruor miraculosus erumperet, miser immobiliter divina virtute gressu percussus figitur. Et ubi a praetereunte quodam, cur ibi fixus maneret interrogaretur, miser caput agitabat, brachiisque ac manibus, quibus balistam tenebat, ac toto corpore tremens nil respondere poterat: et alter hinc inde circumspiciens, dum imaginem crucifixi intueretur, et sagittam cum cruore effuso speculatur. Pessime inquit nequam, imaginem Domini nostri transfixisti: et alios convocans, attendite, inquit, ne fugam capiat: dum tamen ut praemissum est, se de loco movere non poterat: ad castrum cucurrit, et rem gestam narravit, qui concite descendunt, et miserum in eodem loco persistentem reperiunt, et inquirentibus de casu, dum crimen fassus fuisset, ex contactu publicae iustitiae de loco movetur, et dignam pro commissis ultionem per miserabilem mortem recepit."

Solche Schändungen der Kruzifixe seien ganz allgemein: vix inter decem imagines in bivio aut in campis repositas una integra reperitur[1]).

Nun hat Rochholz aus einer Inkunabelausgabe des Hexenhammers die Erzählung in der Form ausgehoben, daß einmal der Name der Burg Hohenzollern lautet, und ferner, daß von dem Freischützen berichtet wird, er sei auf der Stelle erstarrt und bis zum halben Leib in den Boden eingesunken[2]). Berührt sich diese Variante mit den oben angeführten orientalischen Materialien und den Sagen von dem Amtmann bei Stettin, so auf der andern Seite mit der Gestalt der Sage von dem moskauer Edelmann und Amtmann, wie sie in den beiden jüngsten Zeugnissen uns entgegentritt.

Es hat keinen Zweck, die zahllosen Erzählungen von Wundern zu sammeln, die von Kruzifixen berichten, denen Blut entfloss. Es sei nur auf den Prototyp dieser Legenden hingewiesen. Auf dem zweiten Konzil von Nicaea verwertete man im Bilderstreit eine untergeschobene Predigt des Athanasius über ein Christusbild, das blutete[3]). Vielfach nacherzählt, steht die Geschichte unter anderem auch bei Siegebert, in dessen kurzer Form sie hier wiedergegeben sei[4]):

---

[1]) a. a. O. 255.

[2]) Germania, Neue Reihe 1868, I (XIII), 47f. Meine Vergleichung der Incunabeln der Straßburger Landes- und Universitäts-Bibliothek (Hain 9239, 9240 und 9244, die zwei ersten ohne Ort und Jahr, die dritte Köln 1494) ergab freilich nur den oben abgedruckten Text ohne die beiden charakteristischen Abweichungen, die Rochholz andeutet.

[3]) Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio, Florenz XIII, 1767, Sp. 23—24. Baronius, Martyrologium Romanum, Antwerpen 1589, 496f. Surius, Historiae seu vitae sanctorum IX, 1879, 998f. Hefele, Conciliengeschichte III, 1858, 434.

[4]) Monumeuta Germaniae Historica. Scriptores VI, 333 a. a. 765.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Tempore Constantini imperatoris et Hyrenae uxoris eius in Syria civitate Beritho, quae subiacet Antiochiae, Judaei imaginem Jesu salvatoris nostri invenientes in domo cuiusdam Judaei, ibi relictam a quodam Christiano, qui ibi manserat, eam iniuriose deposuerunt, et omnia opprobria, quae Judaei Christo Jesu intulerunt, imagini eius inferebant, illudentes ei, in faciem conspuentes, eam percutientes, criminose convitiantes, manus et pedes eius clavis configentes, acetum et fel ei porrigentes: tandem lancea latere eius aperto, exivit de eo sanguis et aqua. Quod illi supposita ampulla suscipientes, ad experimentum, utrum fuerint vera miracula, quae Jesum fecisse audierunt, omne sinfirmos in synagoga sua collectos hoc sanguine aspergebant; et a quocumque languore detinebantur, omnes sanabantur. Unde Judaei tandem compuncti, ad Adeodatum civitatis episcopum omnes cucurrerunt, eique re enarrata, imaginem cum sanguine ei dederunt. Quibus baptizatis, episcopus sanguinem per ampullas divisum longe lateque dirigens, predicabat magnalia Dei; obtestatus omnes, ut singulis annis 5. Idus Novembris cclebretur passio dominicae imaginis."

In der griechischen Kirche hat diese Erzählung eine Parallele außerdem in der Festgeschichte des 9. August, nach der ein Jude in Konstantinopel Ähnliches tat und erlebte[1]).

Diese Legende gehört in den Kreis der antisemitischen Erzählungen der alten Kirche. Nun läßt sich an einer ganzen Reihe solcher Geschichten die Beobachtung machen, daß sie von den Juden auch auf Haeretiker und Zauberer übertragen wurden. Sind sie in der älteren Zeit Bekehrungswunder, so verbindet sich im Mittelalter damit der Glaube, daß durch die mit der bösen Handlung verknüpfte Gotteslästerung und -leugnung ein Bund mit dem Teufel geschlossen wird und der Täter dadurch übernatürliche Kräfte erwirbt. Der Schuß aufs Kreuz oder auf die Hostie machte, wie man das heute noch erzählt[2]), zum Freischützen. Aber gerade diese Erzählungen hat die Kirche dann wieder zum Kampf gegen die Zauberer benutzt, indem sie über Gottes Strafe an den Übeltätern allerlei zu berichten wußte. Zuletzt gehen die Geschichten von den blutenden Kreuzen wieder auf die Vorstellungen zurück, die uns in der Sage von Titus in Talmud begegnen.

Aber der Schuß gen Himmel ist noch in einer andern Richtung zu behandeln. Er spielt eine Rolle in den Sagen vom Stettiner Amtmann. Es ist doch wohl nicht zufällig, daß auch die Cluversche Sage an einen quaestor-Amtsschösser sich angeschlossen hat und daß in beiden von dem Schuß gegen den Himmel die Rede ist. In beiden Sagenformen wird der Schuß als Gotteslästerung angesehen und be-

[1]) Vgl. die Litteratur oben in Anm. 8 der vorhergehenden Seite.

[2]) Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen 330 Nr. 413. 339 Nr. 425.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

straft. Aber das eine Mal handelt es sich um das gefallene Vieh, das andere Mal um das Wetter.

Nun ist das Wetterschießen eine alte Praxis. Franz hat auf auf jene merkwürdige Wetterbeschwörung hingewiesen[1]), die aus einem Vertrag im Jahre 1508 im Schweizer Archiv für Volkskunde veröffentlicht ist[2]):

„In Charmville einer Pfarrei im Berner Jura, hatte der Pfarrer die vertragsmäßige Pflicht, auch die benachbarten Orte durch den Wettersegen vor Gewitterschäden zu schützen. Bei Wettergefahr zog er mit seinem Küster in Begleitung von Gläubigen aus dem Pfarrorte unter Gesang und Gebet zu der auf der Höhe gelegenen Kapelle des hl. Imier (Himerius), des Apostels des schweizerischen Juragebiets, wo bereits Gläubige aus den umliegenden Orten versammelt waren. Kreuz und Weihwasser waren zur Stelle. Der Küster war überdies mit einer Armbrust und mit Pfeilen bewaffnet, die der Priester segnete. Während dieser die Gebete sprach, setzte der Küster seine Waffen in Bereitschaft, und wenn der Priester zum dritten Male rief: „Wiederum beschwöre ich euch, Hagel und Unwetter," so schoß der Küster seinen Pfeil gegen die schwarzen Wolken[3]). Unter Glockengeläute kehrten nun die Gläubigen beruhigt in ihr Heim zurück. Glaubte man doch, daß durch das Abschießen des geweihten Pfeiles die Wetterdämonen aus den Wolken verscheucht und die Gefahren beseitigt würden."

Franz fügt hinzu: Darin verrät sich eine antike Überlieferung, die sich unter allerlei Formen erhalten hat.

Nicht minder interessant ist, was Franz aus Nauseas Katechismus zitiert[4]): atque licet natura quoque comparente tonitrua, quae generantur in nubibus, per crepitum sonorosiorem sicut fragore bombardarum posse fugari videantur, huius tamen rei ratio subest in hoc casu piis christianis longe alia. Also Flintenschüsse vertreiben das Unwetter, die Wolken. Es ist nur eine ähnliche Vorstellung, wenn Martin von Arles[5]) berichtet, er habe gesehen, wie ein Priester bei der Wolkenbeschwörung Steine gegen die Wolken warf. Man will damit die Gewitterdämonen verjagen.

Von hier aus verstehen sich nun eine ganze Reihe Sagen. So

---

[1]) A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter II, 1909, 70.

[2]) Archiv I, 98.

[3]) Im französischen Text des Archivs heißt es von dem Pfeil: elle partait et disparaisait dans les nuages.

[4]) Friederici Nauseae, Blanci-Ciampini episcopi, Viennensis, Catholicus Catechismus. Coloniae 1543 lib. VI, p. 1, c. 40, Bl. 281. Franz II, 42.

[5]) Martinus von Arles, Tractatus de superstitionibus contra maleficia seu sortilegia, quae hodie vigent in orbe terrarum. Romae 1559, 61'. Franz II, 40.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die von Baader erzählte[1]): Ein starkes Gewitter währte einmal so lange, daß ein Jäger, welcher auf der Landstraße war, mutmaßte, es müßte durch Hexerei entstanden sein. Er lud daher sein Gewehr mit einer geweihten Kugel und schoß mitten in die schwärzeste Wolke. Da fiel ein Weibsbild tot zur Erde, worauf das Gewitter sich augenblicklich verzog. Ähnlich bei Birlinger[2]), Hauffen[3]), u. a.[4]).

Es ist dafür nur eine Abwandlung, wenn man ein Messer in die Windsbraut wirft und die Hexe oder der Hexenmeister dieses dann im Leibe hat[5]), oder wenn den Hexen, die als Sturzwellen auf dem Meer daherkommen, der Degen entgegengehalten wird, sich darauf die Fluten rot färben und die Frauen daheim krank liegen[6]) vgl. ille incantat turbidum tempus quibusdam conjurationibis et evaginato ense . . . alii, quum descendere viderint quandam nubem, quam quidam magonem vocant, quae solet de mari haurire cum navium periculo, aquam illam evaginato ac vibrato ense quibusdam conjurationibus praecidere quodammodo simulent[7]).

Er wird wohl unter dem Einfluß der andern Sagengruppe von dem Schuß gen Himmel, um Gott zu treffen, geschehen sein, daß sich auch der ursprünglich kirchliche Brauch des Wetterschießens zur Gotteslästerung in der Sage umgeformt hat, wofür zum Schluß noch ein Exempel[8]):

„In Veltheim am Elm war man bei der Ernte einmal mit dem Einfahren des Getreides beschäftigt, da zog ein schwer Gewitter herauf, und so sehr sich auch die Leute abmühten, nun noch das letzte Fuder einzubringen, es kam immer näher und näher und einzelne schwere Tropfen fielen bereits. Da holte

---

[1]) Mone, Anzeiger IV, 1835, 309. Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie 1876[4], II, 910.

[2]) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, 313 Nr. 500.

[3]) Sammlung gemeinnütziger Vorträge hrsg. vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntgisse in Prag Nr. 230: Der Hexenwahn von A. Hauffen 1897 S. 16: Ein Pfarrer schießt mit einer geweihten gläsernen Kugel eine Hexe aus einer Gewitterwolke und übergibt sie dem Gericht.

[4]) Schon Delrio in seinen Disquisitiones magicae, die 1599 erschienen, erzählt S. 708 diese Sage. Vgl. auch Wolf, Niederländische Sagen 373 Nr. 290.

[5]) Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche I, 1848, 208 Nr. 365. Birlinger a. a. O. I, 324 Nr. 524, 4. 525.

[6]) Müllenhoff, Sagen, Märchen, Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg 1845, 224 Nr. 307.

[7]) S. Bernardinus Senensis (um 1400) opera omnia ed. de la Haye 1745, I, 41.

[8]) Kuhn und Schwartz a. a. O. 144 Nr. 172.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Herr des Gutes, ein gar gottloser Mann, seine Flinte und schoß gerade ins Gewitter hinein, aber in demselben Augenblick kam ein gewaltiger Blitz, der zerschmetterte ihm einen Arm und einen Fuß und er starb eines jämmerlichen Todes. Zum ewigen Andenken an diese Freveltat, hat man sein Bild mit den zerschmetterten Gliedern an der Kirche zu Veltheim in Stein ausgehauen, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist."

Altorientalische Sage, christliche Legende, mittelalterlicher Zauberglaube und kirchliche Wetterbenediktion verbinden sich in der Sagengruppe zu stets neuen Formen, während zugleich sich in der Sage von dem in einen Hund verwandelten Amtmann die soziale Notlage des Bauernelendes wiederspiegelt und Luft schafft.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein schlesisches Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben.

Von Karl Rother.

Den literarischen Nachlaß Heinrich Hoffmanns von Fallersleben besitzt die Königliche Bibliothek in Berlin. Er enthält unter Nr. 29 einen Aktenband mit der Aufschrift: Idioticon Silesiacum. 1823. Darin sind in ziemlicher alphabetischer Ordnung, zum Teil auf eingeklebten Zetteln, etwa achtzehnhundert Wörter der schlesischen Mundart verzeichnet. Die Jahreszahl deutet darauf hin, daß Hoffmann sofort nach seiner Übersiedelung nach Breslau mit der Stoffsammlung zu einem Schlesischen Wörterbuche begonnen hatte, die er — mündlichen Mitteilungen zufolge — auch fortsetzte, nachdem er Schlesien längst verlassen hatte (1842). Veröffentlichte er doch 1857 in Frommanns deutschen Mundarten (IV 163ff.) etwa 400 Wörter, die in der Handschrift blau angestrichen sind.

Für die Weise seiner Sammelarbeit ist es bezeichnend, daß nur etwa zehn Wörter den Vermerk „mündlich“ tragen. Einen verhältnismäßig auch nur kleinen Teil scheinen ihm Freunde, besonders aus dem Gebirge, mitgeteilt zu haben, worauf einige beiliegende Zettel und die Bezeichnungen Geb., Gl. Geb., Liebau, Breslau, hindeuten. Alle übrigen Wörter mit den einschlägigen Belegstellen sind Lesefrüchte aus alten und neueren schlesischen Büchern, Handschriften und Zeitungen. Etwa neunzig derartiger Quellen sind angegeben, die wir mit wenigen Ausnahmen nachgelesen haben. Dabei fand es sich, daß Hoffmann aus vielen Werken verschwindend wenige Beispiele bringt und wohl kaum ein Buch vollständig ausgeschöpft hat. So führt er aus dem Wörterbuche des Konrad von Heinrichau 1340 (Mitteil. XII u. XIII) nur das eine wenig kennzeichnende Wort Wagener an, wie wohl doch darin eine Menge in der Mundart heut noch fortlebende Ausdrücke vorkommen. Ungenau bezeichnet sind manche Belege insofern, als er bei alten Drucken, die keine Seitenzahlen haben, gar

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keine Angaben macht. Wir haben die Blattbezeichnungen hinzugefügt. Bisweilen ist nur Verfasser und Jahreszahl, manchmal nur der Verfasser oder gar nur dessen Anfangsbuchstabe angegeben. (St.-Steinbach).

Nicht ermitteln konnten wir folgende Quellen: Assmann G., Liegnitzer Chronik 1672 (Oberwurf); Bernh. Hs.; Czepko an Donath (gehoft) Kalkstein (Frat, Wolf); Luthers Jnnkelin Todesfall 1652 (Wasserkrum); Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.; das Buch ist zwar auf der Stadtbibliothek vorhanden, aber handschriftliche Ergänzungen dazu waren nicht zu finden; Reinhart Mich., Einfält. Bericht 1587 (gewächsig), Wichard (Funze). Nicht eingesehen haben wir Adelungs Nachlaß, Kgl. Bibliothek in Berlin.

Von Quellen führen wir nur eine an, da das Buch wenig bekannt ist: Sylvanders Gebett Und geistlich gemeinte Feld- und Hirten-lied 1670. Es ist insofern noch bemerkenswert, als es mit zu den ältesten Schriftwerken gehört, in denen Stellen in Schlesischer (auch niederdeutscher) Mundart vorkommen; allerdings sind diese von keiner besonderen Bedeutung.

Zur Veröffentlichung geeignet ist von Hoffmanns Wörtersammlung nur ein kleiner Teil, denn Weinhold hat sehr vieles aufgezeichnet, vieles ist in den Mitteilungen des Schles. Vereins für Volkskunde niedergelegt; auch sind Opitz, Logau, Wenzel Scherffer, M. Grosser, (Mitt. III Bd. VI 57) und Casp. Schwenckfeldts Stirpium et Fossilium Silesiae Catalogus. Lips. 1601 besonders bearbeitet worden, und endlich hat Hoffmann selbst bei Frommann ausgewählte Wörter bekannt gegeben. Von diesen ist allerdings das Wort Pose gänzlich zu streichen, da in der angeführten Stelle aus Steinbergers Tagebuche ganz deutlich „Hoosen“ zu lesen ist.

Zu jedem Worte habe ich die etwa in meiner Heimatsmundart von Grunau bei Camenz noch gebräuchlichen Formen, womöglich mit Beispielen hinzugefügt und mit R. bezeichnet. Meine Zutaten sind außerdem bei jedem Worte durch einen neuen Abschnitt gekennzeichnet. Die Belege sind bis auf die wenigen aus Schottel und Lamprecht schlesischen Ursprungs.

Von Abkürzungen seien genannt:

Adel. Nachl. Adelungs Nachlaß. Berlin.
adj. Adjektivum oder adjektivisch.
adv. Adverbium oder adverbial.
ahd. althochdeutsch.
Bl. Blatt.
Br. E. Breslauer Erzähler. Wochenschrift 1800—1809.
Br. Kr. Breslauer Kräutersprache.
Ders. derselbe.
DWb. Deutsches Wörterbuch v. Grimm.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dict. Diktionarium.
Fn. Fülleborn, Breslauer Erzähler.
Geb. Gebirge.
Ged. Gedichte.
Gl. Geb. Glatzer Gebirge
gl. glätzisch.
Hs. Handschrift.
hdschr. handschriftlich.
Henneb. Spieß, Beiträge zu einem Henneberger Idiotikon. 1881.
hd. hochdeutsch.
Jhrb. Jahrbücher.
Leipz. K. Albrecht, die Leipziger Mundart. 1881.
Litt. Beil. Litterarische Beilagen zu den Schles. Provinzial-Blättern.
m. Masculinum.
Ma. Mundart. ma. mundartlich.
nhd. neuhochdeutsch.
pl. Plural.
Pr. Bl. Schlesische Provinzial-Blätter.
Ra. Redensart.
svw. so viel wie.
Schwenckf. Stirp. Schwenckfeld, Stirpium et Fossilium Silesiae Catalogus. Lips. 1601.
Schwenckf. Ther. Schwenkfeld, Theriotropheum Silesiae. Lign. 1603.
St. Steinbach, deutsches Wörterbuch 1725.
vb. Verbum.
vgl. vergleiche.
Vok. Vokabularium.
Weig. Weigand, deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. 1910.
Weinh. Beitr. K. Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. 1855.
ZfdW. Kluge, Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

ab, ob. M. Opitz 1629 S. 252: *Da ich mich klag ab meiner Pein, — Ab meiner Pein und tiefsten Leiden.* Noch jetzt hört man häufig ab statt ob.

Mir nicht bekannt; wohl nur phonetisch zu beurteilen. Aber als Verneinung ist das Wörtchen noch üblich. *ap ap* R.= nein, um Neustadt. Pr. Bl.: *ab! eine Verneinung des gemeinen Volkes.*

abdrucken, sterben. Sylvanders Feldt- oder Hirtenlied 1670 S. 13: *und das Herze klopffte, wie wann es abdrucken soll.*

Butschky, Rosen-Thal 1679 S. 1006: *Stunde seines letzten Abdruckens.* Lichtstern, Schles. Fürsten-Krone 1685 S. 279: *weil dessen eintziger Sohn Lesko ohne Erben frühzeitig abdruckte.*

abdusein, abprügeln; besonders jemand um den Kopf schlagen, daß er duselig wird. Adel. Nachl.

abgewähren, etwas abliefern. Adel. Nachl. DWb. I 47.

Abichte, eine Ohrfeige. *Ich will dir bald ein Abichte geben.* Meisneri Sil. log. hdschr. Ergänzung.

G. W. Keller, Sprichw. HS 1722, Bl. 142 b: *gob ihm an abichte, doß em die Gusche gleß.* DWb. I 27 *einem eine äbichte geben, eine maulschelle mit verwandter Hand.* Vgl. aebich verkehrt, links. Weinh. Beitr. 5.

abschätzig, gering, nichtswürdig. Adel. Nachl. So auch DWb I 96.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adelt die, die Feuchtigkeiten, die sich aus dem Düngerhaufen absondern. Gl. Geb.

də âdeltə R. Kuhjauche, die aus dem Kuhstalle in eine besondere Grube läuft. *es richt nōch âdəltę R.*, auch *nō âdəls R.* vb., *a âdəlt*, fährt Jauche aus; der Acker, die Wiese wird *gəâdəlt R.* DWb. I 177 *der adel.* Glätz. Monatsschrift 1799 S. 471; *mil dem Atel oder Mistlake.*

ädern, plagen oder quälen: *wie ädern eines doch die Kinder*, Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg. Adel. Nachl: *ädern wird jetzt noch gebraucht für quälen.*

mhd. ædern. Cunrad Gotfried, †1633 B. 4: *daß liebe Schlesien . . . vnsäglich außgeplaget, — Vnd durch-geädert wird.* DWb. I 179. Tscherning, Früling 1642 S. 21. *Hat der und jener sich nicht genugsam müssen quelen, — Und ädern in den grund?* S. 177: *da uns der tolle Mars bis auf die Seele kränket — Und ädert Stadt und Land.*

Agelaster, Elster. Fr. von Blumenau, Staats-Schule S. 500: *Agelastern der Politic.*

mhd. agelster, alster, elster. Vok. v. 1409, Hs. der Königl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, Bl. 154b: *pica, alester.* Mylius Mart., Nomenclatura 1619: *Aglaster.* Schwenkfeld, Theriotrophium 1603 S. 333: *Aglaster, Algaster, Algerte*, (*óljertə* heut noch in Braunau) *Atzle, Elster, Egerste.* J. Chr. Günther, Ged. 1737 S. 467: *Bald schwatzt sie wie das Maul der artigsten Aglaster. âglostər R.* ist heut noch allerdings seltenes Scheltwort, von dessen Herkunft das Volk keine Ahnung hat. Der Vogel heißt heute *šalóstər, šǫloster R.*

ainlich, ailich. Damit wird die Empfindung in den Zähnen ausgedrückt, wenn man etwas Herbes ißt, oder etwas Feilen hört; wenn die Feile einen gellenden Laut hervorbringt, so sagt man: die Zähne möchten einem ainlich werden. Gl. Geb.

aęnlich R. werden die Zähne vom Genusse sauerer Gurken oder halbreifer Äpfel. Der letzte Satz oben ist nur ein Vergleich.

Albkraut, Albraute: Sil. Absinthium ponticum. Schwenckfeldt Stirp. 1600 S. 6.

Meine Mutter bezeichnet mit Albraute den Erdrauch, Fumaria officinalis.

älebig, oder olebig, einfältig, abgeschmackt. Er sieht alebig aus; es schmeckt alebig. Fn.

In der Form *élēwich* ist mir das Wort aus der Hirschberger und Nimptscher Gegend mitgeteilt. *a tut élēwich R.*, er ist traurig, mißgestimmt, einsilbig, gedrückt. Herm. Bauch, Tälsch Vulk 134:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fischla, doas schunt seit gestern ziemlich eeleewig thoat und heute früh uffm Rücka eim Wosser loag.

Almer die, ein Schrank, Spint. Prov. Bl. St. I 14: *capsa, armarium, repositorium.*

olmərR. noch in meiner Jugendzeit vielfach für Speiseschrank bräuchlich, stirbt aber aus. mhd. *almerlin, almerl.* Schweinichen 127: *sie hätte sich an eine Almer gestoßen.* Pol, Jhrb. I 162: *Almarien und Kasten erbrochen.* II 180: *Axt in die Almar geworfen.* Schles. Robinson 1723 S. 137: *Es fanden die Diebe in einem Schiebling eines verborgenen Aelmerleins auch Obligationes.* Philo, Leutenot 66: *Ei allen Almern, allen Schübeln.* Pestbericht (Glogau) 1680 D: *Allmerey.* Steinberger, Tagebuch z. J. 1742 S. 140b: *eine almer erbrochen und Gläser herauß gestohlen.* Ders. z. J. 1503 S. 1426 (nach *Pol*): *Zum Gedächtniß ist Ihr Rother Rock Von Tuch, in die Kirche zu S. Niklas in eine Almer aufgehenckt worden.*

als, ganz? M. Opitz, 1624 S. 50: *Bin ich gleich als entzückt.*

Altbüssergasse in Breslau. Bresl. Erzähler 1801 S. 185: *Was man jetzt anderwärts und kier Altflicker und Schuhflicker nennt, welche sich mit neuer Arbeit nicht befassen sollen, hieß in älteren Zeiten Altbüßer.* Daher auch statt Kesselflicker: *Paul Frohm, ein Kesselbüsser* genannt wird. Angelii, märkische Chronika. Fol. 270. In Breslau kommen vor und noch 1412 Altbüsser vor.

Stenzel, Urkundenbuch 529, Urk. v. 1399, betreffend Görlitz: *Darnach sol Nieman kejnen Kretzem haben in eyner Meyl na der Stat, noch keynerley Hantwerkman sol da siczen, sonder ein Altpuzzer alder Schuche und ein Smyt, der Pflugeysen scherphet.* Bresl. Ratsdekret von 1400; *Wir haben obereyn getragen mit unsern Edelsten und mit Willen der Schuwort vnd auch der Altbusser.* Butschky, Rosen-Thal 1679 S. 1178: *Büß- und Besserung der Lücken.* DWb. I 572,1. Vgl. Lückenbüßer; Zubuße.

Eine besondere Bedeutung, die weder DWb. noch Weig. anführen: verbüßen = verschmerzen, einen Verlust verschmerzen. Ein eingegangenes Tier *fərbist ma nə gernəR. dás īs fərbistR.*, dieser Verlust tut nicht mehr weh. *dâs wār ich wul fərbisa misaR.*, schwer einzuziehendes Geld verlieren müssen. Franz Schönig, Ged. 64:

doch mußt ichs schon verbissa;
do hulf halt nischt derfür.

Altemagd, heißt 1., der Wachtelkönig, rallus crex, von seinem Geschrei: Knacht knacht, als wenn es die Stimme der Sehnsucht einer

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alten Jungfer wäre. 2. Die Wiesenwolle, Eriophoron politachion. L. Adel. Nachl.

ālę mât. R. Knacht *knāchtR.* = Knecht.

Ammacht, Ohnmacht. Joachim Sartorius.

ōmacht, ōmechtichR. Conrad Baumgarthen, Legende der hl. Hedwig 1504 C3d: *das ſy ſam amechtig worden gesehen.* Sartorius J., Psalter 1591 S. 258: *Ich bin Elend, leid Ammachts Queel.* Kegeler, Nützl. Regiment 1568D: *dienet vor alle Omacht.* Dict. Bresl. 1620 *ohnmächtig.*

Ganz anders ist zu beurteilen das Wort Amecht, amacht mit dem Sinne Verrichtung, Dienst, das wohl älterem ambaht „Amt“ entspricht. Conrad Baumgarthen, Legende der hl. Hedwig 1504 AA6d: *vgerdehalb iar das amecht der czungenn vnd den tret der fusse gentzlich hatte verlorenn. Alſzo das yr czunge so sere was zu krampffet, das yn yrem munde davon wenig wart geseheu.* BB5: *das amachts der fusse gantz nicht hatte.*

Hierher gehört auch die Verwendung „Gottesdienst, Amt“ bei dems. E4d: *In den kyrchen do ſy bey den gotlichen amachten pflagk czu ſeyn.* E5b: *Auch gab sy nymandt rede ader andtworth vnder den gotlichen amachten . . . vnder den gotlichen gesprechenn adcr ammachten. . . gleichwol wolde ſy das gotliche amacht nicht da heymen ader in der kamer, als vnder weylen fursten vnd herren pflegen czu thun, horen.* E6a: *bey dem amachte der heyligen messe* a3c: *Der gotlichen amachten vnnd czu mole messen nam sy szo fleissigk war.*

anblähen, anblahen, anhauchen. Adel. Nachl.

åblān. blā mich nich aſu åR. = wende dich seitwärts, daß mir dein Atem nicht ins Gesicht kommt! *blā a hols nich aſu hārR* = blähe den Hals nicht so auf. Jem. die Zunge blähen = ihm die Zunge zeigen.

anglemmen, anzünden; „hast du angeglemmt?“ Das neutrum heißt anglimmen und: hat angeglommen. So unterscheidet man auch anschwemmen activ. und anschwimmen neutr. Adel. Nachl.

glemmen = Pfeife rauchen: *a glemt a gantsa tākR.* Sich beglemmen: *a hōt sich bəglemtR.*, er ist mit einer Sache böse hereingefallen. *dār hōd a bəglemt R.*, er hat ihn hart angefahren. Drohung: *dīch war ich bəglema R.*, dich werde ich tüchtig strafen. Ebenso *dīr wār ich a glomich tsaęja R.*

ankrätisch, händelhaft, geneigt auf die kleinste Veranlassung zu Zank und Schlägerey. Einer, der nach dem Sprüchworte die Ge-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legenheit vom Zaune bricht. Pr. Bl. Auch Br. E. gl. (1806, 441) *dås if a åkritš* — häufig auch *åkrīpšR.*, zänkischer Mensch. Gryphius, Dornrose 1661: *die zwee spinnen doch ollen okroot on.*

Anraum, Schmutz. Sylvanders Feld- oder Hirten-lied 1670 S. 32: *klaubte sitlich den Anraum von meiner Haut.*

år a ọm R., der Schmutz, der sich innen an Kochgefäße ansetzt. Tarnau bei Frankenstein. Ra.: *dō štrōft dər kesəl a ūwatōp, di raọma olębędẹ R.* Weinh. hat in dieser Ra. „rämen“ von „Rom“, Ruß. Mich dünkt „rauma“ sei wohl das Ursprüngliche.

anstellig, wer sich zu allem gut stellt, Geschicklichkeit zu jedem Geschäfte besitzt. Adel. Nachl.

Nicht nur schlesisch. Aus der Ma. mir nicht bekannt.

anziefern, sehr frieren bis zum Zähneklappen. Nachl.

a frīrt, dos a tsīwerṭR. Wolff Heinr. v. Falkenhain, Winterbild 1681 B. 2:

Die katze liegt dabei,
Und macht in asch und staub ihr eine heisse streu,
Darauf sie schniebend ruht. Die andern thiere ziefern,
Das Maul gefreuret fast, wenn sie erstarret giefern.

Apuhrstübla, Emporstübchen. Apuhrkirche, Emporkirche. Die Chöre oder Bühnen. Auch sagt man: er wohnt apuhr. Geb. Berichtig.

vgl. mhd. embor. H. v. Schweinichen, Merkbuch, (Wutke 210): Die Fürstlichen Personen, sowol die Chur- und Fürstl. Abgesandten neben dem Fr. Frauenzimmer seind auf die Porkirchen geführt worden, welche mit schwarzem Tuch bekleidet gewesen.

arfeln sich sehr mühen, eine Last zu heben, oder etwas in den Armen zu erhalten; heißt auch sich armfeln. Adel. Nachl.

Jungen armfeln sich, sie ringen miteinander, um ihre Kräfte zu messen. *wuln (wul) mər inf amōl ormwəln (ormwan)? R.* So auch Mitt. XII 219.

ärmlich, das im Essen oder Trinken einen übeln Geschmack hat, oder im Reden verdrießlich ist, als: es schmeckt ärmlich, er bringt ärmlich Ding vor. Bernh. Hs. (Quelle nicht zu ermitteln.)

ermlich R. ißt auch ein Kind, wenn es langsam und wählerisch beim Essen ist. *tu ni afū ermlich R.*, wenn es zimperlich tut.

arrdrehsig, überdrüssig. Gl. Geb.

ūrdrisich, R årdrisich, R verdrießlich, ärgerlich. Ziegenhals. Philo, Dorfhexe 11: *der urdrüssige Kretschmer.* Ders., Heemte 59: *ur-*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drüßig. Vielleicht gehört dazu auch Urassel. Philo, Leutenot 212: *Stift mer kee Urrassel ahn!* Philos Erkl. im Anh. zu Sonntagskinder: Umstände, Unzuträglichkeiten.

arrten, spricht der gemeine Mann für arbeiten; Arrt für Arbeit; „auf die Arrt gehen", zu jem., um dort für ihn zu zu arbeiten. Adel. Nachl.

arbtaR; uf arbt gīnR. Sylvanders Feld- und Hirten-lied 1670 B 8. *Drumb heißt es bettet, arbtet und traut Gott.* B8ᵇ: *Bett und arbt mein Hirtelein.* c9ᵇ: *Arbte im schweiß.* Logau III 227: *Die Steuer trillt uns noch, noch Arbter vnd Gesinde.*

arthaftig, schicklich, anständig. Adel. Nachl.

Ein Kleidungsstück muß *šunt owiək ârthoftich aǫsfolnR.,* es muß *ârd un gəšikə hânR.*

artlich, sonderbar, wunderlich, wenn es von Personen gebraucht wird; wunderbar, nicht leicht erklärbar, von Sachen. Als ein adv. heißt es: sehr; ich bin gar artlich aufgefallen; er ist gar artlich angeführt worden.

Mir nur als Adv. bekannt. *dâs īs gâr ârtlich (gǫrâtlich) šinR; dos tut gor ârtlich wīR.* Christ Colerus (Hippe) 192: *Ihr artliches Manier und Sitten.* Irenäus M. Christ., Adams Predigt 1580 C4: *die eusserliche vnd jnnerliche Gliedems . . . viel künstlicher vnd artlicher formiret.* A. Calagius, Rebecca 1590 Aᵘ⁶: *die affect artlich zu wissen brauchen.* Ders., Tetrasticha 1602 A5ᵇ: *Ers aber artlich dannen streich.* Joh. Heermann, In Noth 1651 E2ᵇ: *Welches uns artlich zeiget die bedrengte Witwe.* Eigenartig in der Grafschaft gebraucht. S. Klesse, Glatzer Vierteljahrschrift IV, 158.

äsbig für auswendig. „Innig und äsbig." Adel. Nachl.

äschern sich erhitzen, wie das halb frz. echauffiren. Man sagt auch: sich eräschern. Adel. Nachl.

DW. I, 585. Weinh. Stoppe, Ged. II, 1729, S. 14: *Ma äschert sich bis ei dä Nacht. sich ǫpeschernR.,* sich durch eiliges Arbeiten ermüden. *ǫeeschernR.* am Aschermittwoch die Stirn mit Asche bezeichnen. Zum *ǫeeschern gīnR.*

ässe, vescus, das wohl zu essen. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.

ässe, hell oder lichte, von Mehl und Brot oder Semmel, ohne an Eßbarkeit zu denken, (wie Herr Adelung angibt); auch von andern Dingen: ein äße Gesicht.

ässen, füttern, aufäßen, auffüttern. Besonders von Vögeln, die den Jungen das Futter bringen, oder aus dem Kropfe herauswürgen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann: ausäßen, so lange füttern, bis sie sich selbst Futter suchen können. Ein seltener Fall, daß der Schlesier das weichere ß für das im Hchd. gewöhnliche z braucht. Adel. Nachl.

aufpärschen, sich sehr entrüsten; besonders von streitenden Hühnern, wenn sich die Federn emporsträuben. Adel. Nachl.

a pärṣ̌t sich R., prahlt, brüstet sich. DWb. VII 1405. Philo, Leutenot 4: *Kee Mensch sol nie nich pärschnig tun.* S. 90. *A pärscht sich wie a reicher Man.*

Augst. Logau 199; Er warte bis zum Augst, da wird man deutlich kennen, — Wer täglich sey zur Ernt und würdig zum verbrennen.

C. Baumgarthen, hl. Hedwig 1504 EE2: augstmond (septembris). Im Kalender von Colerus 1591 kommen die Ausdrücke Augst und Ohst für Ernte öfter vor.

ausarrten, ausackern, auspflügen; wird gebraucht, wenn die Saat verdorben ist und der Acker zur neuen zubereitet werden muß; er hat das Winterkorn ausarrten müssen. Adel. Nachl.

Aus der lebenden Ma. mir nicht bekannt. M. Grosser, Anleittung zu der Landwirtschaft 1590 C^{b}: *Wenn man die Ecker zum seen pflüget, so nennt man diese arth Ackerarbeit, Aarn.* S. C^{vjb}: *so wirffet man die vorigen Bethe mit dem Pfluge ein, Also, daß die Bethforchen so von dem eingeerndten Wintergetreyde geblieben, gegen einander geworffen, eben gemacht werden, Vnd diese Arth nennt man auch Aarn.* S. D$^{ij\,b}$: *Die Ecker zum Haber arnet . . . arnen sie mit dem Pfluge unter.* Schottel 1651: *begeylung und beartigung des Ackers.*

ausgäcken, aushusten. Adel. Nachl.

Es ist zu unterscheiden *kăka R.* stark husten, *də kăkə R.* der Husten, und *geka R.* brechen, sich übergeben. Stoppe, Ged. 1728, I 65: (Sorgen,) *Ihr geckst doch keine Eyer aus.* Übertragend: angecken, *âgeka R.* anfahren, anschreien.

ausholippern. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg. DWb. IV 2, 1718. D. C. von Schwenckfeld, Konfutation, o. J., etwa 1555, B4^{b}: *schelten, schmehen, lestern, vnnd außholippen.* M. Christ. Irenäus, Wasser Spiegel 1556 A4: *wie man die Prediger lestert, schmehet, schendet, ausholhipelt.* Schickfus 1625 I 70: *Aber wie Bescheidenheit allzeit gelobet wird, also ist sie fürnemlich in Historien zu gebrauchen, . . . darinne niemand verletzt, verschertzt (!) vnd ausgeholippert wird.* Ders. IV 221: *Opicius ward hierüber vbel geschmehet vnd ausgeholippert.* Joh. Colerus, Kalender 1591: *Was fraye ich nach solchen Thersiten,*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist mit dieser meiner gutgemeinten Arbeit solchen Hohhüplern wenig gedienet.

aushosen, jem., etwas aus seiner Hülle hervorziehen oder davon befreien. Der Flachs hoset sich aus, wenn er die Wurzelhüllen fallen läßt. Adel. Nachl.

Wurzelhülsen, besser Wurzelblättchen, die untersten Stengelblättchen. Kleesamen steckt in den Hosen oder Putzen. *klīpū́tsa draša īs kēnə laęc͡ḫtə árbaęt R.* Wenn die Federn der berauften Gänse wieder zu wachsen beginnen, so stecken sie noch in den Hosen. Hosen heißen auch die Federn an den Oberschenkeln des Hausgeflügels, die von den Flügeln bedeckt werden.

auslöfeln, aushülsen. Schoten auslöfeln, die Samen aus den Hülsen machen. Ohnstreitig von Löffeln, welches nach seiner alten Bedeutung ein hohles Behältnis heißet. Adel. Nachl.

Erbsen *lēfəln R.*, sie über einen hölzernen Teller laufen lassen, wobei die guten schnell abrollen, schlechte, Gesäme und Fremdkörper aber liegen bleiben. Veraltet. Breslau: Schoten *aọsmī́fəln R. mī́fel, R.* Schotenkörnchen. Henneb. *ausläufeln.* (lēfəln ist „läufeln" d. h. laufen machen. Siebs).

auspleudern, auch auspledern, ausklopfen, Kleider ausklopfen. Das Licht auspledern, durch schnelle Bewegung eines Tuches etc. Die Stube auspledern, durch schnelles Auf- und Abgehen kalt machen. Adel. Nachl.

Die beiden Beispiele stimmen, aber nicht die Erklärung *ausklopfen.* Eine Schürze *plēdərt* man *aọs* oder *op R.*, indem man sie durch schnelles Bewegen in der Luft vom gröbsten Staube oder von leicht anhaftenden Gegenständen befreit. Das Reinigen des Getreides auf der Pleuder geschieht ebenfalls durch Luftzug. *dər wint hōt mic͡ḫ oṛntlic͡ḫ aọsgəploędert R.*, bei einem Gange über Land. 2. Kleider werden gepleudert durch vieles und langes Tragen: *dá rōk hả ic͡ḫ orntlic͡ḫ geploędert R.*

ausschlerren. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.

ausschoren, mit der Schaufel den Schnee etc. wegschaffen. Der Schnee war so groß, daß ich mich zum Hause herausschoren mußte. Den Weg ausschoren. Adel. Nachl.

šnī šūṛn gīn R. ist eine vielerorts nötige Gemeindearbeit. Einen Graben *aọsšūṛn R.* mit einer Schippe oder einem Lapsch. (Mitt. XV. 147.) Das Getreide auf dem Schüttboden *fortšūrən R.*, umschaufeln. M. Grosser,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anleytung zu der Landtwirtschaft 1590: *Wasserforchen, die rewmet man mit einer Schorschauffel.*

äussern sich vor etwas, sich entsetzen. Adel. Nachl.

aussdereinig, und redst kein auß der einig Wort. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.

ausswig, außerhalb. Bresl. Infect. Ordnung 1558: *außwig der Stadt.*

vgl. Henneb. öswig.

awig, inwendig. Off der awige Seite, auf der inwendigen Seite. Gl. Geb.

Bale, ein, Kuß von einem kleinen Kinde. Streit, Litt. Beil. 1787, S. 232.

Mir unbekannt; dafür *a šmotsla R.* Dem. von *šmots, šmåts R.*, Kuß.

Bamme, Butterbrot. D. Stoppe, Ged. 1. Samml, 1728 S. 129: *Weiln die Kinder nach dem Sande greifen, — Weil der Hund die Butter-Bamme nimmt.*

S. Weig. I 202 Bemme. Als schlesisch mir nicht bekannt.

barhetig, mit bloßem Kopf. Adel. Nachl.

hēt R. n., Kopf, *hētla R.* Köpfchen, aus früh nhd. Heupt, Haupt. Zusammensetzungen damit sind noch bräuchlich: *hētkisa R,* Kopfkissen, *raọthēt R; sulåthētla R; mṓhētla R.*; *a hētla knōbliḉh R; ſanthēt R.*, angeschwemmte Sandbank; sandiger Strich auf dem Acker. *uf əm ſanthētə štīt də ſimrijə går dinə R. štēnhēt R.*, angeschwemmtes Steingeröll. *tsu hēta,* zu Häupten, am Kopfende. Weig. I 157. Gryphius, Dornrose 1651: *Schlag der ock de Grillen ossem Heete.* Ra: *əs hēt lån R,* sterben. A. Calagius, Rebecca 1599 B 4: *leg mein haupt nicht sanfft, biß* . . . Ebenso bei Gryphius, Dornrose 53.

barmherzig, weinerlich. Adel. Nachl.

Mehr bekannt in diesem Sinne ist barmen, *a bormt gor sīr R.*, er klagt und jammern; sogar *wit R.*, wohl doch „wüten", wird in gleichem Sinne gebraucht. *a wit går tsu ſīr im dos kint R.* Das Wortpaar *a wit un tōpt R.* bedeutet schließlich auch nur ein überlautes und unwilliges jammern. Von leicht zum Weinen geneigten Personen die überall verbreitete Ra: *dī hōt går nōndẹ ås wosər gəbaọt R.* barmen auch Henneberg.

bauen (= leben) Casp. Cunrad: *Das Elend bawest du — fugam captas.*

Cunrad, Annualium 1615 A 5. Eschenloer I 176; *der ehe sein Fürstentum übergab und das Elend bauete.* I 257: *in das Elend*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehen. Vechner, Ergissung der Katzbach 1608 B 4b: *20 Jahre im Elend so herumb gezogen.* Schickfus, Schles. Chronika 1619 II 9: *Das Elend in der Fremde bauen.* Ders. III 517: *Beifellig Recht ist das Gastrecht, Elendrecht, vnd Notrecht.* (*Bresl. Gerichts-Ord. 1416.*) Irenäus, Adam 1580 A bb: *abermal ... ins Elend verjagt.* Tscherning, Früling 1642, S. 26: *Es ging dem Joseph traun bey seinem elendsstande — Weit besser als zuvor in seinem vaterlande.* Hallmann, Adelheide 1684, S. 25. *Nachdem du dreizehn Jahr das Elend fast gebaut.*

mhd. ellende, stn. md. enelende, anderes Land, Ausland; leben in der Fremde.

Bechner, N. Jacob, Unterricht von den Bienen 1568 C5: *Es ist ein Strauch, davon die Bienen viel Nutzung haben, Bechner, lateinisch, Frangula, oder Schießbeeren-Holtz.*

Rhamnus cathartica L. Kreuzdorn und Rhamnus Frangula L. Faulbaum, beide als *šaęsbārhults(R.)* volkstümlich benannt.!

befohren. Dict. Breslau 1610 Dd 3b: *Vereor, ich befohre mich* Vechner in der Ergissung der Katzbach 1608 hat für vereor *beyfahr tragen.* Opitz 1624, S. 3: *Alß dann ihre Seel, wann ich mich nichts befohre;* 1629, S. 231: *eh' als ich mich befohre.* Elias Maior Äsop. Fabeln 1656: *und als er sich befohrte — Er werd' an diesem Orte — Vom Koche leicht ertappet.*

Schweinichen 1575 II 133: *dürft euch keiner Kaiserl. Ungnade befahren.* S. 222: *befahren sie sich eines Überfalls.* J. Colerus, Kalender 1591: *Wenn man sich befahret, man möchte mit dem Stroh durch den Winter nicht reichen.* Pol, Jahrb. I, 24: *Im Fall, daß der gegebenen Geiseln halben etwas zu befahren.* Troilo, Orient. Reise-Beschr. 1676, S. 327: *wir befahrten uns allezeit der Mohren.* P. Titus, Passions-Gesangb. 1603 E: *du darfst dich gar befohren nicht.* Schles. Robinson 1723, S. 167: *von denen ich meinen Untergang befahre.* Bertermann, Ged. 1861, S. 213: *Ên hulfs denn woas, wenn ich mich fo'rte?* — Schweinichen zu 1575, S. 153: *Ob sie nun derowegen von J. F. G. Beifahr trugen, konnte man nicht wissen* Eschenloer zu 1470 II 208: *hättet ir solche Fare nicht dürfen haben.*

begitscheln, besänftigen, zu etwas überreden. Adel. Nachl. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.: befriedigen, auf gute Gedanken bringen. Prov.-Bl.: jemanden durch Liebkosungen zu etwas vermögen.

dī ālə hōd a doch bəgitšəlt, dos ar ols fərmacht hōt R.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begratschen, betasten, begreifen. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg. *musdən ols bəgrotša R?* mußt du dem alles b.

Behemuth. Val. Triller 1555: *das dich nicht bringt zu schande der stoltze behemut.* Soll wohl Behemoth bedeuten — Leviathan und Behenoth.

Steinbergers Tagebücher, Hs. S. 180, zum Jahre 1746: *Das Wunder-Thier Behemoth oder Rhinoceros.*

bemalkern, etwas begreifen und dadurch beschmutzen. Adel. Nachl. *bəmuljert, bəmoljərt R.*

berähmen, mit Ruß aus dem Ofen oder Schornstein schwärzen. Du hast dich berähmt, darvor man auch sagt: du hast dir den Küchenschlüssel angehängt. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.

Für die wirkliche Bedeutung *bərömt R.* zu *röm R.*, Ruß. Bildlich *a höt sich bərämt R., däm höts orntlich də nåfə bərämt R.*, er ist mit einem Geschäft hereingefallen. Ra. *bəšisa wī a römkåtər R. römtitə R.*, eine schmutzige Nase. Der *römfaslamån R.* gehörte früher zu den regelmäßig wiederkehrenden „Rimträgern".

beschlimme, decipio. St.

beschlumpern sich, sich das Kleid unten naß machen. Adel. Nachl. *šlumpə R.* ist ein Scheltwort für eine Frauensperson, die *šlumpricht R.* einhergeht, nachlässig und unsauber in der Kleidung ist.

beschnopern, etwas beriechen, beschniffeln. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg.: heißt eigentlich beriechen wie die Hunde, und wird gebraucht, wenn jemand etwas aus Fürwitz betrachtet und angreifet: du mußt nicht alles beschnopern.

dī mūs ols bəšnäpern R. über alles reden. Verschiedene davon *bəšnåpern R., bəšnäpern R.*, bebeißen. *də genfə hån a gantsa waen bešnåpert R.* Eine alte magere Person ist *„gants tsufómagəšnåpert, gantz tsufómagekrucha R".*

bestichzen, fürwitzig besehen. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg.

bestillen. Christoph Colerus: *Drumb, Ihr Eltern, last bestillen — Eures Herzens, Angst und Schmertz.* (Nicht gefunden.)

Ders. (Hippe) 195: *Ein wildes Schwein sich nicht bestillet.* Ephraim Herrmann, Verehrungs Aehren D 2b: *Ach könte dieses Kraut bestillen solch Verlangen.* Hofm. v. Hofmannswaldau, Geistl. Oden 9: *Wer sich bestillt und alles Gott befiehlet.* Ders., Getr. Schlesier 173: *der hier auf dem Altar die Göttin soll bestillen?* Joh. Christ. Günther, Ged., Ausg. 1739, S. 1005: *die Wehmut lässet sich durch keinen Zwang bestillen.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betätsche. Wenn sich jemand bei andern gar familiär aufführt, oder gemeine macht, so sagt man: er ist gar betätschn. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg,

Mir nicht bekannt; aber „gemeine“ im vorliegenden Sinne ist noch bräuchlich. *əs īs gär ſīr a gemēnər herR. a macht sich tsú gəmēneR. a īs reċht gəmēnšoftliċhR.*

Bett-Indelt, Inlet. Krünitz, öc. Encycl. IV. 336.

de indəltə; pl. *də indəltaR.*

betulich, einschmeichelnd; dergegen jedermann den Dienstfertigen, Gefälligen macht. Pr. Bl.

bətūliċhR, a kâṇ ſiċh bətūnR.

betunken sich, heißt sich neigen, sonderlich bei den Kindern. Meisneri Sil. loq. hschr. Erg.

Reflexiv ist uns das Wort nur in übertragender Bedeutung bekannt. *a hōt siċh orntliċh bətuəktR.* = er hat sich berähmt; siehe dass. Dagegen: Der im Sitzen Schlafende tunkt mit dem Kopfe. Ein Ertrinkender tunkt noch ein paarmal auf und verschwindet dann. Jemanden tunken, durch Beweise überführen, mundtot machen. tunken, wie mhd. Eine dicke Tunke, eine auffallende Freundschaft.

beuchen, die Wäsche und Garn aussieden und auskochen, daß der Unflat ausgehe. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.

Pol, Jhrb. z. J. 1606. V 30: *kam bei einem Leinweber vom Garnbeuchen Feuer aus.*

beuten, wechseln, teuschen; umbeuten, umwechseln, umtauschen. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg.

beyhändig, praesens. St.

Bienenroos, Sil. Favus, Weben. Theriotr. 480.

Meine Mutter versteht unter *bīnrusR.* den Bienenkot.

Bietz, der Busen. Dan. Stoppe, Ged. II Samuel. 1729. S. 119: *Die ertzgalanten Bürger-Mädgen sind hier zu Lande Tag und Nacht nicht auf das Wachstum ihrer Tugend, wol aber auf den Bietz bedacht, den sie durch Schrauben und durch Kunst abscheulich groß zu machen wissen.*

der pitsəR. gewöhnlich nur in der Einzahl gebraucht, — die Mehrzahl ist roh — bezeichnet sowohl Mutterbrust als auch Muttermilch. *paṇla wīl a pitsla hânR.* Das Kind *pitstR.* ebenso wie Säugetiere; das ist aber durchaus kein roher Ausdruck. Für stillen sagt man schenken. Wie lange hast du ihm geschenkt? Roher ist der Ausdruck *de dūdəlR., dūdəlnR.;* das Kind *dūdəltR.* Irenaeus Christ.,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

De Monstris 1583_{b2}: *Weiber, denen die Dutten bis auf die Knie herab hangen.* Schwenckfed, Theriotrophium 1603 S. 21. *Brust, Dutten; Mamma.* Davon kommen wohl die Ausdrücke der Kindersprache *tita R.* trinken; *də titə R.*, der Trunk. *wils də tita? wils də milatitə hân? R.* Willst du trinken? Willst du Milch zu trinken haben? — Dutten weder im DWb. noch bei Weig.; Kaltschmitt bezeichnet es als sd. Altenburger Ma.: Bietz.

birnen, brennen. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg.

mhd. brinnen, brennen, leuchten. Schles. Infect. Ordn. 1680 S. 34: *Hauß-Arzneyen, Wacholder-Beeren, Birnstein.* Eschenloer, z. J. 1459, I, 129: *Rauben, Morden, Birnen.* I 135: *die euch börnet, die euch zwinget.* I 320: *Am Tage börnet ihn mit die Sonne.* Firmenich II 293, a. d. Primkenauer Bruch: *de Finger und de Kleider druoa verbirrn.* Mir nicht bekannt, statt dessen: *fiĉh fərbrin.*

Blakrich, der, Fehler. Adel. Nachl. 2. Haufen Kot.

1. *plakriĉh R.* Troilo, Orient. Reisebeschr. 1676 S. 632: *ohn einigen Placker oder Fehler.* 2. *kīplakriĉh R.*, *kīplopa R. Kuhfladen.*

blattern, die Blattern bekommen. Pol, Jahrb. III 87: *Kinder und alte Leute blatterten sehr.*

Joh. Christ. Günther, Ged. 1739, S. 999: *die jüngeren haben noch nicht geblattert.* Glätz. Monatsschrift 1799 S. 561: *Kinder, die noch blattern sollen.*

Blauen. *Die groben Tücher, welche die Schiffleute, wenn es regnet, über ihre Nachen spannen, heißen Blauen, wenn sie gleich nicht blau, sondern dunkelgrau sind. Ebenso unsere Fuhrmannstücher, welche wir falsch mit dem P aussprechen.* Neue Bunzl. Monatsschrift 1800 S. 147.

dər plaọawân R. ist auch der ledergedeckte bäuerliche Kutschwagen im Gegensatze zur Pritsche (slav. *brička.*) und Jechanale. (s. o. S. 143.) Philo, Leutenant 116: *A Plaue-Wan mit alem Plunder der klunkert state hingerdrein.* Hier ist ein mit roher Leinwand gedeckter Marktwagen gemeint. Troilo, Orientalische Reisebeschreibung 1676 schreibt stets Planen; so S. 68: *haben ihre grosse lange schwärtze Planen oder Zelter, darunter 20 Mann nebst ihren Pferden gut stehen können.* S. 472. *auf dem Felde unter ihren aufgespannten Planen und Zelten bleiben.* G. Freytag, Erinnerungen 1886, Werke I 26: *Langsam nähert sich der Lastwagen, seine graue Plaue überdeckt die Waaren.* Daneben hat F. auch „Plane". Zeitungsanpreisung, Volks-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ztg. 6. VII. 1913: *Ernte-Raps-Plauen, wasserdichte Schober-Plauen, wasserdichte Plauen für Lokomobilen und Dreschkasten.*

blitzen, etwas stark zuschlagen, daß es eine Erschütterung gibt. Mit der Türe blitzen, mit dem Fenster blitzen. Er hat die Türe recht zugeblitzt, zu stark angezogen. Breslau.

Der Wind *plitst* das Fenster *tsū R.* Die Mutter *plitst* dem Kinde *a ârš aǫs R; plīts, m. plitsə, pl. R.* Das Kind *krīĉht plitsə R.*

bobern, rinnen, in einem Bogen und schwach durch ein Röhrchen. a Boberla machen, heißt in der Kindersprache seinen Urin lassen. — Wahrscheinlich von Bober, welches vielleicht in der schles. Gebirgsgegend ursprünglich ein Fluß oder der Fluß hieß, so wie Nil in der altägyptischen Sprache auch Fluß bedeutete. Adel. Nachl.

In meiner Heimat ist das Wort nicht bekannt, wohl aber im Riesengeb. Seine Beziehung zu dem Flusse könnte wohl nur eine mittelbare sein.

ich **böckelintze,** hirco similis sum. St. s. ZfdW. XIV 219.

böcken, pöken, schreien. Pol, Jahrb. V 67: *mit unziemlichen Anböcken, Anschreien.* III 114: *gepökelt und geschrien.*

Grafschafter Ra: (Wilhelmsthal, Oberdörfer). *dĭ pākt ni mē R.* mit Beziehung auf ein mannbares Weibsbild gesagt. Klesse führt pläkt und Pläke an. *dār hōd ən orntlijə pläkə R.* Philo, Leutenot 7: *Und päkt: Du ganz imfamer Range.“* 167: *Nee, päkt de Wäbern.* Steinbach 1725: *gebläcket, ich bläke, mugio.*

borschüssig, vor sich hin; wenn nämlich jemand vor sich hinfällt, sagt man; er ist borschüssig hin- oder hinuntergefallen. Meisneri Sil. loqu. hdschr. Erg.

G. W. Keller, Das im Sprichwort redende Schlesien, Hs. 1722: *gob em finffingerkraut zu kusta, doß a borschüssig zurück de trepp nunterfiel.*

Bott der vox non ubique nota vas. St. Bottig, Brau = Bottig, daher der Böttcher oder Böttner.

Damit zusammenhängend wol auch die Büte, die Röhrbüte, *büte, rērbūte R.* in Frankenstein ehemals der große öffentliche Brunnen, der durch die Röhrenleitung vom Grochberge dauernd gespeist wurde. *du worst gor lassə baę dər būte R.* „Büttner“ in Pol, Jahrb. V 109. Eine andere Bedeutung von „Büte“ bei D. Vechner. Ergissung 1608: Vber diß hat diese Flut nicht wie sonsten bei mehlichen gewachsen, sundern ist hauffenweise, wie große Büten gewaltzet gekommen. Spottend sagt man *de kūę kimt friš fum büttner R.*,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d. h. die Kuh ist so mager, daß ihr die Rippen gleich Reifen hervortreten. Kinderreim zum Singen:

bitnər, bitnər bum bum bum,
draęmōl im də tunə rim.
wen de tunə plotst,
lest dər bitnər ən forts.

Brackel, ein wenig. Wort ock 'n Brackel. Brönkala, brönkaln stammen daher und heißen Brosamen und Brotkrumen, und daß andere Brosamen herabfallen lassen. Gl. Geb.

brakla R. Ein- u. Mz. von Brocken. Das *gəbrakə R.*, viele Brocken statt eines ordentlichen Stückes Fleisch. *briəkala R.* oder Streusel vom Kuchen klauben. *a briəkala R.* auch Zeitbestimmung. *das gebriəkəl kān ich ne laęda R.*

brändinzen, nach Brand riechen. Pols Jahrb. V 82.

es riẹht brénintsiẹh R. Siehe ZfdW. XIV 219.

Brandrete, Brandbock, Brandrute. Adel. Nachlaß.

Erhalten in den Redensarten: *„a is derə wī ən brántrētə R.“ „du waŗšt wul nō uf dər brantrētę dərfrîren!“ R.* er ist dürre wie eine Brandrete; du wirst wohl noch auf der B. erfrieren! Meine 82 jährige Mutter erzählt, in alten Öfen, die sie aber auch nicht mehr gesehen hat, habe man müssen die Töpfe auf der Ofengabel *„ahindər raęta“*. Diese Ofengabel sei wohl die Brandrete gewesen. Konrad v. Heinrichau 1340: *brandreyte tedale.* Fischer, Schwäb. Wtb.: *Brandreitel, Reitel, Stange zum Feuerschüren.* Bei H. Hoffmann, Sumarlaten, mhd. Glossen, steht S. 1 *Andela brantreite* unter einer Anzahl Pflanzennamen, und S. 33 *Andena, brantraite* unter einer Wortgruppe mit der Überschrift *De uasis celarii.* XII. Jahrh. Hans v. Schweinichen, Merkbuch, (K. Wutke, S. 7): *Es müssen auch Handlanger, Holzhauer, Wasserträger und Bräter in die Küche bsstellt werden. Item von Eisenstangen, Brandretten und anderen, wie es die Köche möchten angeben, verschafft werden.*

Bräuchla. Schöpsenmagen, vielleicht Bräuchle. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg.

Braus. Fr. Scholz, Ilias mal. Suidn. S. 18. *Wo wor ein schönes Hauß, Wo vor ein Garte war, liegt mürber Ziegel-Brauß.*

Hofmannswaldau, Verm. Ged. 50: *Wo die größten Pfeiler waren — Da liegt itzt ein wenig Graus.* Ders., Begräbnis Ged. 31: *Wir funden manche Stadt in Ziegelgrauß verkehrt.* Pol, Hist. Incend. 1629 S. 90: *von den schweren eingebrandten, vnd eingefallenen Kirchen Dach,*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sparn Werk, vnd Ziegelgrauß. Philo, Leutenot 168: *Doas Haus. doas zeeberts Lumpenpack. — Doas wird itz amtlich eingerissen, — Bis uf a letzten Ziegelbrack.* Weig. I 753.

Brenngaden. Die Erlaubnis, Gold und Silber zu kaufen, nannte man den Brenngaden. Etwas genauer wird der B. in der Urkunde Heinrichs VI. von Breslau bestimmt, nach welcher er in dem Rechte, cremationis seu purificationis argenti bestand. Litt. Beil. 1786 S. 140.

Siehe Gadem.

Brodem, der, vapor, gebrodemet, ich brodeme, halo, exhalo. St. Hauch lebender Wesen. Mündlich.

In der ersten Bedeutung mir nicht bekannt; wohl aber: H. Hoffmann, Sumerlaten, Glossen a. d. XII. Jahrh. S. 20: *Vaporo, i dŏmon l brademe. brōdəm,* Dunst des heißen Wassers. *əs brādəmt R. maḉ də tīrə ūf, dos dər brōdəm náọstsīt R.*

Bröslein, Brosamen. Christ. v. Efferen 1655.

Lebend ist dafür *briəkạlạ R.* n. Sprichw.: *briəkala maḉa brūt R,* vgl. Brocke.

brücken, pflastern. Pol, Jhrb. III 115: *den Fleck am Ringe, da die Altbänker feil haben, aufs neue gebrücket 1540.* Daher die Straßennamen in Breslau: Schuhbrücke, Schmiedebrücke, wohl die ältesten gepflasterten Straßen. Auch nd., Chytraeus Nomenclator 1582: *Via strata, eine brüggede strata.*

From. III 33, Helgoland. Ma.: *Brög, Pflaster, gepflasterter Weg.* M. Grosser, anleytung zu der Landtwirtschaft 1590 K v: *von grünen jungen Erlen, mit der Sege, Pfölichen oder Stöcklein schneiden, und den Boden damit Brücken in den Ständen, wie mit Steinen.* Pol, Jhrb. III 129: *der Damm hinter Kleinburg bis in die Hälfte gebrückt, da vorhin kein Stein war.* III 144: *das Kauffhaus gebrücket.* III 148: *Bauholz und Bräckedielen.* Neue ök. Nachrichten 1780, S. 90: *Dammsetzer oder Steinbrücker.*

Butterstiele. Sil. Galium tenuifolium. Schwenckfeld, Stirp. 82.

Schwenckf. führt dazu noch auf: Megerkraut, Labkraut, Walstroh. Wegestroh, Gliedekraut. Das gelbe Labkraut, Galium verum, heißt in Grunau *glīdẹgeəla.*

oḉ de gū́da glīdegeəẹ
maḉa de gelte unts putərfās eəẹ! R.

Darre, Vogelkrankheit, wenn sich der After entzündet. Schwenckf. Theriotr. S. 174.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

də dorẹR. ist ein Büschel Federn am Schwanze des Geflügels, am Bürzel; er wird zuweilen ausgerissen.

Därrlich der, dürrer Mensch. Gl. Geb.

dərlendərR, ein viel gebrauchtes Scheltwort. Ebenso Dorre, ein mageres Weib. *ən āle dóre*; *ən rēne dóreR.* Beide auch von Tieren gebraucht. Andreas Calagius, Rebekka 1599 B_{vj} b: *Als etwa ein dürlendig Heu.* Herm. Bauch, Juchhe 36: *Zwee derrlendige Johanne.*

dermite, bedeutet: so, deswegen. z. E. I dermitte; ja so. „dermitte woar a ne do", deswegen, drum war er nicht da. Adel. Nachl.

Verstärkt: *dō dərmiteR.* Dieses Wort ist zwar von Drechsler, Mitteilungen XIII. XIV. S. 668 behandelt, und Bsp. 3 und 5 stimmten zu obigen; doch tragen diese zu weiterer Klarstellung bei. (Übrigens hätte Drechsler ebenso zu „wegen" derwegen *dərwägən*, *dō dərwägən* stellen können. *ma hōd ər wul dərwägənR,* nämlich viel Umstände, Sorgen. *mhm! dârwägen!R.* = Also deswegen). Wie dermitte wird auch *„dərwaẹlt" R.* gebraucht. A: *a laẹt hoṛt und festẹ,* ist bettlägerig. B: *nū́ jā, dərwaẹlt hā ija šun laɯe nic̱h gẹfānR.* adv.: *blaẹb ok dərwaẹlt haọsaR.*, während ich drin eine Besorgnng mache. Steinbergers Tageb. Hs. S. 1606: *die Knaben haben derweil auf dem Pfarr-Hoff Lernen müssen biß die Neue Schul fertig war.*

dersider, seitdem. Adel. Nachl.

mhd. sider. Etwa 1870 war *dərfīder* noch zu hören; in der Grafschaft wohl noch jetzt.

Dohne, eine Schlinge zum Vogelfangen. Christ. Colerus: *den maß halt in der Dohne.*

də dūnẹR, Mz. *dun.* Mylius, Nomencl. 1679: *Decipulum eine Dohne, oder Meysekasten.* Den Dohnenstrich beschreibt ausführlich Holtei, Vierzig Jahre 1843, II 42 ff. und in der Erzählung Der Dohnenstrich.

Dônst. a wilder Dônst, Wildfang. Gl. Geb.

a wildər donstR. Auch: wilder *doẹstR*; *doẹstenR.* schnell laufen. *a kimt gədoẹstR.* Philo, Leutenot 25: *do kimmt a schunt anachgedäust.* 192: *Und däust zur Schule flink dervu.* Dorfhexe 111; *der könnte zu Pat Müllers däusen.*

drat, schnell. Langii Glogovia inciner 1615.

mhd. drâte, draten. Pfaff Lamprecht, (vor 1290): *daz er ime sante drâte einen guldinen bal.* Andr. Calagius, Susanna 1604 E 2; *das sie drat Nachbrachten, was ich dörfft zum Bad.* Rebecca 1599 C 5 b: *die Jungfraw, welch ich sucht, dratt,* Tetrasticha 1602 B 8:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denkt nicht, das drat — Der Kranke bedürff des Arztes rath. H. Hoffmann, Fundgruben II 299: *Darumb besprecht euch drate — Mit einem weifen rate.*

Drümle, ein Spänchen: ein Drahtsdrümel (Drohtsdrum), eine Spitze Schusterdraht. Eines von den wenigen Wörtern, wo wir das T im Anfange in D verwandeln. Der Schlesier sagt auch: doitsch, nicht teutsch. Adel. Nachl. Meisnerii Sil. loq. hdschr. Erg.: Drümle, eine Überbleibe von gewissen Dingen, als: ein Drümle Licht.

šlēsadrīmla R. Rest einer Schleiße. *drīmla R.* Stüchen Holz zum Anzünden. *drīmla špālən R.* ein „Scheitel" in kleine Splitter spalten. *a drīmla álochta R.* ein Stückchen Holz anzünden. (Ähnlich *ạ lich̲t áláoch̲ta R.*, und *ảloch̲ta R.* Feuer anlegen.) — mhd. drum. trum, n., Endstück, Ende; Stück, Splitter, drumen, in Stücke brechen. Verwandt mhd. drâm, trâm, Balken, Riegel; Stück, Splitter. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Werke XVIII 549: *die Trumme gesplitterter Speere lagen in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts auf allen Spielplätzen großer Edelhöfe.*

durchäsen, sagt man von Rüben und Rettichen, wenn sie inwendig schrämmig oder pilzig sind; vielleicht soll es sein: durchessen oder durchfressen, weil sie gleichsam wie von Würmern durchfressen aussehen. Meisneri Sil. loq. hdschr. Erg.

durchecht. Marc. Buntzel 160: *Heil mich, denn ich bin sehr durchecht, — Uud bin gering worden gar sehr.*

Im Psalter E 4. Ebd.: *Ob mich gleich der Gottlose schmecht, — Verfolgen thut, vnd sehr durchecht.* W. Scherffer, Ged. 98: *durchächtet.* Angelus Silesius, Große Kreutz-Straß Jhesu 112: *Mich daucht ich fühl auch schon — Wie mein Haupt wird durch ächtet — Mit der Spitzvollen Cron — Die man von Dörnen flechtet. — das hōd a ọrntlich̲ aọsgəech̲t R,* wenn jemand eine Sache sehr schlau ausgedacht, ausgeklügelt und gut ausgeführt hat.

dussaken, Ausdruck der Fechter. Mangold, Markschiffsnachen 1597. B 3: *Nach ihm der Mäurer ein Kriegsmann, — Im Dussaken auch thet bestehen den Vorfechter.* Musterregister des Bischtvmbs Breslau 1593 Bl. 90b: *Ire Weren seint Schebel, Tyssacken vnd Spisse.* Auch Tyssagken. Pol, Jahrb. V. 112: *Schwert- und Tossakenfechter.* S. 200: *der dritte mit einem Paar hülzern Tussaken.* G. Freytag, Bilder a. d. d. Vergangenheit, Werke XX. 341: *Sie kämpften an zwei Tagen paarweise gegen einander mit Langschwert, Dussek, langem Spieß, halber Stange, nach alter Sitte barhaupt, alle Nestel aufgebunden.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ecke. Opitz, Trostgedichte 1621; 2, 454: *laß alles von mir laufen. — Bunt über Ecke gehn.* mhd. über ecke.

bund ībər ekə R. Andr. Calagius, Rebecca 1599 S. C 6b: *Geht allenthalben bund vber eck.* Ders., Drey Christl. Lieder 1605: geht jetzt bund vber eck.

, **eiahrn,** einernten. Adel. Nachl.

ārn R. f., Ernte. mhd., arn, stm., Ernte. — *ärn R.*, Ähren lesen. *ärfeld R. n.*, das Ackerstück, auf dem Ähren gelesen werden. *ärgebindla R.* ein Bündel aufgelesener und geordneter Ähren, früher auch „*gəfeəla*“ *R.* genannt. Wie man zu dem Ausdrucke Gesängla gekommen, ist niemanden mehr bekannt.

eidächtig, *heißt: recht, nach Willen; ich hab mir soviel Mühe damit gegeben, und am Ende ists ihm doch noch nicht eidächtig. Apel. Nachl.*

Jedenfalls nur dem Sinne nach verschieden von mhd. indæhtic, indenke, hd. eingedenk. Moibanus, Catechism. 1535, S. 6b: *das jr ewrer Tauffe wieder eindechtig werdet.* Eschenloer I 324: *als uns das noch wol eindächtig ist.* Ebenso II 207 u. 208. Schweinichen 296: *eingedenk.* Marc. Buntzel, Psalter 1601 Iiiij: *Mein Gott ich bitt wollst indenk sein*, und öfter. v. Hofmannswaldau, Getreue Schäfer 12: *du wirst noch indenck sein.* Butschky, Pathmos 321: *indänk.* Weig. I 417.

Eigeschneide sagt man in Schlesien statt Eingeschneitel; allerhand Zubehör, kleine Beiträge. Schweinichen 1595 III 105: *gaben J. F. G. mir aufs Jahr in baarem Gelde 150 Thl. und allenthalben das Eigeschneide, wie ei der vorigen Bestallung begriffen.*

áęgəšnaęde R. ist alles Fleisch, das beim Schweineschlachten in die Wurst gehackt wird. Die *áęšaędə R.* sind die dünnen Blättchen Brot, *flamla R.*, die in die Wasser- oder Milchsuppe geschnitten werden, während in die Biersuppe würfelförmige Brot- oder Semmelstückchen gehören. *də milch kocht*; *husde šun áęgəšnīta? R.*

eihosen, sich einhosen, sich selbst oder andere. Adel. Nachl.

ſich aęhōſa R, die Hosen anziehen, sich oder Kindern. Die Hosen umdrehen, eine sehr gebräuchliche umschreibende Ra. für cacare. Wie Henneb. Es wird sich hosen, es wird sich drehen und schicken — *əs weŗt ſich šun hōſa, bis ich wār misa bətsåln R. əs waŗt ſich hōſa, op mər waŗn tsu finəsta šun ſulátə hån R.*

einbildisch, eingebildet, hochmütig, stolz. Meisneri Sil. hdschr. Erg.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

a áębildšər klepəl R., ist eigensinnig, *a áębildšər nor R.*, ist eitel. Weig. I 416.

einfächtig, einfach. Bei Val. Triller 1555 P2. Adel. Nachl.: efechtig, soviel als: ehfach, einfach; zweifechtig, dreifechtig.

Triller, Schles. Singebüchlein P2: *Doch ist die Almechtigkeit nur einfachtig. a deręs efeć͟htijć͟h plentla R,* ein dünnes, nicht gefüttertes Kleid. *a draęfeć͟htijəs únkustagəbōtə*, der dreifache Einheitssatz der Gemeindesteuer, eig. ein dreifaches Unkostengebot. *ən ſeksfeć͟hijə* oder auch *ſeksfleć͟htigə šmagūstər,* aus sechs Ruten geflochtene „Schmackostern".

einrankern. Adel. Nachl.

aęrankaṛn, einrenken. Joh. Scheffler, Cherubinischer Wandersmann (Ellinger) S. 186: *Die Flechsen alle sind entzwei — Die Bein aus dem Gerenke.*

einwochen sich, von einer Frau im Kindbette. Geb.

ſe hōt sić͟h aęgəwuc͟ht R., de īſ aę de wuc͟ha kuma R.

eja wird als ein Partikel in die Rede eingeschoben und bedeutet: wie ich höre, wie ich merke, z. E. der Suhn ihs eja dogewaßt — du husts eja nicht gelarnt. So sagt man auch: Wull eja woas hoan davon, du willst wol, wie ich merke, etwas davon haben. Adel. Nachl.

ma kunt ſić͟hs wul ēja denka R., man konnte sichs wohl eigentlich denken. Meine 82jähr. Mutter meinte, so sagten die Alten. *ēja ſān R.*, eigen, genau hinsehen. Ein Kurzsichtiger muß *šun gar ēja ſān R.* Man muß gar sehr *ēja ſān R.*, wenn man einen winzigen Gegenstand bemerken will. Christl. Colerus 98: *ich konnts so eigen sehen.* M. Grosser, anleytung 1590: *Aber man kan jhr nicht allewege ſo eygen warten, als in Stuben.* Stoppe, Ged. 1729, II 5: *do sack mas nu grundega.* In G. W. Kellers Hs., Sprichw. 1722 öfters.

entbilden. Czepko, auf Sev. Fuchs: *Wo sich deß Vatern Geist im Sohn entbilden kan.*

Mir nicht bekannt. Die Stelle nicht gefunden.

entfreien. Elias Major: *Ein frischer guter Suff entfreyet mich der Sorgen.*

Schediasmatum Germ. A. v. Bei Schottel 243: *des jrdischen Jammertahls entfreit ſeyn.*

entledigen. Er hat sich entledigt, sich selbst getötet.

Mir nicht bekannt, statt dessen: *a hōt sich weggeroęmt(R).*

entwerden, antwârn, atwârn, entgehen. A. Calagius, Tetra-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sticha 1602 A6: *Entwird doch auff den Berg allein. Aerii montis culmina solus adit.*

Conrad Baumgarthen, hl. Hedwig 1504 J_3 a: *Das es vntzimlich were, das eyn solche vnglaubige frauwe, mith solchenn grossen schetzen, beyde sylber golth vnd auch edelgesteyn vns entwerden solde.* Scherffer, Ged. 307. Pol, Jhrb. (zu 1441) I 192: *vom Bischofe gefangen worden, aber am 5. Sept. aus dem Gefängniß entworden.* Koblitz, Annal. Francosten. zu 1503: *Briefe darüber in vergangenen Kriegsläuften entworden.* Schickfus III 522: *hett dennoch ein Gläubiger seinen Schuldiger . . . verdechtig, daß er jhme entwerden möchte.* S. 533: *Behilft sich jrgend ein theil, jhm weren ſein instrument und briefliche Vrkunden entworden.*

entwicht. Melch. Liebig 1588: *Der Bös Geist spricht: Du bist entwicht.*

Im Geistl. streitbüchlein B3.

erbellen, sich die Hände vergreifen oder den Fuß vertreten, so daß Schmerzen entstehen. Mündlich.

dərbelt R. ich hâ mər aę da hulstarn de fiſę dərbelt R. Holstern sind fest gewordener Schmutz auf viel befahrenem Landwege.

Erbessen, Erbsen. M. Grosser 1590E, und so immer.

Hans v. Schweinichen, Merkbuch, (Wutke 10): *6 Scheffel Erbeß.* Weig. I 457.

ergesen. M. Grosser 1590 F4: *Ich hab der* (Wasserrüben) *gesehen, als ein zimlich Kochtopff, Kochen baldt vndt geben viel Wasser, bleiben allwege wassericht, erjesen leichtlich vnd tawren nicht lange.* Fülleborn: *ergäsen, aufgedunsen, löchricht. Vom langen Waschen in Lauge etc. werden die Finger ergäsen.*

ergremsen, das Erbellte verschlimmern. Mündlich.

mhd. ergremen, ergremzen, in Zorn versetzen. Eine Wunde *dərgremſa R. dərtsern R.*, erzürnen. (Im Alexander des Pfaffen Lamprecht W. 1365: *irgremet*). Auf etwas *„dərgremst R.“* sein, mit großem Eifer nach etwas verlangen; z. B. Das Kind ist auf eine Lieblingsspeise *„orntlich dərgremst R.“* Auf eine Arbeit *„dərgremst“* sein, sie mit großer Anstrengung der Kräfte schnell fertig zu bringen suchen.

erlauben. Elias Major.

Sah aber, daß das Stücke Den Schatten mitte raubte
Zu seinem Ungelücke Und ihm die Speis' erlaubte.

In Äsop. Ged. oder Fabell 1656.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erlöst, adj. Erlöst heißt das Brot, wenn die Kruste sich von der Weichel abgetrennt hat. Adel. Nachl.

dərlīstR dos lībę brūt is wīdər rēn dərlīstR.

erschniebe ich, experior, quod avi de quaero. St. Etwas erschnieben, eine geheime Sache gleichsam erwittern, aufschnappen, Prov. Bl.

Butschky, Rosen-Thal 1679 S. 878: *Alles, was er nur erschnieben kan, merket er auf. a höts dəršnōbaR.*

erzen, jemanden er nennen. Streit, Litt. Beil. 1787 S. 232. Der Inspektor „*ārtst*“ oder „*ērtst*“ den Schaffer, „*dūtst*“ die Knechte und „*ſītst*“ den AmtmannR. Kinder „*ērtsen*“ meistens ihre Eltern.

esem, in manchen Gegenden eisem, heißt garstig, unfreundlich. Eine abgeleitete Bedeutung von einsam, wie aus folgender Redensart erhellet: Ei dam Hause iß recht esem: in diesem Hause ist es es recht unangenehm zu wohnen, man möchte sich fürchten. — S ihs recht esem, wenn du ne do bist. — Dann wird es aber auch von andern unangenehmen Gegenständen gesagt. Esem Water, ma jagt ne gern an Hund naus — garstig Wetter, neblicht und rauh oder schlackig; a esem Gesichte; a sieht recht esem aus. Auch sagt man, mir ist recht esem, übel, unwohl. Tu og nie a so esem: Tu nur nicht so garstig, so ungeberdig oder unartig. Adel. Nachl.

Philo, Leutenot S. 4: *'s eesem gruße Himmelszelt.* S. 76: *Do tauerts gar zu eeſem lang.*

etze, ich, Inesco. Dict. Bresl. 1620.

Fässer, Fessel. Pol, Jhrb. III 110: *nahm die Fässer von Füßen, erhing sich an die Kette.*

mhd. vezzer, vezzel, Fessel; Band zum Befestigen des Schwertes. Weig. I 523. Mylius, Nomencl. 1579 H7: *Compedes Fesser an beinen. Manica Fesser an henden, Handbinden.*

Fäulich oder Foilich, ein fauler Mensch. Gl. Geb.

Franz Schönig, Ged. 73: *Ma weß ju wol, am Foilich — Is ſalda wos beschart.* Nickel, Jacob, Unterricht von den Bienen 1568 $A_3{}^b$: *bekommen dieselben Fäulinge nicht gar einen freundlichen Uhrlaub.* 2. Foilich ist auch die harte Haut in der inneren Hand, die sich bei grober Arbeit bildet. *ma ſits, dī mūs drânę, di hōt dę hant fül foęlije.R.*

faulintze, ich, *putrescentem adorem vel saporem prae me fero.* St.

Joh. Colerus, Kalender 1591: *Eichöpffel: wenn sie aber jnnerlich naß oder faulentzend gewesen.* s. ZfdW. XIV 219.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

feilen, fehlen. Joach. Sartorius: *Mein Wahrheit sol nicht feilen.* Die Stelle findet sich im Psalter 1591 S. 264. Ferner S. 353: *Laß deiner Gebot nicht feilen mich.* S. 16. *Der Gottlos . . . — Mit vnglück geht er schwanger hin. — Vnd wird ein Feil geberen.* Moiban, Katech. 1535: *Lassen wirs an vns nicht feilen.* V. Triller, Schles. Singebüchlein 1555 K: *ein Lamb on feyl.* P. Titus, Passions Gesangbüchlein 1603 D 5: *Las mir nicht schaden meine feill.* Buchwälder, Joh., Kennzeichen 1612 D 4: *es feilet noch an dem alten Sacke.* Heermann, Joh., Heptalogus 1619 S. 22: *wo du nicht von Herzen ihme seine Feile würdest vergeben haben.* Ders., Trost- und Lehrschrift 1640 K: *Grosse Leute feylen auch.* ma. *fālənR.*

fendern. Schles. Ztg. 1840 Nr. 149 (29. Juni): *Es wurde in den beiden ersten evangelischen Hauptkirchen (ob auch in den übrigen, weiß ich nicht,) bei Elisabeth und Maria Magdalena, in der festgesetzten Stunde nicht ohne Unterbrechung mit dem vollen Glockenspiele geläutet, sondern abwechselnd mit demselben und mit einer kleinen Glocke, deren schwacher und feiner Ton mit dem feierlichen der großen nicht eben feierlich kontrastiert. Es beruht dies auf einer alten Einrichtung, welche man „fendern" nennt. (Für die Rechtschreibung des mir sonst unbekannten Wortes bürge ich nicht.) Das volle Geläut dauert nur während eines Begräbnisses fort, wogegen bei dem sonstigen Läuten zu Ehren eines Hingeschiedenen, dem sogenannten Ausläuten, die erwähnte Abwechselung eintritt.*

Fett das, Silesii dicunt etiam Fetz unde fetzen et zerfetzen, die lacarere, adeps, pinguedo. St.

dār hōt ſaę fets gəkriḉ͡htR = ist tüchtig ausgescholten worden *aſū fet špaęs mər niR.*, abweisende Ra.

fiedeln, kehlfiedeln, an der Kehle schneiden. Pols Jhrb. V 238: Die Stelle lautet: *Eine Magd aus Furcht der Strafe kehlfiedelte sich im Stock.* Und IV 92: *ein Fischer und Geisler, fiedelte ihm die Kehle ab mit seines Stockgesellen Brotmesser.* — Fiedeln bedeutet wohl öfteres hin- und herfahren. vgl. fiedeln, die Fiedel, Geige. — *a fīdalaR.* Brot, ein dünnes Stückchen Brot, wie es in Wassersuppen „eingeschnitten" wird. Dieses Einschneiden ist ein schnelles hin- und herfahren des Messers. — *īḉ͡h wār a ne laŋə əm ārf̌ə fīdalnR.* ich werde ihn nicht lange und oft bitten.

Fimmel. Schwenckfeld, Stirpium 1600: *Cannabis femina, Fimelhanf. Sil.* M. Grosser, anleytung zu der Landwirtschaft 1590 F 2 b *Der Hanf aber treget nicht in allen Stauden Körner, Sondern etlicher*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blühet, vnd bleibet doch taub, das ist, Hat keine Körner, vnd diß nennet man Fimmel, wird ehe reiff als der Hanff, den muß man zeitlich ausropffen, offt in der ersten Erndte, in Bündleīn binden vnd ein wenig dürren lassen, der Fimmel gibt ein herrlich Gespönst oder Garn, besser denn der Hanff.

Was hier als Fimmel beschrieben ist, sind allerdings gerade die männlichen Pflanzen, die nur Staubgefäßblüten tragen und etwas kleiner bleiben als die Samen tragenden. Weig. I 532.

In meinem Heimatsorte steht ein Fimmelbirnbaum *„fimalabernbaǫm“ R.* der alljährlich sehr viele, aber kleine Früchte, *fimala*, trägt. Der Name kann einmal von Hanf herkommen: in Zwingers großem Kräuterbuche, Theatrum botanicum, Basel 1746, sind unter etwa 300 Birnensorten auch Hanfbirnen verzeichnet und im benachbarten Stolz kamen Hanfbirnen noch vor 50 Jahren vor. Indessen kann *„fimala“* auch die Kleinheit bezeichnen. Frommann.

Zählreim beim „Abweifen“. Es sind 20 betonte Silben, weil 20 Fäden im Gebind sind.

aęns, tswaę, doch
fimәl, fimәl, foch,
fimәl, fimәl, fimәl, foch.
wen ich glaę ni tsēla kân,
tswantsiċh wārnәr doch. R.

fitsaR, fitzen, beim Garn „abweifen“ das Zusammenbinden von 20 Fäden zu einem Gebind. In diesem Sinne bucht Weise, Altenburger Ma., das Hauptwort „der Fitz“. Wolle, Zwirn, Bindfaden sind oft ganz „verfitzt“, verwirrt. mhd. vitz, vitze, stf. (Lexer.) Ra. *maċh kē gәfitsәR.*, mache keine Ausflüchte.

fitzen, sich verfitzen, sich in etwas verwirren. Stoppe, Ged. I 81: A. Calagius, Susanne 1604 Dj^{b}: *Umb das, was meist die Nachbarn jetzt gemurmelt, vnd im stilln verfitzt.* Irenäus, de Monstris 1583 L2^{b}: *wie die Weiber vnd Jungfrawen Ermel sein, die man gefitzte Bunde heist, zur Hoffahrt vom Teuffel erdacht.* Sylvander, Feld- oder Hirtenlied 1670 *A8. Seins Haubtesblut rint wie eine Fluth — Durchs Haar so gantz verfitzet.* Holtei, Vagabunden II 134: *gräflich Törringische Wortgewinde verfitzt.* Herm. Bauch, Juchhe: *an Rietz zufitza*, flüchtig zunähen.

fladdere ich, alas moveo, plando alis. St.

Heermann Joh., Trost- und Lehrschrift, 164. *K: Ich hasse die Flader Geister.* Schwenckfeld, Theriotr. 1603 S. 366: *Fladermaus.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Butschky, Pathmos 1677 S. 488: *Flattermeuse. der flāderwīšR.*, ein Gänseflügel zum Abkehren der Spreu etc. von dem *„geworften“* Getreide. Weinh. Btr.

Flammla, ganz dünn geschnittenes Brot in der Suppe. Gl. Geb. *flamlaR.*

Flaser, Maserholz zum Einlegen. (Zeitungsausschnitt ohne weitere Angabe). *Zwei gut gearbeitete Schreib-Secretaire von Birken-Flaser, sind um einen sehr billigen Preis zu verkaufen, Taschengasse Nr. 4 im Hofe parterre.*

Unter hiesigen Tischlern nicht zu erfragen Vgl. Weig. I 542, 545. G. Freytag, Soll und Haben, Werke IV 75: *Es war von geflasertem Holz mit Arabesken von mattem Metall.*

Flendering, derber Faustschlag. Pols Jhrb. IV 78: *gab ihm mit der Faust in Schlaf einen Flendering, daß er bald in der Stuben starb.*

Fockhenfeder. Pols Jahrb. V 102: *Auf dem Haupte ein Hungrisch schwarz seidenes Hütlin mit schönen schwarzen Fockhenfedern.*

Die Reiherfeder. Neue ökon. Nachrichten. 1781 S. 89; der *Focke, Quarkreiher, Reiger mit 3 Nackenfedern.* Reiherfedern als Schmuck erwähnt Hans von Schweinichen öfter in seinem Merkbuch.

fortschudern, fortschummeln, forttreiben. Gl. Geb.

wékšūdarnR. etwas mit den Eüßen von sich stoßen. Dazu vielleicht das Eig. *šūdrich̲R*; schudrich ist der, der über eine Arbeit leicht hinwegschiebt. Scherzhafte Zusammenstellung: *šūdrich̲, šuftich̲, hundsgemēneR.* Weinh. Beitr.

Fressgevatter, *wenn man nicht selbst Patenstelle vertritt, sondern nur zum Kindtaufschmause gebeten ist.* Streit. Litt. Beil. 1787 S. 232.

frasgəfotərR. Zweideutige Ra: *ast, gəfotarn, ast! ir ſaet rech̲ts ūsər. R.* Holtei, Noch ein Jahr 1864 S. 167: *Heute Mittag habe ich einem Kindtaufschmause als Freßgefatter, schlesisch „Zumpelpathe“, beigewohnt.*

fretzen, fressen. F. v. Blumenau, Staatsschule 1707 S. 896: *der Käfer fretzet nicht allein die Blühe fruchtbarer Bäume ab.*

dō laet dar ālę kalę šun ferts tāgę dərhēmę; nū kân ich̲ dān ao nō fretsa. R. Grunau, Langenbielau. *Philo, Leutenot* 69: Ihr fräzt Euch mit a guden Bissen. *S. 268: An sitten Man sull mer frätzen?* Ders., Dorfhexe 11: *Zu sitten verfluchten Tummheten futtert und fretzt mas Gesinde.* S. 67: *Was gehn Euch meine Kinder ahn? . . . Ich ha mer se ufgefrätzt.* Steinbach, Wb. 1725: *ich frätze, vorare facio,*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

depasco. J. Chr. Günther, Ged. 4. Aufl. 1735 S. 447: *Weil so ein blindes Thier sich bloß mit Faulheit fretzet.* Geisheim, Ged. 1839, I 299: *Frätzens's und wärmen's im Nest.* Pol., Jahrb. zu 1568; IV, 55: *Bei etlichen Dörfern auf dem Felde blieb das Getreide stehen. Halb fretzte es das Vieh ab.*

Friedeschild. E. Titus: *Der Tod ist vnser Friedeschilt, — Bey Gott für allen Feinden.* Passions Gesangbüchlein 1603 Fvj.

frone. J. Sartorius 1591: *Welches vns heist suchen jmmerfort — O Herr dein Andlitz frone.* Als adj. = herrlich, heilig.

Fuhrt. Benj. Schmolkes Schriften 1. T. S. 805:

Die Geburt in dieses Leben — Rechtes Leben muß mir geben
War des Lebens Überfuhrt; — Meine geistliche Geburt.

Vgl. Der *graǫpafort* bei Grunau, eine Furt über die Neiße.

Funze, der letzte Teil eines Lichtes, das im Verlöschen begriffen ist. Im Gebirge, in Breslau: jede düster brennende kleine Lampe. Wichard. — Günther Ged. 4. Abth. S. 1100:

Wir steckten Fremden nur die Heller-Funtzen an,
Dir aber mußte stets der Tisch mit Kerzen prangen.

Mir nur im Sinne: düster brennende Lampe (nicht Licht) bekannt. Funze ist auch Scheltwort geworden: svw. Tranlampe. Ra: *gī mər aǫs dər funtsę! daę fūtər wār kē glāfər.*

Fürte. Bresl. Infect. Ordn. v. 1568: *Sie soll daneben auch die Bürgerschaft, die Gerinne und Fürte für jhren Häusern, saubern.*

gach, steil. Bresl. Erz. gâche, schnell. Liebau.

Heermann Joh., Abmanhung 1640 B^{b}: *Wer hierinnen zu jach eylet.* Philo, Leutenot 5: *Desthalben gihn'r viele gach — As Sterndelschnuppen nach und nach . . . zu Grunde.* Mir aus der heimatlichen Ma. nicht bekannt. Doch hörte ich aus der Umgegend von Leobschütz: *trink nich a͡ſu gā͡ch! R.* Aber vielleicht hängt damit zusammen *ja͡chəln, rimja͡chəln,* schnell laufen?

Einen andern Sinn, den DWb. und Weig nicht kennen, verbinden einige alte Schlesier mit dem Worte: gach = Verlangen tragen nach etwas. Val. Triller, Schles. Singebüchl. 1555 S. 4: (die Sünderin) *küßt sie des Herren füß von hertzen, — vnd salbet sie hernach noch der Gnaden gach.* Casp. Cunrad, Annualium 1615: *Die vor den Fischen gingen nach — den ist jetzt nach den Menschen gach.* Melch. Liebig, Geistl. Streitbüchlein 1588 Aiij: *Noch ist dir stets zum Leben gach.* Ders., Herrliche Sprüchlein, Aviij: *Zum selben sol vns alln sein — gach* (zu Gott.)

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gaden, Stockwerk. Pols Jhrb. III Bd. S. 4.

Die Stelle lautet: *Da sie den Bau eines Gadens hoch gemauret.* Ders. III 147: *in den Winkel des Streichgadens getrieben.* IV 11: *Der Ratsthurm um einen Gaden höher aufgeführet.* Bresl. Erz. 1801 S. 452: *1540 brannte die eine von den beyden ehrwürdigen Dom-Thürmen vom untersten Gaden bis an die Spitze aus.* II 203: *1515 den 31. Mai ward am Kaufhause, zwischen den beiden Thürmen das kleine Stüblin oder der Streichgaden gebauet; damals waren die Kaufleute Diener darinnen.* Regent, Exempel der Schlesier 1723 S. 43: *Schlaff Gaden.* Troilo, Orient. Reise-Beschr. 1676 S. 14: *Die Häuser seind niedrig, haben nur einen Gaden oder Bühne.* Sylvanders Feld- oder Hirtenlied 1670 S. 15: *kaum mehr eines Gadens hoch.* Buchwälder Joh., Seelenschmuck 1616 E3: *die im mittelgaden wohnen, dieselbe werden von den Obersten begossen, vnd von den vntersten bereuchert.*

In H. Hoffmann, Sumerlaten, mhd. Glossen a. d. XII. Jhrh. kommt gadem vor zu den lat. Worten: Edicula; Conclauis; Pastoforium; und werchgadem zu Ergastelium. Werkgadem entsprach wohl den früheren „Brechhäusern", die etwas abseits vom Dorfe lagen.

Gefräs, ein häßliches Gesicht, in Wien Gefriß. Fn. Br. Erz. 1800, 663.

ic͡h haọ dər ēnẹ naẹ aẹs gəfräsẹ! R., Ich habe allerdings unter dem Worte stets Mund, die „Fresse" verstanden.

gaklich, nicht fest. Gl. Geb.

Vgl. *fərgåkern. R.* In dunklem Raume *fergåkern* die Pflanzen.

garben, Garben bringen. Benj. Schmolkes Schriften, 1. T. S. 473:

Doch trifft man auch bisweilen
Ein gutes Feld noch an,
Das hundert Frucht ertheilen
Und reichlich garben kann.

Es „garbt" gut oder schlecht, je nachdem die Getreideernte viel oder wenig Stroh ergibt. Übertragend: Es garbt z. B. bei einem Kaufmanne, wenn er viele größere Posten einnimmt. Philo, Leutenot 224: *Am besten garbt is Mauschelspielen,* weil man dabei schnell viel gewinnen kann. Hierher gehören auch die Ausdrücke: Es körnert, wenn die Ähren viele und starke Körner enthalten; es kann drum schlecht garben und doch gut körnern und umgekehrt. Neue ök. Nachr. 1781 S. 52: *folglich hat die Ähre noch körnern können.* Melch. Liebig, Psalmen 1588 Bij: *blüen, körnern, reiffen fein.* Es *schokt,* wenn man von einem Felde verhältnismäßig viele Schock einfahren kann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es *scheffelt*, wenn das Getreide viel Körner ergibt. Es *fudert*, oder es *rätfəltR.*, wenn von einer Wiese viele Fuder oder volle Radwern Gras oder Heu weggefahren werden können.

gatlich, hübsch, angenehm. Geb. Bericht. Weig. I 628.

gebe. FrankensteinerKüchlerordnung vom Jahre 1503 beiKoblitz: *derselbe* (Küchler) *soll die Stadt und auch das Land mit gutten, geben Kuchen vorsorgen.*

mhd. gæbe, annehmbar, willkommen. Ra.: gang und gebe. DWb. IV 1242 führt an: *ein jeder Fleischer soll gebe und genge Viehe herein schlachten.*

gedrange. Stoppe, Parnaß 59: *die gedrangen Schuhe.*

mhd. gedrange. Dict. Bresl. 1620 Q^{b}: Arctus, gedrang. Stoppe, Parnaß 117: *macht mir die Welt gedrange.* S. 260: *In der gedrangen Welt.* Schickfuß III 128: *Muschketirer und Doppelsöldner, gedrang einer neben dem andern. əs īs gor fīr gədrawəR.*, wenn es in einer Mühle oder bei einem Handwerker sehr viel Arbeit gibt.

Gehäck das; was zusammengehackt ist. Bergemann und Dittrich, Schles. Gurken- und Küchenbuch I. Jhrg. 1828 S. 12.

Das Wort bedeutet dort gehacktes Fleisch, was wir heut Gehacktes nennen. *hul a holb funt gəhacktəs!R.*

gehalle. Es ist gehalle, es ist heiterer Himmel. Gl. Geb.

gəhalə wird wohl nur vom hellen Nachthimmel gesagt. *əs wart wul hintə gəfrīrən, əs afu sin gəhale.R.*

gehebe, geschickt? *fein gehebe* etwas anstellen. Hiebner Horticultura 1664.

Das. Bvj: (das Reis) *gehebe eingelegt werden muß.*

geheien, verdrießen, Siehe Frommann, deutsche Mundarten IV,

geheien, erschrecken. Sylvanders, Feld- oder Hirten-lied 1670: *Wann sie der Falck* geheit (die Vöglein). Schwenckfeld, Ableinung B: *laß er mich . . . ungeheit.* geheien, sich irren; anführen. Philo, Leut. 13: *Verleichte ha ich mich gehait.* S. 30. *Do hot'r Euch verflixt gehait!* S. 50: *Do han Se sich verpucht gehait.* S. 93: *Se han in zeit amal gehait.* Geheie, Spott. *gəhaə traəba*, mit religiösen Dingen Spott treiben. Grunau. Schottel führt von Luther an: *gehey und gespott.* A. Calagius, Susanna 1604 Lij: *Vnd das ich nich kam in Gehey, — Sag, der Orts Vogdt jtzo fey.* Eb. Diiij^{b}. *Mein Simeon, schaw, man so schwetzt, — das nicht auff vnsern Kopff gedey — Wir auch mit kommen in Gehey.* Eb E. viij. *Kom wider, ob der alt Geheyer, — Wie gestern, auch heut vmbher*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leyer? verheuen, sich oder andere, sich im Walde verirren, auf falschen Weg geraten; jem. zwingen, z. B. beim Saltaspiel, vom geraden Wege abzugehen. Firm. II 303b, aus Neusalz: *doss sich se ja nich verhuin wullte.*

gehitter, heiter. Geb. Mir nicht bekannt.

gehoft, dem Hofeleben ergeben. Czepko an Donath.

Du machst vor Irrungen und vor gehoft zu sein,
Das nichts als Falschheit ist, mit Büchern dich gemein.

Geissel, Peitsche der Fuhrleute. Pols Jhrb. V 82.

Davon der in Grunau (allerdings selten) vorkommende Ausdruck *gēstəl. a lanəs gēstəl R.*, ein langes Umschlagetuch; *ən lanə gēstəl R.*, Bezeichnung für ein ungewöhnlich langes Weibsbild.

Geissler. Fleischer und Geißler — kommt oft vor in der Schweidnitzer Chronik. Cod. Vrat. IV fol. 140. Pols Jahrb. III 73: *Auf dem Kuttelhofe ward den Fleischern, Geisler genannt.* Marpergers Schles. Kaufm. 1714 S. 204: *Geißler-Fleischer, Zunft in Breslau.*

Pol, Hist. Incend. 1629 S. 24: *auff dem Kuttelhoffe drey Schlachthäuser: das eine vor 40. groß und 30. klein Fleischbänke: das dritte vor 50. Geißler.* Bresl. Erz. 1800 S. 561: *An den Bänken, wie an der Geißler Thüren.* Steinbergers Tagebuch, Hs., z. J. 1742: *Die Geißler aber aufm Saltzring in ihren Schranen feil.*

geliefert, geronnen. Namsleri Ergissung der Katzbach 1608 M 2: *mit geliefertem Blut.*

Elias Maior, Sched. 1556: *Geliefertes Geblüt auß seinen Gliedern rann.* Joh. Heermann, Heptalogus 1619 S. 54: *gelieferte Blutstropffen.* Regent, Exempel der Schlesier 1723 S. 19: *das gelieferte erstarrete Blut angehangen.* Schles. Robinson 1724 II 267: *welche Cur das geronnene und gelieferte Geblüte zertheilen sollte. əs gəlīwərə R.* heißen heute beim Schweinschlachten die festen Teilchen, Reste der Adern und Drüsen, die sich in dem Gefäße mit dem aufgefangenen Blute vorfinden und herausgenommen werden.

gepatzig, dreist, vorlaut. Gl. Geb.

gəpatsich R. a gəpatsich dirək R., ein schnippisches Mädchen.

gerings, rings. J. Sartorius, Psalter 1591 S. 53: *Ein spott der leut gerings vmbher.*

Ebenso S. 179 u. 275. mhd. geringes. Eschenloer II 310: *vom Olischen Tor geringes herumb.* II 317: *geringes umb Breßlau.*

Geschäfte das, die Schamteile. Mündlich.

Wohl nur männliche Schamteile, insbes. scrotum. Pol, Jhrb. V

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

29: *Mit bloßer Wehr durch das Geschäfte und linke Bein gestochen, davon er stracks nieder gefallen und gestorben ist.* Aber! Konr. Baumgarthen, Hl. Hedwig 1504 BB 3: *nicht alleine das gebrauchen der fusse, sonder ouch des geschefftes darbete, alſo das er wyder gehn noch stehn vnd gesitzenn mochte.* Eb. BB 5: *yunghe meidt . . . wen ſy von dem geschefftе vnd hynnunder den gantzen leyp, durch eyn dorre gentzlich war vorczeret.* Hier also wohl svw. Gesäß.

Geschleter das, unnützes Gesindel. Gl. Geb.

tsəršlētert R. ist z. B. ein baufälliges Haus, ein alter Zaun, an denen zerbrochene Stücke umherhängen. *gəšläter R.*, verächtlich, die männlichen Geschlechtsteile.

Geschnerchin, geraubte Sachen. Vechneri, Ergissung der Katzbach 1608 S 2: *Diese Diebe werden auf etliche ämerlin aes zornes Gottes mit diesen Geschnerchin zu Hause gebracht haben.* — Im lat. Orig. *Cum reculis istis (recula, resparra.)*

Gestoppe. Nic. Jacob, Vnterricht von den Bienen 1568 E 2ᵇ: *Darnach tragen die Omyssen gestoppe durch die Löcher inn die Bienstöcke, auch wol inn das gewürchte.*

Die Ausgabe von 1653 hat *Gestöppe.*

Gestritticht. Vechneri, Ergissung des Katzbach 1608 B 2ᵇ: *Was von Bäumwerg ist stehen blieben, ist an allen Esten mit schlam und gestritticht behangen.* — Im lat. Original: caens et stramentis. Pol, Jhrb. IV 48: *Breslauer Rath läßt auf dem Frauenwerder das Gestrüttigt wegräumen.*

Vechner meint eb. Bl. D mit *gerüttel und geschüttel* dasselbe. In Grunau dafür *gəríʃə, gəpréšə R.*, Bresl. *gəpretsə*, bei Ziegenhals *gəštrēdə*. In alten Urkunden häufig *rutecht und strutecht*, z. B. Cod. dipl. Sil. X 253 zum Jahre 1403. Konr. Baumgarthen, Hl. Hedwig 1504 E: *So legete ſy ſich uff gestrode inn eynen ſack gefullth.* Eb. BB 6: *nemt war eyn branth bornende, von dem fewer wegk sprangk vnd entzundete, das gestrode uff dez thenne, vnd der lohe nam Vberandt . . . mit bloßen henden vnd füssen, vnd alſo das gestrode außleschete.* Schottel, 1651 S. 804: *gestruttich.* M. Grosser, anleyttung 1590 G 7ᵇ: *nicht im gehöltze oder strütticht . . . hüten.* Steinbergers Tgb. z. J. 1746: *glüenden Bügel Klumpen . . . in das gestrittige fallen ließ.* Philo Leutenot 172: *an Haufen Gesträhde verschludern.* Dan. Pitissk, Mantissa 1652 A 3:

Hier wie ein Stritticht sich mit viel verschrenktem Ast,
Und hartter Knotten Macht verwirrt und eingefast.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschwüle, schwül. Dan. Stoppe, Ged. 1. Samml. 1728 S. 112. Ders., Parnaß 106: *bei geschwüler Luft. əs īs recht gəšwīle, əs wert wul uf də nacht wås kuma R.*

gewächsig, wo's gut wachsen tut. Mich. Reinhart, Einfalt., doch gründlicher Bericht 1587: *Ein schön gewächsig Wetter war.* Pol, Jhrb. III 107: *Ein gewächsiger Sommer.* Weig. I 714.

Gewende. *Ein Gewende ist in Schlesien $^1/_{30}$ Schles. Meile oder 50 Ruth. Landmaß.* Litt. Beil. zu den Prov. Bl. 1796 S. 109.

Längenmaß auch bei Schottel, Teutsche Sprach Kunst 1651 S. 805: *Gewende ist ein morgen akkers. Eine Meil muß von rechts wegen haben 60. Gewende.* Nic. v. Popplau 1483 (S. 35): *immer ein Dorf am andern war und kāum eines vom andern drey Gewende.* M. Grosser, anleytung 1590 C 4^b: *ein recht Hubengewende, vber zehen Bethe.* Vechner, Ergissung 1608: *sind bey fünff gewenden mit einander fort geschwommen.*

Im DWb. findet sich die Erklärung von Berndt: *ein morgen ackers.* Heut denkt man im Volksmund weder an ein Längen- noch Flächenmaß. Gewende sind die hinter einander liegenden Teile des vom Gehöfte aus sich in langer Flucht dehnenden bäuerlichen Besitztums. Vorder-, Mittel- und Hintergewende; das Kleegewende, Schotengewende usw. Auf Dominialfeldern bedeutet ein Gewende eine sehr große zusammenhängende Ackerfläche. *dos gantse rapsgəwendə īs tsušánda worn R.* Flurname: *das lange Gewende.* (Camenz).

Gewürchte das. N. Jacob, Vnterricht von den Bienen 1568: *Im Mayen haben die Bienen viel new gewürchte gemacht.*

Ausgabe 1653 B hat *Gewirkte und gewirkt.*

Gezähe, Weberstuhl. ghetouwe. Frisch 2, 467^b. Pol, Jhrb. V 131: *An Getreide, Holz, Garn, Gezähen, Wäben, Haus- und Vorrath ist großer Schaden geschehen.*

Mylius, Nomencl. 1579 K: *Liciatorium, Tuchbaum, darauff man das Tuch auff dem gezōh windet.*

Gezeugla. a hisch Gezeugla, d. h. eine junge artige Frau von niederem Stande. Eine der originellsten Sprecharten. In der Gegend von Landeshut üblich. Geb. F.

gətsoękə R. hat einen üblen, die Kleinform einen freundlichen Sinn. Der Stand spielt dabei keine Rolle. Die Besitzerstochter kann ebenso gut *a fərdrätęs gətsoękə R.* sein, wie das Arbeiterkind *a hipš gəstoękla. R.* Klesse, Glatzer Vierteljahrsschr. III 231: . . . *Gezoika*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben an sich weder eine gute noch eine schlimme Bedeutung; die Beifügungen sind bestimmend. Es gibt . . . juste und meschante Gezoike.

giften, sich sehr ärgern (wie überall). Streit, Litt Beil. 1787 S. 233. *a īs giftich* sehr zornig. Bei Luther in der Bedeutung boshaft.

glimpflich. Joh. Heermann, Zuchtbüchlein, 1664 Lib. I. Cent. II 66: *Laudem vis? parce minori. — Deß kleinen soltu schonen — Und glimpflich bei ihm wohnen.*

Glimpf, Ehre. Eb. Lib. II Cent. II 16: *Wer frommer Leute Glimpff, und was sie thun, will schänden: — Von dem soltu dein Hertz und dein Gehör abwenden.* Eb. Lib. I. Cent. II 50: *Seinem Feind in etwas weichen, — Kan mit Glimpf den Sieg erreichen.* J. Sartorius, Psalmen 1591 S. 10: *Durch jhren Mund sie schneiden ab — Dem nechsten glimpff und ehre.* Pol, Jhrb. zu 1444; I 196: *stillete durch seine Bescheidenheit und Glimpf manche Unruhe.* Holtei, Vierzig Jahre 1845 S. 56. In Ernst und Scherz, in Glimpf wie Unglimpf. S. 317: Glimpf und Schimpf. Buntzl. Quäck-Brun 1662:

In dem das Schwerdt der Zungen Hat grausamlich durchdrungen,
Sein Ehr und besten Glimpff Und hingereicht zu Schimpff.

göcken, speien, brechen. F. v. Blumenau, Staatsschule 1707 S. 142: *Der Geyer in der Fabel, hatte zu vil von eines andern Tieres Eingeweide gefressen, und solches mit dem seinen wieder heraus göcken müssen.*

Dict. Bresl. 1620 Z^{b}: *Erneto, ich göcke herauß.* Stoppe, Ged. 1728, I 65: (Sorgen) *Ihr geckst doch keine Eyer aus.*

geka misa, wās aǫsgeka R. sind, von Menschen gebraucht, sehr rohe Ausdrücke; mehr üblich von Hunden. Jem. angecken, *ågeka R.*, ihn mit groben Worten anschreien.

Gulke = Kolick. Geb.

ā hōt də kulkə. R.

Gunke, der letzte Rest eines brennenden Lichtes. Mündlich.

Herumgunken, mit einem schlecht brennenden Lichte umherleuchten. *guɐkəln*, ein Licht so unruhig halten, daß man davon schlecht sehen kann. Gunke ist auch Scheltwort für eine ungeschickte Frauensperson. *dám wār ich də guɐke flūn R.*, den werde ich tüchtig ausschelten.

gurksen, aufstoßen. Das Gegurkse, eructio. Liebau.

gorksa; es gorkst aęm baǫchę. R.

Haksch, ein Mensch, der ein ungewaschenes Maul hat, Un-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

flätereien sagt. Dan. Stoppe, Ged. 2. Samml. 1729 S. 126: *Und frißt sich — Gleich als ein wilder Hacksch an fremden Eicheln fatt.*

Durch diese Stelle ist eigentlich nur die Bedeutung Eber belegt. Altenb., Henneb., Meißen. Weig. I 788. Um Grunau als Scheltwort unbekannt.

Handschäflin, Guthernium. Vechneri Ergissung der Katzbach 1608: E 3: *daß auch sein Gast aus dem Handschäflin hat trinken müssen.* Dict. Bresl. 1620 H 5: *Malluvium, das Handbecken.*

härter, wird sehr häufig für andere Komparativ-Nebenwörter gesetzt, als: Du mußt härter lahfa, härter schreien, statt: schneller, mehr. Gl. Geb.

mhd. hart, stark, sehr. Frz. Schönig, Ged. 3: *dos wir mich härter kränka.* Ebenso wird auch der Positiv hart heut noch wie früher gebraucht. v. Popplau, 1483 (S. 103): *hart am Thor.* Eschenloer z. J. 1468, II 76 *hart am Stadtgraben.* Schweinichen zu 1596, III 128: *Folgende Nacht werden J. F. G. gar hart schwach.* S. 181: *die Gicht harte bekommen.* S. 238: *Mein liebes Weib hart krank.* S. 205: *mit einem harten Fieber beladen.* Marc. Buntzel, Psalter 1601 A j: *vertheidigen hart.* Moiban, Catech. 1535 M 7: *Es ist harte zu besorgen.* P. Titus, 1603: *Mich dürst so hart.*

Ra: *a laęt hort und feste.R.,* er ist vollständig bettlägerig. Frz. Schönig, Ged. S. 5: *Nimmt ma sich hoite a wos hart und feste für.*

Hauserden der Hausähren, Hausflur. Lichtstern, Schles. Fürsten-Krone S. 793—794. Vergl. Frisch 1, 428ª.

haọs; kär amōl əs haọs aọs!R.

heilwärtig. Melchior Liebig, Von der Frölichen, geraden und Heilwertigen Geburt Christi.

So der Titel des 1. Stückes im Sammelbande unserer Stadtbibliothek. C. Schwenckfeldt, Unterweisung 1558 A iij: heilwertige Artzney. Schickfus 1619, II 69: *heilwertiges Gestirn des Vaterlandes, (der Herzog Georg II. v. Liegn.)*

Helder, Fischbehälter bei Namsleri Ergissung der Katzbach 1608.

heldərR. sind 1. Kasten mit Luftlöchern zum Aufbewahren gefangener Fische in Teichen und Flüssen. Die Stellen bei Namsler lauten G 3: *wie man sie in einem Helder oder Fischkasten zu ertappen pfleget . . . Sie* (die Brunnen) *müssen aber gleichsam der Menschen Helder und Küchenteiche sein.* Schweinichen, z. J. 1578, I, 354: *Karpfen wären gefangen worden und ständen in Hältern.* 2. Teiche mit vergittertem Zu- und Abfluß. Wolff Heinr. v. Falkenhain,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Winterbild 1681 A: *Wenn bey den Fischen er in den gefrohrnen heldern.* Irenäus, Wasserspiegel 1536 G 2ᵇ: *Thal, darinne viel Theich, Fischhalter vnd Wassertümpel gewesen.* Ders., Adam und Eva 1570 K: *Und wen man gleich einen Teich vnd Helder, einmal ausfischet.* G. Freytag, Erinnerungen, Werke I 11: *als kleiner Knabe, wo er einmal in einem Hälter des Gartens eingebrochen und völlig unter das Eis gekommen war.*

hell, mit großen Haufen. Fr. Scholz, Ilias mal. Suidn. 1719. S. 35; *Das Landvolk hatte sich umher mit hellen Hauffen . . . in diese Stadt verlauffen.*

Helle Haufen als lebend aus der Mundart nicht bekannt. Dagegen in Schriften sehr häufig. Joh. Heinr. Cunrad 1630 A v: *Vnd dem gantzen hellen hauffen — Gottes Wohnung zu thut laufen.* In Pols Jhrb. I 27, IV 49 u. öfter. Schweinichen 171 u. 178. — Andr. Scultetus S. 66. — Hillebrant (ca. Moib.) 1538 A 3: *widder helle Schrift. E: helle wahrheit.* L 4ᵇ *durch helle göttliche Schrift.* Scheffler, Antwort 1666, S. 11: *was er mit heller Schrift erleuchten können.* —

Sehr gebräuchlich ist heut die Ra. *a lachte hala hols — a šrī hala hols. R.* Bresl. Erzähler 1802 S. 662: *hellen Halses zu lachen anfieng.* Philo, Leutenot 75: *hellehalse lachen.* S. 261: *hellehalse schrein.*

Herde die, Flachsstaude. M. Großer, anleytung 1590 E7ᵇ: *Die ander Arth, heißet See-Lein, Vnd das gespönste See-Flachs, ein Herde vberscheust mit der Spitze die ander im wachsen, vnd stehet also vngleich.*

Herder die, *herdər. R.* Flachsfaser. An einem Kleidungsstück hängt eine lange Herder; es ist beherdert oder herderich, *bəherdərt, herdərich R.*, wenn viele kleine Fasern daran hängen. Neue ökon. Nachr. 1780: *Man hat ihn* (den Flachs) *aber doch hier 9 bis 10 Viertel* (Ellen) *lang gehabt und vorzüglich gut am Härder.* DWb., Weig., Kaltschmidt haben das Wort nicht; es war aber einst, als man noch spann, in täglichem Gebrauch.

Himmel-Wein, Nektar. Quirin Kuhlmann, 100 Grabschriften Nr. 75.

Den eintzig nur erfreut der Lippen himmel-Wein,
Der Brüste Schaugerüst, muß hier versenket sein.

Den ersten Druck habe ich nicht erhalten können. „Zum zweiten Mal gedruckt" 1671. Dort heißt die Stelle:

Ward von der Libsten gleich mit Lippen-Wein getränkt,
Als ihm der Tod den Trank ganz plötzlich eingeschenkt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

himpeln. Melch. Liebig, Psalmen 1588 B 2: *der Menschen Bawen stückwerk ist — Gehümpelt stets zu aller frist.*

DWb. unter Humpler, Hümpler. Hierzu das Gleichbedeutende stümpeln, das in Steinbergers Tagebuche (bis 1750) öfters vorkommt, der Henker stümpelte, wenn er bei einer Enthauptung mehr als einen Schlag tun mußte. Z. Bsp. z. J. 1739 Bl. 17: *stümpelte ein wenig, massen der Kopf noch an der Gurgel hängen blieb.*

hinne, hier innen, hier an diesem Orte. Mündlich,

Gleiche Bildung und entsprechende Bedeutung haben: *haọsạ, hundạ, hūbạ, hībạ*, hier außen, hier unten, hier oben; hībạ = diesseits.

Hoeke, f., alte Schafmutter. Gl. Geb.: ein alter zäher Schöps. Prov. Bl.: ein Schöps, drehende Höke — ein confuser Mensch.

Weinh., Beitr. hat noch andere Bedeutungen. Grunau: Verächtlicher Ausdruck für Schafe überhaupt. *do homẹr de hāka — de āla hāka — dos gantsə grâs aẹgẹlōtšt. R.* Dazu stimmen die Stellen bei Scherffer I 164: *Es wurden nun die alten Hōken auf achterlei Weise zugerichtet.* I 375: *Hatten sonst von alten Hōken, Brod etc. einen ziemlichen Vorrat.*

Hoferehte. Vechneri, Ergissung der Katzbach 1608 K 3: *So sind auch ganze Hoferehten aufgegangen. Zu Rosenauw ist eines Bawrens gantze Hoferehte vertorben.*

Pol. Jhrb. V. 52: *die ganze Hoferāthe mit allen Gebāuen und allem Viehe.* Schilling, Frankensteiner Chronik, 1617—1619 geschrieben, S. 266: *brannte ihm fast sein ganz hofereth weg.* Koblitz, Annales Francostenensis z. J. 1587: *brannte fast seine gantze Kopfreite hinweg.* Firmenich II 295^{b}: *Hauveraite*; Petersdorf-Sprottau. Vgl. Lexer, mhd. hove-reite.

Hosewoche. M. Grosser 1590 D^{b}: *die funfftzhende Woche nach Weyhnachten nennen sie die Hosewoche, darumb, das jrem vorgeben nach, die Gerste, so in dieser Woche geseet wird, gemeinlich mit den ähren in den Schoßbalgen, wie in Hosen, stecken bleibet.*

håbər blaẹt monc̲hmōl aẹ a kilpa ōdər aẹ a hōfa šteka. R.

Hotta die, die Pferde. Gl. Geb.

In der Kindersprache ist das *hótō*, dim. *hótåla R*, ein Wagen, ein mit Pferden oder Kühen bespannter Wagen, ein Kinderwagen, Pferd oder entsprechendes Spielzeug. Mehrz.: *hótō, hótåla. də hótåla kuma, R.* eine Pferdegespann kommt. *mər wāṛn hótåla fårn, R.* wir werden (mit irgend einem) Wagen fahren.

Hudel der, res abjecta. St.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hungerbrot, Sil. Gramen cypericum. Schwenckf. Stirp. 95.

huŋərbrūt nennt meine Mutter eine Flechte und beschreibt sie folgendermaßen: *ufəm akər hōts klēnẹ šisạlạ, dō hōts monc͡hmōl tswē draẹ, monc͡hmōl fimf ſeks brūtla drinẹ. de mutər prowetsaẹte dōdẹrfōnẹ uf toẹẹr tsaẹt åbər uf raẹc͡hlijẹ ārn.*

Hütsche, st. f., Gestelle. Vgl. Weig. Wb. 525. Dan. Stoppe, Ged. 1. Samml. 1728 S. 3: *Wie, wenn ein Zeitungs-Mann die ärgste Mord-Geschichte — Auf seinem Bilde zeigt und vor der Hütsche singt.*

Altenburg: Hitsche, kleiner Schemel. Mir unbekannt; statt dessen *ritše, ritšla,* Fußbank. Holtei, Almanach 1839 S. 115: *bei das „höher ruf!" fall ich rum, auf die Hitsche und da sitz ich.* Weig. I 910.

Igelkolben. Pr. Bl. 1788 S. 98: Es war vor Zeiten in einigen schlesischen Städten Sitte, diejenigen, die zum erstenmal hinkamen, die Igelkeule, eine Puppe, die von vorn ein weibliches Gesicht, hinten aber stachlicht war, küssen zu lassen, und indem sie das Gesicht berühren wollten, den stachlichten Hinterteil herumzudrehn.

Steinbergers Tageb. S. 1545: *daß wenn der Pohlacke geritten Käme, Sie Ihme die Igel Käule solten zu pussen geben. Die Zöllner passen auf, der Pohle Kombt, und als er auf die Zoll Brücke geritten, recken Sie Ihme die Igel Käule vor.*

ihdrocka, wiederkäuen, s. Frommann.

In der Grafschaft ist *īdruka* noch viel gebräuchlich. Siehe auch Frommann VI 158 aus dem Pustertal. H. Hoffmann, Sumerlaten S. 15: Rumino idruche. 12. Jahrh.

in ein, zusammen. P. Titus: *Verdampten jhn gleich inn ein.* Passionsgesangbüchlen 1603 Biij.

inn. Christoph Colerus: *Auß innem Herzensgrund.*

Die Stelle nicht gefunden. Gryphius, Dornrose: *O inner Herzens-Streit.*

iwig, ihwig, hübsch; a tutt recht ihwig, heißt auch: er tut recht sittsam. Quelle fehlt.

ībic͡h tūnR., zimperlich tun, sich übermäßig zieren wollen.

Ixel, das, Motacilla salinaria, Rohrsänger. Neue ökon. Nachrichten 1701 S. 105.

jähen, sagen. P. Titus, Passions Gesangbüchlein 1603: *Wer einem andern wil verjähn, — Thut sein Häupt zu jhm lencken.*

Conrad Baumgarthen, hl. Hedwig 1505 E 6c: *vnd voriahe das*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sy das nicht hette gethan. A. Calagius, Susanna 1604 C 2: *Wil, was mein Beger, dir kürtzlich jehen.* Eb. Eij[b]: *das was geschehen — derhalben, als die beyd verjehen.* Dan. Czepko, Auff Hans Georg Czigan sel. Abschied 1640: *Wo kunst: die ſelbsten lesen — Vnd auff den Schulen lehrn, — Verjähn, daß du im höhrn — Ihr Lehrer bist gewesen.* Christ. Colerus, (Hippe) 103: *Oder käme mir — Eilend ein Curier, — der mir thät verjähen — daß er sie itzund — Wiederumb gesund — Selbsten hab gesehen.* Joh. Sartorius, Psalmen 1591 S. 18: *Vnd auch die Sterne klar. — Dein herrlichkeit veriehen.* S. 343: *Ihr Himmel solt Gott loben — Sein Majestet verjehn.* Eschenloer I 189: *Aber der König von Polen verjehet ime nichts.* Schickfus 1625, I 77: *Verjähen, bekennen vnd thun kund von beiden Theilen öffentlich.* mhd. jëhen, jên.

Jelke, f., dünnes Getränke.

jilkə R., dünner Kaffee. Wüstegiersdorf.

juckeln, von einem ungeübten Reiter, der nicht fest sitzt und im Trabe hin und her schwankt. Pr. Bl.

Mir ist *jukeln* nur für jucken bekannt. *əs jukəlt aęm fiəęr. dām jukəlt šun dər årš, dos a fortgīn kån. R.*

Kinderspiele aus der Grafschaft Glatz.

Von Friedrich Graebisch in Kudowa.

Die Beschreibungen der folgenden Kinderspiele sind wörtlich und möglichst lautgetreu dem Volksmunde entnommen und sollen daher gleichzeitig als Quellenstoff für die betreffenden Ortsmundarten dienen[1]). Soweit nicht andere Orte vermerkt sind (Nr. 6, 7a, 12, 16, 17), stammen die Texte aus dem Dorfe Brzesowie an der

[1]) Der jeweilige Erzähler bevorzugt allerdings gewisse Ausdrucksmittel, wo mehrere Formen oder gleichwertige Ausdrücke zur Auswahl stehen. Hierher gehören in den Texten aus Brzesowie: dan (jüngere Fntlehnung aus der Schriftsprache für dəṛnǭc͟h), ǭdəṛ (1. oder, 2. aber; andere aber sagen in beiden Bedeutungen ǭvəṛ), ənə art. f. (sonst meist ən), dan art. (gewöhnlicher da; nur als pron. demonstr. dān) u. a. m.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tschechischen Sprachgrenze; die Lautverhältnisse entsprechen der in der jüngeren Generation überwiegenden Form dieser eigenartigen Mundart, die ich in der ZfdMaa. 1912, S. 324ff., näher beschrieben habe, vgl. auch Mitt. 1910, S. 223f.

Ich verweise zur Ergänzung dieser Arbeit auf folgende Kinderspiele, die ich in der ZfdMaa. 1912, S. 134f., 263ff., 272 und 323, mitgeteilt habe: „Stübchen vermieten“ und „Der Meister hat ein Schwein geschlachtet“ (Ein Pfänderspiel), beide aus Dittersbach bei Waldenburg, „Die Tuslamutter“ (Variante von Nr. 4) und „Ringlein einstreichen“ (Variante von Nr. 13), beide aus Alt-Waltersdorf bei Habelschwerdt, „Popinkel“ (eine Art Blindekuhspiel) aus Großgeorgsdorf bei Lewin, „Schneiteln“ (Messerwerfen nach einem Ziel) aus Keilendorf bei Lewin.

Ferner beschreibt Adam Langer in seinem Glatzer Heimatroman „Der Prozeßgeist“, S. 172 und ff., aus Konradswalde, Kreis Habelschwerdt: Begräbnis spielen, Räuber und Soldaten, Verstecken, Häuschen verkaufen, und nennt außerdem: Ringelreihen, Blindekuh, Ringeinstreichen, Schlangeziehn, Wolf und Lamm, Fuchs ins Loch, Fuchs und Hahn, Vogelnamen eingeben und die Kartenspiele Schwarzer Peter, Hund, Ochse, Scholze.

1. Ukrūve špīla.

dǭ štīd a hefla kẹndəṛ baiſoma, on dos ę̄nə tsę̄lt fǭ ém tsọm andan:

ę̄s, tsvę̄ə, draiə, fīrə,
štǭnd a manla hẹndəṛ dəṛ tīrə,
šlūć͡ḫ də drumḷ hẹndanaus,
piŋka, paŋka, dū must naus!

on aſū väṛt[1]) ẹməṛfäṛt gəſọŋa on gətsālt, bis ę̄s īvrić͡ḫ blait, on dǭs mus ję̄n (jagen = fangen), on dǭs (ſ)ę̄t: „ukrūvə is dāṛ bām dǭ“

[1]) Mehrere Studienfahrten, die mich 1912 und 1913 in verschiedene Teile des glätzischen Mundartengebietes führten, haben mich davon überzeugt, daß in diesem, abweichend von anderen schles. Maa., für mhd. w auch anlautend die bilabiale Aussprache noch in weiten Schichten gilt: dagegen herrscht nördlich und östlich die labiodentale Aussprache dort, wo mhd. b im Inlaute Verschlußlaut ist (z. B. Friedland, Kr. Waldenburg, Langenbielau, Camenz). Diese Aussprache mag bereits mehrfach ins Glätzische Eingang gefunden haben, daher meine frühere, abweichende Auffassung, welche auch durch andere phonetische Texte (v. Unwerth, Mitt., Heft XVII S. 66f.; Selke, Mitt., Bd. XII, S. 118f.) gestützt worden war. Das inlautende bilabiale w (meist aus mhd.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(ǭdəṛ „dī šǫinə dǭ“ ǭdəṛ „dāṛ tsaum dǭ“ ǭdəṛ vos grǭdə aſū gəšękt is). um gantsa ſain ęməṛ tsvę̄ ukrūva, ǫf jędəṛ ſaitə ę̄nə. on ven s (= das vorgenannte Kind) én fent, dǭ mus dāṛ vetəṛ (weiter) ję̄n.

Anmerkung. Da die älteren Leute noch die Form rúkrūvə (f.) für ukrūvə kennen, scheint dieses aus jenem entstellt zu sein, vielleicht „Ruhgrube“? Außerhalb Brzesowies habe ich den Ausdruck nicht gefunden, in Sackisch und anderwärts sagt man dafür mǭl (Mal). Eine Ableitung aus dem Tschechischen ist nicht anzunehmen.

2. Hǭſa ję̄n (Hasen jagen).

dǭ tūn ſiću a pāṛ kęndəṛ, dīdə hǭſa ſain, fəṛšteka ai a štroićlan, on tsvę̄ə ſain jędjəṛ. jędəṛ hǫt ən šteka, on ven ſə ǭfana hǭſa ję̄n[1]), dǭ tūn ſə ǫw a bę̄mla kloṗa on gīn də hǭſa ſućha[2]). on ven də hǭſa ſān, dos də jędjəṛ nę̄ vait ſain, on dǭ špreṇa ſə ūf on lāfa dəṛfǭ. də jędjəṛ lāfa anǭću on šrain ęməṛfāṛt „puf, puf“, on ven ſə də āṛšta tsvę̄ə krīja, dos (ſ)ain dan vīdəṛ də jędjəṛ.

3. Tsigáinəṛ špīla (Zigeuner spielen).

dǭ ſain a hefla kęndəṛ baiſoma, on tsvę̄ə ſain šandā̆rə[3]), on di andan kęndəṛ ſain di tsigainəṛ. on dan gīn də tsigainəṛ on tūn štrū ǭdəṛ lāp (Laub) ǭdəṛ raiſićh-estlan fǭ dər ādə (Erde)[4]) ai də hī hę̄va on ai a fęṇan (Fingern) šitan on šrain ęməṛfāṛt „fǫiəṛ, fǫiəṛ!“ on də šandā̆rə lāfa on tūn də tsigainəṛ ję̄n, on ven ſə én fana, on dǭ tūn ſ a aišpäṛn ai ən āla kosta ǭdəṛ haikärp[5]) (Heukorb)

b) wird vielfach mit geringerer Reibung gesprochen, daher die häufige Schreibung b bei den Glatzer Dialektsschriftstellern (sogar bei Schönig).

[1]) Beachtenswert ist die eigenartige Konstruktion, der Infinitiv ohne „zu“, die ich in B. mehrfach, aber nicht allgemein beobachtet habe.

[2]) Ältere Leute in B. kennen noch ſiću (auch in Giesshübel usw. noch üblich).

[3]) Im Adlergebirge auch šandāṛ, pl. šandārə (Plaßnitz); bei Lewin jetzt šandarm.

[4]) Eine ältere Nebenform in B. ist drārə: a ſǭgə (sah) štarə ai de drārə, bei Mittelwalde drādə; sie bezeichnet den Fußboden (Diele): s lait ǫf dr drārə, drādə, im Freien: ǫf dr ādə; beide Formen dürften aus ādə mit erstarrtem dat. sg. des Artikels entstanden sein, vgl. Troppau u. a.

[5]) hai ist auch die bei Lewin und in Gießhübel übliche Form; ein Teil der Brzesowier spricht auch hǭi, diese Form findet sich auch bei Mittelwalde (Thanndorf, Verlorenwasser) und im Adlergebirge (nördlich noch in Plaßnitz), in einigen Dörfern hę̄ (Deschney), im Braunauischen hę̄.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

on ę̄ šandā̆ṛ ſetst ſiɕ̱ʰ ọf da kosta ǭdəṛ kärp, dos a (= der Zigeuner) nę̄ dəṛfǭ́lę̄ft. on dər andrə šandā̆ṛ tut (d)ə andan tsigainər ję̄n, on ven a én gəfāna họt, dǭ tut a dān vīdəṛ ọndəṛ dī kistə ǭdəṛ da kärp štọpa, on dān äṛšta tsigainəṛ lǭn (lassen) ſə lāfa. on ven ſə a drẹta fana, lǭn ſə a tsvẹta lāfa, bis də gantsa kẹndər arǭ́t (ein Rad, herum = an die Reihe gekommen) ſain, on dǭ kẹmt ję̄dəs kẹnd a pāṛmǭl drǭ.

4. Də kūſlabābə[1]).

dǭ ſę̄d ę̄ kẹnt: „īɕ̱ʰ bin kūſlabābə“ on ſetst ſiɕ̱ʰ ọf də dīla, on a andrəs kẹnt ſetst ſiɕ̱ʰ dāṛ kūſlabābə ọf də knīə. on aſū ſetsa ſiɕ̱ʰ də gantsa kẹndəṛ ę̄ſ um (dem) andan ọf də knīə. dǭ ſẹtsa ſə aſū ənə gantsə raiə. on ę̄s gīt rẹm on frę̄ɕ̱ʰt dǭs kẹnt, vosdə tsọāṛšt ſẹtst: „vū vǭnt n̥ də kūſlabābə?“ „a họiſla hẹndəṛ mīṛ“ ſę̄t (d)ǭs kẹnt. on dǭ ſę̄t (d)os andrə kẹnt tsọm tsvẹta kẹndə: „bẹst (d)ūs?“ on dǭs (ſ)ę̄t: „nę̄, īɕ̱ʰ bin s nę̄.“ on dǭ krīɕ̱ʰt (d)os äṛštə kẹnt hīvə: „varum họst miɕ̱ʰ den bəlę̄n[2])?“

on dan gīt (d)os andrə kẹnt vīdəṛ tsọm tsvẹta kẹndə, on ſę̄t s: „vū vǭnt n̥ də kūſlabābə?“ on aſū gīt s tsọ ola kẹndan bis tsọm fäṛletsta kẹndə, on ſę̄t s īvəṛ dǭs (= zu diesem): „vū vǭnt n̥ də kūſlabābə?“ on dǭs (ſ)ę̄d ā: „a họiſla hẹndəṛ mīṛ“ on dǭ ſę̄t (d)os kẹnt, vosdə frę̄ɕ̱ʰt, tsọ dāṛ kūſlabābə: „bẹst (d)ū də kūſlabābə?“ on dǭs (ſ)ę̄t „jū.“ on dǭ tut (d)os kẹnt, vosdə frę̄ɕ̱ʰt dos fäṛletstə štraiɕ̱ʰan on ſę̄t: „dū bẹst a gūdəs kẹnt (ǭdəṛ „mę̄dla“ ǭdəṛ „a gūdəṛ jọnə“), dū họst miɕ̱ʰ nę̄ bəlę̄n.“

on dan fent (d)oselvə kẹnt vīdəṛ bem äṛšta ǭ on ſę̄t: „vǭs họst n̥ họitə tsọm asa gəhǭt?“ on dǭs (ſ)ę̄t: „káfę̄ on kuɕ̱ʰa.“ on dǭ nẹmt s bai dəṛ hant (d)os äṛštə kẹnt on ſę̄t: „gī ai a himl̥!“ on fīṛt s a štẹkla vek. dan kẹmt s (ts)ọm tsvẹta kẹndə, on dǭs (ſ)ę̄t, ven s a unāṛtijəs kẹnd is: „hę̄tšakọilə“ (hę̄tšə f. = Kröte) ǭdəṛ „mọiſəfītlan“ ǭdəṛ „maikāfəṛ“[3]), on dǭ nẹmt s halt (d)os andrə kẹnt bai dəṛ hant on gẹt (gibt) um (ihm) ən štūs on ſę̄t: „dū taiwl̥, gī ai də helə!“ on aſū gīt s fǭ ém kẹndə tsọm andan, on

[1]) Ältere Personen in Brzesowie sagen noch tūſlabābə, vgl. auch ZfdMaa. 1912, S. 263, Anm. 1.

[2]) Diese kontrahierte Form entspricht der in B. noch üblichen älteren bəlǭin; dagegen wird in Sackisch und weiterhin nur bəlǭga gesagt.

[3]) Älter: māiakāfər.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vārdə vęl ai də helə gīn, dār ſęt gęftijə kǭst, (d)os a hotə[1]), on vārdə vęl ai a himl gīn, dār ſęt ärntlijə (ordentliche) kǭst, (d)os a hotə. on aſū kęmt s bis ǫf də kūflabābə, on də kūflabābə, dī ſęt: „kafę̄ on kuch̨a on brūt.“ on dan lęt ſich̨ də kūflabābe ǫf də dīla on is tūt.

on dos kęnt, vosdə frę̄ch̨t, gīd ai a himl tsǫ da[n] andan kęndan on ſęt: „kǫmt ok (g)əšvęndə, də kūflabābə is gəštärva!“ on dǭ kǫma ſə halt gəlǫfa, on də taiwl aus dər helə kǫma ungəruft on štela ſich̨ olə ęm də kūflabābə on švenka mit a henda on šrain: „mīr gīn ęts dər kūflabābə ausleta; bim-baum, bim-baum, bim-baum!“ on dan, ven ſə ən[ə] vailə aſū gəšrīrn hǭn, dǭ nāma ſə də kūflabābə on trę̄n ſə vek ols[2]) vī ǫw a kärch̨hǭf. dǭ šmaisa ſə ſə ǫndər s betə[3]) on tūn ſə mit klǫnkan (Klunkern = Kleidungsstücken) tsūdeka on lāfa fǭn ər vek. də kūflabābə štīt (d)an ūf on jęt (d)an də kęndər, on velch̨əs kęnt (d)os (ſ)ə[4]) um (= am) äršta gəfana hǫt, (d)ǭs tsərhaut ſə, on dǭſ is dan də kūflabābə.

5. Mutter „Grę̄la“.

ven də kęndər tūn aſū aim kanfeldə mǫtsa (= spielen), on dǭ tūn ſə ę̄ mędla fana on di andan kęndər raisa gəšvęndə də tich̨lan on də šärtsa (Schürzen) rǫndər on tūn dos mędla fərpaka. dan nāma ſə ſə on šmaisa ſə ai ənə kanpupə on šrain „mutər grę̄la!“ on lāfa olə dərfǭ on tūn dan dos līdla ſęna:

mutər grę̄la,
dər pūš is fūl šmę̄la! (Schmiele = eine Grasart)
mutər šlikəršlakər,
hǫst s hemd' um āržə ǭgəbaka!

on dos mędla štīd ūf on jęt ſə.

6. Mäuschen, Mäuschen, komm heraus!

(Text aus Hemmersdorf bei Wartha.)

dǭ štela ſich̨ də kęndər ai n krę̄s. ę̄s mūs drausa štīn und ę̄s drǫnə. dərnǭch̨ ſǭt (d)ǭs, vos drausa štīt, (t)sǫ dām, vos drǫnə štīt: „maus, ęts kęmst (d)ə raus.“ dos andrə ſǭt: „īch̨ kǫm nī raus.“

[1]) und [4]) Beachtenswerte Konstruktion.

[2]) Älter: os.

[3]) Der Erzähler nimmt an, daß sich die spielenden Kinder in einer Stube befinden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dǭ hāla də kẹndəṛ də orma ai də hī, unt lāfa dī tsvę̄ kẹndəṛ dorj a krę̄s, bis vos drausa štīt (d)os ẹnwendijə gəfana hǭt. unt ven a s nī krīćht, (d)ǭ mūſ a dos špīl nọ amǫ́l macha, unt ven a s krīćht, (d)ǭ kẹmt (d)əṛnāva dos kẹnt (d)rǭ, vos aim krę̄ſə štīt, und aſū gīt s ẹməṛfoṛt, bis dəṛ krę̄s dorj ıs.

7. Dårćhtsīn (Durchziehen).

dǭ gīn tsvę̄ kẹndəṛ ai ən vinkl, on dos ę̄nə ſę̄t: „dū bẹst (d)əṛ enl on īćh bin dəṛ taiwl“. on dǭ gīn ſə halt (d)an on hāla də hendə hūćh tsọſoma on ſẹna:

dårćhtsīn, dårćhtsīn
dărćh də gọldnə brẹkə;
də íſ atsvę̄, də íſ atsvę̄,
vū ſel məṛ den ẹts floka (pflücken)?
ai vǫ́s den, ai vǫ́s den?
dəṛ ärštə kẹmt, (d)əṛ tsvẹtə kẹmt,
dəṛ drẹtə mus gəfana ſain.

di andan kẹndəṛ gīn tsvęšəṛ da[n] tsvę̄ kẹndan dărćh on dan ẹm velćhəs dos (ſ)ə vela. on ven dī ſẹna „dəṛ drẹtə mus gəfana ſain“, dǭ lǫn dī də hendə fola on frę̄ja dos gəfannə kẹnt: „tsọ vām gīst ụ?“ on dǭs (ſ)ę̄t halt, (t)sọ velćhum dos (s) vẹl fǭ da[n] tsvę̄a, on štelt ſíćh dan hẹndəṛ dǭs kẹnt. on aſū gīt s, bis dos letstə drǭkẹmt. dan họt a ję̄dəs fǭ da[n] tsvę̄ kẹndan a pāṛ kẹndəṛ hẹndəṛ ſíćh štīn. on dan ſę̄t (d)os ę̄nə fǭ da[n] äršta tsvę̄ kẹndan on tsaićht: „enalan — taiwalan“. on dan ſę̄t (d)oselvə kẹnt: „ẹts vaməṛ (= werden wir) grāntsə macha“. dǭ ſucht s a heltsla on lę̄t s ọf də dīla[1]) on ſę̄t s: „dǭſ is də grāntsə“ on ſę̄t (t)sọ da[n] andan kẹndan: „ẹts pakt ok tẹćhtićh ǭ; ẹts vaməṛ tẹćhtićh tsīn!“ on də fárdəṛšta (vordersten) tsvę̄ə fǭ da[n] enan (Engeln) on fǭ da[n] taiwan nāma ſíćh bai dəṛ hant, on ẹts (ts)īn ſə, on də andan kẹndəṛ halfa mitə tsīn, a ję̄dəs ọf ſainə ſaitə. on ven də enl də gantsa taiwl ọf īrə ſaitə gətsę̄n hǭn, dǭ hǭn də taiwl fəṛšpīlt, ǭdəṛ ven s hald ẹmgəkārd is, dǭ hǭn də enl fəṛšpīlt.

Anmerkung. Das bei diesem Spiel gesungene Liedchen zeigt, wie — ursprünglich gewiß leicht verständliche — Wörter und Sätze im Kindermunde bis zur Sinnlosigkeit entstellt werden können. So erklärt sich u. a. auch, wie „Ruhgrube“ zu „ukrūvə“ werden kann

[1]) Auch hier denkt der Erzähler an ein Spiel in der Stube.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(s. o. Nr. 1)! Eine Fassung des Liedchens aus dem Brzesowie benachbarten Dorfe Sackisch lautet:

7 a. tsín dårćh, tsín dårćh,
dårćh də gọldnə brẹkə;
də ſſ atsvẹ̄, də ſſ atsvẹ̄,
mər vān ſə vīdər flẹka (flicken).
fọ̄ vọ̄s dn̥, fọ̄ vọ̄s dn̥?
fọ̄ ẹ̄nalan, fọ̄ štẹ̄nalan!
dər ärštə kẹmt, dər tsvẹtə kẹmt,
dər drẹtə värt gəfanə.

Hier ist der Sinn noch verständlich; ẹ̄nalan ist vielleicht aus ẹ̄ərlan (Eierlein) entstanden und an štẹ̄nalan (Stein[er]lein) angeglichen, doch kann man diese Wörter auch an enalan und taiwalan anknüpfen.

8. Vọlf on šẹ̄flan špīla („Wolf und Schäflein" spielen).

dọ̄ štīd n̥ gantsə raiə kẹndər, dọ̄s (ſ)ain də šẹ̄flan. on ẹ̄ſ is dər härtə, on dār ſẹ̄t: „īr šẹ̄flan, kọmt ok hẹ̄m!" dos ärštə šẹ̄fla ſẹ̄t: „mīr kena nẹ̄". on dər härtə ſẹ̄t: „varúm den̄ (n)ẹ̄?" — „dər vọlf is dọ̄". — „vū ſətst a den?" — „ai a štroićhlan". — „vọ̄s macht a den?" — „ẹ̄jər (Eier) lẹ̄n". — „vọ̄s fər ẹ̄jər̥?" — „kotsa-ẹ̄jər". — „vīw̥ (wieviel) kọst n̥ ẹ̄s?" — „fẹmf (f)enijə". on dər härtə šrait: „īr šẹ̄flan, kọmt ok hẹ̄m!" on a lẹ̄ft gəšvẹndə on̄ (n)ẹmt (d)os šẹ̄fla bai dər hant on tsīt s ọf ſaine ſaitə. on dər vọlf kẹmt ā gəlọfa nọ̄ch dam šẹ̄fla, on dọ̄ tsīn ſə ſićh ẹm dos šẹ̄fla. on vārdə um (= am) štärksta is, dār họt (d)os šẹ̄fla.

9. Schläger und Dieb.

dọ̄ tūn ſə fẹmf tsẹ̄dalan (Zettelchen) nāma, on ọf dos ẹ̄ne šraiva ſə „Kōnig", ọf dos tsvẹtə šraiva ſə „Baron", ọf dos drẹtə „Kläger", ọf dos fīrtə „Schläger" on ọf dos fẹmftə „Dieb". dan tūn ſə də tsẹ̄dalan tsọſoma paka, on dər ẹ̄nə nẹmt ſə ai də hendə, šit̥t mīd a on štīd ūf on šrait: „dīp, šlẹ̄jər!" on šmest ſə ọf a tīš. on a jẹ̄dər nẹmt ſićh ẹ̄s on pakt ſićh s ūf. on vārdə họt (d)os tsẹ̄dala kẹ̄nićh[1]), dār is kẹ̄nićh, on a jẹ̄dər is dọ̄s, vos a ọf ſem tsẹ̄dala họt.

[1]) Im westl. Kreise Glatz gilt kẹ̄nićh, ebenso im Kreis Neurode und bei Habelschwerdt, dagegen kīnićh im Bezirk Braunau, im südöstl. Kr. Glatz (Hannsdorf), bei Mittelwalde und im Adlergebirge.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

on dan feɒt (d)əṛ klę̄jər ǭ: „her kę̄nić͡h, ić͡h klāgə[1]).“ on dəṛ kę̄nić͡h ſę̄t: „vas gipt s tsu klāgn̥?“ on dəṛ klę̄jeṛ ſę̄t: „dis unt ję̄nəs.“ on dəṛ kę̄nić͡h ſę̄t: „nim īn bai dəṛ nāſə unt šmaiſ īn 'hinaus!“ dan feɒt (d)əṛ šlę̄jər ǭ: „her barǭ́n, vīfīl hat (d)īſəṛ štrāfə fəṛdīnt?“ on dəṛ barǭn ſę̄t entvę̄dəṛ: „tsvai aiſəṛnə“ ǭdeṛ „blutijə“ ǭdəṛ „šmā́rijə“ ǭdəṛ „gəvę̄nlijə hīvə“. on dǭ haut (d)an dəṛ šlę̄jəṛ um (= dem) dīvə dī hīvə ọf də hand ūf, dī dəṛ barǭn ufgəgān họt.

10. Họstə nę̄ ən mǭn gəſān? (Hast du nicht einen Mann gesehen?)

dǭ kafan (= kauern) ſić͡h tsvę̄ kẹndər ọf də dīla. on dos ę̄nə frę̄ć͡ht (d)os andrə: „họstə nę̄ ən mǭn gəſān ai dəṛ grīna[2]) plantə (Plente = leichtes Kinderkleidchen oder geringer Männerrock)?“ — „jū“ ſę̄t (d)os andrə kẹnt. dos äṛštə kẹnt ſę̄t vīdəṛ: „vū vār a den?“ — „bai šeɒkan[3]).“ — „vǭs hot (= hatte) a den fəṛ hǭſa ǭ?“ on dos kẹnt ſę̄t, velć͡hə farvə dos (s) vẹl: vaisə, rūtə. blǭvə (blaue), švatsə, gālə. on dos äṛštə kẹnt ſę̄t vīdəṛ: „dǭſ is jū a fəṛflimtəṛ tsopl̥mǭn!“ on dǭ họpa də tsvę̄ kẹndəṛ tsọſoma on tantsa mitsoma.

11. Mẹlić͡h aigān (Milch eingeben).

dǭ ſẹtsa halt (d)ə gantsa kẹndəṛ ai enəṛ[4]) raiə, on ę̄ kẹnt hẹlt = hält) də šärtsə (= Schürze) ūf, ols ven s vǭs drẹnə hetə, on gīt fǭ ém tsọm andan on ſę̄t: „vīwl̥ litəṛ 'mẹlć͡h vẹlst n̥?“ on dǭ ſę̄t halt (d)ǭs kẹnt ən[ə] tsǭl, entvę̄dəṛ tsvę̄ litəṛ, fẹmf litəṛ ǭdəṛ vīwl̥ dos (s)ə vela. on dǭ frę̄ć͡ht dos äṛštə kẹnt (d)osję̄nijə: „vǭs väṛšt n̥ fǭ dāṛ mẹlić͡h baka? „dǭ ſę̄t s: kuc͡ha, häṛnlan, klīslan, buc͡hta (pl. von buc͡htə f. = ein leichtes in der Pfanne in Butter gebratenes Hefegebäck, mit Zucker bestreut; tschech. buchta f.), platska (leichte auf der freien Platte gebackne Hefekuchen, vgl. tschech. placka f.), ən frǭš on fəṛšīdnəs, aſū vos um (= ihm) aifelt, dos (s) baka väṛt. on dǭ ſę̄t dos andrə kẹnt: „lǭs mər a štẹkla!“ dan, ven dos kẹnd

---

[1]) Dieses Gespräch ist hochdeutsch mit geringem dialektischen Einschlag.

[2]) Zu erwarten wäre grin, doch unterbleibt in Brzesowie ziemlich häufig die Kontraktion nach einfachem stammschließenden n in Nomina.

[3]) Gewöhnlich hört man (außerhalb von Brzesowie) bem šeɒka, so wie man sagt bem šnaidəṛ usw.; in diesem Beispiel fällt der Artikel aus, weil der ursprüngliche Berufsname als Eigenname empfunden wird, trotzdem der Gastwirt einen andern Familiennamen hat.

[4]) Älter: aṛ.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arǭd (ein Rad = herum) is bai da[n] andan gəvāst, on dǭ feɴt s bem äṛšta vīdər ǭ on fę̄t: „īć̱ḫ kọmə[1]) nǭc̱ḫ dam fəṛšprọc̱ḫna.“ on dǭs kẹnt ſę̄t: „īć̱ḫ hǭ də mẹlć̱ḫ ai a kāləṛ gəštelt on də mauſ is məṛ raigəfola.“ on dos andrə kẹnt štraić̱ḫl̥t (d)ǭs kẹnt ẹməṛfäṛt ọw a vaɴa on ſit um šarf ais gəſẹć̱ḫtə on ſę̄d ẹməṛfäṛt: „də mauſ is dəṛ raigəfola! də mauſ is dəṛ raigəfola! də mišə-mišə-mauſ[2]) is dəṛ raigəfola! īć̱ḫ dǭc̱ḫtə šọn nātsa[3]) kǭtər ǭvəṛ də ālə mūrə[4]).“ on dǭs kẹnt vīdəṛ mus halt lac̱ḫa on ſę̄t hald ẹməṛfäṛt: „də mauſ is məṛ raigəfola!“ on dos andrə kẹnt ſę̄t vīdəṛ: „dū lac̱ḫst ẹməṛ vǭs!“ on dǭ mus dǭs kẹnt (d)ə šäṛtsə gān ǭdəṛ dos tić̱ḫla fọm kọpə ǭdəṛ a kitl̥ austsīn ǭdəṛ də jakə gān ǭdəṛ vos (s) halt grǭdə ǭgətsę̄n họt, on aſū gīt s. halt tsọ ola, on tsọ ję̄dum gīt s hald a pāṛ mǭl aſū.

dan, ven də kẹndəṛ šọn holp nakić̱ḫ dǭſẹtsa, on dǭ feɴt (d)os äṛštə kẹnd ǭ vīdər austsọtę̄la də klaiduɴk[5]), on ę̄ štẹkla nẹmt s ai də hant on šrait: „šitl̥ faɴk! šitl̥ faɴk!“ on dos kẹnt, (d)ām dos štẹkla gəhǟṛt, šrait: „mains!“ on dǭ ſę̄t (d)os andrə: „dǭ mustə ǭdər ẹts gīn štę̄nə fāṛn mit (d)əṛ nǭſə.“ on dǭ mus (s) halt mit (d)əṛ nǭſə ọf dəṛ mauəṛ rẹmšẹnda, on dǭ krīć̱ḫt s halt (d)an də klaiduɴk ǭdəṛ dos štẹkla vīdəṛ tsọrẹkə.

on bem nę̄ć̱ḫsta kẹndə ſę̄t (d)an dos andrə kẹnt vīdəṛ: „must (d)ə šọinə hẹndər um ārə (= Ohr) hāṛgəšlopt breɴa!“ on dǭ breɴt halt (d)an dos kẹnd ən štrūholma hẹndər um ārə gətrę̄n, on dǭ krīć̱ḫt s halt (d)an vīdəṛ dos štẹkla klaiduɴk tsọrẹkə. on bem drẹta kẹndə ſę̄t s halt: „must um (= dem) ūwa ſę̄n gīn, a ſọl nẹ̄ aifola!“ on bem fīṛta ſę̄t s: „dū must um grūsfǭtəṛ — ǭdəṛ ven a nẹ̄ do is, dər ana ǭdər am andan kẹndə — a kisala gān!“ dǭs mac̱ḫa ſə nẹ̄ ganə[7]), dǭ tūn ſə a būc̱ḫ kisa ǭdər a brātla on gān s dam āla grūsfǭtəṛ tsọm (m)aulə. ǭdəṛ ſę̄t s vīdəṛ: „gī um ſę̄jəṛ (Seiger = Wanduhr) ſę̄n, a ſọl nẹ̄ mīdə vān!“ ǭdəṛ: „gī um śraɴka ſę̄n,

---

[1]) Die Endung ist hier bewahrt.

[2]) Vgl. tschech. myš f. = Maus.

[3]) Gemeint ist der Kater einer alten Frau, welche „də piklijə miškə“ oder „nātsa miškə“ genannt und viel verspottet wird. Nātsa ist Genitiv von nāts = Ignatz, miškə hier Koseform von Ludmila (aus milške), die Frau heißt Ludmila Kurschatke. Miškə ist auch Koseform von Marie, z. B. in Sackisch.

[4]) Tschech. můra f. = Alp. Gemeint ist eine alte Frau namens Bartonitschek, „də ālə báṛtonitškən“, von der man sagt, sie sei ein Alp.

[5]) Aus der Schriftsprache.

[6]) In Brzesowie auch grusfǭtəṛ mit kurzem u.

[7]) Weil der Großvater meist einen Stoppelbart hat.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

a ſǫl nę̄ fərfaula!“ dǭ misa ſə gants druf ǭ gīn šrain: „dū ſǫlst nę̄ mīdə vān!“ ǭdər „dū ſǫlst nę̄ fərfaula!“ dǭ krīja ſə də klaidunk aſū tsǫrękə bis tsǫm letsta štękla, on dan is dos špīl aus.

Anmerkung. Das Spiel wird gewöhnlich vor dem Schlafengehen beim Auskleiden gespielt.

12. Də tauva flīja (Die Tauben fliegen).

(Text aus Sackisch bei Lewin.)

mīr ſǭsa ai enər raiə on tǭta męt a fęnan (= Fingern) ǫw a tīš kloṇa. on dǭ his (s)[1]) ęmər: „də tauva flīja“, ǭvər „də enta flīja“, on dǭ fūrn mər ęmər męt (d)ər hand ai də hī. on ven ęs (ſ)ętə: „dər hunt floićht“ ǭvər „s pfāt (Pferd) floićht“ on ęnər fūr ā vīdər męt (d)ər hand ai də hī, dǭ mustə dār 'a pfant gān. on ven dərnǭch ūfgəhårt vurdə, dǭ vurt gəroṭ (geraten) ǫndərſoma, męt vǭs də pfendər ſulda ausgəlīst vān, on ęs mustə dǭs macha on ęs dǭs. ęs ſuldə s špānšə kroitsə ǭbāta; on dǭ must a šrain: „špānšəs kroitsə, dīćh bāt ićh ǭ; bīſ aſū gut on gi mər a vaip!“ ǭvər „gi mər ən mǫn!“ ǭvər must ęnər męt (d)ər štärnə ǫm tęšə ǭvər ǫf dər mauər štęnə fårn; dǭ tǫt ſićh s męt (d)ər štärnə ǫw a tīš lęn, dos (s) aſū rumpłtə, vī ven ęnər męt (d)ər rǫtvər fărt. a montsǫm (= männl. Person; pl. montsmər) mustə vīdər raušrain: „ićh krīćh kę̄ vaip“, on ven s a vaisbęlt vår: „īćh krīćh ken mǫn.“ ęs mustə ais bákūwalǭch krićha on naušrain: „brūt!“, „flęš!“ ǭvər vos a vuldə hǫn, on a andrər, dārdə drenə štaktə, macht' a švårts męt rǫmə (= Ruß) īvər s gantsə gəſęćhtə. ėn tsūġa ſə męt ar šnūrə īvər a ūwa, də šnūrə vurd ǫm (ihm) ęm a hols gəmacht, on fårna ǫf dər andan ſaitə tsūġ ęnər, dār hotə n tǫp vosər ai dər hant, on ven dār šrīr: „īćh tsī“, dǭ guktə dər andrə ruf, on dār bəgūſ a. monćhə musta ā tsǫm nǫkvər gīn on šrain tsǫm fanstər nai: „īćh vil ništ hǫn.“ dərnǭch kunda ſə vīdər tsǫrękə kǫma; on ven s a bīſər nǫkvər vår, on dǭ gina ſə halt nę̄ ganə (gern).

13. Štęnla aigān (Steinchen eingeben).

dǭ ſętsa də kendər olə dər raiə nǭch on hāla də hendə tsǫſoma, on ę kent hǫt a štęnla ai dər hant on gīt fǭ ém tsǫm andan on

[1]) Einige Verbalformen, deren Stamm langen Vokal hat und auf s auslautet (hīs, līs, šmīs, vęs u. a.) kürzen den Vokal, wenn s (< es, das) oder ſə (< sie) unmittelbar folgt: a lis (s) fola, a līs mićh, a šmęs (s) vek, a šmīsə ols vek (in Schlesien weit verbreitet).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tut (d)os štę̄nla ję̄dum ols vī ai də hendə lę̄n. on ę̄s štīt hasə (haußen) ọf dəṛ ſaifə on gẹt ọ̄bac͜ht. on ven s dərọt (errät), vāṛ dos štę̄nla họt, (d)ọ̄ kọ̄n ſić͜h s dan tsọ da[n] andan kẹndan ſetsa. on dọ̄s kẹndla, vos dos štę̄nla hotə, mus vetəṛ rọ̄ta.

14. Gəlẹkə ſān (Glück sehen).

Wenn man erfahren will, wohin man nach dem Tode kommen werde, oder (bei Mädchen) ob man ledig bleiben oder heiraten werde, oder welches Standes der künftige Gatte sein werde, reißt man von Wucherblumen die weißen Randblüten ab und zählt dabei: „himl̥, helə, fę̄jəfọiəṛ“ oder „jọmpfəṛ, fraiəṛ, braut“ oder „väṛtshaus, mīlə, pauəṛ, štīvla (gemeint ist: Gastwirt, Müller, Bauer, Mietswohner).“ Man benützt zum Abzählen auch Weidenzweige mit Kätzchen (Palmen), Fiederblätter, Zopfflechten u. a.

15. Mọiſla-pauəṛ-kesl̥ (Mäuschen-Bauer-Kessel).

dọ̄ tūn ſə ę̄nə būnə tsəṛšnaida, on dan tūn ſə ſə ū[v]adrọfə nọ̄ǵ a štẹkla bəšnaida. dan tūn ſə bun (Bohnen) aiſetsa ọw a tīš. dār ę̄nə tut (t)svę̄ bun ọw a tīš lę̄n on ſę̄t: „dọ̄lə[1]) is mọiſla!“ on də andan misa ję̄dəṛ tsvę̄ bun dəṛtsūnə lę̄n. dan fent (d)ər äṛštə vīdər ọ̄: „dọ̄lə is pauəṛ!“ on tut a štẹkla fọm mọiſla vīdəṛ drai bun lę̄n, on di andan misa vīdəṛ ję̄dəṛ drai bun dəṛtsūnə lę̄n. on dan fent vīdəṛ dər äṛštə ọ̄: „dọ̄lə is kesl̥!“ on tut a štẹkla fọm pauəṛ fīṛ bun hīlę̄n on də andan ā. on dan nẹmt (d)ər äṛštə dī tsvę̄ holva bun tsvẹšəṛ də hendə on štīd ūw on šrait: „mọiſla, pauəṛ, kesl̥!“ on šmest (d)ə bun ọw a tīš. on ven ję̄də būnə ọw ən andrə ſaite ufelt, dọ̄ is mọiſla, on ven dī tsvę̄ bun bę̄də mit (d)əṛ bəšnītna ſaitə ọw a tīš fola, dọ̄ is pauəṛ, on ven də bəšnītna ſaita ūvadrọfə ſain ọf bę̄da bun, dọ̄ is kesl̥. dọ̄ šmaisa ſə dəṛ raiə nọ̄c͜h, on vāṛdə mọiſla trẹft, on'ſ is nọc͜h nę̄ vek, dọ̄ kọ̄n a ſić͜h dī buñ (n)āma, dīdə tsọm̄ (m)ọiſla gəhǟṛn; ọ̄dər a šmest pauər ọ̄dəṛ kesl̥, on dọ̄ kọ̄n a ſić͜h dī buñ (n)āma, dī a gəšmẹsa họt, on ven ſə šọn vek ſain, dọ̄ họd a ništ (d)əṛfọ̄. aſū gīt s dəṛ raiə nọ̄c͜h, bis kę̄

[1]) dọ̄lə = hier; das Suffix lə hat demonstrative Bedeutung (wie franz. ci) und stammt aus der benachbarten tschechischen Mundart („to“ der tschech. Schriftsprache), vgl. tsch.-dial. já budu psát do tíchle knihy = īć͜h vār ai doslə būc͜h šraiva; já vidím tuc͜hle ženu = īć͜h ſā doslə vaip; tenle pán to žikal = dāṛlə mọ̄n họ̄t s gəſọ̄it; ọf dāmlə tẹšə, vos a (was er = der) dọ̄lə štīt. In Brzesowie oft zu hören, kaum noch in Sackisch.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hefla buñ (n)ẹmə dǭ is. on vāṛdə um besta gəšmẹsa họt, (d)āṛ họt (d)i mā̆ṛšta gəvọna.

16a. šipa (Schippen).

(Text aus Keilendorf bei Lewin).

dǭ maꞓha də kẹndər a grīvla (Grübchen), on dǭ hǭn ſə bun ǭvəṛ kījalan, on dǭ tūn ſə nǭꞓh dam grīvla šipa; on vāṛ žə ai də grūvə tsọäṛšt brent, on dāṛ hǭt gəvọna.

Anmerkung. In Oberhannsdorf, Kr. Glatz, wird nicht šipa, sondern šnika gesagt. Eine Variante ist auch:

16b. šnetan (Schneiteln).

(Text aus Sackisch bei Lewin.)

dǭ tūn də kẹndər a grīvla maꞓha ai de ādə, on dǭ väṛt gəšmẹsa mẹt kneplan, on ven də kneplan (n)aifola ai də grūvə, on do is gəvọna.

Anmerkung. In Keilendorf versteht man unter šnetan ein anderes Spiel, vgl. Zfd. Maa. 1912, S. 323.

17. ſauə traiva (Sautreiben).

(Text aus Großgeorgsdorf bei Lewin.)

mẹta (auf einem freien Platze) väṛt a grūs lǭꞓh gəmaꞓht, on arǭt rẹm (= ringsherum), dǭ vān vīdəṛ klenrə leꞓhəṛ gəmaꞓht, on jẹ̄dəṛ hǭd aſū a lǭꞓh on ən šteka. on dǭ īſ ən kūǵl, dōſ is də ſauə. on ẹ̄nəṛ hǭt kẹ̄ lǭꞓh nẹ̄, dāṛ mus də ſauə ai a lǭꞓh traiva. ven a ſə kǭn (n)aibrena, dǭ mus dāṛ vīdəṛ də ſauə traiva, dāṛdə dǭs lǭꞓh hǭt. on aſū väṛt gəšpīlt, bis (ſ)ə ai dam grūsa lọꞓhə īs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literatur.

Schönborn, Theodor, Das Pronomen in der Schlesischen Mundart. Breslau, M. & H. Marcus 1912. XVI, 94 S. 8°. (= Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde . . . herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe. 9. Heft.)

Ausgehend von H. Rückert's Darstellung der älteren Verhältnisse schildert Schönborn im vorliegenden Buche die Entwickelung des Pronomens in der schlesischen Mundart in der späteren Zeit und seinen Bestand in der Gegenwart. Für die Zeit vom 16. Jahrhundert an sind die sehr spärlichen gedruckten Quellen, die für die schlesische Mundart vorliegen, herangezogen, für die Gegenwart sind eine Reihe von gedruckten mundartlichen Texten, deren Zahl noch hätte vermehrt werden können, und vor allem der mündliche Gebrauch zu Grunde gelegt. Die Laute sind nach den Mitteilungen XVII, 54 ff. dargelegten Grundsätzen und (für die Vokale) nach der in der 8./9. Auflage der „Bühnenaussprache" von Siebs angegebenen Umschrift dargestellt. Der Verfasser gibt bei den einzelnen Klassen der Fürwörter zunächst in phonetischer Umschrift den Bestand an Formen in der heutigen gesprochenen Sprache und knüpft daran in übersichtlicher Anordnung jedesmal Bemerkungen, die die wechselnden Formen der zeitlich und örtlich verschiedenen schlesischen Mundartgebiete verzeichnen, nötigenfalls erklären und ihren syntaktischen Gebrauch erläutern. Beachtenswert erscheinen uns hier u. a. die Ausführungen über bisher nicht ausreichend erklärte Erscheinungen wie ſes (Dativ u. Akkusativ der 1. Pers. Plur. des persönlichen Pronomens, 'uns' § 27), — die Behandlung gewisser Vorschlagslaute, wie s (wenste = wenn du), t oder d (wen-ter = wenn ihr), n̥ (dosn̥ ſe = daß sie) § 39, — die Bemerkungen über die Form ſen, die als Genitiv der 3. Pers. Sing. Neutr. des persönl. Pronomens gebraucht wird (§ 50) —, die Zusammenstellung von Ortsnamen, die mit dem Artikel gebraucht werden (§ 32) usw.

Alles in allem hat Schönborn nicht nur eine wertvolle Materialsammlung geliefert, sondern durch seine Erklärung mancher schwierigen, verschieden deutbaren Formen des pronominalen Gebietes unsere Kenntnis des Schlesischen wesentlich gefördert. Sein Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Formenlehre und Syntax der sehlesischen Mundart. H.

Schlesische Landeskunde. Zum 25 jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. und zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege herausgegeben von Dr. Fritz Frech und Dr. Franz Kampers. I. Naturwissenschaftliches. II. Geschichtliches; je M. 16.—, geb. M. 18.—. Leipzig, Veit & Co., 1913.

Eine stattliche Reihe von Mitarbeitern — zumeist sind es Professoren der Universität und der technischen Hochschule — haben sich zu diesem großen Werke vereinigt; daß ihre Arbeit nicht gleichmäßig in Ausdehnung und Wert geworden ist, ist selbstverständlich. Aber es wird eine Fülle von Gelehrsamkeit und Anregung geboten, und die wechselvolle Darstellung durch viele Verfasser hat auch ihren besonderen Reiz. Zu dem naturwissenschaftlichen Teile hat Frech die meisten Beiträge geliefert, er hat Landschaftsformen und Tal-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bildung behandelt, Gebirgsbau und Erdgeschichte, Mineralien und Gesteine, Wasserversorgung und Mineralquellen; die Pflanzenwelt ist von Ferd. Pax, die Tierwelt von Zimmer behandelt worden. In manchen Punkten wird auch die Volkskunde gestreift; z. B. wo von den verschwundenen Tieren unserer Fauna, wie Elch, Bär, Biber und Wolf die Rede und ihr vereinzeltes Vorkommen aufgezeichnet ist. Der „Tiger von Sabrodt", ein „Bauernschreck", der vor neun Jahren bei Hoyerswerda nach Jahre langer Jagd erlegt ward, war — ein Wolf. Die zweite Hälfte dieses ersten Teils ist der Landwirtschaft, dem Bergbau und der Technik gewidmet, und zwar ist die Tierzucht von Holdefleiß dargestellt (die Bienenzucht ist nicht erwähnt); von Rümker, Ehrlich und Waterstradt haben Pflanzenproduktion, Betriebslehre und Technologie behandelt; Bergbau, Elektrotechnik, verschiedene Industriezweige und Gesundheitswesen bilden den Schlußteil des mit vielen Abbildungen trefflich ausgestatteten Bandes.

Den historischen Teil des Werkes eröffnet die eigentliche geschichtliche Darstellung, die von den Professoren Seppelt und Ziekursch gegeben ist, und die ergänzt wird durch Seger's klar übersichtliche Behandlung der Vorgeschichte sowie durch Kapitel über das Heerwesen und die Kriege seit Friedrich dem Großen (von Laubert), über das Münzwesen durch den trefflichen Numismatiker Friedensburg und über die Entwicklung der katholischen Kirche (Seppelt) und der evangelischen (Arnold); ein kurzer Abschnitt über die Juden in Schlesien (Brann) schließt sich an.

Den zweiten Abschnitt bilden Gerichtswesen, Verfassung und wirtschaftliche Kultur. Über älteres schlesisches Recht werden wir leider nur wenig belehrt; die späteren Rechtsverhältnisse sind von Engelmann (†) behandelt; Forst- und Landwirtschaft, Industrie und Handel in kultureller Darstellung machen den Hauptteil des von Fischer bearbeiteten Abschnittes aus.

Das Bildungswesen, das von Molsdorf, Rudkowski, Kaufmann und Loewe geschildert ist, interessiert die Volkskunde besonders durch die hoch anerkennenden Worte, die den Leistungen unserer „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" gewidmet sind.

Literaturgeschichte, Kunst und Volkskunde machen den letzten Abschnitt des Werkes aus. Ein großes Verdienst hat sich Max Koch durch seine Zusammenfassung der schlesischen Literaturgeschichte der letzten sieben Jahrhunderte erworben; fast achtzig Jahre sind vergangen, seit mit Kahlert's Buche 1835 die letzte wertvolle Gesamtarbeit über Schlesiens Anteil an der deutschen Poesie erschien. Zu wirkungsvoller Steigerung hat Max Koch Schlesiens literarische Bedeutung im 17. Jahrhundert geschildert und später Eichendorff, Holtei und Freytag gezeichnet. Wir bedauern, daß der auch in der neuesten Dichtung so wohl bewanderte Verfasser uns an dieser Stelle sein Urteil über die letzten Jahrzehnte schlesischer Literatur absichtlich vorenthalten hat. Die bildende Kunst ist in ihrer Entwicklung durch den kundigen Konservator Dr. Burgemeister, die Musik durch Professor Kinkeldey dargestellt.

Für uns beachtenswert ist natürlich die eigentliche Darstellung der schlesischen Volkskunde durch Siebs. Während der Verfasser gerade in Mitgliedern unter Gesellschaft hervorragende Mitarbeiter hatte, wo Aberglauben und Sage, Sitte und Brauch zusammenzufassen waren (z. B. Drechsler,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kühnau u. a. m.), hat er bei Darstellung der schlesischen Mundarten — von von Unwerth's Forschung abgesehen — aus eigner Arbeit schöpfen müssen. Zum ersten Male ist hier eine leicht verständliche systematische Gruppierung aller schlesischen Mundarten durch zahlreiche Mundartenproben eines und desselben Textes und eine übersichtliche Sprachkarte Schlesiens erläutert; ein Kapitel über mundartliche Dichtung in Schlesien schließt sich an. Die mehr ins Gegenständliche schlagenden Abschnitte über Garten und Wohnhaus, die Siebs beschrieben hat, sind ausgezeichnet ergänzt worden durch einen Anhang über schlesische Dorfanlage und schlesische Tracht von Oberlandmesser Hellmich, der zu den vielen Abbildungen des Bandes eine vortreffliche Auswahl einschlägiger Bilder beigesteuert hat. Insbesondere sei auf die interessanten Bienenstockfiguren aus Höfel hingewiesen.

Dem Verlage ist außer der guten Ausstattung vor allem zu danken, daß die Benutzung des großen Werkes durch ein ausführliches Register erleichtert ist.

— e —

Altschlesien. Architektur. Baukunst. Kunstgewerbe. Herausgegeben und eingeleitet von Richard Konwiarz. Lichtbildaufnahmen von Heinrich Goetz. Mit 478 Abbildungen und Plänen. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Eine kurze, gut geschriebene Einleitung unterrichtet uns über die Anlage der älteren Städte Schlesiens und ihre Entwicklung. Pläne von Städten und Festungen sind beigegeben. Marktanlagen, Rathäuser, Brunnen, Klöster, Bürgerhäuser, namentlich des 17. und 18. Jahrhunderts werden gewürdigt; sodann werden Dorfkirchen und Dorfhäuser besprochen, und besonders auch die für Oberschlesien charakteristischen Holzkirchen; dabei wird auf die ältere Friedhofskunst eingegangen. Eine Besprechung von Schloß- und Gartenanlagen bildet den Abschluss.

Durch die reiche Fülle prächtiger Abbildungen, deren Aufnahme Heinrich Goetz zu danken ist, wird Fachleuten und Laien ein Einblick in die so mannigfaltigen baukünstlerischen Schöpfungen Schlesiens gegeben. Denkmalpflege und Heimatschutz sind für diese Arbeit dankbar, die auch weiteren Kreisen als Geschenkwerk zu empfehlen ist. Siebs.

Des Deutschen Vaterland. Deutschland in landschaftlicher, geschichtlicher, industrieller und kulturgeschichtlicher Hinsicht unter besonderer Berücksichtigung des Volkstums, unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben von Hermann Müller-Bohn. Mit Originalzeichnungen von Franz Stassen und Georg Eichbaum, einem Gemälde von R. Bellgrewe usw. 2 Bände. Stuttgart, Chr. Belser'scher Verlag 1913. Preis M. 20,— für den Band.

Der Verlag hat eine stattliche Reihe bekannter Gelehrter und Schriftsteller für dieses Gesamtwerk gewonnen. Es soll den deutschen Gedanken im In- und Auslande stärken dadurch, daß es die Herrlichkeit des ganzen deutschen Vaterlandes in Wort und Bild vor Augen führt. Namen wie Hugo Böttger, Ganghofer, Hansjakob, Fritz Lienhard, Friedrich Pfaff, Rosegger, Theodor Siebs, Sohnrey, Wehrhan, O. Weise und manche andere künden sich uns als Mitarbeiter. Nach einer kurzen Einleitung über die geschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklung von Beginn unserer Zeitrechnung bis auf

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsere Tage (von Spielmann) gibt Professor O. Weise eine geschickte Übersicht über die einzelnen deutschen Volksstämme: Alemannen (besser als Allemannen), Bayern, Franken, Thüringer, Niedersachsen und Friesen werden mit kurzem Worte in ihrem Charakter, ihrer Lebensweise und der Art ihres Hausbaus gezeichnet, und ihre bedeutendsten Dichter werden als Typen ihres Stammes genannt und abgebildet. Pfarrer Reichardt gibt einen Überblick über Sitten und Festbräuche. Dann werden, mit der Mark und Berlin beginnend, die einzelnen preußischen Provinzen gekennzeichnet. In einem anziehenden Kapitel schildert Müller-Bohn „einen Tag aus dem Leben der Reichshauptstadt", und besonders gelungen sind darin die Straßentypen, vom Schutzmann bis zur Harfenjule und dem Wurstmax. Unsere Provinz Schlesien ist von Fritz Droop beschrieben. Er beginnt die geschichtliche Darstellung mit der Besiedlung Schlesiens, gibt geographische Bemerkungen und läßt uns dann eine Fußreise von Hirschberg durch das Gebirge über Schreiberhau, dann zum Hochstein und nach Flinsberg machen; wir werden nach Landeshut und Grüssau geführt, zum Eulengebirge und nach Reichenbach, nach Landeck und Reinerz, zum Zobten und dann nach Breslau, Liegnitz, Bunzlau und Görlitz; den Abschluß bildet Oberschlesien. Alle diese Schilderungen sind mit prächtigen Abbildungen, zum Teil farbigen, geschmückt. Weniger erfreulich allerdings wirkt der Aufsatz, wo er über das Landschaftliche hinausgeht auf das Geistige. Die Aufzählung der schlesischen Dichter und Schriftsteller von Opitz über Gryphius, Johann Christian Günther, Gustav Freytag und viele andere bis auf Zur Meggede (so!), Hugo Lubliner, Konrad Alberti, Ludwig Sittenfels (so!), Paul Bartsch (so!) usw. wirkt denn doch zu komisch. Sollten übrigens nicht auch Strachwitz und Eichendorff Schlesier gewesen sein? — Und das Volkskundliche ist so geraten, daß man sagt: lieber gar nichts, als dies. Die Ausführungen über Rübezahl beruhen auf einer „wissenschaftlichen Untersuchung über die Idee Rübezahls von Ludwig Friedrich Richter" (!) Vom Riesengebirge heißt es: „unsere Phantasie begegnet auf Schritt und Tritt Hauptmannschen Gestalten" u. a. m. Der Verfasser, der eine so treffliche Satire auf Volkstümelei und Volkskundelei, auf die Bauerntracht der Fremden und die Fremdenindustrie in Schlesien zu geben weiß, sollte in seinen eigenen Bemerkungen zur Volkskunde Schlesiens vorsichtiger sein.

Es schließen sich an: Sachsen (Schaumburg), Westfalen (Wiese), die Rheinlande (Rehbein und Buchhorn), Schleswig-Holstein (Obst) mit Helgoland (Siebs), Hannover (Droop), Hessen-Nassau und Waldeck (Heidelbach), eine in volkskundlichem Sinne gute und knappe Schilderung des Lippischen Landes von Wehrhan, Braunschweig (Escherich), Oldenburg (Poppe), Mecklenburg (Möller), die Hansestädte (Obst).

Hier wie im zweiten Bande sind begreiflicherweise die Arbeiten der einzelnen Verfasser sehr verschieden an Wert: der eine gibt uns mehr die Schilderungen nach Art eines Reisehandbuches, der andere faßt die Ergebnisse gelehrter Forschung gut zusammen, der dritte kennt Land und Leute aus eigner Lebenserfahrung. Das aber ist unbestritten: eine Fülle von Anregung bietet schon das bloße Durchblättern dieses großen Werkes allein durch die trefflichen Bilder. Und auch darin steht der zweite Band dem ersten nicht nach. Im eigentlich Volkskundlichen möchten wir ihm sogar vor dem ersten Bande den Preis zu-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erkennen: in einem besonderen Abschnitte hat Dreyer neben der Landesschilderung Bayerns den Hausbau, die Tracht, Sitte und Sagen, Literatur und Volkspoesie behandelt, und Ganghofer hat eine hübsche Skizze im Erzählertone, der „Santrigel", (eigentlich Sam-tregel = Zusammenträger bedeutend) beigesteuert; Württemberg, das von Gradmann nach geographischer Disposition dargestellt ist, bietet in diesen Abschnitten Manches über das Volkstum verstreut, während Friedrich Pfaff in seiner vorzüglichen Schilderung Badens wieder einen besonderen Anhang über Literatur und Volkstum gibt, sich hierin aber auf das äußerste Maß beschränkt hat. — Dafür führt ein Beitrag von Hansjakob zu den Schwarzwälder Hochzeitsgebräuchen, betitelt „der Hosig", uns so recht in das alemannische Volksleben ein. Sodann ist Hessen von Como, das Königreich Sachsen geschichtlich, geographisch und kulturell von Sturmhoefel dargestellt; Trinius macht eine Wanderung zwischen Werra und Saale und führt uns durch seinen geliebten Thüringer Wald, während Herold uns systematisch die thüringischen Staaten schildert. Der gemeinsame Besitz des Reiches macht den Schluß der geographischen Darstellungen aus. Dem Elsaß (von Scheuermann) ist eine Skizze Lienhards über die Hohkönigsburg angehängt, Lothringen ist von Hupfer, die deutschen Kolonien sind von Beta beschrieben. In einem Anhange werden wir über die deutschen Kanäle Fürst), über Volkswirtschaft und Sozialpolitik (Böttger), ländliche Wohlfahrtspflege (Sohnrey) und über das Deutschtum im Auslande (Hoeniger) belehrt; eine kurze in dieser Form freilich schwer zu begründende Skizze „Die Kultur des gegenwärtigen Deutschland" von Droop bildet den etwas befremdlichen Abschluß des Ganzen.

Für eine weitere Auflage des Werkes wäre zu erwägen, ob nicht der Sprache des deutschen Volkes etwas mehr Rechnung getragen werden soll; es ist viel von den verschiedenen Stämmen und ihrer Art die Rede, aber ihr eigenstes Gut, die Sprache, wird wenig beachtet.

Alles in Allem müssen wir das Werk dankbar begrüßen und den Herausgeber Müller-Bohn zu dem Gelingen beglückwünschen, zu dem er durch die Einrichtung und die Beschaffung des schönen Bildschmuckes so viel beigetragen hat. Möge das Buch viele Freunde finden. — e —

Franz, Adolph, die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2 Bände. XXXVIII, 646 und VII, 764 Ss. Freiburg i. B. Herder'scher Verlag. 1909.

Der unserer volkskundlichen Forschung wohlbekannte Prälat Franz hat uns ein für unsere Wissenschaft und auch weiterhin für die Kultur- und Religionsgeschichte hoch bedeutsames Werk gegeben. Gerade jetzt, wo wir die Sammlung der deutschen Segens- und Beschwörungsformeln in den Kreis unserer dringendsten Arbeit gezogen haben, müssen wir dafür besonders dankbar sein. Die liturgischen Handschriften und Wiegendrucke und auch die in weiterem Sinne in Betracht kommende theologische Literatur sind systematisch durchforscht worden, um die Entstehung und Fortentwicklung der kirchlichen Benediktionen nachzuweisen. Die mit der Sakramentspendung verbundenen, ferner die für die Weihe der Kultpersonen, Kultorte und Kultgeräte bestimmten Benediktionen sind ausgeschlossen; die übrigen sind bis zur Herausgabe des Rituale Romanum im Jahre 1614 verfolgt worden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein reiches Literatur- und Handschriftenverzeichnis leitet das Werk ein. Es folgt ein Abschnitt über die Quellen, über den Begriff und die Wirkung der Sakramentalien; und dann werden behandelt: das Weihwasser, Salz und Brot, die Weinweihe, die Weihe von Früchten und Kräutern, von Haus und Gewerben und dann die Weihen zu bestimmten Festzeiten, wie Epiphanias, Lichtmeß, Quadragesima und Ostern; sie werden ja an Kerzen, Palmen, Edelsteinen, Feuer, Esswaren usw. geübt. Der zweite Band behandelt die Segnungen von Mensch und Tier gegen Naturereignisse, Krankheiten und Gefahren, und die zum Schutze von Mutter und Kind. Eine geschichtliche Darstellung des Kampfes gegen die Benediktionen und endlich ausgezeichnete Register bilden den Abschluß.

Es ist von dem höchsten Werte für den Fortgang der Arbeit an den Segens- und Zauberbräuchen überhaupt, daß dieses Werk uns das zusammenfaßt, woran die Kirche einen Anteil hat. Wie ja der Verfasser ursprünglich die Absicht hatte, sich nicht auf die kirchlichen Segen zu beschränken, so wissen wir ja, daß im wissenschaftlichen Sinne mit der Abscheidung des Kirchlichen eigentlich kein Kriterium gegeben, sondern uraltes Gut hier „auf christliche Weise verändert und korrigieret" ist. Es ist nun eine dankenswerte Aufgabe der Wissenschaft, einmal in diesen kirchlichen Benediktionen wenigsten das zu bestimmen, was sicher als nichtchristlich zu denken ist: es liegt zum Beispiel vor, wenn in durchaus christlich gehaltenen Segenssprüchen zur Heilung des Viehs sich die Verwendung des „sanguis menstruus" findet. — Gewiß auch wird sich umgekehrt aus dem nun klar zu übersehenden Stoffe manches als christlich oder, besser gesagt, als nicht germanisch feststellen lassen, was man früher glaubte als heidnisch germanisch auffassen zu müssen. Auch die Beurteilung nordischer Überlieferungen kann daraus vielleicht Nutzen ziehen.

Hier sollte nur mit kurzem Worte auf die hohe Bedeutung dieses Werkes für die volkskundliche Forschung hingewiesen werden. Welch eine Fülle von Stoff und Anregung auch andere Wissenschaften, in erster Linie die Theologie, daraus schöpfen werden, läßt sich erst im Laufe der Zeit feststellen. Mit dem Danke der Wissenschaft soll sich aber auch der Hinweis verbinden, daß weitere Kreise an diesem Werke ein großes Interesse nehmen müssen.

Siebs.

Friedensburg, F., Die Symbolik der Mittelaltermünzen. Erster Teil: Die einfachen Sinnbilder. Berlin, Weidmann, 1913.

Der ausgezeichnete Münzforscher betritt mit seiner neuen Publikation ein Gebiet, das den Numismatikern im Allgemeinen fern liegt, das aber die Folkloristen lebhaft interessieren wird. Die mittelalterlichen Münzen enthalten eine große Anzahl von rätselhaften Zeichen und Buchstaben, an deren Erklärung die Forschung meist verzweifelt hatte: man redete entweder von Trugschrift, Rebus und dgl. oder kam, wenn man die Erklärung wagte, zu den willkürlichsten Deutungen wie N(ummus) O(rientalis) V(aloris). F. sucht nun den Ursprung dieser Zeichen in religiöser Symbolik, indem er von der kulturhistorischen Erwägung ausgeht, daß das gesamte mittelalterliche Denken von kirchlichen Vorstellungen beherrscht war. Dazu kommt, daß die Münzschneider selbst oft Kleriker sind und daß man in der Münze ein Werkzeug teuflischer Verführung sehen konnte, dem man durch heilige Zeichen seinen gefährlichen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Charakter nehmen konnte. Daß damit ein wichtiges Erklärungsprinzip aufgestellt ist, leuchtet ohne Weiteres ein: die Schwierigkeiten beginnen, sobald man die Deutung der einzelnen Symbole versucht. Kugel und Ring haben bisweilen als Sinnbilder der Ewigkeit gegolten; ob sie aber auf allen Münzen, die mit ihnen geschmückt sind, diesen Sinn haben, bleibt natürlich zweifelhaft. In die Zahlen ist seit uralter Zeit viel hineingeheimnist worden, im MA. sah man z. B. in der Fünf die Wundenmale des Herren, und bei den fünfstrahligen Sternen und fünfblättrigen Rosen der Münzen mag daran gedacht sein. Eine völlige Sicherheit wird sich hier nicht erzielen lassen. Schon darum nicht weil wir es nicht mit einem verbreiteten und relativ konstanten Volksglauben zu tun haben, sondern mit ephemeren Einfällen einzelner Münzmeister. Aber es kommt hier auch gar nicht auf die sichere Erklärung jeder Einzelheit an, sondern darauf, daß ein gangbarer Weg der Deutung beschritten wird, und das scheint dem Verfasser geglückt zu sein. Sicherer ist der Boden bei der Besprechung der Monogramme und Buchstaben; denn hier finden wir nicht nur Zeichen von zweifelloser Bedeutung wie das Christogramm, das Monogramm Marias, A und O, sondern auch Beischriften wie Sit tibi Christe datus quem tu regis iste ducatus oder Principium et finis, und handschriftlich erhaltene Traktate spekulieren über die Bedeutung der einzelnen Buchstaben. Ferner werden nicht nur einzelne Buchstaben, sondern ganze Reihen rückläufig geschrieben, was gewiß auf zauberische Absicht weist (vgl. Drexler, Wochenschr. f. klass. Phil. 1898, N. 39). Die ABC-Münzen treten in die große Reihe verwandter Denkmäler, die am besten von Dieterich, Kleine Schriften 202 ff., behandelt sind. F. erblickt in ihnen die Urbestandteile eines Gebetes: die Gottheit sollte sich aus den Elementen die ihr zusagende Gebetsformel selbst zusammenstellen. Für die Münzen mag er durchaus Recht haben: der ursprüngliche Sinn dieses Zaubers wird aber ein anderer sein. Die Kenntnis der Schrift war dereinst ein neues Machtmittel, jünger als die dämonischen Mächte und ihrem Wirkungskreis entrückt: so konnte man es gegen sie ausspielen. Und ganz ausgeschlossen ist es nicht, daß solche einfache Vorstellungen einmal wieder auftauchen; sie können sich vereinzelt auch an die Münzen geknüpft haben. Eine sichere Entscheidung ist auf diesem Gebiet nicht möglich: jedenfalls wird jeder Freund der Volkskunde dem Verfasser als einem Führer auf terra incognita dankbar sein und mit Spannung dem zweiten Bande entgegensehen. W. Kroll.

Samter, Ernst, Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Mit 7 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. 222 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1911. M. 6,—.

Bei den Geburtsriten wird zunächst das Niederlegen des Kindes am Herde besprochen und als eine Weihe an die Hausgötter gedeutet; das Kind werde auf der Erde entbunden, damit die aus der Erde steigende Seele in das Kind eingehen könne. Es ließe sich diese Ansicht vielleicht dadurch stützen, daß man ja auch dem Sterbenden Erde in den Mund legt; man könnte denken, die Seele solle dadurch wieder mit der Erde in Verbindung gebracht werden. Aber werden nicht solche Bräuche viel primitivere Ursachen haben? — Dann wird die Gefährdung der Wöchnerin durch Dämonen und die Abwehr der Geister durch

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fegen und Waffengewalt behandelt. Wenn bei Entbindungen (und auch bei anderem Anlaß) eine Lanze über das Dach geschleudert wird, so ist das doch wohl ein symbolischer Schutz des Daches gegen böse Mächte, wie man dieses Dach ja auch gegen sie durch Aufpflanzen zauberkräftiger Pflanzen, z. B. Johanniskraut, schützt. — Die Geistervertreibung durch Lärmen ist wohl bei den meisten Völkern bezeugt: die bösen Mächte nahen sich dem Menschen besonders, wenn sie ihn wehrlos im Schlafe glauben; man scheucht sie aber fort, wenn man sich wachend zeigt. — Der Brauch der Brautunterschiebung wird durch die Absicht erklärt, die Dämonen zu täuschen — das ist wohl die annehmbarste und heute geltende Erklärung. — Das Verbot, die Schwelle zu berühren, dürfte mit der Weihe der Türschwelle eng zusammenhängen: der weihende Zauber soll nicht gestört werden. — Bei der Untersuchung des Schuhopfers wäre zu beachten, das der Schuh vielfach als Symbol der Person aufgefaßt wird — in ihm sammelt sich der Schweiß des Menschen; man gewinnt Macht über andere, wenn man sie aus seinem Schuh trinken läßt. — Das Buch hat einen außerordentlich reichen Inhalt, der geordnet und wohldurchdacht vorgeführt wird. In Manchem berührt es sich mit der gleichzeitig erschienenen Arbeit von Kondziella in „Wort und Brauch".

Suolahti, Hugo, Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. XXXIII, 540 Ss. Straßburg, Karl J. Trübner. 1909. M. 16.

Der durch seine „althochdeutschen Tiernamen" unter dem schwedischen Namen Palander wohlbekannte Verfasser bietet uns eine treffliche Ausgestaltung eines bedeutsamen Teiles der zoologischen Namen. Der üblichen Systematik folgend behandelt er die Namen der einzelnen Vögel nach ihren Ordnungen. Er hat den großen Stoff der althochdeutschen Glossen für seine Zwecke benutzt und fruchtbar gemacht, indem er sie zu den Überlieferungen der im Mittelalter noch sehr geringen, im 16. Jahrhundert aber dann mit Turner und vor allem mit Konrad Gesner gewaltig einsetzenden Literatur in Beziehung gebracht und mit den in den deutschen Mundarten und den verwandten germanischen Sprachen überlieferten Vogelnamen verbunden hat. Die jüngeren ornithologischen Facharbeiten hätten vielleicht noch reiche Ausbeute gegeben; auch merkt man der Arbeit insofern etwas den Ausländer an, als doch der deutsche Mundartenkenner wohl noch auf manches Wort und manche Zusammenstellung gekommen wäre, die dem Fremden versagt waren. Besonders aus den friesischen Sprachen, falls man sie zu den deutschen zählen will, wäre für dieses Buch vieles zu entnehmen gewesen; das fälschlich als friesisch aufgefaßte ostfriesische Plattdeutsch aber hätte unter deutsch gebucht werden müssen. Nach dem Erscheinen von Suolahti's Buche liegen meine Sammlungen aus Helgoland, das den größten Vogelreichtum in Europa besitzt, und verschiedene westfriesische Veröffentlichungen. So ist die Arbeit in einer zweiten Auflage, die wir ihr wünschen, noch der Erweiterung fähig.

Sehr wohltuend berührt die Vorsicht und Besonnenheit des Verfassers in etymologischen Fragen. Wie nahe läge es, die bei Gesner (und früher) bezeugte Uttenschwalbe mit dem gotländischen Odensvala (ciconia nigra) gleichzustellen; vorsichtig aber gibt Suolahti seine Entdeckung dieser „Odins Schwalbe" als bloße Vermutung und weist dabei auf odobero als Namen des Storches hin. Ja, bisweilen hätte man sogar der Vermutung mehr Raum ge-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wünscht; zum Beispiel scheint mir das althochdeutsche sisagomo sisegomo für den Pelikan unbedenklich mit dem bekannten sisesang (carmen lugubre) verbunden und als Totenvogel (eigentlich Totenmann) erklärt werden zu dürfen; auch andere Namen dieses Vogels sprechen vielleicht dafür. So ließe sich im Einzelnen noch manches ergänzen und erörtern, nicht um zu tadeln, sondern um Dank und Interesse für diese wertvolle Arbeit zu bekunden. Siebs.

Kück, E. und **Sohnrey,** H. Feste und Spiele des deutschen Landvolks. 312 S. 2. Aufl. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 1911. M. 3,—.

Schon nach kurzer Zeit ist diesem vortrefflichen kleinen Büchlein eine zweite Auflage beschieden, und sie erscheint, durch eine gute Reihe von Zusätzen vermehrt. Der deutsche Verein für ländliche Wohlfahrt- und Heimatpflege hat sich durch die Anregung ein Verdienst erworben: „wenn wir unserer Jugend das Spielen zurückgeben, tun wir ihr und unserem Volke den allergrößten Gefallen". Nach einer Einleitung geschichtlicher Art über die dörflichen Spielplätze (Anger, Aue, Brink, Ti), über das Verschwinden der älteren Spiele und ihre Wiederbelebung werden vom Nikolaustage an über Weihnachten (wo besonders die Christkindelspiele in Betracht kommen), Neujahr, Fastnacht die Spiele des Winters in den verschiedensten Gegenden Deutschlands besprochen. Dann folgt der Frühling mit dem Petritag (der Sylter Piðersdai und der Saterländer bēkensdai waren hier zu nennen), die Feier des Osterfestes (der angelsächsische Name Eastre für die Frühlingsgöttin ist unsicher), der Austrieb des Viehs, Flurumgang und Mai- und Pfingstfeier mit Schützenfesten und Ringreiten, Johannistag und Erntefest, Martinstag (beim Martinssingen sind sonderbarer Weise Jürgensen's „Martinslieder" in „Wort und Brauch" unerwähnt geblieben). Ein weiterer Abschnitt ist den Familienfesten gewidmet, unter denen die Hochzeit die Hauptrolle spielt. Im zweiten Hauptteile endlich sind die Volksspiele, namentlich Tänze und Reigen, Wurf-, Hasch- und Laufspiele behandelt; dem Gesellschaftsspiele ist nur geringer Raum gegeben. Natürlich ließe sich überhaupt die Sammlung noch durch reiche Beiträge ergänzen, um nur das Wichtigste zu bieten. Aber das tut dem Werte der uns geschenkten prächtigen Gabe keinen Abbruch. Siebs.

Landau, Marcus, Hölle und Fegefeuer in Volksglauben, Dichtung und Kirchenlehre. Heidelberg, Winter, 1909. XIX, 296 S. M. 4.

Durch Bearbeitung eines gewaltigen Stoffes, der sich über die weite Erde und lange Zeiten erstreckt, hat der Verfasser die Ansicht gewonnen, daß die Glaubensformen der Völker verschiedenster Rassen und Zeiten in ihren Vorstellungen und Kulten solche Gleichheiten und Ähnlichkeiten zeigen, daß mit Entlehnung nicht immer gerechnet werden kann, sondern auf eine gleiche Anlage des menschlichen Geistes überhaupt geschlossen werden muß. Landau greift einen kleinen Teil aus dem gewaltigen Gebiete der Jenseitsvorstellungen heraus, insbesondere die durch das Gerechtigkeitsbedürfnis des Menschen geförderten Vorstellungen von Hölle und Paradies; auch behandelt er die damit in enger Verbindung stehenden Kapitel von dem Wege und dem Führer zur Unterwelt, von den Verdammten und Seligen, dem Fegefeuer, dem Verkehr zwischen Toten und Lebenden u. a. m. Der Verfasser hat eine reiche Literatur benutzt und durchdacht und für die Gewinnung geschichtlicher Anschauung verwertet; so ist ein interessanter Beitrag

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu einem Werke gegeben, das eine Fülle höchster Kulturprobleme zusammenschließen würde. — e —

Ranke, Friedrich, Der Erlöser in der Wiege. Ein Beitrag zur deutschen Volkssageforschung. 73 S. München, C. H. Beck. M. 2.80.

Kühnau (Schles. Sagen I Nr. 233) gibt die in Schlesien verbreitete Sage von der Jungfrau auf dem Ottenstein; sie klagt, nun müsse sie wieder in der alten Qual ihrer Erlösung harren, die nur einer, der jetzt noch in der Wiege liege, vollbringen könne; oder es heißt, ein Baum müsse dem Boden entwachsen und aus seinem Holze eine Wiege gefertigt werden, und das siebente Menschenkind, das darin schlummere, sei berufen, das Erlösungswerk zu vollbringen. Weinhold schon hatte das mit der Weissagung von Adams Erlösung in der Legende vom Kreuzholze in Verbindung gebracht; Ranke weist nun die Zwischenglieder nach, die uns lehren, wie das Motiv aus der Legende allmählich entwickelt ist: es stammt aus dem 13. Jahrhundert, aus dem Jubel über die Erfüllung der Kreuzholzweissagung. Verfolgt wird es bis in die Gegenwart. S.

Deutsches Sagenbuch, herausgegeben von Friedrich von der Leyen. I. Die Götter und Göttersagen der Germanen. 253 S. 1909. M. 2,50. IV. Die deutschen Volkssagen. Von Friedrich Ranke. XVII, 294 S. 1910. M. 3,—. II. Die deutschen Heldensagen. VIII, 352 S. 1912. M. 5,—.

Diese Auswahl deutscher Sagen will ein deutsches Volksbuch sein, gedacht für Lehrer und Schüler, aber auch für Forscher und Gelehrte. Mit dem ersten Bande geht der Herausgeber wesentlich über das hinaus, was man sonst von deutschen Sagen erwartet: er bietet eine kurze Mythologie. Wenn er damit den üblichen Begriff des Wortes Sage bedeutend erweitert, wird er mit denjenigen zu rechten haben, denen Definitionen sehr am Herzen liegen. Wir aber wollen hier nur das Gegebene beurteilen. Bedenklich erscheint uns da vor allen Dingen, daß in diesem an weite Kreise sich wendenden Werke deutsch und nordisch so vielfach gemischt sind. Gerade in Bayern, wo dieses Buch erschienen ist, hat sich dank der langwirkenden besonderen Anteilnahme an Richard Wagners Dichtungen dieser Irrtum stark herausgebildet, so daß hier vielleicht mehr als anderswo eine Gegenwirkung zu wünschen wäre. Es wird noch sehr viel Zeit vergehen, bis man erforscht haben wird, was von den nordischen Mythen auch Südgermanien einst eigen war; und ob man sich je darüber einigen wird? So darf man es auch wohl als verfrüht ansehen, einem weiteren Kreise zu sagen, was er als germanisch und vornordisch, was als skandinavische Ausgestaltung anzusehen hat. — Aber die Gefahr, die Ansprüche des Forschers und des Laien nicht gleichmäßig erfüllen zu können, lag in der Aufgabe und war in einer Wissenschaft, die so sehr von unsicheren Vermutungen lebt wie die deutsche Mythologie, kaum zu vermeiden; und wollten nun wir hier im einzelnen sondern, was als sicher mitgeteilt werden durfte und was nicht, so müßten wir selber eine deutsche Mythologie schreiben.

Deshalb wollen wir uns darauf beschränken zu erklären, daß die Erzählungen von den Göttern frisch und gut geschrieben sind, und daß die Ausführungen über Wege, Ziele und Ursprung der deutschen Mythologie für Gelehrte und Ungelehrte anregend und nutzbar sein werden.

Auf einem sichereren Boden bewegt sich von der Leyen in dem zweiten

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bande, der die deutschen Heldensagen darstellt. Freilich auch hier wird, vor allem in dem ersten Kapitel „die Urzeit", noch manche mythologische Vermutung (z. B. über Skyld und Skeaf) mitgeteilt, die wir raten würden weiteren Kreisen vorzuenthalten; aber unser Rat würde da wohl wenig nützen, denn die deutsche Altertumskunde und Mythologie befinden sich augenblicklich in einer Zeit großer Unfruchtbarkeit, und die pflegt in der Wissenschaft stets einerseits mit starker Hypothesenbildung, anderseits mit großem Streben nach Popularisierung verbunden zu sein. Diese beiden sind getrennt ungefährlich, vereint aber sehr bedenklich; und die Gelehrten, die selber alles kritisch zu prüfen gewöhnt sind, vergessen oft, daß der Laie, auch der gebildete, zum Gedruckten ein stärkeres Vertrauen hat als sie selbst. — Erfreulich ist, daß die Erzählungen des Paulus Diaconus, Aimoin, Jordanes usw. aufgenommen und die altenglischen Heldenlieder einbezogen sind. Dänische, norwegische und isländische Stoffe der Wikingerzeit werden berücksichtigt; nach den mittelalterlichen deutschen Epen werden die Walther-, Rother-, Dietrich- und Hildensage erzählt, und ergänzende andere Quellen werden herangezogen; den letzten Hauptteil nimmt die Darstellung der Nibelungensage nach den nordischen und deutschen Quellen ein. Die Erzählung ist glatt und dem Stoffe angemessen; gern läßt von der Leyen die Quellen selber, in guter Wiedergabe, zu uns reden. Über die wichtigste Literatur wird man durch einige Seiten ganz kurzer Anmerkungen unterrichtet; ob es der rechte Ort ist, hier vor Laien auf die von Vogt widerlegte Ansicht Roethes über das lateinische Nibelungenlied in ablehnendem Sinne einzugehen, erscheint uns zweifelhaft. — Es sei nochmals betont, daß das Buch, besonders wo es sich von Vermutungen frei hält, seine Aufgabe, in weiteren Kreisen durch anziehende Darstellung Liebe zu unseren Heldensagen zu wecken und für ihre richtige Auffassung zu wirken, in bester Weise erfüllt.

Als zweiter Band in zeitlicher Folge erschienen die deutschen Volkssagen, von Friedrich Ranke herausgegeben. Es ist ja eine im Vergleiche zu einer Mythologie sehr leichte Arbeit, aus den uns namentlich jetzt so reichlich fließenden Quellen deutscher Sagensammlungen eine hübsche Auswahl herzustellen und — man möchte es nennen — mit verbindendem Text zu versehen. So rüstet man sich jetzt an allen Ecken und Enden, die mühevoll gearbeiteten Sagenwerke, wie Kühnau's schlesisches, auszuziehen oder auch Auswahlen zu geben aus den verschiedenen Sammlungen. Für Verfasser und Verleger dieser großen dankenswerten Thesauri ist das ja gerade keine Freude. Wir aber müssen zufrieden sein, wenn solche Auszüge in geschmackvoller, nicht ermüdender und sachgemäßer Weise geschaffen und dadurch der volkskundlichen Sache Freunde gewonnen werden. So wollen wir diese „deutschen Volkssagen" bestens empfehlen. —e—

Sagen der Provinz Posen. Gesammelt und herausgegeben von Otto Knoop. Mit Abbildungen. (= Eichblatts deutscher Sagenschatz, Band 3). Berlin-Friedenau, G. Eichblatt Verlag, o. J. [1913]. XVI + 184 S. Geb. M. 3.—

Unsere Nachbarprovinz Posen, die wie alle Kolonisationsgebiete mit stark gemischter Bevölkerung in ihren volkstümlichen Überlieferungen besonders reich und anziehend ist, ist bisher bis auf einige wenige, allerdings rühmliche Ausnahmen an der sonst allenthalben rüstig fortschreitenden volkskundlichen Sammel-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Forschungsarbeit nicht eben stark beteiligt gewesen. Der Führer einer freilich kleinen, aber eifrigen Gruppe von Freunden posenscher Volkskunde ist der auch unsern Lesern wohlbekannte und hochverdiente Professor am Königlichen Gymnasium in Rogasen, Otto Knoop, dem es auch gelang, einige Mitarbeiter heranzuziehen. Hatte er 1885 seine volkskundliche Arbeit mit der Veröffentlichung seiner „Hinterpommerschen Volkssagen" begonnen, so widmete er sich seit den neunziger Jahren mit voller Kraft und unermüdlichem Fleiße der volkskundlichen Erforschung seiner neuen Heimat Posen, wovon eine stattliche Reihe von wertvollen Schriften Zeugnis ablegt.

Das uns hier vorliegende Sagenbuch ist eine neue und sehr schätzenswerte Frucht seiner rastlosen Arbeit. Es ist nicht etwa eine bloße Zusammenstellung von Stücken aus seinen früheren Veröffentlichungen, sondern es enthält bis auf wenige, im Anhang bezeichnete Nummern, neues, bisher ungedrucktes Sagenmaterial, sodaß es sich als eine hochwillkommene Ergänzung zu seinem grundlegenden Werke „Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen" (Posen 1893) darbietet.

Unterstützt von einigen eifrigen Schülern seines Gymnasiums und ein paar andern Freunden, unter denen sich besonders der Lehrer A. Szulczewski in Brudzyn auszeichnet, hat Knoop noch eine Fülle von Sagen zusammengebracht, die er hier vorlegt. Es sind nicht weniger als 273 Nummern, die das Buch enthält. Die Sagen sind nach folgenden Gruppen geordnet, die zugleich einen Überblick über den Reichtum des Gebotenen geben: Der Tod; wiedererscheinende Tote. — Gebannte und erlöste Geister. — Seelen und Geister in Tiergestalt. — Die weiße Dame. — Das schlafende Heer; wiedererscheinende Krieger und Helden. — Untergegangenes. — Alp und Mora. — Irrlichter und Nebelgestalten. — Hausgeister. — Luft- und Windgeister; gespenstische Jäger, Reiter, Rosse und Wagen. — Wassergeister. — Wald- und Feldgeister. — Riesen. — Der Teufel. — Hexen. — Allerhand Zauber. — Schätze. — Gewässer. — Städte, Schlösser, Kirchen und andere Bauwerke. — Steine. — Tiere. — Pflanzen. Räubersagen.

Die Sagen sind sämtlich in einfacher, ungekünstelter Form erzählt, die ursprünglich polnisch überlieferten in guter Übersetzung wiedergegeben. Literarische Verfeinerung ist selbstverständlich unterblieben. Der Anhang unterrichtet über die benutzten Quellen und über die Herkunft der Sagen und bietet die nötigen literarischen Nachweise sowie einige erläuternde Anmerkungen sehr nützlich ist ein Verzeichnis der Ortsnamen. Vergleiche mit entsprechenden Überlieferungen anderer Gegenden zu ziehen, war nicht beabsichtigt und hier auch nicht nötig. Das muß weiteren Sonderarbeiten überlassen bleiben, ebensowie geschichtliche Untersuchungen über Herkunft und Wanderung der Sagenstoffe. Gerade solche Fragen werden recht fesselnd sein und dürften zu lehrreichen Ergebnissen über das deutsche oder polnische Eigentumsrecht an den einzelnen Stoffen und Motiven führen.

Das Buch ist ein vortreffliches Denkmal posenscher Heimatkunde und verdient als solches weiteste Beachtung und Verbreitung in der ganzen Provinz, insbesondere auch bei der Jugend. Es ist aber auch ein wissenschaftlich sehr bedeutsames Buch, da es zahlreiche neue Quellen und Überlieferungen erschließt; in den Kreisen der Volkskundenforscher wird es ihm an dem verdienten Beifall nicht fehlen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ausstattung ist gut; zwölf wohlgelungene Abbildungen[1]) — Bauwerke und Landschaftsbilder — sind beigegeben. Der Preis ist mäßig.

H. Jantzen.

Sartori, Paul, Sitte und Brauch II. Leben und Arbeit, daheim und draußen. Handbücher zur Volkskunde VI. VIII. 209 Ss. Leipzig, W. Heims. 1911. M. 2,—.

Der zweite Teil des kleinen nützlichen Handbuches der (Mitteilungen XII, 232) von uns schon besprochenen Sammlung schließt sich würdig dem ersten Teil an: er ist reichhaltig und zuverlässig. Haus und häusliches Leben, Haustiere, Landwirtschaft und die verschiedensten Berufsarten werden in ihren wichtigsten volkskundlichen Erfahrungen durchgesprochen, und eine recht reichhaltige Literaturübersicht bildet den Abschluß des Büchleins.

de Cock, A., en **Teirlinck,** Is., Brabantsch Sagenboek. I. II. III. Gent, A. Siffer. 1902—12. je 4 Frcs.

Die beiden rührigen Verfasser haben im Auftrage der Genter „R. Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde" diese dankenswerte Sammlung herausgegeben. Nach einer Umgrenzung des Begriffes der Sage wird in Verbindung mit einer Kritik bisheriger Einteilungen die Scheidung der Teile dieses Buches gerechtfertigt: Mythologische Sagen (aus Zauber-, Geister- und Wunderwelt); Teufelssagen; Christliche Legenden (Gott, Maria, die Heiligen); Geschichtliches (Personen- und Ortssagen). Obschon die Rechnung, namentlich wenn die Entstehung der Sagen berücksichtigt werden soll, nicht glatt aufgehen kann, erweist sie sich doch als praktisch. Das örtliche Sagengebiet wird in Vlaamsch Brabrant (um Brüssel, Halle, Leuven, Aarschot, Thienen, Diest) und Waalsch Brabant (um Nijwel und Waver) geschieden und durch eine Kartenskizze veranschaulicht. Den eigentlichen Stoff machen 760 Nummern aus, großenteils aus gedruckten Quellen geschöpft. Natürlich ist ihr Wert verschieden zu beurteilen, und inwieweit die an Julius Caesar und andere Römer, und ob die an Gambrinus anknüpfenden Stücke dem Zweifel standhalten, ist wohl fraglich. Immerhin kann ja ein Mehr nicht schaden, und an der einzelnen Sage Kritik zu üben, führt vielleicht ins Uferlose. Unter den Gestalten der Legenden ragen Maria und verschiedene Heilige hervor, unter den historischen Gestalten Karl V. Literaturnachweise und ein Namensverzeichnis sind dankenswerte Beigaben. Jeder der auf dem Gebiete der Sage gearbeitet hat, weiß aber, welche Erleichterung der Arbeit gute Register bilden und würde für Verzeichnisse, wie sie etwa Kühnau's Werk bietet, dankbar gewesen sein. S.

de Cock, A., Spreekwoorden en zegswigsen over de vrouwen, de liefde en hat huwelijk. Gent, Hoste, 1911. X, 319 Ss.

Nach allgemeinen Sprichwörtern werden hier über die Tugenden und Untugenden der Frau, des jungen Mädchens, über Freier und Liebe, Brautstand und Hochzeit, Ehe, Schwanger- und Mutterschaft, Witwenstand, Alter und endlich

[1]) Leider ist dem Zeichner der Kopfleiste ein kleines Mißgeschick begegnet: Die Sage vom tanzenden Totenschädel berichtet, daß „jemand auf der Flöte spielt": Das Bild zeigt aber den Teufel mit einer Geige im Arm.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über besondere Stände über 2000 Redensarten beigebracht; Erklärungen und Vergleichungen und schließlich reiche Literaturnachweise sind dieser dankenswerten Sammlung hinzugefügt.

Wossidlo, Richard, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. III: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff. 1906. XIX, 453 Ss. und Notenbeilagen. M. 6,40.

Wossidlo, Richard, Aus dem Lande Fritz Reuters. Leipzig, Otto Wigand. 1910. M. 2,40.

Die beiden ersten Bände (I: „Rätsel"; II unter dem unvegetarianischen Titel „Die Tiere im Munde des Volkes") sind uns leider nicht zugegangen: wir hoffen ihre Besprechung noch nachzuholen. Muß es doch für jeden, dem es mit wissenschaftlicher Volkskunde ernst ist, eine wahre Freude sein, dem unermüdlichen und aufopfernden Dr. Wossidlo Dank zu sagen für alles, was er uns geleistet hat. In diesem Bande hat er gesammelt, was es an Wiegenliedern, Scherzversen und Redensarten zu Kindern in Mecklenburg gibt: beim Kitzeln, beim Tanzen, beim Gähnen und Niesen und Schlucken, wenn das Kind weint und wenn es sich fürchtet, wenn es prahlt und wenn es neugierig ist, wenn es artig oder ungezogen ist u. a. m. Über die Einteilung läßt sich rechten: die Wiegen- u. Reiterlieder könnte man den Volksliedern, so manche Redensart den Sprichwörtern zuweisen, wie anderseits Manches aus dem ersten und zweiten Bande diesem dritten einverleibt werden könnte. Wiederholungen werden bei solcher Gruppierung unvermeidlich sein, und vielleicht ist ihr auch die unweise Ungeduld derer zuzuschreiben, die mit dem fünften Bande einen Abschluß der Kinder- und Volksreime wünschen. Man sollte in und außer Mecklenburg dankbar sein, wenn uns Wossidlo noch ungezählte solcher Bände bescheren wollte. Denn welch eine Fülle wertvollsten Stoffes ist uns gegeben: für das niederdeutsche und deutsche Wörterbuch, für die Stilistik, für Metrik und Rhythmik und Melodik, für völkerpsychologische Forschung. An Vergleichen aus anderen deutschen Mundarten hat Wossidlo Manches, wenn auch begreiflicherweise ungleichmäßig, beigebracht; diese Parallelen werden sich mehren und für die Stammeskunde fruchtbar werden können, sobald wir erst aus anderen Gebieten ähnliche Sammlungen besitzen. Und für solche Arbeiten Muster und Leitstern zu sein, dieses große Verdienst erwirbt sich Wossidlo seit langer Zeit stets aufs Neue; möge ihm auch fernerhin Kraft und Mut dazu bleiben.

Natürlich ist es ebenso lehrreich wie unterhaltend, einen so bedeutenden volkstümlichen Forscher bei seiner Sammeltätigkeit kennen zu lernen; über sie gibt er uns Auskunft in seinem Büchlein „aus dem Lande Fritz Reuters", einer Jubiläumsgabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters. Allerlei Schnurren, Schwänke und Redensarten, wie sie beim Kartenspiel und auch bei der Arbeit des Landvolkes gebräuchlich sind, geben Proben von des Sammlers Erfolg.

Siebs.

Werner, Dr. Ludw. Friedr., Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. I. 2. Aufl. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne. VIII. 208 S. M. 2,80.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Landarzt, der sein Volk von Jugend auf kennt und wirkliches Volkstum von Volkstümelei gründlich zu scheiden weiß, erzählt uns hier aus der vergessenen Ecke eines oberhessischen Dörfchens und gibt ganz ausgezeichnete Skizzen aus dem wahren Volksleben. Er redet von Hausbau und Tracht, vom Glauben und von den Festen, von Heimatsliebe und Eigennutz, von Phantasie und Witz der Bauern. Sehr richtig sagt er in der Einleitung: „wenn erst die Volkstrachten auf den vornehmen Maskeraden erscheinen und die Heimatbündler auf die Erhaltung der Trachten gleichsam Prämien setzen, so ist gewiß das naive frische Volksleben mitsamt seinen Trachten am Sterben." Ja, so ist es: in Oberbayern wird man die heimische Tracht wohl bald ganz an die Städter und gar nicht nur an deutsche abgetreten haben, und dem heimischen Volke wird bald auch volksmäßiger Sang und Tanz ebenso verekelt sein wie dem geschmackvoll empfindenden Fremden, dem überall Unwahrheit und Albernheit in solcher ungesunden Nachahmung entgegentritt. Gerade dem falschen Empfinden gegenüber wirken die trefflichen Skizzen aus der vergessenen Ecke als wahres gesundes Volkstum.

Schmidt-Petersen, Dr. (med.?), Wörterbuch und Sprachlehre der nordfriesischen Sprache nach der Mundart von Föhr und Amrum. 170 St. Husum, Friedr. Petersen 1912.

Der Verfasser hat mit Fleiß ein kleines Wörterbuch seiner Heimatsmundart zusammengestellt. Sprachwissenschaftliche Ansprüche erhebt das Büchlein nicht; aber wer im Friesischen genau Bescheid weiß, wird solche Sammlungen nutzbar verwerten und auch manche Anregung zum Gewinnen weiteren Stoffes daraus entnehmen können. Ob der mit dem Friesischen Unbekannte aus der von Sch.-P. angewandten Schreibung die richtigen Lautverhältnisse entnehmen kann, ist mir zweifelhaft. Es ist eben schwer, zween Herren, der Wissenschaft und dem Laientum, zu dienen. — Auch wird der des Friesischen nicht kundige Benutzer gut tun, sich bei jedem Worte der wirklich friesischen Herkunft zu vergewissern: ein Wort wie túdād (S. 139) „Zutat" ist überhaupt nicht friesisch, so auch tumól, ūndacht, ūnecht und viele andere; ein Wort wie tufərliat (Verlaß) scheint eine friesische Übersetzung aus dem Plattdeutschen zu sein; in túpstemmi (141) „zusammenstimmen" ist der erste Teil ins Friesische übersetzt, der zweite zeigt eine Übertragung friesischer Lautverhältnisse auf ein deutsches Wort. Natürlich konnten solche Dinge in einem so kleinen Wörterbuche nicht erörtert werden, und liegt es mir fern, die Lösung derartiger Schwierigkeiten von dem Verfasser zu verlangen; ich wollte nur den wissenschaftlichen Benutzer darauf hinweisen. — Dem rührigen Sammler gebührt Dank für seine Mühe. Siebs.

Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen aus dem Lettischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Max Böhm. Reval, Franz Kluge 1911 (XI, 125 s.) 8°.

Von der lettischen Volksüberlieferung ist bis jetzt wenig oder doch wenig Authentisches in deutscher Sprache bekannt geworden. So kann das Unternehmen des Verfassers, eines geborenen Livländers, nur mit größter Freude begrüßt werden, zumal er uns verheißt, daß eine Übersetzung der lettischen Märchen in nicht zu ferner Zukunft folgen soll. Einstweilen darf sich die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wissenschaft der vorliegenden Gabe freuen — ohne Übersetzung sind alle diese Texte für die Forschung so gut wie nicht vorhanden. Aus der großen Sammlung der lettischen Volkserzählungen von Lerchis-Puschkaitis sind 54 Stücke, Schwänke und Schwankmärchen ausgewählt und hübsch übersetzt. Eine besondere Zierde des Bändchens bilden die Anmerkungen, die Nachweise vergleichbarer Stoffe in anderen volkstümlichen Literaturen; für das Slavische konnte sich B. hier der Hilfe von Löwis of Menar's erfreuen. Die Bedenken gegen eine derartige Publikation, die B. im Vorwort bespricht und widerlegt, sind in der Tat richtig, doch muß anderseits zugegeben werden, daß der Ton und die Stimmung mancher Schwänke durch B.'s Bemerkungen nicht hinreichend entschuldigt wird, zumal gerade unter den, wenn man so sagen darf, „tendenziösesten" Schwänken einige sich gegen die deutschen Gutsbesitzer und Pastoren richtende Stücke sind, die keine Parallele in andern Literaturen zu finden scheinen.

Paul Diels.

A. N. Afanassjew. Russische Volksmärchen. Neue Folge. Deutsch von Anna Meyer. Wien, R. Ludwig, 1910. 173 S. 8°.

Die Verfasserin, die als Übersetzerin russischer Märchen bereits bekannt ist, und schon 1906 eine Auswahl aus der bekannten Afanassjew'schen Sammlung übersetzt hatte, gibt hier eine neue Folge von im ganzen 20 längeren Märchen aus der gleichen Quelle.

Paul Diels.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen. V,2. Grasse, Peter, Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen im Banat. Prag 1904. — Jungbauer, Gustav, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde. 1908. — IX. Schramek, Oberlehrer Josef, Das Böhmerwaldbauernhaus. 1908. — X. Endt, Prof. Dr. Johann, Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. 1909.

Grasse schildert die Schicksale seiner deutsch-böhmischen Landsleute im Banat. Es ist mehr eine geschichtliche Arbeit; volkskundlich ist eigentlich nur der Abschnitt „Die Jahreszeiten mit ihren Arbeiten und Festen"; ferner haben auch die Namensverzeichnisse der älteren Ansiedler unmittelbares Interesse für die Volkskunde. — Jungbauer gibt in einer Einleitung eine Umgrenzung des Volksliedes: er scheidet Naturdichtung (der sogenannten Naturvölker), Volks- und Kunstdichtung; die Bestimmung des Volksliedes ist etwas breit, ohne im Wesentlichen Neues zu bringen. Ich glaube, wir haben jetzt allmählich genug solcher Definitionen. Wichtiger sind uns Jungbauers Mitteilungen über Stand und Leben der Volksdichter in Böhmen und vor allem die reichhaltigen Sammlungen von Liedern und allerlei Reimereien, mit vielen Notendrucken. — Endt erzählt uns von Peter Adalbert Hahn, dem „Faust des Erzgebirges", der um 1800 lebte, und über den die sonderbarsten Geschichten umgehen; ferner von Johann Baptista Rölz, dem Wunderdoktor von Frühbuß, der um Mitte des vorigen Jahrhunderts die sonderbarsten Heilungen vollführte; endlich gibt er uns mancherlei Schwänke aus dem Erzgebirge. — Schramek schildert das Bauernhaus des Böhmerwaldes (im engeren Sinne) und scheidet hier das Hochgebirgshaus, das Wallerner Haus und die Gehöfte „auf öster-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichischen Schlag": zahlreiche Abbildungen und Grundrisse sind dem kleinen Hefte beigegeben.

Schiepek, Josef, Der Satzbau der Egerländer Mundart. Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten, herausgegeben von Hans Lambel I. II. Prag 1899, 1908. 607 Ss. Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Den Stoff zu dieser dankenswerten Arbeit hat der Verfasser hauptsächlich aus der nordgauischen oder oberpfälzischen Mundart seines Heimatortes Plan, sodann auch aus der Dialektliteratur des Egerlandes geschöpft, die freilich an ältern Denkmälern nicht reich ist. Nach einigen Ausführungen über Tempo, musikalischen und dynamischen Akzent, zu deren brauchbarer Wiedergabe leider die Mittel der Schrift versagen, wendet sich Schiepek zu den Satzformen. Es darf ihm kaum ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er sich ebenso wie seine Vorgänger in stetem Schwanken zwischen vorurteilsfreier Auffassung des Gesprochenen und schulgrammatischem Zwange befindet. Zeigt sich das in der Scheidung von vollständigem und unvollständigem Satze und in der altüberlieferten Auffassung der Nebensätze, so noch mehr in der Einteilung nach Wortklassen. Auch die wertvolle Arbeit über die Wortstellung schließt sich an die üblichen grammatischen Unterscheidungen von Subjekt und Prädikat an; eine wissenschaftliche Behandlung dieser Fragen müsste ja eigentlich in erster Linie von der Betonung ausgehen. Nur so würden sich in Zukunft psychologische und grammatische Auffassung vereinen lassen.

Wie gesagt, darf aus diesem Anschlusse an unglückselige uralte Traditionen dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden. Seine Arbeit ist uns von höchstem Werte durch den reichen zuverlässigen Stoff, den er uns bietet, und so steht sie unter den syntaktischen Darstellungen neuerer Zeit in erster Linie. Äusserst wertvoll aber auch ist sie durch die reiche vergleichende Heranziehung anderer deutscher, namentlich oberdeutscher Mundarten. Daß auch zur Beurteilung des Schlesischen viel gewonnen wird, ist begreiflich und hat sich bereits in Lothar Hanke's Arbeit über die schlesische Wortstellung gezeigt. Einer Empfehlung bedürfen die mühevollen Sammlungen von Schiepek kaum, jeder Forscher auf dem Gebiete der Syntax wird fortan auf sie angewiesen sein; es soll nur der gebührende Dank hier gesagt werden. Siebs.

Friedli, Emanuel. Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. I. Band: Lützelflüh. Mit 158 Illustrationen und 14 Farbendrucken nach Originalen .... und photographischen Originalaufnahmen .... nebst 2 topographischen Karten. Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern. Bern, A. Francke, 1905. M. 10. II. Band: Grindelwald. Mit 197 Illustrationen usw. 1908. M. 10. III. Band: Guggisberg. Mit 189 Illustrationen usw. 1911. Fr. 12.

Ein Vorwort, von einer Kommission der Direktion des Unterrichtswesens unterzeichnet, leitet dieses eigenartig und groß angelegte Werk damit ein, daß die junge Volkskunde sich nicht, wie die alte einheimische Volkskunde getan habe, zufrieden geben wolle „mit dem Sammeln und Einbalsamieren abgestorbener Lebenserscheinungen noch auch bloß mit dem Katalogisieren bestehender alther-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebrachter Sitten und Gebräuche: sie hat entdeckt, daß das ganze gegenwärtige Leben eines Volkes, seine jetzigen Sitten und Gebräuche, seine jetzige Art zu bauen, zu wohnen, zu arbeiten, zu essen, sich zu kleiden usw., daß all sein Tun und Reden, sein Wissen und Glauben vom höchsten Interesse ist für den, der dieses heutige Volk, wie es leibt und lebt, verstehen lernen möchte." Und tatsächlich ist auch in dem Werke etwas Neues, Eigenartiges geboten, denn es werden nicht, wie sonst üblich, einschlägige verwandte Erscheinungen aus verschiedenen Orten gesammelt und durch ganze Gebiete verfolgt, sondern es wird eine einzige charakteristische Ortschaft genommen und von ihrem Leben ein Bild gegeben. Zuerst ist es das aus Jeremias Gotthelf's Schriften bekannte Lützelflüh. Was das Volk von Höhen und Niederungen spricht, vom Wasser in Quelle und Fluß, von Acker und Wiesen, von Haus und Hof, von der Viehhaltung, vom Gerät und Geschirr, von Nahrung und Tracht, von Gesundheit und Krankheit und von den Heiligen. Eigenartig ist diese Darstellung für ein Gebiet, wo sich so Manches über weite Strecken ausgedehnt findet, wie es in der Schweiz der Fall ist; für eng umschlossene Siedlungen, deren Kulturverhältnisse sich von denen der Umgebung abheben, war eine ähnliche Gesamtvolkskunde eigentlich schon lange bekannt und als selbstverständlich gegeben — ich denke zum Beispiel an die von mir behandelten friesischen Gebiete des Saterlandes oder Helgolands (wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen). Und Friedli hat auch keineswegs den geschichtlichen Wert älterer Quellen unterschätzt, wie es nach jener Vorrede scheinen könnte, sondern hat sie nutzbar gemacht und namentlich aus Gotthelf vieles verwertet.

Einen ganz gewaltigen Stoff hat Friedli verarbeitet, wenngleich schon die Angabe der Kapitel lehrt, daß die Darstellung nicht erschöpfend ist, sondern wichtige große Gebiete der Volkskunde fast unberührt läßt, wie Lied und Spiel. Die Sammlung und Schilderung ist hauptsächlich nach sprachlichen Gesichtspunkten geschehen, und das hat seine gute Berechtigung, da eben für die meisten Begriffe auch Worte vorhanden sind und die Sprache vielleicht der beste Spiegel der Kulturverhältnisse eines Volkes genannt werden kann. Freilich würde man dem Werke Unrecht tun, wollte man es nur nach sprachlichen Gesichtspunkten abschätzen; in dieser Hinsicht sind wir ja auch durch das Staub-Tobler'sche Wörterbuch ganz besonders verwöhnt: im Mittelpunkte der Darstellung steht doch immer das Leben und Treiben des Volkes, und das Sprachliche tritt uns stets nur als Mittel zum Zweck entgegen.

Höchst anerkennenswert ist, wie Friedli es im zweiten und dritten Bande vermieden hat, durch Wiederholung früherer Mitteilungen zu ermüden, wie er vielmehr — zum Teil im Anschluß an die Eigenart der Orte Grindelbald und Guggisberg — ganz neue Kapitel geschaffen hat; so hat er im zweiten Bande die Bergwelt, Luft und Himmel, das Klima, das Wildtier- und das Pflanzenleben, Märchen und Sage eingeführt, im dritten Bande Besitz- und Rechtsverhältnisse, Handel und Wandel, Armenwesen, Kirche. Es ist ja bei diesem Grundsatze der örtlichen Beschränkung zweifellos, daß bei vielen weiteren Bänden sich trotz alledem Wiederholungen einstellen müßten, anderseits bei einem Verzicht auf weitere Bände aber doch keine Volkskunde eines größeren Gebietes und keine erschöpfende Schilderung der Stammesart erzielt würde. Auch ist es mit der Zurückstellung des Historischen eine eigenartige Sache,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Läßt man es ganz bei Seite, so verzichtet man auf manches Charakteristische und Wertvolle, weil es zufällig seit Kurzem verloren ist. Nimmt man es nur teilweise auf (wie Friedli es getan hat), so wird das Bild wegen seiner Unvollständigkeit grundsätzlich anfechtbar; auch besteht die Gefahr (der Friedli nicht entgangen ist), daß die Scheidung zwischen historisch Überliefertem (z. B. bei Gotthelf Bezeugtem) und heute noch Lebendigem verwischt wird.

Das alles sind grundsätzliche Fragen der Methodik, die sich selbstverständlich gegenüber einer für größere Stammesgebiete bisher nicht üblichen Darstellungsweise aufdrängen. Möge ihre Erwägung uns als lebhaftes Interesse an dem verdienstvollen und bedeutsamen Werke ausgelegt werden. — Außer den durch unermüdlichen Sammelfleiß bedingten Schilderungen möchten wir noch die reichen Illustrationen und die für sprachliche Zwecke wertvollen Register rühmend erwähnen. Wir sehen dem vierten Bande, der Ins behandeln soll, mit Spannung entgegen und möchten den Wunsch aussprechen, daß später dem abgeschlossenen Werke ein schriftsprachliches Sachregister über alle Bände beigegeben werde. Siebs.

Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E., Feste und Bräuche des schweizerischen Volksgebrauchs der Gegenwart. Zürich, Schultheß & Co. 1913. VII. 179 S. Fr. 3,—.

Der schweizerischen Lehrerschaft ist dies Büchlein gewidmet, das die Festbräuche des 19. Jahrhunderts darstellt und den Sinn für echtes Volkstum bei der Jugend stärken will. Zum Eingang wird über den Begriff der Volkskunde (der uns zu eng gefaßt ist) und ihren Betrieb in der Schweiz gehandelt; dann werden (von Dr. Hanns Bächtold) die festlichen Bräuche im Lebensgange des Menschen, von der Geburt bis zum Tode, geschildert; es folgen Rechtsbräuche, Vereins- und Berufsbräuche, Gedenkfeiern, und dann nach dem Kalender die Feste und Bräuche, die sich an bestimmte Tage anschließen. Das besonders Schweizerische, das sich in den Bräuchen des Dorflebens und in den Älplerbräuchen reichlich findet, tritt in der klaren und knappen Schilderung gut hervor.

Roese, Dr. Eduard, Lebende Spinnstubenlieder. Nach Wort und Weise aus Volksmund im ländlichen Ostpreußen aufgezeichnet und erläutert. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1911. VI, 264 Ss. M. 4.—.

Eine mit Wärme geschriebene Einleitung erzählt vom Leben und Schicksal des Volksliedes, das nur auf dem Lande sein Dasein pflegen könne; die ländliche Provinz Ostpreußen stehe daher an Liederreichtum in erster Linie. Leider sei aber das Volkslied bis jetzt wenig beachtet worden. Und nun schildert der Verfasser in volkstümlicher Weise die Eigenart des Volksliedes, sein Wesen und seine Wandlungen, und geht besonders auf die Balladen ein, davon manche in Ostpreußen allein erhalten seien (so das Lied vom wilden Jäger Wode und des Goldschmieds Tochter). Nachdem dann die Bedeutung der Spinnstuben für das Volkslied besprochen ist, werden 40 Lieder aus Ostpreußen und 5 aus der hannoverschen Heide mitgeteilt. Die Ausstattung der hübschen Sammlung ist des Inhaltes würdig.

Lippische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. Wehrhan und Fr. Wienke. Detmold, Meyersche Hofbuchdruckerei 1912. 147 Ss. M. —,75.

Was in Lippe an Volksliedern und volkstümlichen Liedern gesungen wird,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist hier in Kürze zusammengestellt. Besonderes Interesse erwecken die mundartlichen Lieder, insoweit sie Originale und nicht Übersetzungen aus dem Schriftdeutschen sind. „In des Gartens dunkler Laube“ erscheint der Ritter als „Leutnant Eduard“. Hoffentlich werden in einer neuen Auflage die Melodien beigegeben.

Volkslieder aus dem Kanton Aargau Gesammelt von Siegmund Grollmund. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. VII, 275 Ss. M. 5.—

Grollmund hat hier seiner dankenswerten Sammlung aus dem Kanton Solothurn (die wir seinerzeit nicht zur Besprechung erhalten haben) diese große Zahl aus dem Volksmunde gesammelter Lieder des Kantons Aargau nachfolgen lassen. Er gibt sie, wie er sie gehört hat, als ein Gemisch von Schriftdeutsch und Mundart. Die Auswahl aus den handschriftlich übergebenen Sammlungen Grollmunds hat John Meier getroffen; 16 Lieder aus ihnen sind fortgelassen, weil sie bereits in der Solothurner Sammlung enthalten sind. 272 Texte und Melodien sind gedruckt; die Meier zu verdankenden Anmerkungen berichten, von wem das Lied aufgenommen ist, und geben wertvolle vergleichende Mitteilungen. Ein Strophenregister, in dem die Liedanfänge fett gedruckt sind, erleichtert die wissenschaftliche Benutzung aufs beste. Wir sind dem Sammler und den Herausgebern für diese schöne Gabe dankbar.

Blattl-Lieder. Nach Wort und Weise verfaßt von dem Tiroler Bauerndichter Christian Blattl (1805—1865), bearbeitet von Dr. Jos. Pommer. Saalfelden, Salzburg. Otto Eberhard. 1911.

Blattl war ein echter Tiroler Bauer. Er hat viele Lieder nach Wort und Weise selbst erdacht; andere, fremden Ursprungs, hat er gern gesungen. Die letzteren sind im Anhange gegeben. Ein Saalfelder Musikant hatte ehemals eine ungenaue Niederschrift veranstaltet, die hat Pommer später nachgeprüft, gebessert und herausgegeben. Manche sind im Volke verbreitet. Die meisten erscheinen in dieser Ausgabe in vierstimmigem Satze. Zu allen 73 Liedern sind Anmerkungen über Herkunft und zur Vergleichung gegeben.

Volkslieder aus dem Eulengebirge. Gesammelt von Wilhelm Schremmer und Erwin Schönbrunn. Breslau Richard Hoppe 1912.

Diese fleißige Sammlung, die ursprünglich unserer Gesellschaft zur Verfügung gestellt war und auch sicherlich für die geplante große Ausgabe der schlesischen Volkslieder ihre Dienste tun wird, ist jetzt als ein Heimatbuch für die Gegend des Eulengebirges erschienen und wird gewiß manchem Freude machen.

Wie wir neuerdings auch sonst gesehen haben, steht auf der Rückseite des Titelblattes die sonderbare Warnung, daß nicht nur „Abdruck und Vervielfältigung einzelner Lieder“, sondern auch „die Benutzung der Sammlung zu literarischen Arbeiten“ nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet sei. Natürlich wird sich ja Niemand um ein solches Verbot zu kümmern brauchen. Es sei aber doch auf diesen weder höflichen noch gerechtfertigten Anspruch hingewiesen. Die Herren werden sich selber auch schwerlich von den Dutzenden von Herausgebern, die auf Seite VI und VII als „zugrundegelegt“ genannt werden, eine Erlaubnis zur Benutzung geholt haben und glauben, unsere bekann-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

testen Volkslieder durch den Druck zu ihrem Privatbesitz machen zu können. Vielleicht erwarten sie auch, daß man bei ihnen fortan um Erlaubnis nachsucht, wenn man „Du, du liegst mir am Herzen“ (S. 70) oder hundert andere Lieder singen will.

Die Kiesewälder Spinnstube in dramatischer Form, nebst einer Sammlung alter Spinnlieder, alter Tänze und mundartlicher Gedichte von Adolf Knappe. Hirschberg, Heinrich Springer, 1911.

Der Verfasser gibt zunächst eine Schilderung der alten Spinnstuben- und Lichtenabende, und dann folgt — ähnlich wie in der Herzogswaldauer Spinnstube von Scholz (in den Veröffentlichungen unserer Gesellschaft) — eine Unterhaltung mit allerlei eingestreuten Liedern. Sieben „alte Spinnerlieder,“ meist allbekannte Volkslieder wie das Amsellied und „eine Heldin wohl erzogen“ werden mitgeteilt; dann, zum Teil mundartliche, Lieder mit Noten; dann eine Reihe von Bauerntänzen und schließlich einige mundartliche Gedichtchen lebender Verfasser (auch hier ist wieder die Schreibung, namentlich der â-Laute unzulänglich). Das Büchlein kann zu Spinnstubenaufführungen Dienste tun.

Christian Günther. Eine Auswahl seiner Gedichte im Rahmen seines Lebens. Von Adalbert Hoffmann. Schweidnitz, L. Heege.

Der feinsinnige Verehrer seines schlesischen Landsmannes Christian Günther gibt hier eine geschmackvolle Auswahl aus des unglücklichen und so viel verkannten Dichters Werken, die mit gutem Gewissen weiteren Kreisen empfohlen werden kann. Eine gute Einleitung von Bernhart Maydorn unterrichtet über Günthers Leben. Wir werden durch das Buch unwillkürlich auch an Herbert Eulenbergs tief empfundenen Brief Günthers in den „neuen Bildern“ gemahnt.

Holtei, Karl von, Schlesische Gedichte. Herausgegeben von Dr. Maria Brie. Leipzig, Reclam o. J. M. —,80.

Holtei, Schlesische Gedichte. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Eugen Wolbe. Leipzig und Wien. Bibliograph. Institut o. J. M. —,50.

In der Universalbibliothek war Holtei bisher noch durch die Romane „Die Vagabunden“, „Der letzte Komödiant“ und die Dramen „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Lenore“ und „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“ vertreten. Erfreulich ist, daß jetzt die Gedichte hinzukommen. Obschon sie ja nicht rein mundartlich sind, ist doch manches dem Fremden schwer verständliche Dialektgut darin enthalten, und so tun die Anmerkungen sowohl der vollständigen Ausgabe als auch der Auswahl gute Dienste.

Rössler, Robert, Schläs'sche Durfgeschichten. 4. Aufl. Schweidnitz, Heege, o. J.

Rössler ist einer der besten und echtesten schlesischen Mundartendichter; er weiß Charaktere zu schildern und hat Humor. — Die neue Ausgabe zeugt für seine Beliebtheit. — Unglücklich ist das nicht auszurottende oa, das im Schlesischen für ganz verschiedene Laute gebraucht wird: fōan und fán kommt für „sagen“ vor; man weiß also nicht, was mit oa gemeint ist. — Daß der Verlag nicht das Jahr des Erscheinens angibt, ist unerfreulich.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst, Fritz, Das Volk steht auf. Roman aus den Freiheitskriegen. Breslau, Ostdeutscher Verlag, 1913. 216 Ss. M. 2,40.

Die lebendig in vaterländischem Sinne geschriebene Erzählung gibt hübsche Bilder aus den Freiheitskriegen und führt sowohl verschiedene ihrer deutschen Helden als auch Napoleon in die Handlung ein. Den Breslauer wird die örtliche Schilderung besonders ansprechen. Auch als Festspiel hat der Dichter den Stoff bearbeitet.

Oels, Friedrich, Lützows Lager. Ein vaterländisches Volksschauspiel. Berlin-Friedenau, Karl Fischer, o. J.

Ein frisch geschriebenes vaterländisches Festspiel, das ohne Schwierigkeiten aufzuführen ist, gewiß schon mit gutem Erfolge gespielt ward und sich noch manche Freunde erwerben dürfte. — Für eine etwaige zweite Auflage empfehlen wir, die allegorischen Teile zu streichen, vor allem aber die altgermanischen Nornen nicht vom Kreuz des Herrn und von Gottes Gebot reden zu lassen. Das Wort „Frankenblut" statt „Franzosenblut" ist nicht zu empfehlen: die „Buas" statt „Bua(b)m" oder „Bue(b)m" ist ein undenkbarer tirolischer Plural; es heißt nicht „der dreien Jüngste", sondern „der dreie;" „vom Stamme Hohenzoll" geht nicht an; auf S. 30 muß es „percant osores" heißen. Diese kleinen Notizen gelten einem etwaigen Neudruck.

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1914, herausgegeben von Hermann Bauch. Schweidnitz, Heege. M. 0,50.

Der altbewährte Kalender nimmt dieses Mal viel Bezug auf das nun verflossene Jubeljahr. Kleine Erzählungen von dem Herausgeber, von Paul Keller, Paul Barsch und anderen erfreuen den Leser. Für die Volkskunde sind Rother's Zusammenstellung schlesischer Scheltworte, ein Aufsatz über schlesische Holzkirchen (wie deren eine vom Bunde für Heimatschutz nach Breslau verpflanzt ist) und einige mundartliche Stücke beachtenswert. Schade, daß diese in einer Schreibung gegeben sind, die dem Nichtschlesier die richtige Wiedergabe unmöglich macht. Wir wünschen dem Kalender zu den alten Freunden manchen neuen, hoffen aber, daß er seine früheren Bestrebungen, auch belehrend für volkskundliche Zwecke zu wirken, im nächsten Jahrgange wieder aufnehme: er könnte mit Nutzen zum Sammeln volkskundlichen Stoffes auffordern.

Mitteilungen.

Am Freitag den 7. März 1913 hielt Oberlehrer und Privatdozent Dr. Hilka einen Vortrag über „eine Tiernovelle in der Weltliteratur". Ganz besonders in der Tierfabel können wir die Wanderung aus dem Orient nach verschiedenen Gebieten des Westens feststellen. Das Motiv von den dankbaren Tieren läßt sich aus dem indischen Pantschatantra und seiner siamesischen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übertragung nachweisen; im 5. Jahrhundert n. Chr. entstand eine arabische Übertragung; die wandert im 10. und 11. Jahrhundert durch Syrien, Neugriechenland, die Türkei und erscheint um Mitte des 13. Jahrhunderts in Spanien. Es ist die Erzählung, wie ein Mensch, der aus einer Fallgrube einen Mann und drei Tiere rettet, von jenem mit Undank, von diesen mit Dankbarkeit belohnt wird. Eine jüdische Fassung dieses Stoffes in lateinischer Übertragung zog durch Europa, und auch eine mündliche Überlieferung, vielleicht aus literarischer Quelle stammend, findet sich in einem schwäbischen Märchen. Auch die Erzählung von dem reichen Drianus, die Richard Löwenherz um 1200 vortrug, stammt aus dem Orient, aus Palästina; sie kehrt im Spectaculum Stultorum des Nigellus wieder; und eine mittelalterliche Handschrift in Tours zeigt den gleichen Stoff, mit den alten Namen Adrianus und Bernardus, in einem Predigtexempel; ferner gehört hierher die Geschichte vom reichen Ingratus und armen Guido in den Gesta Romanorum und die Geschichte vom dankbaren Lindwurm in einer spätmittelalterlichen St. Galler Handschrift. Die gleiche Erzählung hat 1657 der Jesuit Vasenius in seiner Palaestra dramatica, und noch 1835 wird sie in Paris berichtet.

Am 29. September 1913 fand zu Marburg in Hessen die Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde statt, dem bis jetzt 36 Vereine angehören. Unsere Gesellschaft war durch ihren Vorsitzenden Professor Dr. Siebs vertreten Nach einer Berichterstattung des Verbandsvorsitzenden Professor Dr. John Meier ward beschlossen, daß die Vereine für Volkskunde (insofern sie nicht noch andere Zwecke wissenschaftlicher oder sozialer Art verfolgen und deswegen Ermäßigung erhalten), für das Jahr einen Beitrag von $2^1/_2$ % der Summe der faktischen Mitgliederbeiträge des vergangenen Jahres zu zahlen haben, mindestens aber zehn Mark. — Die Bibliographie für das Jahr 1911 ist erschienen und ward vorgelegt. Dem Redaktor Dr. Abt ward der Dank für seine Arbeit ausgesprochen, indes die allzugroße Kürze sowie der Mangel eines Sach- und Wortregisters beanstandet. — Für die Sammlung der Segens- und Beschwörungsformeln werden jedem Vereine bis an tausend Exemplare des Fragebogens kostenlos zur Verfügung gestellt. — Die Volksliedkommission berichtet, daß man mit Eröffnung eines Archivs, für das der Ort allerdings noch nicht gewählt sei, bis zum Frühjahr 1914 rechne. Für die Kopie von Erks Volksliedmaterial sei die nötige Zahl von 35 Subskribenten gesichert. — Es wird eine Geschichte der deutschen Volkstrachten in Aussicht genommen; in die Kommission dafür werden die Herren Lauffer, Siebs, Bezzenberger, Pfarrer Schulte, Kunstmaler Stockmann, Wingenroth gewählt. — Ferner wird beschlossen, die Sammlung deutscher Flurnamen zu fördern. — Die nächste Abgeordnetenversammlung soll etwa zum 10. September 1914 nach Lindau einberufen werden. — Der Vorsitz besteht aus den Herren Proff. Dr. John Meier, Lauffer, Götze, Hoffmann-Krayer.

Am Freitag den 14. November hielt Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg einen Vortrag über „Buchstabenzauber auf Münzen des Mittelalters“. Er zeigte, wie die religiöse Bedeutung der Münzen im Mittelalter manchmal unterschätzt wurde, wie den Beizeichen (Kugel, Kranz, Rose, Sonne,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mond, Pentagramm, Christogramm usw.) und den Buchstaben eine geheime durch das Bild oder Wortbild wirkende Kraft zugeschrieben ward. Die Zeichen sind nach Ansicht des Vortragenden ein geheimer Zauber, wie er ja heute, von der Kirche gebilligt, zum Beispiel noch mit dem C + M + B der heiligen drei Könige geübt wird. Besonders beachtenswert sind die Münzen, die das ganze Alfabet oder Teile von ihm enthalten; hier wurden vermutlich alle Gebetsbestandteile in dem Symbol des Anfangsbuchstabens der Gottheit zur Auswahl vorgelegt. In einem Buche, von dem wir auf Seite 1286 eine Besprechung gegeben haben, hat Friedensburg diese Gedanken weiter ausgeführt.

Als neue Mitglieder sind unserer Gesellschaft beigetreten **aus Breslau:** Universitäts-Professor Dr. Hoennicke, Volontär an der Königl. u. Universitäts-Bibliothek Dr. Kirchner; **von auswärts:** das Königliche Katholische Gymnasium in Oppeln, Leiter der höh. Knabenschule Kinast in Trebnitz i. Schles., Lehrer Josef Galle in Berlin-Spandau, Präparandenlehrer Hubert Steger in Ziegenhals, Frau Ilse von Gossler, geb. von Mauve, in Schätz bei Guhrau, Bez. Breslau, Kaplan Adolf Moepert in Stralsund.

Demnächst wird der Ausarbeitung eines großen **Wörterbuches der Schlesischen Mundart** näher getreten werden. Eine solche Arbeit kann nur gelingen, wenn viele, denen die Bedeutung der Sache am Herzen liegt, bereit sind, an der Sammlung und Aufzeichnung mundartlicher Ausdrücke mitzuwirken. Vor allem wird es sich darum handeln, an der Hand eines größeren gedruckten Materials, das kostenlos übersandt wird, nachzuprüfen, wie die dort verzeichneten Äußerungen in den verschiedenen Mundarten Schlesiens lauten; und ferner ist dieses Material zu ergänzen. Es ergeht an alle diejenigen, die sich ernstlich für das Zustandekommen eines solchen großen Wörterbuches der reichen Schlesischen Mundart interessieren und an ihm durch regelmäßige oder gelegentliche Sammlung mitzuarbeiten bereit sind, die dringende Bitte, ihren Namen und ihre Wohnung an Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstraße 53[II] baldigst mitzuteilen, damit eine geordnete Verteilung der Arbeit, Versendung von Fragebogen, Anleitung zum Sammeln und Aufzeichnen erfolgen kann. Unsere Mitglieder werden gebeten, in ihren Kreisen ernstlich für diese Sache zu wirken.

Am Freitag den 12. Dezember wird Dr. Roeder, Privatdozent für Ägyptologie, einen Vortrag über „Volkskundliches im alten Ägypten" mit Lichtbildern halten; am Freitag den 16. Januar 1914 wird im Hörsaal I der Universität der ordentliche Professor der Theologie Dr. Hönnicke über „Jüdisches im christlichen Leben" sprechen.

Schluß der Schriftleitung: 9. Dezember 1913.

A. Favorke, Breslau II

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XVI

Jahrgang 1914

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1914

Digitized by Google

Original from INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt.

Seite

Aufsätze und Mitteilungen.

Regell, Oberlehrer Professer Dr. phil. Paul, Zur Geschichte der Rübezahlsage 1
Klapper, Oberlehrer Dr. phil. Joseph, Der Zauberer von Magdeburg . 49
Haertel, Emmy, Südgroßrussische Volkslieder 64
Hilka, Privatdozent Dr. Alfons, Zum Erfurter Neptanabustext 80
Schulte, Dr. Fr. Lambert OFM, Angebliche altfranzösische Ortsnamen in Schlesien 88
Gusinde, Oberlehrer Dr. phil. Konrad, Bruchstück eines Blaubartliedes (Ulinger) 94
Graebisch, Friedrich, Kinderspiele aus Deutsch-Böhmen 95
Graebisch, Friedrich, Besenbinderlied 99
Schremmer, Lehrer Wilhelm, Schlesische Dreschreime 102
Rother, Taubstummenlehrer Karl, Ein schlesisches Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben (Fortsetzung) 104
Seger, Museumsdirektor Privatdozent Professor Dr. phil. Hans, Urgeschichte Mitteleuropas 161
Kroll, Universitätsprofessor Dr. phil. Wilhelm, Namenaberglaube bei Griechen und Römern 179
Graebisch, Friedrich, Verbreitung und Kennzeichen der glätzischen Mundart und ihre wichtigsten Unterschiede. Mit einer Mundartenkarte der Grafschaft Glatz 197
Schoppe, Dr. phil. Georg, Zeugnisse zur Volkskunde. I. Rübezahl-Splitter. II. Volkskundliches bei Valerius Herberger. III. Tod mit Eingraben (Mitt. XIII, 570 ff.) 244
Lowack, Oberlehrer Dr. phil. Alfred, Ein altes schlesisches Weihnachtslied 247
Bolte, Oberlehrer Dr. phil. Johannes, Das Görlitzer Weihnachtspiel von 1667 249

Besprechungen.

Kövi, Emerich, 's Pisenstëtzchen (Siebs) 159
Klapper, Joseph, Erzählungen des Mittelalters (H.) 259
Malkowski, Georg, Schlesien in Wort und Bild 261

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Ploss, Dr. med. Heinr., Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Herausg. von Dr. phil. B. Renz (Siebs) 261
Ohlert, K., Rätsel und Rätselspiele der alten Griechen 262
Bähnisch, A., Die deutschen Personennamen (Siebs) 262
Reichhardt, Rudolf, Geburt, Hochzeit und Tod im deutschen Volksbrauch und Volksglauben 263
Sartori, Paul, Sitte und Brauch III: Zeiten und Feste des Jahres . . 263
Werner, Aus einer vergessenen Ecke. II 263
Klingner, Erich. Luther und der deutsche Volksaberglaube 263
Keller, Albrecht, Die Handwerker im Volkshumor 264
Keller, Albrecht, Meister Franntzen Schmidts Nachrichters in Nürnberg all sein Richten 264
Seyfarth, Dr. phil. Carly, Aberglauben und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens 264
Friedli, Emanuel, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. IV. Bd.: Ins (Siebs) 264
Küchler, Carl, Die Faeröer 265
Vogt, Martha, Die Hexe. Schauspiel in vier Aufzügen 265

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte, Nachrichten und Anzeigen 159. 268
Konrad Gusinde † (Friedrich Vogt) 266

Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Zur Geschichte der Rübezahlsage

Von Dr. P. Regell (Berlin-Steglitz).

1. Vorbemerkung

Im Jahre 1906 hat K. Zacher in der Festschrift der Breslauer Ortsgruppe des Riesengebirgsverein seine Rübezahl-Annalen veröffentlicht, welche außer einer kurzen Darstellung seiner eigenen Ansicht von dem Sagengehalt die ältesten Nachrichten von dem schlesischen Berggeist umfassen. Alle Zeugnisse bis in die Zeit des Prätorius sind in zeitlicher Reihenfolge übersichtlich geordnet und zum Teil mit orientierenden Bemerkungen versehen. Wenn die Forschung inzwischen in manchen Punkten über die Ergebnisse Zachers hinausgeschritten ist, so wird doch ein Teil des Verdienstes immer auf Zacher zurückfallen, der durch seine Vorarbeiten der Forschung erst die Wege geebnet hat. Denn natürlich ist es an der Hand eines solchen Führers viel leichter, über das vorhandene Quellenmaterial einen raschen Überblick zu gewinnen, die einzelnen Zeugnisse in bezug auf Wert und Inhalt mit einander zu vergleichen und so auf jede Frage die gewünschte Auskunft zu erhalten, als auf grund handschriftlicher Notizen. Darum sind die „Rübezahl-Annalen" für jede eingehendere Beschäftigung mit der Sage ein unentbehrliches Hilfsmittel. Wie viel ich selbst ihnen verdanke, wird man leicht aus den Zitaten der folgenden Untersuchungen erkennen. Denn die älteren Quellen habe ich, obgleich ich sie natürlich, so weit ich konnte, nachgeprüft habe, auch um der Bequemlichkeit des Lesers willen, meist nach Zachers Annalen zitiert (Zacher Nr. . . .). Neben Zachers Annalen sind die Hirschbergischen Merkwürdigkeiten von David Zeller (II. Teil. Hirschberg 1726) wegen der fleißigen Sammlung älterer Nachrichten und wegen mancher wertvollen eigenen Nachrichten sowie wegen seines gesunden Urteils noch immer schätzbar. Was Zacher für die Zeit vor Prätorius, hat De Wyl (Rübezahl-Forschungen. Die Schriften des M. Johannes Prätorius von Dr. Karl de Wyl. 5. Heft von „Wort und Brauch". Breslau, Marcus 1909) für Prätorius selbst getan. Alle Geschichten, welche Prätorius mitteilt, sind eingehend und scharfsinnig in bezug auf ihre Entstehung und Glaubwürdigkeit untersucht, die Gewährsmänner, auf die sich Prätorius beruft, soweit es möglich war, ermittelt, der Anteil, der ihm selbst an den Rübezahl-Geschichten zukommt, festgestellt. So liegt nun das Material, das dem Prätorius zur Verfügung stand, kritisch gesichtet ziemlich vollständig vor uns. Wenn de Wyl diejenigen Erzählungen, welche nicht von Prätorius selbst erfunden, sondern ihm durch Mitteilungen von anderer Seite zugegangen sind, als echt oder volkstümlich (S. 58.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

145 u. a.) bezeichnet, so wird sich gegen diese Bezeichnungen nicht viel einwenden lassen, sofern man darunter Erzählungen versteht, welche mittelbar oder unmittelbar von Leuten aus dem Volk herrühren. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, ohne weiteres anzunehmen, daß der Inhalt dieser Erzählungen aus dem naiven Volksglauben geschöpft ist. Vor einer solchen Annahme muß schon die Warnung Schwenkfelds vor manchen Aussagen des „Gemeinen Volkes" bewahren. In seiner Ausführung über den ursprünglichen Inhalt und die Herkunft der Sage ist de Wyl weniger glücklich gewesen.

Von zusammenfassenden Darstellungen sind natürlich zuerst die grundlegenden Werke von Jakob Grimm (Deutsche Mythologie. 2. Ausgabe. 1844) und W. Mannhardt (der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. 1875) zu nennen. Für die deutsche Bergmannssage hat zuerst Fr. Wrubel (Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg/Sachsen 1883) eine feste, nur in wenigen Punkten verbesserungsbedürftige Grundlage geschaffen. Seine Vertrautheit mit dem Bergmannsleben — Wrubel war von Beruf Bergmann — hat ihm den Blick für die Besonderheiten dieses Sagenkreises geschärft. Die schlesische Bergmannssage ist am besten dargestellt von P. Drechsler (Bergbau und Bergmannsleben in Schlesien. Kattowitz 1909). Von den anderen deutschen Bergbaugebieten kommen wegen der nahen Beziehungen, die sie einst mit dem Riesengebirge verbanden, hauptsächlich zwei in Betracht: der Harz und Tirol-Salzburg. Die Harzer Sagen sind von H. Pröhle (Harzsagen. Leipzig 1854) mustergiltig gesammelt und gesichtet worden. Die Ähnlichkeit des Harzer Bergmönchs mit dem schlesischen Rübezahl ist schon Pröhle aufgefallen: sie springt in die Augen, wenn man nicht den späteren Berggeist, sondern das „Münichl" der alten, echten Sage zum Vergleich heranzieht. Eine reiche Ausbeute wertvoller Aufschlüsse ergab auch, wie zu erwarten stand, der oberdeutsche Sagenschatz, besonders das tief schürfende Werk von Alpenburg (Mythen und Sagen Tirols von Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg. Zürich 1857). Manche Stellen lesen sich geradezu, als wären sie eigens zur Erläuterung des heimischen Sagenschatzes und der mit ihr zusammenhängenden Nomenklatur des Riesengebirges niedergeschrieben.

Die bisher angeführten Werke sind nur mit dem Namen der Verfasser, alle andern benützten Bücher mit dem vollen Titel zitiert. — Regell. Entwicklung d. R. S. bezeichnet meinen in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XV Heft 2 S. 165 ff., erschienenen Aufsatz: Zur Entwicklung der Rübezahlsage. — Von der Daemonologia Rubinzalii des Prätorius ist der I. Teil nach der 2. Auflage, der II. nach der 1. Auflage zitiert; beide sind zusammen Leipzig 1662 veröffentlicht worden. Die Angaben aus dem III. Teil sind aus der 1. Auflage von 1665 entnommen.

2. Das ursprüngliche Wesen Rübezahls.

Die Darstellung, die ich in meinem vorigen Aufsatz[1]) von dem Entwickelungsgange der Rübezahlsage zu geben versucht habe, beruht im wesentlichen auf den Mitteilungen, welche Schwenkfeld

[1]) Regell, Entwicklung d. R.-S. S. 175.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst (1601) in einem wissenschaftlichen, lateinisch geschriebenen Werk, der schlesischen Flora (Stirpium et fossilium Silesiae catalogus, bei Zacher Nr. 10), und sechs Jahre später in der für ein größeres Publikum berechneten und darum deutsch geschriebenen „Hirschbergischen Warmen Bades . . . Beschreibung“ (Zacher Nr. 11) niedergelegt hat. Er ist der erste und, streng genommen, der einzige Schriftsteller, der offenbar die Absicht hatte, ein in den wesentlichen Zügen erschöpfendes Bild des Berggeistes zu geben. Wahrscheinlich hat ihn das ärgerliche Geschrei, das intra montes et extra von dem „Gespenst“ gemacht[1]) wurde, mitbewogen, seine Stimme zu erheben und den wahren Tatbestand festzustellen. Daher verbreitet er sich in dem späteren, populären Werk ausführlicher über den Gegenstand als in dem ersteren, wissenschaftlichen. Zu dieser Aufgabe war er wie kein anderer berufen, nicht bloß wegen seiner überragenden geistigen Bedeutung[2]), sondern auch wegen seiner für die damalige Zeit erstaunlichen und unübertroffenen Kenntnis des Gebirges, das er nach allen Richtungen und tagelang durchstreift hatte (nach seiner eigenen Versicherung im „Hirschbergischen Warmbade“). Jede erneute Prüfung hat in mir die Überzeugung von dem hohen Wert seines Zeugnisses befestigt. Ohne dasselbe würde es wohl nie gelungen sein, in das Chaos unsrer Überlieferung Licht und Ordnung zu bringen. Denn auch diejenigen Zeugen, die aus denselben ursprünglichen Quellen geschöpft und sich dieselbe Unbefangenheit bewahrt haben, wie Schwenkfeld, geben trotz größerer Breite in Einzelheiten kein auch nur einigermaßen vollständiges Bild von dem Berggeist. Darum wird nach meiner Überzeugung Schwenkfelds Zeugnis immer die Grundlage der Rübezahl-Forschung und der Prüfstein für die Glaubwürdigkeit anderer Zeugnisse bleiben müssen.

Etwas abweichender Meinung ist de Wyl (S. 71): „Für die Frage nach dem ursprünglichen Wesen Rübezahls ist das Zeugnis Hondorffs infolge seines Inhaltes und seines hohen Alters bei weitem das bedeutendste.“ Dem Inhalt nach war uns dieses Zeugnis schon aus Prätorius bekannt; nach den von diesem zitierten Quellen hat de Wyl nachgewiesen, daß es aus Hondorffs Promptuarium exemplorum vom Jahre 1570 herrührt, also um eine Generation älter ist als Schwenkfelds Zeugnis. Auch inhaltlich bringt es etwas Neues. Zum ersten Mal wird hier Rübezahl als ein die Wanderer im Gebirge irreführender Geist vorgestellt. Aber für die Bedeutung eines Zeugnisses kommt nicht bloß das Alter nnd der Inhalt, sondern auch die Zuverlässigkeit und Sachkenntnis des Zeugen in Betracht. In dieser Hinsicht kann es kein günstiges Vorurteil für Hondorff er-

[1]) Vgl. Ferd. Cohn, Caspar Schwenkfeld.

[2]) Daß der Ausdruck „beschriehen“ bei Schwenkfeld nicht, wie ich früher glaubte, in malam partem gedeutet zu werden braucht, hat Zacher (Annalen S. 108 Anm.) mit Recht erinnert. An der Sache selbst ändert das freilich nichts.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wecken, daß er an das Märchen von Rübezahl im Warmbade glaubt[1]) und ihn mit dem Teufel schlechtweg gleichsetzt[2]), während er doch höchstens nach Schwenkfeld zur Gesellschaft des Teufels gerechnet werden kann. Und nun der Inhalt! Was erfahren wir daraus? Nichts weiter, als daß Rübezahl oftmals die Wanderer vom rechten Wege ab in die Irre führt und sich dann unter Hohngelächter auf einen Baum schwingt. Aus diesen Zügen kann man aber für das „ursprüngliche Wesen" Rübezahls nichts anders schließen, als was wir schon aus Schwenkfeld wußten, nämlich daß er zu den koboldartigen Wesen[3]) gehörte. So ist nicht recht ersichtlich, warum wir „von dem Berichte Hondorffs als der neuen Grundlage für die Untersuchung des Wesens Rübezahls ausgehen" sollten (de Wyl S. 74). Diesem Rat stellt sich noch ein anderes Bedenken entgegen. Der Hang zum Irreführen ist, so weit wir zu urteilen vermögen, sonst nur bösartigen Geistern eigen, z. B. den beiden von de Wyl ermittelten[4]) und dem ladinischen Orco[5]). Wer also auf der Suche nach dem „ursprünglichen Wesen" Rübezahls sich Hondorff zum Wegweiser nehmen wollte, würde bedenklich irregeführt werden. (Vgl. unter Beitrag 5).

Somit bleibt der überragende Wert des Schwenkfeldschen Zeugnisses durch Hondorff unerschüttert. Jener aber erklärt unsern Berggeist mit aller Bestimmtheit für ein Bergmännlein im Sinne des besten Bergbaukundigen früherer Zeit, Agrikolas. Freilich wird das von de Wyl (S. 76) bestritten: „Daß dieser aber [sc. Rübezahl] mit dem unter der Erde in Bergwerken lebenden winzigen Zwergvölkchen eigentlich nichts zu tun hat, darüber war sich auch Schwenkfeld klar. Er rechnet den Rz. bloß deswegen dazu, weil auch er nicht bösartiger Natur ist. Das ersieht man deutlich aus seinen Worten im Stirpium etc. Catalogus: Non laedunt [Die Bergmännlein] unquam, nisi prius ipsi cachinno fuerint aut maledicto lacessiti. Ad hoc Daemonum genus referri posse Gigantaeum spectrum ex praecitatis liquido constat; quod, quamvis varia forma et specie, modo Monachi cucullati, modo Senecionis metallicorum more vestiti; iam Equi generosi; iterum Galli, Corui, Ululae aut Bufonis maximi etc. se conspiciendum offerat, mirisque gestibus saepe Hominibus ea loca perlustrantibus illudere soleat;. tamen nulli unquam noxam aut

[1]) Vgl. unten Beitrag 5.

[2]) Vgl. auch Grimm I. 416.

[3]) Vgl. Grimm, I. 478. 479. Auch heute noch sind „ein neckischer Kobold" und „lachen wie ein Kobold" sprichwörtliche Redensarten.

[4]) Denn auch der Tollensteiner Geist scheint, wie der Kuttenheider, zu den bösartigen gehört zu haben nach den Worten (de Wyl S. 73.): „Aber es ist sehr ungeheuer, wegen der Geister und Gespenster halber." Vgl. auch Trithemius bei de Wyl S. 74.

[5]) Alpenburg S. 57.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damnum intulisse, nisi prius cachinno aut maledicto prouocatus fuerit, certo constat." Danach soll Schwenkfeld, obwohl er „sich klar war", daß Rübezahl nicht zu den Bergmännlein gehöre, ihn gleichwohl diesen zugezählt haben, bloß deshalb, weil er einen Charakterzug mit ihnen gemein hatte, der nicht einmal den Bergmännlein allein, sondern den meisten koboldartigen Wesen zukommt. Daß ein Mann von der geistigen Bedeutung Schwenkfelds eine solche Ungeschicklichkeit sollte begangen haben, ist von vorn herein höchst unwahrscheinlich, wird auch durch den ganzen Zusammenhang des lateinischen wie des deutschen Textes widerlegt. Nachdem er dort, dem Agrikola folgend, hervorgehoben, daß die Kobolde insgemein niemandem Böses tun, fügt er hinzu: „Daß zu dieser Art von Geistern auch das Gespenst des Riesengebirges gerechnet werden kann, geht aus dem vorher Zitierten klar hervor, da [Relativsatz im Konjunktiv!] dieses zwar die Menschen durch allerlei Verwandlungen und Possen (miris gestibus) äfft und höhnt, ihnen aber keinen ernstlichen Schaden zufügt, wenn es nicht durch Lachen oder Schmähwort gereizt ist." Ganz ähnlich ist der Gedankengang im deutschen Text. Auch hier stellt Schwenkfeld das Zitat aus Agrikola voran und läßt seine eigenen Bemerkungen über Rübezahl folgen. Freilich hat de Wyl recht, wenn er S. 76 sagt: „Und nun fügt Schwenkfeld sehr vorsichtig hinzu: Hierher mag man auch rechnen den Riebenzahl". Aus dem deutschen Ausdruck: mag, wie aus dem lateinischen posse muß man allerdings schließen, daß Schwenkfeld Bedenken gehabt hat, den Rübezahl so unterzubringen, wie er es getan hat. Aber dieses Bedenken richtete sich nicht gegen die ganze Gattung der Bergmännchen, sondern nur gegen die zweite Art (die mites des Agrikola). Nur diese können unter hoc genus (Hieher) — auch nach dem bloßen Zusammenhang — verstanden werden. Darüber läßt die Schlußbetrachtung Schwenklelds im deutschen Text keinen Zweifel. Nach Schwenkfelds Weltanschauung gibt es nur eine Gattung guter Geister, die Engel als Boten Gottes. Ihnen stehen die Geister, welche willkürlich in die von Gott gesetzte Weltordnung einzugreifen suchen, der „Teufel und seine Gesellschaft", als böse Geister gegenüber. Nach dieser Auffassung gehört auch Rübezahl zu den bösen Geistern, und so sagt auch Schwenkfeld im Anschluß an diese Unterscheidung: „Der Riebenzahl oder andere Böse Geister". Keineswegs aber wird Rübezahl, wie Zacher meint (S. 104), von Schwenkfeld „für den Teufel selbst, oder eine Erscheinungsform[1]) desselben" gehalten, vielmehr ausdrücklich von diesem unterschieden: „nicht aus Zäuberey und Teuffels Bannen oder auf Gespenst

[1]) Dann käme dem Berggeist Rübezahl gar kein Sonderdasein zu, da die „Erscheinungsformen" des Teufels und anderer Geister nur Blendwerke sind. Rübezahl wurde aber als Geist für sich gedacht, nur seine Verwandlungen in ein Roß usw. sind solche „Erscheinungsformen." Vgl. Beitrag 4 S. 19 „Augenverblendung", „verblendet Werk" Prätorius Daemonologia II 9, 73 u. a.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und des Berg Mänlins gerümpel.“ — Aber auch abgesehen von diesem prinzipiellen Bedenken konnte Schwenkfeld schon auf Grund der ihm bekannten Sonderart Rübezahls Bedenken tragen, ob er ihn schlechtweg den gutartigen Bergmännlein zurechnen sollte, da seine Gutartigkeit mehr negativer Natur ist, denn sie zeigt sich nur darin, daß er ungereizt den Menschen nichts Böses zufügt. Dagegen während andere Berggeister den Bergleuten willig den Zugang zu ihren metallischen Schätzen frei geben, ja ihnen selbst die „höflichsten“ Erzadern aufzeigen und sich den Bergleuten in jeder Hinsicht dienstwillig erweisen[1]), zeigt sich Rübezahl in bezug auf seine Bergschätze sowohl nach Schwenkfeld wie nach Burgklechner durchaus mißgünstig. Er sucht die Bergleute von ihren Arbeiten abzubringen und spielt den Leuten allerlei Possen. Daß diese nicht gerade zu den „gesittsamen“ gehören, ersehen wir ja aus Burgklechner. So konnten sich wohl Zweifel erheben, ob man ihn noch zu den gesittsamen Geistern zählen dürfe. Gleichwohl empfahl sich dies, weil er ungereizt niemandem ernstlich schadet. Das ist aber genau der Gedankengang Schwenkfelds in der von de Wyl zitierten Stelle. Überdies treffen alle von G. Agrikola in seiner grundlegenden Schrift: De animantibus subterraneis den guten Berggeistern zugeschriebenen Eigenschaften, also außer dem Charakter auch Gestalt, Tracht und das ganze koboldartige Behaben, auf Rübezahl zu. Das nur kann Schwenkfeld meinen, wenn er vor der Aufzählung der besondern Eigenschaften des schlesischen Berggeistes ausdrücklich bemerkt, daß dieser sich zunächst als Bergmännlein zeige, „wie erst erreget“, d. h. wie eben erst zitiert (im lateinischen Text ex praecitatis), und nur aus diesem Grunde hat der sonst wortkarge Gelehrte den ganzen Abschnitt aus Agrikola in seine Darstellung aufgenommen.

Um auch die letzten Zweifel an der hier gegebenen Auslegung zu heben, sei noch darauf hingewiesen, daß Schwenkfeld nicht bloß im Anfang seines lateinischen Textes den Rübezahl als Virunculum seu Daemonem montanum schlechtweg, ohne Hinzufügung seines Sondernamens, dem Leser vorstellt, sondern auch in der Schlußbetrachtung des deutschen Textes, also im Anschluß an die von Agrikola gegebene Darstellung der Bergmännlein, unsern Berggeist bald unter seinem Eigennamen als Rübezahl bald mit dem Gattungsnamen als Bergmännlein anführt. Daß also Schwenkfeld den schlesischen Berggeist zu den Bergmännlein im Sinne Agrikolas rechnet, kann schlechterdings nicht bezweifelt werden. Dagegen steht er einer andern Behauptung, nämlich daß Rübezahl „von einem Mönche dahin gebannt sein worden,“ durchaus ablehnend gegenüber. Denn unmittelbar daran knüpft er die Bemerkung: „Darvon das Gemeine Volck, mehr dann an jhm selbsten, weis zusagen.“ Das „Gemeine Volk“ ist hier wohl im Gegensatz zu den eigentlichen Sachverständigen, den Bergleuten, gesagt. Gewiß hat Zacher recht,

[1]) Wrubel S. 7/8. 30. 58. 66. 78/9. 87 u. a. Pröhle 63. 70 u. a.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn er (S. 104) hierzu bemerkt: „eine wirkliche Erklärung aus dem religiösen Bewußtsein der Zeit heraus ist nur noch die, daß Rübezahl der verwünschte Geist eines Menschen sei, welche namentlich im Zusammenhang mit dem Namen Ronzeval vorgebracht wird.“ Nur trifft diese Erklärung für Rübezahl nicht zu. Denn dieser gehört zu den Elementar- u. z. zu den Erdgeistern, wie schon Kretschmar (Zacher Nr. 29) richtig erklärt hat[1]). Die Elementargeister sind mit mit dem Element, dessen psychische Wirkungen auf die Menschen sie verkörpern, unlösbar verbunden. Dagegen verstand man unter „gebannten“ Geistern, die man in Tirol „Pütze“ (im engern Sinne) nennt[2]), die Geister verstorbener Menschen, die zur Strafe für begangene Missetaten verurteilt sind, eine Zeit lang (oder auch zuweilen für immer) an bestimmten Orten, meist an dem ehemaligen Schauplatz ihrer Missetaten, „umzugehen“, bis sie von dieser Strafe, unter gewissen Umständen, erlöst werden. Solche Gespenster gab es wohl auch unter den Berggeistern[3]); ungerechte Bergbeamte wurden in ihre Grube gebannt[4]). Diese können natürlich auch erlöst werden. Dagegen können die eigentlichen Bergmännlein wohl von dem Schauplatz ihrer früheren Tätigkeit verschwinden, indem sie entweder auswandern[5]) wie Rübezahl oder sich tiefer in das Erdinnere zurückziehen[6]), aber sie können nicht wie die Gebannten in einen andern Zustand versetzt werden.

Wie ist nun de Wyl dazu gekommen, das Zeugnis Schwenkfelds so merkwürdig mißzuverstehen und umzudeuten? Er hat sich durch Hondorff und die von ihm zn dessen Erklärung beigebrachten Parallelstellen verleiten lassen, (S. 74) Rübezahl zu einer „Art Erdgeister, Kobolde“ zu rechnen, die zwar in Bergwerksgegenden vorkommen, doch, wie wir sehen [so!], mit dem Hüten von Schätzen ursprünglich nichts zu tun haben . . . Wir sehen weiter, daß man sich diese Geister nicht etwa im Erdinnern, sondern hauptsächlich

[1]) Ganz zutreffend bemerkt auch Prätorius Dämonologie III S. 47: „Wiewol nun Opitius diesen in seiner Hercinia unter die Höllische Geister rechnet, so achte ich ihn doch bloß für einen Element Geist.“

[2]) Alpenburg S. 131 ff.

[3]) Ders. S. 144.

[4]) Wenn es dagegen heißt, daß der Berggeist früher ein wirklicher Mönch gewesen sei, z. B. bei Pröhle S. 132/3, so haben wir es offenbar mit einer etymologischen Sage zu tun, die aus der Bezeichnung „Bergmönch“, die ursprünglich nur auf die der Mönchskleidung ähnliche Tracht ging (vgl. Minerophilus Freibergensis Neues und Kurieuses Bergwerkslexikon. Chemnitz 1730 s.-v. Bergmännlein. Schweiger-Lerchenfeld, Tauerngold S. 11.), herausgesponnen ist. Ähnlich ist die Sage vom ehemaligen Bergmeister entstanden. Pröhle S. 69.

[5]) Burgklechner bei Zacher Nr. 14.

[6]) Vor dem Fluchen ungläubiger Leute ziehen sich die Bergmanndln in die tiefsten Höhlen des Gebirges zurück. Noé, Gasteiner Novellen (Wien 1875) S. 119.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der Oberwelt hausend dachte, wo sie die Menschen irreführen, erschrecken, auslachen, auf die Bänme springen und anderen Schabernack treiben.“ Mit dieser Auffassung war freilich der Wortlaut von Schwenkfeld schwer zu vereinigen. Nun soll nicht geläugnet werden, daß unter die Erdmännchen, wenn man diesen Ausdruck in seiner Wortbedeutung, also im weitesten Sinne, nimmt, auch die Bergmännchen einbezogen werden können[1]), ja daß beide Bezeichnungen vertauscht werden, so daß in Berggegenden auch diejenigen Erdmännchen, die nicht in Bergwerken hausen, gelegentlich Bergmännchen[2]) genannt werden. Auch sind manche unwesentliche Züge von der einen Gattung auf die andere übertragen worden[3]). Doch sind die eigentlichen Bergmännchen d. h. Bergwerksmännchen von den übrigen Erdmännchen sowohl dem Ursprung wie dem Wesen nach verschieden. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, will ich mir hier einmal die Freiheit nehmen, diese Bergmännchen (im engeren Sinne) als Grubenmännchen oder Grubengeister zu bezeichnen, weil sie in bergmännischen Gruben, d. h. in Stollen und Schächten, hausen.

Beide Arten von Geistern sind in demselben Elemente, der Erde, heimisch. Doch wohnen die Erdgeister an der Oberfläche[4]), die Grubengeister in der Tiefe der Erde. Jene sind nach Mannhardts überzeugendem Nachweis Vegetationsdämonen, entstanden aus dem Glauben, daß auch die Pflanzen eine Seele haben[5]), diese hat, nach Drechslers treffendem Ausdruck, „das Grauen“ vor der Erdtiefe geboren[6]). Jene sind daher überall auf der Erdoberfläche, selbst in den Eiswüsten der Hochalpen[7]), anzutreffen, diese nur in den „Gruben“ der Bergleute. Jene tummeln sich von jeher auf der Erdoberfläche und freuen sich des Tageslichts, diese hausen ursprünglich nur unter Tage, also in den Stollen und Schächten der Bergwerke; erst durch die Berührung mit Bergleuten sind sie auch ans Tageslicht gelockt worden. Die Erdgeister lieben die Geselligkeit und haben selbst eine gewisse gesellschaftliche Ordnung mit eignen Oberhäuptern[8]). Die Grubenmännchen sind mehr einsiedlerisch veranlagt, jeder hat meistens seine eigene Grube für sich. Jene suchen gern die Gesellschaft der Menschen und hausen selbst in Lebensgemeinschaft mit ihnen als Hausgeister[9]), diese treffen wir zwar zuweilen auch im Verkehr mit Menschen, doch haftet ihnen meist etwas Unheim-

[1]) So schon von Kretschmar bei Zacher Nr. 29.

[2]) Grimm II 416.

[3]) Wrubel S. 7.

[4]) Grimm II 946.

[5]) Mannhardt 39.

[6]) S. 97. Metallgeister nennt sie Noé, Robinson i. d. H. Tauern. II, 169.

[7]) Die saligen Fräulein, im Duxer Tal Talgilgen, d. h. Tallilien, genannt Mannhardt 106. Noé Alpenbuch II, 56. Alpenburg S. 33.

[8]) Grimm II, 441/2.

[9]) Mannhardt 44.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches an; das Grauen kann sich zwar in Ehrfurcht verwandeln, schließt aber Vertrauen und Vertraulichkeit aus. Jene lieben den Sang und Klang [1]), diese das Schweigen und die Stille [2]). Ein solches Grubenmännchen ist seinem ursprünglichen Wesen nach unser schlesischer Berggeist Rübezahl, und nicht, wie de Wyl glaubt, ein Erdmännchen.

3. Die Volkstümlichkeit der Rübezahlsage

Es fragt sich nun, wie weit und wie tief die Rübezahlsage über die Kreise der Berg- und Waldarbeiter hinaus in dem Glauben der übrigen Bevölkerung des Gebirges Wurzel geschlagen hat. Zacher, der an der Bodenständigkeit der Sage festhielt, kam zu dem Schluß, daß sie ein Bestandteil des allgemeinen Volksglaubens in dem Gebirge gewesen sei (S. 101): „Irgend eine Kategorie von Leuten, die von ihr besonders zu erzählen wissen, wird nie hervorgehoben; seine intimen Beziehungen zu den Wurzelgräbern werden von Prätorius und von Opitz (durch die Bezeichnung „der Arzt") gestreift." Aber von Hüttel (Zacher Nr. 6) wird ja ausdrücklich bezeugt: „Die kaißrischen holtzknecht und schwatzer sagten: Rübenzagel hab die klaußen geschlagen und ihren klaußenmeister auch mit ertrenckt." Und von wem kam denn die Kunde (Zacher Nr. 1) von dem „Bergmönlin" Weckirchen und von dem „Trutz der Geister [am Schwarzenberg], besondern Riebenzahls" herrühren, als von den dort arbeitenden Bergleuten? Und ebenso wird wohl die Nachricht, daß fremde Cirkelsteller auf dem Gebirge durch Rübezahl von ihren Schürfversuchen abgeschreckt wurden (Zacher Nr. 11), von diesen Leuten, den sogenannten Walen, ins Tal gebracht worden sein. Wir kennen also nicht weniger als 4 „Kategorien von Leuten, die von ihm besonders zu erzählen wußten," und zwar solche, die sich durch Herkunft und Beschäftigung sehr scharf von der übrigen Bevölkerung abhoben. Für die Hüttelsche Erzählung hat Zacher allerdings eine andere Erklärung (S. 100): „Daß die Schwazer Holzknechte ihn [Rübezahl] nicht aus Büchern, sondern aus den Erzählungen der Gebirgsbewohner kennen gelernt haben, versteht sich von selbst." Auch wenn diese Behauptung richtig wäre, so kann doch die Hüttelsche Erzählung vom Tode des Klausenmeisters nur von Leuten, die an der Klause

[1]) Ders. S. 72. 86. Grimm II 438.

[2]) In Schweden sagt man „stumm wie ein Berggeist". Vgl. S. Lagerlöf, Gösta Berling, Reclam. S. 10. Das ist sicher alte Sage. Stumm sind auch die Reichenspitzer (s. unten S. 22). Wrubel S. 31. Der Berggeist erwartet auch von andern Stillschweigen. Vgl. Athanasius Kircher Mundus Subteraneus Tom. II. lib. 8 sect. 4. De daemonibus subterraneis. Wrubel 87. 34. Schwatzhaftigkeit bestraft er durch Zurücknahme seiner Gaben (Pröhle 71/2), ja selbst mit dem Tode (Pröhle 64). Vgl. Wrubel 53. 60/1. 86 u. a.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Aupatal beschäftigt waren, d. h. von den Schwazern selbst, herrühren. Aber dort, wo diese Leute arbeiteten und sich zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt ansiedelten und wo sich seitdem die Rübezahlsage lokalisiert hat, fanden sich ja damals noch gar keine älteren „Gebirgsbewohner“ vor, da das ganze Binnengebirge, also auch das ganze Aupatal, erst von den Holz- und Bergarbeitern besiedelt oder doch der Besiedelung erschlossen worden ist. Die Schwazer können also den Rübezahl nur von den Bergleuten kennen gelernt haben. Als weitere Stütze für seine Behauptung, daß „Rübezahl in dieser Zeit wirklich ein Gegenstand des allgemeinen Volksglaubens im Riesengebirge war,“ führt Zacher (S. 100) noch an, daß die Beiwohner (Nr. 11), Inwohner (19. 23), viel Leute die hierumb wohnen (18), accolae (5), das gemeine Volck (11), vulgus (5), plerique (10) von ihm reden oder ihm den Namen Rübezahl geben. Burgklechner (14) sagt: „und ist derselben Orten dieser Ruebzagel so bekannt, daß jedermann von ihme zu sagen weiß,“ und Balbinus (33): „hujusmodi exemplis plena est omnis illa vicinia.“ Von diesen Zeugnissen scheidet das des Balbinus als nachprätorianisch billigerweise aus, die übrigen beziehen sich, bis auf eins (23), mit Bestimmtheit oder größter Wahrscheinlichkeit auf die nächste Umgegend der Koppe. Nur die Angabe des Moscherosch (23) nennt keine bestimmte Örtlichkeit. Aber selbst wenn man annimmt, was keineswegs nötig ist, daß dessen „Inwohner“ alle Bewohner des Gebirges bezeichnen sollten, so würde daraus noch lange nicht folgen, daß der Glaube an den Gebirgsgeist auch außerhalb des Aupatales bei den Gebirglern lebendig gewesen sei. Diese können deshalb innerlich dem Berggeist ebenso fremd gegenüber gestanden haben, wie die Bewohner des Flachlandes, denen Rübezahl bekannt war. Es handelt sich doch hier nicht darum, festzustellen, ob die Kunde von Rübezahl zu allen Gebirgsbewohnern gedrungen war – das ist ohne weiteres anzunehmen —, sondern ob die Sage in ihrem Gemütsleben so tiefe Wurzeln getrieben hatte, daß sie auch eigene Erlebnisse von dem Berggeiste zu erzählen wußten. Ausdrückliche Zeugnisse hiefür aus der Zeit vor Prätorius liegen nur zwei vor: das Hondorffsche (Zacher Nr. 28 de Wyl S. 67 ff.) und das mit dem Schwenkfeldschen (Zacher Nr. 11), auch nach Zachers Ansicht (S. 105), identische eines Walenbuchs von der Abendburg (Zacher Nr. 8). Allein die letztere Nachricht rührt nicht von Eingeborenen, sondern von Fremden (Walen) her, und die erstere ist wahrscheinlich nur aus einem Warmbrunner Badewitz entstanden (vgl. Beitrag 5 S. 21). Zacher zählt freilich unter die Orte, wo Rübezahl „ansässig und wirksam geglaubt wurde,“ auch die Elbquellen auf grund des Scherertzius (Zacher Nr. 15); allein hier ist von der ‚Ansässigkeit und Wirksamkeit‘ des Berggeistes an den Elbquellen nichts zu lesen: Ac ex historia constat, quaedam loca deserta spectris daemonum semper inquietari, cujus exemplum habemus in nostra Bohemia in montibus Gigantum ad fines Silesiae, ubi Albis fluvius oritur (incolae nominant Rûbenzal), isti montes sunt valde

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

horridi peregrinantibus, propter spectrorum copiam et turbas, quas petulanter movent, quin et miranda de alijs vulgo recensentur. In dieser ziemlich konfusen Notiz sind die Worte ubi Albis fluvius oritur nur zur näheren Kennzeichnung des böhmischen Randgebirges gesetzt, gehen übrigens wohl eher auf den „weißen Elbbrunn", d. h. die Quelle des Weißwassers, die früher mit Recht als die Hauptquelle der Elbe angesehen wurde, als auf die heute sogenannte Elbquelle, die erst im Jahre 1684 durch eine feierliche kirchliche Zeremonie als Hauptquelle des Flusses geweiht wurde (Petrak, Riesengebirge S. 149).

In Ermangelung ausdrücklicher Zeugnisse von einer Betätigung des Berggeistes außerhalb des Aupatales können wir auf die Volkstümlichkeit der Sage in älterer Zeit nur aus der Erweiterung ihres Schauplatzes schließen, also wenn sie sich auch anderswo lokalisiert hat. Hierher würden das Rabenzagelsnest und der Rupertsstein gehören (Zacher Nr. 16), wenn diese Namen nicht mit mehr Berechtigung zur Teufelssage gezogen würden (vgl. Beitrag 8 S. 36 f.).

Es gibt also aus der Zeit vor Prätorius kein sicheres Zeugnis für die Annahme, daß der Glaube an die Rübezahlsage in der Bevölkerung des Riesengebirges allgemein verbreitet gewesen sei. Allem Anschein nach hat man in älterer Zeit von der „Ansässigkeit und Wirksamkeit" des Geistes nur im Aupatal, besonders im Riesengrund an der Koppe, etwas verspürt. Aber auch die spätere Sage, wie wir sie aus Prätorius kennen, ist durchaus auf den Ostflügel des Gebirges beschränkt. Als Schauplatz wird in diesen späteren Erzählungen — die Anekdoten, die den Berggeist außerhalb des Gebirges auftreten lassen, scheiden als offenkundige Fälschungen natürlich aus — durchaus Krummhübel und seine nähere Umgebung, etwa ein Ausschnitt aus dem Gebirge, nördlich durch die Linie Schmiedeberg-Giersdorf, südlich durch Koppe-Teufelsgrund (d. i. Weißwassergrund) begrenzt, entweder ausdrücklich genannt oder vorausgesetzt[1]). Wäre der Glaube an den Berggeist wirklich unter der ganzen Gebirgsbevölkerung lebendig gewesen, so würde doch wohl auch aus den großen Ortschaften des Westflügels, etwa durch Vermittlung der Boten und Händler, einige Kunde zu uns herüberschallen. Namentlich sollte man erwarten, daß man auch in Schreiberhau, welches mit seiner uralten Glasindustrie wohl die älteste Siedelung des Gebirges, ja des ganzen Hirschberger Tales ist und in dessen unmittelbarer Nähe schon die Walen das Walten des Geistes zu verspüren glaubten,

[1]) z. B. Prätorius, Daemonologia Rubinzalii S. 131 ff., wo die Straße „nicht weit oder ferne von seiner Wohnung" erwähnt ist. Hier möge eine an ziemlich entlegener Stelle befindliche Rübezahlsage Platz finden: „den 16. Februar [i. J. 1663] sol zu Schmiedeberg Rübenzohl bey der Nacht (welchen die Wächter gesehen) auff einer hohen Caleße durchgefahren sein." Vgl. Tagebuch des Pastor Joh. Daniel Rausch, 1619—1687. Herausgegeben von Pastor Stockmann-Kauffung S. 156.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von den anscheinend so beliebten Streichen des Berggeistes zu erzählen wußte. Aber in dieser Hinsicht lagert über dieser ganzen Gebirgshälfte bis zum 19. Jahrhundert, das für die Sage einen neuen Nährboden schuf, tiefstes Schweigen. Alle Erzählungen des Prätorius weisen auf ein und denselben Mittel- und Ausgangspunkt der Sage im Ostflügel des Gebirges.

Aber auch hier scheint der Glaube an den Berggeist nicht eben tiefe Wurzeln getrieben zu haben. Dafür sprechen sehr bemerkenswerte, von Zacher S. 101/2 besprochene Zeugnisse. Friedrich Lichtstern (Lucae) berichtet im J. 1685, daß er und sein Begleiter auf dem Gebirge „nicht das geringste hiervon observieren können," und fährt dann fort: „Auch je mehr fleißiger wir bey denen ältesten, und fast mitten in dem Gebirge wohnenden Leuten nachforscheten, desto weniger konten wir erfahren, welche unser fürwitziges Fragen nur auslacheten, einmütiglich bezeugende, welchermaßen ihres Ortes dergleichen Poltergeist niemals wäre gesehen, oder gehöret worden." Ganz in demselben Sinne, aber noch bestimmter, erklärt Becmann i. J. 1679: „Daß aber die gantze Sache eine Fabel sey, bezeugen selbst diejenigen Leute, welche oben auf diesem Berge wohnen, und über viertzig Jahr sich daselbst aufgehalten haben, ja die zunächst an dem Gipfel der Riesen-Koppe ihre Bauden haben, und versichern, daß sie wohl oft Donnerwetter gehabt, aber niemals erkennen mögen, daß sie von einer sonderlichen Wirkung eines Berg-Geistes herrührten." Auch Schmolck erhielt bei seiner ersten Koppenfahrt, die er 1690 als Primaner machte, von dem Wirt der Tanels-Baude (der heutigen Hampelbaude) eine ähnliche Auskunft Wunderv. Schneekoppe S. 59: „Er betheuerte, daß weder er noch seine Leute noch sein Vater, der doch lange hier gewöhnt, etwas von diesem Gespenste gehöret oder gesehen hätten, es wäre mit dem dreißigjährigen Kriege davon gezogen." Etwas anders verhielt sich 1702, bei seiner zweiten Reise der damalige Wirt der Baude, Samuel Breter (Wv. Schneek. S. 101): „Von dem Rübezahl wolte der Mann nicht viel sagen und wissen, verrieth aber gleichwohl seinen Aberglauben, indem er hinzu setzte, man redte nicht gerne von ihm, wenn man auf der Koppe wäre. Die Ursache aber wolte er uns nicht sagen, ohne Zweifel gedachte er, er mache gern ein Wetter." Daß diese Vermutung Schmolcks das Richtige trifft, ist an sich möglich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, keinesfalls genügt sie, um die vorher erwähnten, unzweideutigen Zeugnisse Lichtsterns und Becmanns umzustoßen, oder mit Zacher (S. 102) die Folgerung zu ziehen: „Wie stark noch 1702 bei einem so bedeutenden Manne wie Samuel Breter der Glaube haftete, hat uns eben die Erzählung Schmolcks gezeigt." Wer unser Gebirge und seine Bevölkerung noch aus früherer Zeit kennt, wird eine andere Erklärung für das Verhalten Breters näher liegend und darum wahrscheinlicher finden. Auch heute noch wird man, namentlich bei älteren Wirten des Gebirges, die Erfahrung

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen können, daß sie nicht gerne von Rübezahl sprechen, und manche fremde Touristen, selbst „Forscher", werden dann auf dieselbe Vermutung, wie Schmolck, verfallen, während der wirkliche Beweggrund für das Verhalten der Wirte ein ganz anderer ist. Sie wollen „fürwitzigen Fragen" und damals wie heute üblichen Scherzen aus dem Wege gehen. Sie fürchten also, durch entsprechende Antworten nicht den Berggeist, sondern ihre Gäste zu beleidigen. Darum halten sie Fremden gegenüber lieber mit ihrer Meinung zurück. Die Auffassung Schmolcks ist ihm wahrscheinlich durch seine Führer oder unten in Krummhübel suggeriert worden. Dafür spricht eine Erzählung des Liebenthalischen Boten, eines der wichtigsten Gewährsmänner des Prätorius (Daemonologia II S. 161 f.). Dieser Bote hatte in dem wenig unterhalb der (heutigen) Hampelbaude gelegenen herrschaftlichen Einkehrhaus, von dem heute nur noch schwache Spuren vorhanden sind, eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht, wie Schmolck. Auch er hatte die „Leutgen" gefragt, „was sie von dem Rübezahl hielten, Item, ob er ihnen nichts thäte," und war bei ihnen auf dieselbe Zurückhaltung gestoßen: „da sollen sie gleichsam mit Hand und Mund abgewehrt haben, daß er ja nichts ungebührliches von ihm schwatze." Auch er hat also für dieses Verhalten dieselbe Erklärung, wie Schmolck, obgleich eine folgende Bemerkung des Wirtes ihn hätte eines Bessern belehren sollen. „Ferner soll der Hauswirt gesagt haben: Er (der Rübezahl) thäte ihm nichts. So thäten sie ihm wieder nichts". Das klingt doch wahrhaftig nicht, als ob sie vor ihm Furcht gehabt hätten. Aber der Liebentalische Bote stand eben unter der Suggestion der Laboranten, wenn seine Erklärung aufrichtig gemeint war. Jedenfalls stößt er in dasselbe Horn wie diese. Deren Tradition ist es, die Prätorius im Anfang des angeführten, an Mitteilungen über das Gebirge reichen Stückes mitteilt (S. 148 9): „Es gehen fast alle Possen und Begebnisse dahin, daß sie wegen Benennung des unleidlichen Wortes Rübezahls verübet und ins Werk gesetzt werden. Ja alles was man höret, das dieser Geist schädlich stiftet, solches soll herrühren aus diesem Grunde, daß die teils alberne oder unwissende, teils auch fürwitzige Leute den Namen Rübezahl aus dem Munde wirklich ergehen, und auf dem Berge von sich hören lassen. Es ist mir nicht einmal, sondern vielmal erzählet, daß das versuchende Gespenst unterweilen mit Fleiß sich zu den Wanderern verfüge, solche nur auszuholen oder seinen unangenehmlichen Namen von sie herauszulocken: damit wenn es geschehen, eine richtige Ursache sei, ein Ungewitter zu erregen, oder sonsten ein Schelmstücke zu stiften." In einer von Prätorius (Daemonologia R III, 3) erzählten Geschichte dreht denn auch richtig Rübezahl einem Studenten, dem er so seinen Namen „herausgelockt", kurzer Hand das Genick um. Die absichtliche Erfindung erkennt man leicht an der ungeheuerlichen Übertreibung, daß „fast alle Possen" des Berggeistes durch diese Ursache herbeigeführt sein sollen, und in dem wunderlichen Widerspruch, daß der Geist den Namen, den er nicht leiden kann, gleichwohl aus

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Wanderern herauslockt. Das ist ein offenbarer, herzlich ungeschickter Notbehelf gegen den naheliegenden Einwand, wie es denn möglich war, daß noch immer so viel Leute dem Berggeist Anlaß zu seinen doch recht unangenehmen „Possen“ gaben, da sie doch von ihren Führern wissen mußten, daß sie sich seinem Zorn aussetzten [1]).

Zum Glück fällt noch von anderer Seite Licht in diese Frage. Samuel Breter war der erste Kammwirt, der in seiner Baude ein Fremdenbuch, das sogenannte Koppenbuch, auslegte, i. J. 1696. In der ersten Zeit flossen die Eintragungen noch spärlich, doch enthalten sie schon recht geringschätzige Äußerungen über den Berggeist, und ohne entsprechende mündliche Beigaben wird das wohl nicht abgegangen sein. Wie mußte ein solches fürwitziges Gebahren den Grimm des Geistes und die Furcht des Wirtes erregen! Denn — so berichtet Prätorius S. 161 nach derselben Überlieferung — „in solchen gedachten Häusern, welche dem Freiherrn, Schaffgotsch genannt, zustehen, sollen sich ebenmäßig die Leute sehr scheuen, den Rübezahl zu nennen, oder das Geringste zuwider zu reden.“ Man sollte demgemäß erwarten, daß der Wirt bei seinem „starken“ Glauben nicht unterlassen hätte, die frivolen Gäste durch Hinweis auf die schrecklichen Gefahren, denen sie sich und ihn durch ihre Spöttereien aussetzten [2]), aufs eindringlichste zu warnen und zum mindesten, um die gefährlichsten Zeugen zu beseitigen und spätere Gäste nicht in Versuchung zu bringen, die corpora delicti schleunigst den Flammen zu übergeben. Aber allem Anschein nach ist nichts von dem geschehen. Der biedere Wirt hat vielmehr, wofür wir ihm noch heut zu Dank verpflichtet sind, die betreffenden Blätter sorgfältig aufbewahrt, „auch spätern Geschlechtern zur Kunde“ und — zur Nachahmung, so daß sie noch heute von dem gesunden Sinn unsrer Gebirgsbevölkerung erfreuliches Zeugnis ablegen. Das tatsächliche Verhalten des Wirtes und seiner Gäste bestätigt also durchaus die an sich schon glaubwürdigen Zeugnisse Lichtsterns und Becmanns, sowie die erste Aussage des Wirtes aus der Tanelsbaude über den Rübezahlglauben.

Und ganz in demselben Sinne äußern sich auch ausnahmslos alle, die in den Koppenbüchern zu dieser Frage das Wort ergriffen haben, nicht bloß Gebildete und Fremde, sondern auch einfache

[1]) Ein ander Mal helfen sich die Laboranten mit der Ausflucht, daß jetzt die Besucher des Gebirges in der Tat vorsichtiger wären.

[2]) Prätorius a. O. S. 162; „Ja noch weiter gedachte auch jener Bote daß die Bergleutgen es ziemlicher massen mit ihm halten müsten, wenn sie wollten fortkommen und gedeyen erlangen und behalten . . . Sintemahl sie sehr schön Vich und Kühe hätten . . .“ Und Zeller II, 56 berichtet, daß Rübezahl „denen, die ihn ausgelacht oder Schmach angethan, allerhand Unglück, als Donner, Hagel, Ungewitter u. d. gl. auf den Halß gebracht; denen Land-Leuten ihr Vieh, Felder und Gärten beschädiget, ihnen Hauß und Hoff ruiniret“.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leute und Einheimische, die das Gebirge genau kannten und zum Teil öfter in die Baude kamen.

Vergleicht man diese Äußerungen aus den verschiedensten Kreisen der einheimischen Bevölkerung gegen das Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts mit dem Urteil Schwenkfelds ein Jahrhundert vorher (um 1600), so sieht man, daß die Aufklärung in der Zwischenzeit bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Auch Schwenkfeld verwirft die Aufschneidereien gewisser Leute und hat offenbar keinen rechten Glauben an die Streiche, welche Rübezahl den Leuten, die „ihr Passagium über seine Klippe haben", spielen sollte; denn er betont nachdrücklich, daß er bei wiederholtem und längerem Aufenthalt auf dem Kamme „dergleichen nichts spüren noch sehen mögen." Überhaupt hält er die Furcht vor dem Bergmännlein für töricht, weil ein wahrer Christ von bösen Geistern nichts zu fürchten habe. Aber den naiven Glauben der Bergleute selbst an das Vorhandensein von Bergmännchen wagt er nicht anzuzweifeln, während ein Jahrhundert später der Spott über den „toten" Rübezahl kein Ende nehmen will. Offenbar haben grade die Übertreibungen und Windbeuteleien der Wurzelmänner, die geradezu den Widerspruch und Spott herausforderten, am meisten dazu beigetragen, das Ansehen des Berggeistes auch bei der einheimischen Bevölkerung zu untergraben. Das beweisen die zahlreichen spöttischen Anspielungen an den Junker, Fürsten, Herrscher und die andern „grandetzischen" Titel, mit denen die Wurzelmänner das „Berggespenst" ausstaffiert hatten und denen wir infolgedessen bei Prätorius wiederbegegnen. Vielleicht hätte sich, wenn der Berggeist sich vor den Aufschneidereien der Geschäftsleute frei erhalten und mit der bescheidenen Rolle eines Bergmännleins begnügt hätte, der Glaube an ihn noch länger behauptet. Ja vielleicht ist in einigen entlegenen Gebirgswinkeln, zu denen die Erfindungen der Wurzelmänner weniger Eingang gefunden haben, also namentlich im Binnengebirge und auf der böhmischen Seite, der alte, echte Glaube, obgleich Bezeichnung und Betätigung als Bergmännchen mit dem Eingehen des Bergbaues daselbst vergessen worden sind, noch heute nicht völlig erloschen.

4. Das Wettermachen.

Wie wenig die Rübezahlfigur des Prätorius d. h. der Laboranten, sich zu der ihr von diesen zugedachten Rolle als „Großer Beherrscher des Riesengebirges" eignet, ist mir niemals lebendiger zum Bewußtsein gelangt, als in der Schreiberhauer Sagenhalle angesichts der Rübezahlbilder von Hermann Hendrich, in denen die Gewitterstimmung, die an schwülen Frühjahrs- und Sommertagen über dem Gebirge lagert, zu packendem Ausdruck kommt. So wie er hier dargestellt ist, als Wolkenwanderer Wotan oder als den Blitzhammer schleudernden Donar mag sich der mit dem germanischen Göttermythus Vertraute

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Bergesalten vorstellen, dessen grollende Stimme er im Toben des über die Kammhöhe hinfegenden Gewittersturmes zu hören vermeint. Hendrich hat sich, wie natürlich, hauptsächlich an Musäus gehalten und dessen novellistischen „Märchen“ durch Hineintragung mythischer Ideen und Vorstellungen einen tieferen Gehalt verliehen. Das mag sein künstlerisches Recht sein. Aber mit der volkstümlichen Rübezahlsage hat jener Wotan-Donar-Rübezahl wenig gemeinsam. Denn auch nach der späteren Umgestaltung der Sage durch die Laboranten verleugnet der Berggeist in seinen Betätigungen niemals die „schnakische[1])“ d. h. koboldartige Natur des alten Bergmännchens. Echt in diesem Sinne ist nur das Motiv des Wetterdämons. Denn es findet sich schon bei Schwenkfeld (um 1600) und muß deshalb zur alten Sage gerechnet werden. Es bildet dann eine örtliche Weiterbildung der Sage, die durch die Hochgebirgsnatur des Kammes, der die Besucher vor viel großartigere meteorische Erscheinungen stellt als die meisten übrigen deutschen Mittelgebirge, sich leicht erklärt. Eine andere Frage ist, ob dieses Motiv zu den wesentlichen, d. h. zu den aus dem ursprünglichen Wesen des Bergmännchens abzuleitenden Eigenschaften gehört. Zacher (R.- Annalen S. 105)[2]) hat diese Frage bejahen zu müssen geglaubt; „Überhaupt tritt seine Eigenschaft als Schatzbesitzer und Schatzhüter sehr zurück, dagegen wird von der ersten sichern literarischen Erwähnung an (Faber Nr. 4 intemperiem) vor allem eins als charakteristisch an ihm hervorgehoben, daß er plötzliches, heftiges Unwetter errege, wenn er durch Spott und Hohn gereizt wird (Nr. 5. 10. 11. 12. 16. 20. 22. 32. 33).“ Auf grund seiner Prüfung der Zeugnisse gelangt Zacher zu dem Schluß: „Vielmehr hat Prätorius völlig Recht, wenn er (nachdem er die Frage untersucht hat, „wie der Rübezahl blitzen und donnern könne“) sagt Daemonol. I. 145 (119): „so ist es doch unzweifelbar, daß sein gewöhnlichste Verrichtungen seyn, nach Belieben zu blitzen, donnern und hageln.“ Außer den schon erwähnten Zeugnissen führt Zacher für seine Meinung noch Hüttel (Nr. 6) und Opitz (Nr. 18) an, im ganzen also 12 Zeugnisse. Nach dem von Zacher eingeschlagenen Verfahren müßten aber auch Prätorius (Nr. 30), so gut wie Balbinus (32) und Naso (33), ferner Älurius (17), Zeiller (19), Ortlob (25) und Völckerling (31) so gut wie Henel (12) und Schickfuß (16) hierher gezogen werden, wodurch sich die Zahl auf 17 erhöhen würde. Wenn man nun bedenkt, daß von den 32 Zeugnissen[3]) der Zacherschen Rübezahl-Annalen diejenigen, die nur das Vorhandensein des Berggeistes ohne jede Betätigung melden, hier ganz außer Rechnung zu stellen sind, nämlich die Nr. 2. 3. 23. 26, also nur 27 (statt 32)

[1]) Prätorius Dämonologie I,249 II,45 vgl. auch II,65.

[2]) Ähnlich in „Rübezahl und seine Verwandtschaft“ S. 44 und 50.

[3]) Nr. 9 ist nicht mitgezählt, weil mit 20 identisch. Vgl. Zachers Bemerkung zu N. 9.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier in Frage kommen, so würde von den Zeugnissen, die überhaupt auf die „Taten“ des Berggeistes eingehen, die entschiedene Mehrzahl (17 von 28) für die Behauptung Zachers sprechen. Indessen gilt doch wohl auch hier das Wort, daß man die Stimmen wägen, und nicht bloß zählen muß. Dann ergibt sich aber eine ganz andere Rechnung. Zunächst sind natürlich, da es sich hier um das ursprüngliche Wesen des Berggeistes handelt, diejenigen Zeugnisse auszuschließen, die, wie Prätorius, der späteren, getrübten Überlieferung folgen und höchst wahrscheinlich auch von diesem beeinflußt sind, also nicht bloß Prätorius (30), wie Zacher tut, sondern auch die späteren: Völckerling (31), Naso (32) und Balbinus (33). Ferner scheiden natürlich diejenigen aus, in denen die Beziehung auf Rübezahl fehlt, Nr. 18 (Opitz), oder unsicher ist, Nr. 4 (Faber[1]), ebenso natürlich auch diejenigen, in denen vom Wettermachen Rübezahls überhaupt keine Rede ist; hierher gehört Nr. 6 (Hüttel) und wiederum Nr. 4 (Faber), da intemperien „unwirsches Wesen“ im allgemeinen bedeutet. Aber auch diejenigen Zeugnisse, die keinen selbständigen Wert besitzen, weil sie nur das von andern Gesagte wiederholen, können unmöglich neben diesen als besondere Zeugnisse eingeschätzt werden. Danach fällt Nr. 8 (das Walenbuch des Prätorius) ohne weiteres weg, weil es ja nach Zachers treffender Bemerkung (a. a. Ort kurz vorher) „dieselbe Geschichte“ enthält wie Schwenkfeld[2]). Danach müssen aber auch nicht bloß, wie Zacher tut, Älurius (17), Zeiller (19) und Ortlob (25), sondern auch Henel (12) und Schickfuß (16) bei seite gestellt werden. Denn Henel hat fast wörtlich Schwenkfeld, u. z. nur den lateinischen Text, ausgeschrieben, Schickfuß aber bringt zwar einige neue Nachrichten, nämlich die Deutungen von Rübezahl aus Ronsefall und Roy de valle, eine Walengeschichte von 1456 und einige Ortsnamen, seine Charakteristik des Berggeistes aber ist ausschließlich aus Schwenkfelds lateinischem und deutschem Text, auf den er sich am Schluß ausdrücklich beruft, zusammengestellt[3]). Ebenso ist Fechner (22) höchst wahrscheinlich nur Schwenkfeld gefolgt, den er übrigens, wie sein Namensvetter Vechner[4]) (21),

[1]) Rupicina ist vielleicht aus einem Deminutiv von Rupprecht latinisiert. S. Beitrag 8 S. 37.

[2]) Der Zusatz in dem Walenbuch, der die betreffende Geschichte enthält, stammt vom Jahre 1615, ist also späteren Datums als die Schwenkfeldschen Berichte.

[3]) Das geht außer anderm besonders aus seiner Aufzählung der Verwandlungen hervor. Während Schwenkfeld, der aus der Fülle eigner Erfahrung und Nachforschung schöpfte, in seinem 2. Berichte z. T. andere Beispiele anführt, als im 1., finden sich bei Schickfuß nur die in Schwenkfelds Berichten aufgezählten Beispiele. Das kann nicht wohl Zufall sein. Ganz richtig beurteilt dieses Verhältnis schon Prätorius Dämonologie I. 148.

[4]) „Der Riesenberg, Silesiaca dialecto der Riebenzahl [so!], a Daemone montano ibi obversari solito propemodum famosus.“

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

merkwürdig mißverstanden hat [1]), ebenso Nicolai (20) [2]). Philipp Pareus (5) endlich, welcher in der i. J. 1620 veröffentlichten Biographie seines Vaters eine Begebenheit schildert, die diesem i. J. 1566 widerfahren ist, also vor die Zeit des Schwenkfeld (um 1600) fiel, hat die auf das Wettermachen bezüglichen Worte: Tot ac tantis tempestatis turbinibus vicibusque mons ille obnoxius esse solet. Vulgus Cacodaemoni adscribit, in valle subjecta vaganti atque viatores non varo vexanti. Accolae vocant Riebenzal . . . wohl als Milieuschilderung von sich aus hinzugefügt, und es ist von einem Mann von seiner wissenschaftlichen Bildung und Bedeutung mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er Schwenkfelds Schriften gekannt, also diese Schilderung von ihm entlehnt hat, wofür auch die übereinstimmende Namensform (Riebenzahl) spricht. Selbständigen Wert kann man danach mit Sicherheit nur dem Zeugnis Schwenkfelds beimessen. Es kommt also alles darauf an, welche Auffassung dieser von dem „Wetterdämon" Rübezahl gewonnen hat.

In seinem ersten Bericht vom Jahre 1601 äußert sich Schwenkfeld folgendermaßen: Tunc enim [nämlich wenn R. gereizt wird] caelo iam prorsus sereno et aura silenti, in momento ingentia et horribilia tonitrua ac fulgura cum imbribus largis suborta esse, plerique experti sunt. Aus dem Wort plerique darf man schließen, daß damals von dem Wettermacher Rübezahl viel Gerede umging. Weit vorsichtiger drückt sich Schwenkfeld in seinem zweiten, halb ironisch und stark hypothetisch gehaltenen Bericht vom Jahre 1607 aus: „da er sich denn in seiner schönen Gestalt praesentiren, vnd jhnen die lust mit plötzlichen, vnversehen, erschrecklichen Wettern, Donner vnd Plitzen, Hagel vnd Platzregen manchmal zihmlich büßen soll." Inzwischen hatte Schwenkfeld wohl genauere Erkundigungen eingezogen, und da waren ihm verschiedene Bedenken aufgestoßen. Wenn man nun erwägt, daß das Wettermachen der eigentlichen Bergmannssage sonst fremd ist, daher auch bei Burgklechner unter den Streichen Rübezahls nicht erwähnt wird, auch mit der bergmännischen Natur des Geistes schwer in Einklang zu bringen ist [3]), so liegt die Vermutung gewiß nahe genug, daß die Bedenken Schwenkfelds gerade auf diesen Punkt gerichtet waren. Daher fühlte er sich wohl bewogen, seinen ersten Bericht in wesentlichen Punkten einzuschränken, nicht bloß in bezug auf die Anzahl der hierher gehörigen Vorfälle (manchmal), sondern auch in bezug auf ihre Wirk-

[1]) Schwenkfeld im „Hirschb. Warmbad" berichtete von Rübezahl: „er thue Niemandes kein Leid, es sey denn das man seiner Lache, spotte, und jhn zu sehen begehre." Daraus macht Fechner: Quin se deprendi gaudet gestitque videri.

[2]) Vgl. Nicolai De magicis actonibus 199 S. 158: Sic in Riphaeis montibus spectrum est Rübenzabel, quod a viatoribus lacessitum horribiles tempestates excitat.

[3]) Regell, Entwicklung d. R.-S. S. 177.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

samkeit[1]) (zihmlich), und selbst auf die Glaubwürdigkeit seiner Gewährsleute oder ihrer Berichte (soll)[2]). Ein volles Licht fällt auf diese Bedenken Schwenkfelds erst durch seine Schlußbemerkung, aus der hervorgeht, daß jene Gewährsleute nicht wirkliche Bergleute, sondern fremde Zirkelsteller, also Walen, waren. Darauf deutet wohl auch die vorausgehende sarkastische Bemerkung: „Da er sich denn in seiner schönen Gestalt praesentieren", d. h. nicht als Bergmännlein oder Bergmönch, sondern in einer seiner zahlreichen Verwandlungen, denn „schöne" Gestalt steht ironisch im Gegensatz zu seiner wahren Gestalt[3]). Vielleicht blickt in diesem Ausdruck auch noch die ursprüngliche Bedeutung durch = „scheinend, anscheinend, scheinbar"; denn die Verwandlungen, in denen sich der Teufel und seine Gesellschaft erzeigten, waren keine wirklichen Körper, sondern nur ein „blauer Dunst", den sie den Abergläubischen vormachten[4]).

---

[1]) Da Schwenkfeld nach seiner eigenen Versicherung „viel mahl daroben gewesen, vnd die Gebürge hin vnd wieder durchgangen, auch deß Nachtes daroben gelegen," so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er die Launenhaftigkeit des Gebirgswetters öfter am eigenen Leibe erfahren hatte. Doch ist er nie auf den Gedanken verfallen, sie zu Rübezahl in Beziehung zu setzen: „aber dergleichen nichts spüren oder sehen mögen." Solche Unwetter mußten ihm schon deshalb, weil sie Unschuldige ebenso wie Schuldige trafen, als Strafmittel „zihmlich" gelinde erscheinen.

[2]) Für das Scheitern von Schürfversuchen im Gebirge mögen z. T. fälschlich solche Unwetter wie dasjenige, durch welches die letzte von Schwenkfeld erwähnte Expedition der Walen vereitelt wurde, als Ursache angegeben worden sein, obgleich doch hier noch viele andere Möglichkeiten in Betracht kamen, z. B. Verirren im Urwald, Zusammentreffen mit wilden Tieren, namentlich mit den bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus zahlreichen Bären, Ausgehen der Lebensmittel (Zeller II 18/9), Absturz von Felswänden, Ausgleiten auf Glimmerschiefer- und Granitplatten (man denke nur an die Steilwände des Ziegenrückens oder an den alten Weg über das hohe Rad), Einsinken in den Moorgründen des Kammes (man denke an den alten Weg zwischen Riesen- und Wiesenbaude). Die Walen hatten keine Veranlassung, auf solche Unfälle, durch deren Erzählnng sie zu genauerer Ortsangabe verleitet werden konnten, näher einzugehen und dadurch andere Leute auf ihre Spuren zu lenken. Für sie waren Unwetter, wie sie überall im Gebirge vorkommen und meist den ganzen Kamm überziehen, das bequemste Ausfluchtsmittel.

[3]) Vgl. Wrubel S. 29; „Dann ward aus der Roßgestalt die wahre Gestalt des Bergmönchs." So erklärt auch Schickfuß (Zacher Nr. 16) die obige Stelle Schwenkfelds richtig: „Da praesentiret er sich in angenommener Gestalt."

[4]) Schwenkfeld a. a. O.: „Die bösen Geister sind der Teuffel und seine Gesellschafft, welcher sich als ein Tausentkünstler in mancherley Gestalt kan verwandeln, die Abergläubischen offt und viel äffet, vnd einen blauen Dunst, wie man saget, vor die Augen treibet, den Gläubigen aber kein Härlin uff jhrem Haupte krümmen kan in dem GOtt alle gezählet. Wie er denn nicht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich lasse nunmehr die Schlußbemerkung, weil ich sie früher mißverstanden habe[1]), im Wortlaut folgen: „Derowegen erfahren wir auch, daß dieselben Abergläubischen Bergleute wenig Glücke haben, Und ob sie zwar vermeinet, sie hätten den Schatz gewiß, weil sie die Geister bannen köndten, hat es ihnen doch weit gefehlet, haben mit Spot, Schanden vnd vieler Leute Schaden, offte darvon müssen abziehen, Wie auff der Oberabendburg, am Flintzberge, im Riesengrunde vor Jahren geschehen, vnd nicht vnlängest etlichen begegnet, welche statlich auffgezogen sind, gewisser Hoffnung vnd vertröstung grosse Schätze zuerlangen. Als sie aber auff das Gebürge kommen, den Circkel machen, und gleich am Wercke sind, erzeiget sich der Riebenzahl, aber mit einem so erschrecklichen Ungewitter, welches etliche Tage geweret, vnd ein grosser Schnee vnd erschreckliche Kälte erfolget sind, daß sie dadurch zerstrewet, kaum lebendig sind herab kommen. Ja etliche die Füsse darüber erfröret haben. Das ist jhre Ausbeute gewesen." Wie man sieht, wird das Unwetter nicht bei allen 4 Abenteuern, wie ich früher glaubte, sondern nur bei dem letzten erwähnt. In der ausführlicheren, also von Schwenkfeld unabhängigen Erzählung des von Prätorius veröffentlichten Walenbuches (Zacher, Rübezahl-Annalen Nr. 8) wird dasselbe Unwetter geschildert. Dies ist also der einzige ausdrücklich und im Sinne Schwenkfelds glaubwürdig dem Rübezahl zugeschriebene Fall von „Wettermachen."

5. Das Irreführen und andere koboldartige Züge des Berggeistes.

Die Schlußbemerkungen Schwenkfelds in seinem deutsch geschriebenen Bericht über die Rübezahlsage (Zacher Nr. 11) sind in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Sie zeigen außer anderm, wie eng er sich an die Überlieferung der Bergleute angeschlossen hat und wie vorsichtig er sich gegen alle Erzählungen verhielt, die nicht aus dieser reinen Quelle flossen. Von diesem Gesichtspunkte aus

das geringste vermag noch kan, es sey ihm denn von Gott vergönnet vnd zugelassen. Gott der Herr hat Klufft und Gänge geschaffen, lasset Ertz und Metall darinnen wachsen, nicht das sie der Riebenzahl oder andere Böse Geister besitzen sollen, Sondern dem Menschen zu gutte, das er dieselbige ordentlicher weise (nicht mit Zäuberey vnd Teuffels Bannen, oder auff Gespenst vnd des Berg Männlins gerümpel) sol suchen, aushawen, schmeltzen, vnd mit Danksagung gebrauchen." Zum Verständnis vergleiche man Nicolai Remigii Daemonolatria. Hamburg 1693 I. T. S. 155, ff., wo gezeigt wird, „daß die Metarmorphoses und Veränderung der Gestalt . . . nur ein äußerlicher Schein oder Gespenst, aber in der Wahrheit an sich selbst nicht dasjenig seien, darfür sie angesehen werden. Denn es werden die Augen der Menschen von den bösen Geistern verblendet."

[1]) Regell, Entwicklung der R.-S. S. 177.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden nun auch diejenigen Züge der alten Sage (vor Prätorius) betrachten werden müssen, die von Schwenkfeld überhaupt nicht erwähnt werden.

Zu den Hauptbelustigungen des Berggeistes[1]) gehört in der späteren Sage neben dem Wettermachen das Irreführen von Wanderern, die ihr „Passagium“ über die Koppe oder den Kamm hatten. Dieser Zug gehört der alten Sage an; denn er wird schon von Hondorff i. J. 1570 erwähnt und diesem dann von andern, auch wohl von Žalanský i. J. 1618, nacherzählt. Der Erzählung selbst ist, wie oben (Beitrag 2 S. 4) bemerkt, kein allzu großes Gewicht beizulegen; sie rührt wahrscheinlich von Warmbrunner Badegästen her, denen die Rübezahlgeschichten erwünschten Unterhaltungsstoff und vielfach auch Anlaß zu mehr oder weniger geistreichen Scherzen boten. Zeller bemerkt hierüber i. J. 1726 (II, 67): „Mir sind viel Histörchen bekannt, daß lustige Köpfe aus hiesiger Gegend, frembde Badegäste mit einem angerichteten Rübezahl gewaltig geäffet haben, die hernachmals viel, mit großer Beteurung, davon zu erzählen gewußt, der sich aber stracks wieder verloren und nicht länger als nur bei solcher Kurzweile gedauret hat.“ Auch als Spitzname für bestimmte Persönlichkeiten[2]) mag der Name des Berggeistes gebraucht worden sein. Endlich mag auch mancher vorübergehend im Hirschberger Warmbade auftauchende Besucher, der durch Tracht (Mönch) oder Gestalt auffiel, von naiv gläubigen Fremden für den Rübezahl gehalten worden sein. Eine solche mißbräußliche Anwendung des Namens liegt sicherlich der Hondorffschen Behauptung zu Grunde, daß Rübezahl „zuweilen im Warmbade ansichtig werde;“ denn sie widerspricht der so festen Überlieferung von dem Wohnsitz und Machtbereich des Geistes. Daraus folgt natürlich noch nicht, daß auch das Irreführen zu den willkürlichen Erfindungen gehöre. Die Harzer Bergleute können diesen Zug freilich nicht mitgebracht haben. da er sich in ihrer heimatlichen Sage nicht vorfindet[3]). Er gehört also zu den örtlichen Weiterbildungen der Sage, die mit der Natur des Gebirges zusammenhängen. Das Riesengebirge war zu der Zeit, wo Erzsucher, Bergleute und Holzknechte in den Binnentälern eintrafen (Anfang des 16. Jahrhunderts), viel unwegsamer als der Harz, der ja durch uralte Verkehrsstraßen aufgeschlossen war. Immerhin ist es auffallend, daß auch sonst die eigentlinge Bergmannssage von der Neigung des Berggeistes, die Eindringlinge in sein Reich irre zu führen, nichts weiß, selbst nicht in den Alpen, von denen doch manche Bergbaugebiete, z. B. die aus der Sage bekannte „Wilde Gerlos“[4]), an Unwegsamkeit dem Riesengebirge schwerlich nach-

[1]) Prätorius Daemonologia II, 6. 129. 184 u. a.

[2]) Ein sehr bekannter, in den achziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verstorbener Bürger Hirschbergs wurde allgemein nur der Rübezahl genannt.

[3]) Im Gegenteil. „Verirrte führt er auf ihren Weg zurück.“ Wrubel, S. 8.

[4]) An einen heutzutage von dem Dorfe Gerlos aus vielbesuchten Aussichts-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

standen. Aus andern Teilen des deutschen Sprachgebiets hat de Wyl (S. 71 ff.) in dankenswerter Weise zur Erläuterung der Hondorffschen Erzählung zwei Sagen von irreführenden Geistern beigebracht. Aber ob und inwieweit diese mit dem Bergbau zu tun hatten, ist nicht gesagt. Geradezu unwahrscheinlich ist es von den „Geistern und Gespenstern" des Tollensteins bei Zittau (S. 73), „die der Schätze hüten, und die Menschen ohne Hülffe und Beystand des Allmächtigen nicht zulassen: denn sie verführen die Leute, daß sie hunger sterben müssen. Aber es ist sehr viel Gut an demselben Ort." Denn die eigentlichen Schatzsagen, in denen es sich um verarbeitete Metalle handelt, sind von der Bergmannssage wohl zu unterscheiden. In der andern Sage (S. 71) von der Kuttenheide im Erzgebirge wird ausdrücklich der Satan als der irreführende Geist genannt.

Sehr auffallend ist das Schweigen Burgklechners, der mit solchem Behagen bei den Streichen Rübezahls verweilt, freilich nur gutartig verlaufende Neckereien des Berggeistes kennt, noch auffallender das Schweigen Schwenkfelds in seiner Schlußbemerkung, wo er von den gescheiterten Versuchen fremder Erzsucher spricht. Denn, wie die Sage vom Tollenstein ausdrücklich bezeugt, diente ja das Irreführen den Geistern als Mittel, um Vorwitzige von ihren unterirdischen Schätzen fern zu halten, und es wäre merkwürdig, wenn der Berggeist, falls er dieses Mittel überhaupt kannte, es nicht auch im Riesengebirge angewandt hätte. Daß Schwenkfeld davon nichts zu Ohren gekommen sein sollte, ist wohl ausgeschlossen; denn es handelte sich in Hondorffs Erzählung um ein oft vorkommendes Ereignis: „vnd sol sich zu Wanders leuten, so der Wege im Gebürge oder gehöltze nicht kündig, offt gesellen." Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß Schwenkfeld diese Streiche nicht dem Rübezahl zugeschrieben hat. Erinnern wir uns nun, daß nach der Kuttenheider Sage, deren „wörtliche Übereinstimmung mit der Rübezahlerwähnung Hondorffs" schon de Wyl hervorhebt (S. 71), der Satan irreführt und halten wir dazu die Bemerkung Hondorffs: „Solcher Mönch oder Rubezal ist der Teuffel selbst," so drängt sich die Vermutung auf, daß von Hondorff (oder seinem Gewährsmann) Rübezahl an des Teufels Stelle,

---

berg, die Reichenspitze, knüpfen sich sehr alte Bergmannssagen. Vierthaler, Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich. I. II. Teil. Wien 1816, berichtet (II S. 196): „Seit Jahrhunderten herrscht die Sage, daß der Reichenspitz von Geistern bewohnt werde, welche unerschöpfliche Gold- und Silberminen bewachen . . . Man sieht die Reichenspitzer von Zeit zu Zeit, bald einzeln, bald in langen Reihen, einen hochgespitzten Hut auf dem Haupte und Schnäbelschuhe an den Füßen [also in Bergmannstracht] im schwarzen Talar langsam dahinschreiten, zumal im Winter, da sie die Sennhütten betreten, um sich in denselben zu erwärmen. Die Hirten, an dergleichen Erscheinungen gewöhnt, wissen sich zu benehmen. Sie stören weder durch Worte noch durch Gebärden die geheimnisvollen Gäste und bezeugen ihnen Ehrfurcht und Schweigen."

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vielleicht wegen der gemeinsamen Verwandlung in Mönchsgestalt, gesetzt worden ist.

Wenn also die Neigung des Berggeistes die Wanderer irre zu führen, schon der alten Sage angehört, so ist es wahrscheinlich, daß dieser für die Besucher des Gebirges sehr unangenehme Zug von einem seiner Natur nach bösen Berggeist (dem Teufel oder Orco) auf Rübezahl übertragen worden ist, wohl schwerlich durch die Bergleute, sondern eher durch die Walen. Denn diese, die von Ort zu Ort zogen und bald hier bald da ihre Schürfversuche und Künste anstellten, waren der Gefahr des Verirrens viel mehr ausgesetzt, als die Bergleute, die ja ihre festen Arbeits- und Wohnstätten hatten. An die Tätigkeit dieser Goldsucher erinnern noch manche, namentlich mit Gold zusammengesetzte, Ortsnamen, wie sie sich auch in dem alten Teufelsrevier finden, z. B. die Goldhöhe am Krokonosch und das Goldbründl auf dem Koppenplan. Diesen Goldbrünnlein in den Alpen hat Alpenburg ein besonders Kapitel gewidmet (S. 320/1), das mit den auch auf das Riesengebirge zutreffenden Worten schließt: „Und so ließen sich noch gar viele Quellen namhaft machen, wie von andern deutschen Gebirgsquellbrunnen auch, welche die Sage goldführend nennt und an welche sie Venediger Goldsucher versetzt. Und allen diesen Sagen liegt eine Wahrheit zum Grunde; das Gold war wirklich da. Einiges Gold liegt in jedem Gebirge; einzelne Teile desselben entführten dem tiefen Erdenschoße die Quellen im Laufe der Zehntausende; es lag lange in den Quellrinnen, da lernte man es suchen und finden, und suchte und fand so lange, bis nichts mehr sich finden ließ.“ Im Gasteiner Tale nannte man solche Goldwäscher „Senkerer“ [1]). Auch die Holzarbeiter (Schwazer) kommen hier in Betracht, da sie ihre Arbeitsstätten in den Urwaldbeständen des Gebirges öfter wechseln mußten. Leider läßt sich ihr Anteil an der Entwicklung der Sage noch weniger feststellen, als der der Walen, welche durch ihr geheimnisvolles Treiben die Neugierde der Einheimischen viel lebhafter beschäftigten und daher auch viel länger in ihrer Erinnerung haften geblieben sind, als jene. Durch ihre Tätigkeit, das Triften und Landen des Holzes, kamen die Schwazer viel weiter ins Land hinein und mit der einheimischen Bevölkerung viel mehr in Berührung als die Bergleute und mögen daher, wie auch der Hüttelsche Bericht (Zacher Nr. 6) vermuten läßt, zur Verbreitung der Sage viel beigetragen haben. Mancher der ursprünglichen Sage fremde Zug mag daher auf ihre Rechnung gesetzt werden. Auch sie bildeten, ähnlich wie die Bergleute, einen besonderen Stand [2])

[1]) Vierthaler Wanderungen durch Salzburg usw. Wien 1816, I. S. 263.

[2]) Vierthaler II, S. 58 ff.: „Die Holzschläger machen nach der alten Sitte des Landes, welches den Innungsgeist liebte, eine besondere geschlossene Zunft aus. Ihre Zahl, ihr Rang und ihre Lebensart hat sich durch eine Reihe von Jahrhunderten förmlich konstituiert.“ Wer sich von dem Leben unserer „Schwazer“ im 16. Jahrhundert eine genaue Vorstellung machen will, sei auf die höchst

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit feststehenden Gebräuchen und Ordnungen. Doch ist anzunehmen, daß die Überlieferung, die sich unter ihnen ausbildete, sich von der der Bergleute viel weniger entfernte, als etwa die der Walen, weil sie durch Wohnort und Beruf mit den Bergleuten in beständigem Verkehr blieben. Wenn sich irgendwo in unserm Gebirge noch Spuren der alten Sage vorfinden sollten, so gehn sie höchst wahrscheinlich auf diese Schwazer zurück. Manche von diesen an die Schrecken des Hochgebirges gewöhnten und mit der Almwirtschaft vertrauten Alpensöhnen blieben zu dauerndem Aufenthalt im schlesischen Gebirge zurück, teils zur Bewachung der Klausen, als Klausenhüter oder Schauer[1]), teils zum Rücken des Holzes. Denn von dem gefällten und zerkleinerten Holze konnte nur ein Teil durch „Riesen" d. h. Holzrinnen dem Flußbett zugeführt werden, der größere Teil wurde wohl, wie heute noch in den Alpen und im Riesengebirge, durch Hörnerschlitten zu Tal gefördert. Dagegen haben die Bergleute wohl, mit verschwindenden Ausnahmen, mit dem Verfall des Bergbaus von dem ihnen zustehenden Recht der Freizügigkeit[2]) Gebrauch gemacht und andere Arbeitsstätten aufgesucht. — Daß die bei Prätorius erzählten Geschichten von irregeführten Wanderern auf auf Rechnung der Laboranten kommen, bedarf keiner besonderen Begründung. —

Die auf Rübezahl übertragene Neigung, die Wanderer irre zu führen, fügte sich leicht in das ursprüngliche Charakterbild des Berggeistes, der ja mit allen Mitteln die Menschen von seinen unterirdischen Schätzen fernzuhalten sucht. Für Leute, die nur eine ungefähre Vorstellung von seinem Wesen besaßen, aber viel von seinen Streichen gehört hatten, lag es nahe, auch andere, der Koboldsage entlehnte Züge ihm[3]) beizulegen: das gellende Lachen, durch das er das Frohlocken über einen gelungenen Streich kundtat, und die musikalischen Neigungen[4]). Auch diese beiden Züge sind alt, obgleich sie von Schwenkfeld nicht erwähnt werden, und der zweite hat sich vielleicht bis heute in der Erinnerung der Gebirgsbevölkerung erhalten[5]).

---

interessanten Mitteilungen Viertalers verwiesen. Denn diese beziehen sich auf die Ramsau bei Berchtesgaden, also auf das Salzburgische, aus dem oder aus dessen Nachharschaft wohl die meisten unserer ehemaligen „Schwazer" stammten. „In der Marschendorfer Kirchenmatrik findet sich zum Jahr 1662 folgende Eintragung: „Den 28. October wardt begraben Wolffgang Wimmer Von großer auppa der letzte auslendisch gebohrne holtzknecht awß Stewermarck von Aussig (jedenfalls Außee) seiner Herkunft war alt 100 Jahr." Petrak, Riesengebirge. S. 224.

[1]) Nach ihnen ist z. B. das Schauertal am Nordfuß des Sonnwendgebirges in Tirol und die Schauerhütte am Eingang in den Blaugrund benannt.

[2]) Vgl. H. Achenbach, die deutschen Bergleute in der Vergangenheit (Zeitschrift für Bergrecht 1871. XII. Jahrgang) S. 80.

[3]) Wie auch dem Teufel. Alpenburg, S. 250/1.

[4]) Zacher, Nr. 8. [5]) de Wyl S. 64.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6. Die Herkunft Rübezahls.

Nächst Schwenkfelds ist Burgklechners (Zacher Nr. 14) Zeugnis wegen seines Alters, seiner Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit bei weitem das wichtigtse. Es entstammt derselben Zeit (1619) und ist aus denselben ursprünglichen Quellen geschöpft. Manche Umstände[1]) sprechen dafür, daß Burgklechner mehr den Erzählungen oberdeutscher Bergleute und Holzknechte gefolgt ist. Von besonderer Wichtigkeit ist seine Mitteilung über die Herkunft des schlesischen Berggeistes, weil sie über die in unsrer Überlieferung liegenden Widersprüche mit einem Schlage ein helles Licht verbreitet und eine längst ausgesprochene Vermutung bestätigt[2]). Leider war es Zacher, der Burgklechners Zeugnis zuerst veröffentlichte, nicht mehr vergönnt, seine in Aussicht gestellte Untersuchung zu vollenden. Dagegen hat de Wyl dasselbe einer eingehenden Prüfung unterzogen und ist (S. 86) zu dem Ergebnis gekommen, daß es „selbstverständlich keineswegs den sagengeschichtlichen Tatsachen" entspricht. Ja, er bringt es fertig (S. 87), aus Burgklechners Aussage über die Herkunft Rübezahls gerade das Gegenteil herauszufolgern, nämlich daß der Berggeist von den Bergleuten nicht aus dem Harz nach Schlesien, sondern umgekehrt aus Schlesien nach dem Harz übertragen worden sei. Gegen diese Annahme ließen sich mancherlei Einwendungen vorbringen, ich will mich darauf beschränken, die von de Wyl vorgebrachten Gründe etwas näher zu beleuchten.

Wie ich mich bei einem Besuch des Rammelsberges in Goslar i. J. 1911 überzeugen konnte, hat sich unter den dortigen Bergleuten bis heute die Kunde von einem Bergsturz erhalten, dem vor Jahrhunderten eine große Anzahl von Bergarbeitern zum Opfer fiel. Eine kurze Nachricht von diesem Unglücksfalle taucht zuerst auf i. J. 1562 bei Mathesius (vgl. de Wyl S. 83). Erst beträchtlich später, i. J. 1627, wird er dem in jenem Berge hausenden „Berggespenst" Ronzevall zugeschrieben. Burgklechner dagegen berichtet i. J. 1619,

---

[1]) Mathias Burgklechner von Thierburg war Kanzler der Regierung zu Innsbruck. Es ist also wahrscheinlich, daß er seine Nachrichten, wenigstens z. T., oberdeutschen Leuten, die im Riesengebirge gearbeitet hatten, verdankt. Außerdem zeigt sein Rübezahl eine ähnliche Umgänglichkeit wie manche Tiroler Berggeister, die nach den Berichten der Tiroler Bergknappen, „mit den Menschen Umgang hätten, mit ihnen äßen, spielten usw." (Sperges, Tyrolische Bergwerkgeschichte. Wien 1765 S. 70/1.), also Züge von den Wichteln angenommen haben. Vgl. Alpenburg S. 81 u. S. 91. Regell, Entwickelung d. R.-S. S. 171.

[2]) Auf fremde Herkunft der Sage hatte ich schon früher geschlossen (Schles. Ztg. Feuilleton 1894 Nr. 678, 681, 684). Ich irrte nur insofern, als ich damals, durch Hüttels Bericht (Zacher Nr. 6) bewogen, annahm, daß die Rübezahlsage von Schwazern aus den deutschen Alpen mitgebracht worden sei.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß Rübezahl, der am Rammelsberg ein Bergwerk besessen habe, der Urheber der Katastrophe gewesen sei. Da seine Arbeiter besser bezahlt worden seien, als die in den anderen Bergwerken, hätten sie von diesen viel zu leiden gehabt. Da habe er, nachdem er seine Leute gewarnt hatte, die Grube zugeschlagen. Infolgedessen seien alle anderen in dem Berg arbeitenden Leute umgekommen, von seinen Arbeitern sei nur der zuletzt ausfahrende verletzt worden, indem ihm ein Bein abgeschlagen wurde. Daher hätten die Bergleute „daselbsten [i. J. 1619] noch heutiges tags das Sprichwort „wann sie ain Khnappen sehen, der da hinkht, oder nur ainen fuess hat, so sprechen sie, das ist auch des Ruebzagls seiner Arbeiter ainer gewesen." Diese Darstellung erklärt de Wyl (S. 88) mit großer Zuversichtlichkeit für eine „romanhafte Erweiterung" der ursprünglicher Sage, „Man hat sich offenbar einen Hintergrund schaffen wollen für die Redensart: „Das ist auch des Ruebzagels seiner Arbeiter einer gewesen," die sicherlich einen ganz anderen Ursprung hat." Schade, daß uns de Wyl diesen Ursprung nicht verraten hat. Mir erscheint die von Burgklechner gegebene Erklärung ganz glaubhaft. Schon Drechsler hat (S. 107) darauf hingewiesen, daß die oberschlesischen Bergleute eine ganz entsprechende Redensart haben: „Wenn ein Bergmann (infolge einer Schlägerei oder eines Falles) ein geschwollenes oder zerschundenes Gesicht hat, sagt man scherzhaft: „Den hat der Berggeist hübsch gezeichnet." Auch hier liegt wohl die Erinnerung an einen bestimmten Vorfall zu grunde, und die Redensart will ursprünglich nichts sagen als: dem ist es so ergangen, wie damals den Leuten bei dem Bergunfall. Aber de Wyl nimmt an der Rolle, die Rübezahl dabei gespielt hat, Anstoß: „Denn als Verschlechterung und Entstellung der ursprünglichen Sage muß man es bezeichnen, wenn ein Berggeist derart zum Bergwerkbesitzer wird, daß er Arbeiter anstellt und besoldet." Die „Entstellung der ursprünglichen Sage" zugegeben, wird diese etwa geringer, wenn man (nach de Wyls Vermutung S. 87) annimmt, daß Rübezahl hier einen andern Berggeist aus seiner Rolle verdrängt habe? Der Einwurf de Wyls soll überhaupt die Glaubwürdigkeit der Burgklechnerschen Erzählung erschüttern; das würde er aber nur dann, wenn eine solche „Entstellung" entweder ganz oder doch für jene Zeit (16. Jahrhundert) ohne Beispiel wäre. Das ist nun keineswegs der Fall. Eine „romanhafte Erweiterung" der alten Bergmannssage muß man schon in der sicher bis in jene Zeit zurückgehenden Vorstellung des Berggeistes als Bergmann oder Mönch erblicken. Von da ergab sich dann die Entwickelung bis zum Bergwerkbesitzer gewissermaßen von selbst. Denn „als Herr und Besitzer der Metallen" (Schwenkfeld) erscheint der Geist gewöhnlich nicht in der Tracht eines einfachen Bergmanns (Häuers bei Wrubel 47), sondern meist eines höhern Bergbeamten, als Bergmannsoberer (ebenda S. 32), als Geschworener (ebenda S. 33), als Vornehmer (ebenda S. 65). Eine weitere, noch stärkere „Ent-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellung“ liegt in der Annahme, daß er früher ein Bergmeister gewesen sei (Pröhle S. 69), oder ein wirklicher Mönch, der bei seinen Lebzeiten Bergwerke einrichten wollte und darüber bankrott wurde (Pröhle S. 132/3). Von da bis zum wirklichen Bergwerksbesitzer ist nur noch ein Schritt, und zwar ein sehr leichter. Denn nachdem sich einmal die Bergleute eines Teils der unterirdischen Schätze, auch gegen den Willen des ursprünglichen Besitzers, des Berggeistes (Schwenkfeld, Burgklechner), bemächtigt hatten, erscheint dieser nur noch als ein Bergwerksbesitzer neben andern. Diese Vorstellung ist alt. Nach Steinbeck (Geschichte des schlesischen Bergbaus. Breslau 1857, Bd. II S. 142) erzählt eine Matrikel um 1500, daß der Bergdämon Czarlen den Beuthener Bürgern in Menschengestalt erscheinend vorschlug, „ihm von dem Bergbau den Zehnten zu geben; wogegen er dabei mit ihnen arbeiten, auch sein Teil zu den Betriebskosten beitragen wolle.“ Endlich — the last, not the least — hat sich ja die Burgklechnersche Sage von dem Berggeist als Bergwerkbesitzer im Harz bis heute, oder doch bis vor kurzem, erhalten. Nur hat der Geist Namen und Beweggrund geändert. „Als der Bergbau bei Goslar anhub,“ erzählt Wrubel 129, 20 A, „hatte der Teufel auch eine Grube, die war sehr silberreich . . . Er ließ drauf und dran arbeiten, gleich den anderen Gewerken. Da aber alle Ausbeute, welche der Rammelsberg lieferte, gemeinsam verkauft wurde, was man dort die „Communion“ (Vereinigung) nannte, aus der der Erlös dann unter die Grubenherrn verteilt wurde, so ließen sich einstmals die übrigen Gewerken beigehen, den Teufel zu schuppen, worüber er so böse wurde, daß er seine ganze Grube zusammenwarf und unzugänglich machte. Bei tausend Menschen wurden von hereinbrechendem Gestein erschlagen. Dieser verfallene Ort heißt noch heute die Teufelsgrube.“ Die Übereinstimmung mit Burgklechner liegt zu tage; sie kann nur aus ununterbrochener Überlieferung herrühren. So ist die angeführte Harzer Sage ein direktes Zeugnis für das Alter und die Richtigkeit der Burgklechnerschen Erzählung. Aber de Wyl hat noch eine andere Ausstellung an Burgklechners Darstellung zu machen (S. 88): „Und wie reimt sich damit [nämlich mit der Behauptung, daß Rübezahl ein Bergwerk im Rammelsberge besessen habe], daß in der nämlichen Grube auch noch fremde Knappen beschäftigt waren, die von einem andern bezahlt worden sind, dem also das Bergwerk mit gehört haben muß?“ Diese Frage würde de Wyl nicht aufgeworfen haben, wenn er die Verhältnisse am Rammelsberge gekannt hätte. Es ist nicht richtig, daß die fremden Arbeiter in derselben Grube wie die Rübezahls gearbeitet hätten. Denn Burgklechner sagt ausdrücklich: „Er habe selbst ein Bergwerk im Ramsberg besessen und seine Arbeiter besser bezahlt als die in anderen Bergwerken“ [des Rambergs]. Am Rammelsberg wird nämlich noch heute in verschiedenen Etagen gearbeitet. Durch den Erdsturz oder Erdrutsch, der Rübezahls Grube zuschlug,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden daher auch die andern Gruben zugeschlagen und die darin arbeitenden Bergleute getötet.

Die Bedenken de Wyls genügen also nicht, um die Glaubwürdigkeit Burgklechners gegenüber Theobaldus herabzusetzen, der als Urheber des Unglücks am Rammelsberge das mystische Berggespenst Ronzevall nennt[1]). Ich habe schon in meinem vorigen Aufsatze darauf hingewiesen[2]), daß die Gleichung Rübezahl = Ronzevall wahrscheinlich von den Krummhübler Laboranten aufgebracht worden ist. Sie taucht zuerst bei Schickfuß auf i. J. 1625, und da das Vorwort von Theobaldus aus dem Jahre 1627 stammt, so kann er sie sehr wohl aus Schickfuß entnommen haben und auf den Harzer Rübezahl übertragen haben. Es ist aber auch möglich, daß er sie von anderer Seite, z. B. von einem Besucher der Leipziger Messe, erfahren hat. De Wyl irrt auch darin, daß er diesen Ronzevall einen „teuflischen" Bergwerksgeist nennt (S. 88). Theobaldus erzählt nur, daß man dem Ronzevall „ein Bildtnus, wie man den Teuffel mahlet", zuschrieb (de Wyl S. 83).

Nicht stichhaltiger sind die Bedenken, die de Wyl gegen den zweiten Teil des Burgklechnerschen Berichtes erhoben hat: „Dann habe sich dieser Ruebzagel „in die Schlesj begeben, auf ein rinnghaltigs[3]) Khupffer Perckhwerch, haist das Risengepürg[4]), so den Gözschen geherig." Hier wendet de Wyl ein (S. 86): „Wäre die Gestalt des Rz. wirklich vom Harz nach dem Riesengebirge gekommen, so müßte sich doch wenigstens in einem von den vielen Zeugnissen, die wir über ihn besitzen, irgend eine Andeutung über ihn finden." Indessen wenn man bedenkt, daß von der Einwanderung Rübezahls bis zu der Zeit, wo unsere Nachrichten über ihn etwas reichlicher zu fließen beginnen — von vielen kann eigentlich nicht die Rede sein —, also bis zur Zeit Schwenkfelds, ein recht beträchtlicher Zeitraum, über ein Jahrhundert, vergangen war, so wird man die Forderung de Wyls etwas stark finden. Er macht von dem argumentum ex silentio einen recht freigebigen Gebrauch. Weil in dem dürftigen Zeugnis Hondorffs von den Schätzen Rübezahls keine Rede ist, be-

[1]) De Wyl S. 83.

[2]) Regell, Entwickelung d. R. S. 183.

[3]) Wohl für silberhaltig verlesen. Silberhaltige Kupferbergwerke werden öfter erwähnt. Sternberg, Geschichte d. böhmischen Bergwerke I, S. 86. Jos. von Sperges. Tyrolische Bergwerkgeschichte. Wien 1765, S. 171.

[4]) Drechsler S. 107 dachte an das Giehrener Werk im Isergebirge, auf das aber die Beschreibung wenig paßt. Wahrscheinlich ist das alte Kupferbergwerk im Riesengrund gemeint. Denn diesen rechnet Agrikola, der größte Kenner des mittelalterlichen Bergbaus, zu Schlesien (De veteribus et novis metallis. Basel 1546 S. 42): „In Schlesien führen die Bäche bei Goldberg und Riesengrund Gold." Dies erklärt sich daraus, daß die Bergleute im Riesengrund mit der schlesischen Gebirgsseite viel mehr Verkehr unterhielten, als mit dem böhmischen Hinterland.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hauptet er (S. 84), daß Rübezahl, „wie wir aus Hondorffs Bericht sahen, ursprünglich mit Schätzen nichts zn tun hat.“ Aus dem noch dürftigeren Zeugnis des Mathesius — es umfaßt ein ganzes Sätzchen — folgert er, im Zusammenhang mit dem nicht viel ergiebigeren des Theobaldus (S. 87), „daß die Sage vom Ramsberg in der Form, wie sie Burgklechner mitteilt, nicht allgemein volkstümlich gewesen ist,“ obgleich dieser ausdrücklich das Gegenteil bezeugt, „daß der Geist Ruebzagel in Goslar und Umgegend sich alle Samstag habe sehen lassen, auch mit den Leuten geredet . . . habe.“ „Allgemeine“ Volkstümlichkeit aber kann man von dem Geist nur in der Umgebung seines Wohnortes, nicht im ganzen Harz, verlangen. Nicht glücklicher ist dasselbe Argument im vorliegenden Falle. Erwarten kann man eine Andeutung von der fremden Herkunft unseres Berggeistes nur bei einem Schriftsteller, der offenbar die Absicht hatte, eine möglichst vollständige Darstellung der Sage zu geben. Das ist aber nur bei Schwenkfeld der Fall; denn diejenigen, die ihn einfach ausgeschrieben haben, scheiden natürlich aus. Nun halte ich es auch für wahrscheinlich, daß Schwenkfeld noch etwas von der Harzer Heimat Rübezahls erfahren hat, aber für ihn war das ein sehr nebensächlicher Punkt, da es ihm nur darauf ankam, ein Bild von dem Charakter des Berggeistes zu geben. Doch de Wyl geht noch weiter (S. 86): „Ferner müßten doch mit dem Namen auch bestimmte Vorstellungen von der Persönlichkeit seines Trägers überkommen sein. Der Name kann nicht sozusagen in der Luft geschwebt haben. Was man im Harz von Rübezahl erzählt hat, beschränkt sich nach Burgklechner in der Hauptsache[1]) auf die grausame Bestrafung der Häuer durch den Einsturz des Bergwerks. Davon aber ist keine Kunde nach Schlesien gedrungen. Niemand berichtet etwas davon.“ Daß dieser Schluß falsch ist, können wir an einem schlagenden Beispiel erweisen. Nach dem Chronisten von Trautenau, Simon Hüttel, wurde im November 1576 die Stadt durch eine Hochflut des Klausenwassers überschwemmt, wobei der Klausenmeister angeblich durch Rübezahl seinen Tod fand. Bei dem Aufsehen, das ein solches Ereignis erregen mußte, und bei den überaus regen geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, welche damals zwischen den schlesischen und böhmischen Städten des Gebirges herrschten (durch regelmäßige Botendienste, Austausch von Lehrkräften, Bestellungen bei besonders tüchtigen Meistern[2]) u. dgl.), ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß Schwenkfeld von diesem Ereignis, das gewiß noch lange Zeit ein beliebter Gesprächstoff unter Bergleuten und Schwazern

[1]) Auch diese Behauptung ist doch nur sehr cum grano salis richtig. Denn wir erfahren außerdem von Burgklechner, 1) daß Rübezahl in Mönchsgestalt auftrat, 2) daß er „ein Herr und Besitzer von Metallen war“, 3) daß er seine „Kurzweil mit den Arbeitern oder Leuten . . . hatte“, also zu den koboldartigen Wesen gehörte, und 4) daß er gutmütig, aber leicht reizbar war.

[2]) Vgl. z. B. Hüttels Chronik von Trautenau S. 86.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Gebirge war, gehört hat. Gleichwohl tut er dieses Streiches Rübezahls ebensowenig Erwähnung wie des von diesem am Ramsberge verübten Unheils. Und man kann wohl sagen, daß eine solche Erwähnung durch den ganzen Plan Schwenkfelds ausgeschlossen war. Denn er hat für die Streiche Rübezahls, die miros gestus[1]) — wenn man von den Verwandlungen, die ja z. T. hierher gehören, absieht — überhaupt keine Beispiele angeführt, offenbar absichtlich, vielleicht weil sie ihm zu kindisch oder aus andern Gründen zu unglaubwürdig erschienen. Aus dem Schweigen Schwenkfelds kann man also gar nichts folgern. Damit ist auch ein anderer Einwurf de Wyls gerichtet (S. 87): „Wäre etwas Ähnliches, wie es vom Ramsberg gemeldet wird, im Schwange gewesen, so hätte er den Rz. niemals zu jenen gutmütigen Geistern gerechnet, mit denen er sonst wenig gemein hat.“ Wenn die Tötung des Klausenmeisters Schwenkfeld nicht gehindert hat, Rübezahl zu den „gutartigen (mites)“ Berggeistern zu rechnen, so konnte das die Tötung der Bergleute am Ramsberge noch viel weniger. Denn es wird ja ausdrücklich betont, daß Rübezahl sonst „niemandem etwas getan habe,“ daß er nur deshalb beschlossen habe, die fremden Arbeiter zu bestrafen, weil seine eigenen „von den andern viel Anfechtungen zu erleiden hatten“; was für welche, wird nicht gesagt. Aber jedenfalls war nach dieser Darstellung die Tötung der Arbeiter eine gerechte, wenn auch harte, Strafe. Aus Schwenkfelds Darstellung geht aber, wie wir oben gezeigt haben, unzweifelhaft hervor, daß er den Berggeist nur dann den bösen Geistern Agrikolas zugerechnet haben würde, wenn er ungereizt andern Böses zugefügt hätte. Das war aber am Ramsberge eben nicht der Fall.

Aber vielleicht finden sich wirklich die von de Wyl gewünschten „Andeutungen“ fremder Herkunft der Rübezahlsage, u. z. schon bei Schwenkfeld. Denn dieser erwähnt bereits die Behauptung, daß der Geist „von einem Mönche dahin gebannt sein worden.“ Wenn de Wyl (S. 86) nach Zachers Vorgang dazu bemerkt, daß sich diese Erklärung „in ähnlicher Weise an unzählige andere Geister knüpft, die man dann auch jedesmal für importiert halten müßte,“ so ist diese Bemerkung vollkommen richtig, sofern man an den Wohnort der Geister denkt. Geister, die an einen bestimmten Ort gebannt sind, haben immer früher einen andern Wohnort gehabt[2]). So hat auch Prätorius oder sein Gewährsmann den Ausdruck verstanden. (Dämonologie I, 282/3). Darum ist wohl anzunehmen, daß dieser Entstellung der ursprünglichen Sage noch eine Kunde von der fremden Herkunft Rübezahls zu grunde liegt. Dasselbe gilt von der Behauptung der Laboranten, daß Rübezahl, nachdem man mit dem Bau einer Kapelle Ernst zu machen angefangen hatte, ausgewandert sei.

[1]) Das Wettermachen wird von Schwenkfeld mit Recht nicht unter die miros gestus gerechnet.

[2]) Vgl. oben S. 7.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wäre der Geist wirklich „der große Herrscher des Gebirges," also eine Verkörperung der Gebirgsnatur[1]), gewesen, so hätten die Laboranten ebensowenig auf den Gedanken kommen können, ihn auswandern zu lassen, wie die Berge selbst. Daß sie die alte Sage von dem Bergmännchen[2]) noch gekannt haben, geht daraus hervor, daß sie dieses, wenn sie es brauchen, wieder zum Vorschein kommen lassen, wie bei der Erklärung von Rübezahl = Ronzevall. Vgl. Prätorius, Dämonologie S. 282/3: „und gleich wie sich sonsten umb die Bergwercke gern allerhand Bergmännlein sehen lassen, also läßt sich auch, wie man sagt, auf dem Riesengebirge bisweilen dergleichen Gespenste sehen, welches sie nun, als ob es der Geist des gedachten Ron Ce vale sei, auch Rübezahl nennen." Es ist daher wohl möglich, daß sie auch von der Einwanderung Rübezahls noch etwas gehört haben. Diese Vermutung wird zur Gewißheit durch die Erzählung: „Rübezahlen will ietzund ein Waldweib vertreiben" (Prätorius II, 187—189). Hier will Rübezahl gegenüber der Usurpation des Waldweibes „seine vorige Residentz mantenieren," nicht etwa als der eingesessene Herr, sondern nur als „alter Gast", „ex praescriptione diuturni retro temporis", wie Prätorius hinzusetzt. Ja, über die Länge dieses verflossenen Zeitraums scheint Prätorius noch genauere Kunde erhalten zu haben. Denn Daemonologia I, S. 194 berichtet er, daß Rübezahl „von etlichen hundert Jahren her auf dem Riesengebirge . . . hat sehen und hören lassen." Diese Angabe stimmt vollkommen zu unseren Quellen. Denn die älteste Nachricht von Rübezahl (Zacher Nr. 1) geht wahrscheinlich ins 15. Jahrhundert zurück.

Für die Burgklechnersche Erzählung sprechen aber noch andere sehr gewichtige Gründe. Zunächst die auffallende Übereinstimmung des von Burgklechner gezeichneten Charakterbildes Rübezahls mit dem Harzer Bergmönch. Wie wir oben sahen, war es nicht leicht, Rübezahl in eine der beiden Kategorien Agrikolas unterzubringen, wegen seiner etwas problematischen Natur. Solche Naturen sind begreiflicherweise in den Volkssagen nicht eben häufig. Ich kenne kein zweites Beispiel in der Bergmannssage, außer dem Harzer Bergmönch. Dieser erscheint zwar in der heutigen Sage gutmütigen Charakters[3]). Aber ehemals muß man ihn mehr gefürchtet haben. Denn Löhneiß (Vom Bergwerk Zellerfeld 1617 S. 58) läßt in einem Mustergebet „eines Bergmanns, insonderheit wenn er anfahren will", diesen um Schutz gegen allerlei drohende Gefahren beten, unter anderem auch, „daß mich . . . kein Ungetümb betöre, kein Mönch erschrecke, verlähme[4])." Diese Übereinstimmung des Harzer Berg-

[1]) Prätorius Daemonologia I, 71/2, genius montis, ebenda196.

[2]) Dieses Amt muß also zu den im vorigen Aufsatz (Regell, Entwickelung d. R.-S. S. 181) erwähnten noch hinzugefügt werden.

[3]) Vgl. Wrubel S. 6.

[4]) Erinnert an den „Trutz Riebenzahls." Zacher Nr. 1.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mönchs und des schlesischen Münichl erklärt sich sehr leicht, wenn wir der Burgklechnerschen Erzählung von der Übertragung der Harzer Sage auf das Riesengebirge Glauben schenken; anderenfalls bleibt sie ein schwer erklärliches Spiel des Zufalls. Dasselbe gilt in erhöhtem Maße von einer anderen, noch merkwürdigeren Übereinstimmung der schlesischen und der Harzer Sage. Rübezahl erscheint nämlich am Schwarzenberg (Zacher Nr. 1) nicht als Alleinbesitzer des Berges, sondern teilt den Besitz mit einem andern Berggeist, dem Weckirchen, der seinen eigenen Stollen hat. Wir treffen also hier dasselbe Rechtsverhältnis an, wie am Rammelsberge, wo die verschiedenen Stollen verschiedenen Gewerkschaften angehören[1]) (vgl. oben S. 27). Vielleicht hat die Harzer Bergleute, welche ihren Stollen in den Schwarzen Berg trieben, gerade der Umstand, daß sie schon einen andern Stollen daselbst im Besitze eines andern Berggeistes vorfanden, an die heimischen Verhältnisse erinnert und sie veranlaßt, die Rübezahlsage hier wieder aufleben zu lassen. — Danach würden die Wanderungen Rübezahls folgenden Verlauf genommen haben. Mit Harzer Bergleuten kam er nach dem Schwarzenberg bei Johannisbad, von hier wanderte er um 1511 [2]) nach dem Riesengrund, wo er sich endgiltig niederließ. Jedenfalls muß um diese Zeit die Erinnerung an die Harzer Herkunft unter den Bergleuten im Riesengrund noch lebendig gewesen sein.

Endlich hat sich auch von der Auswanderung des Harzer Berggeistes nach Schlesien noch eine Erinnerung im Harz bis in die neuere Zeit erhalten. Denn Pröhle (S. 261) hörte noch erzählen, daß „der Bergmönch einst einen Bergmann unter der Erde bis nach Schlesien führte."

Nach alledem wird man schwerlich mit de Wyl (S. 87) sagen können: „Wie man sieht, spricht nichts für, vielmehr alles gegen die Annahme, daß Rz., wie Burgklechner es darstellt, vom Harz nach Schlesien eingewandert sei." Umgekehrt: Alles spricht für, nichts gegen Burgklechner.

Doch gnug, um mit Prätorius zu reden. Wenn die Rübezahlsage, wie ich oben (Beitrag 2) erwiesen zu haben glaube, ursprünglich eine bergmännische Sage war, so würde diese Tatsache allein genügen, um die Burgklechnersche Erzählung zu halten. Denn dann muß die

---

[1]) Ähnliche Besitzverhältnisse finden sich auch sonst, aber nur auf strittigen Grenzgebieten verschiedener Herrschaften. So gehörte der alte Salzberg Tuval zu einem Drittel dem Propst von Berchtesgaden, zu zwei Dritteln dem Erzbischof von Salzburg. Der Heinzenberg im Zillertal wurde von den Erzbischöfen von Salzburg und den Fürsten Tirols gemeinschaftlich abgebaut. Hier nannte man das die „Medietät", von medium (it. mezzo) die Hälfte. Vgl. Vierthaler, Wanderungen durch Salzburg II, S. 13 u. S. 189.

[2]) Mit denselben (?) Bergleuten. Vgl. Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau (1484—1601). Bearb. von Schlesinger. Prag 1881. S. 35.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sage aus einem älteren Bergbaugebiet deutschen Landes durch Bergleute eingeführt worden sein, und daß Harzer Bergleute früher auch im Riesengebirge gearbeitet haben, ist an sich wahrscheinlich und auch nach de Wyls Auffassung anzunehmen.

7. Die Sage vom Weckirchen

An einer sehr bemerkenswerten Stelle seiner Daemonologia (I 125/6) behauptet Prätorius, daß Rübezahl samt seinen andern Konsorten ... die meisten schlesischen Bergschätze manteniret." Daraus darf man wohl schließen, daß man damals in den schlesischen Bergen noch von andern Grubengeistern zu erzählen wußte. In unserm Riesengebirge begegnen uns außer Rübezahl noch zwei Berggeister, welche beide durch jenen in den Hintergrund gedrängt und z. T. in Vergessenheit geraten sind, das Weckirchen und der Teufel. Das erstere ist uns nur aus einer, u. z. wohl der ältesten Nachricht, die wahrscheinlich in das 15. Jahrhundert zurückgeht, bekannt (Zacher, Annalen No. 1): „Diese stöllen (am Schwarzenberg) muß weitt sein ausgearbeitet, da man bey nacht umb des Weckirchen[1]) oder Bergmönlins willen auffahren muß, nach der Vesper nicht arbeiten darff, sondern abschidt machen muß, undt umb den trutz der Geister[2]) willen, besondern Riebenzahls. Das Crucifix da in diesem stollen ist gehenkt worden von den Wohlen." Die Sage, daß die Bergleute besonders des Nachts von den Geistern beunruhigt werden, findet sich in Oberdeutschland wieder. Wrubel S. 87/8: „Zwei Stunden ob dem Schmelzwecke Brixlegg ist das Bergwerk „Thalstolln" am Tierberge, worin ein Schachtmanndl wohnte. Dies hatte eine eigene Lust die Knappen zu erschrecken, indem es sich entweder mit feurigen Augen und ganz grün oder ganz feurig und Grimassen

[1]) Das Wort hat wohl mit dem niederdeutschen Wickersen (engl. witch) nichts zu tun. Vgl. Henricus Nicolai, De magicis actionibus Dantisci 1699 S. 23: „Wickersen a Saxonico Wickchen quod idem ac Wahrsager, Wahrsagerin, Zeichendeuterin, Wettermacherin ... Zauberweiber, Betrüger, Landstreicher, Schwarzkünstler." Nach den Statuten der Stadt Usedom (vor 1625) sollen „Alle Zauberer, Wiekers und die so mit Segnerey und Bäthen, auch Teuffels Künsten umbgehn," streng bestraft werden. Vgl. Der Neue Pitaval. 27. Teil. Lpz. 1859. S. 288.

[2]) Aus dieser Gegenüberstellung darf man natürlich nicht auf einen begrifflichen Gegensatz schließen, ebenso wenig wie in der Harzer Sage bei Pröhl, S. 207: „Es wird auch erzählt, daß Zwerge, Berggeister und der Bergmönch im Weingartenloch umgingen." Dergleichen Freiheiten finden sich öfter. Auch wird umgekehrt der Artbegriff auf die ganze Gattung angewandt. Chr. Menzer, Beschreibung der Bergstadt Schneebergk. A. 1684. S. 590: „Christliche Bergleute haben die Bergteufel, Mönche und Berggespenster nicht zu fürchten, als welche Bergteufel zu denen höllischen Geistern gehören."

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machend oder einem ins Ohr gellend zeigte. So erschien es einst, als ein gewisser Ambros Lenz und ein anderer Knappe an einer engen Stollenstelle neben einander vorbeifahren mußten und „plärrte“ so, daß sie übereinander purzelten und für tot weggetragen wurden. Ein andermal bekam Lenz über die Erscheinung das ganze Gesicht voll „Fletzen“, wurde krank und siechte hin. Am schlimmsten trieb es der Kobold des Nachts.“ Der Glaube, daß der Berggeist bei Nacht besonders zu fürchten sei, scheint auch in einer Harzer Sage (Wrubel 38, 19) durchzublicken, wenn auch die Sage in ihrer heutigen Fassung eine mehr moralische Zuspitzung erfahren hat, wonach das nächtliche Abenteuer als Strafe für Pflichtvergessenheit erscheint. Zwei Nachtschichter beschließen aufzufahren, weil ihre Freunde an jenem Abend sich „lustig machen“ [also um an der Lustbarkeit teilzunehmen]. Am Ende des Stollens werden sie durch die Erscheinung des Berggeistes zurückgeschreckt. Der Ruf: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, rettet sie. Jetzt wollen sie durch den Schacht ausfahren. Aber quer über dem Schachtloch steht der Berggeist und dreht dem ersten den Hals um. Der andere kehrt vor Ort zurück und wird von dem Geist zur Arbeit angehalten, bis er ohnmächtig zusammenbricht.

Als wirklicher Wecker erscheint der Berggeist in einer Harzsage bei Pröhle S. 68: „Zu Anfang der Zeit, da man schrieb 1700, ist ein Bergmeister gewesen, der hat Hinter geheißen und eine Haushälterin gehabt. Der hat er anbefohlen, ihn nicht vor der bestimmten Zeit zu wecken, wenn er am Nachmittage eingeschlafen sei. Sie solle ihn aber auch keine Minute länger schlafen lassen. Wie er nun eingeschlafen ist, setzt sich die Haushälterin aus Vorsicht neben ihn hin und sieht genau nach der Uhr und dann nach ihrem Herrn. Auf einmal kommt ihm eine Maus[1]) aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm hinunter und verschwindet auf der Erde. Wie die Weckzeit näher kommt, eine Minute vor der Zeit, kommt die Maus und kriecht dem Bergmeister wieder in den Mund. Der Bergmeister wacht mit einem Schnarcher auf, zieht rasch sein Fahrzeug an und fährt nach. Und sicherlich hat er jedesmal durch die Maus Nachricht erhalten, daß die Leute falsch gearbeitet haben oder ausgerissen sind; denn er ist nie vergeblich gefahren.“

Sonst sind in unserer Überlieferung nur schwache Spuren vorhanden, die auf den Namen Weckirchen oder eine dem entsprechende Betätigung des Berggeistes hinzuweisen scheinen. Eine Anspielung auf den Namen ist vielleicht in einer Stelle des Theophrastus Paracelsus (De occulta philosophia lib. VI), die ich nur aus Wrubel (S. 11) kenne, enthalten. Demnach bedient sich Gott der bösen Engel in Gestalt der Bergmännlein wider deren Willen, um die Bergleute durch Ankündigung ihres Todes zur Buße zu erwecken. So werden

[1]) In dieser Gestalt erscheint der Berggeist öfter. Vgl. Wrubel, 42 ff. und S. 153 mit andern Belegstellen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie Bußerwecker. Dann heißt es weiter: „Sie (die Berg-Männlein) verkünden auch einem den Tod; also, wo mans höret klopfen zum ersten, zweiten- und drittenmale, so bedeutet es den Tod des Bergmanns, der daselbst seine Arbeit hat: entweder er wird von dem Bergwerke bedecket oder kommt sonst ums Leben. Das ist nun bei denen Bergleuten eine gewisse Erfahrung und die Bergverständigen haben große Acht auf solche Dinge . . .“ Diese Nachricht würde sich mit dem, was wir von unserm Weckirchen hören, wohl vertragen. Aber inwieweit sie auf den einst im Riesengebirge heimischen Berggeist wirklich zutrifft, läßt sich jetzt nicht mehr feststellen. Immerhin ist die Annahme, daß das Weckirchen mit dem Meister Hämmerling [1]) der Bergmannssage identisch war, auch an sich wahrscheinlich. Dieser, „gemeiniglich Bergmönch genannt, zeigt sich — nach Wrubel S. 29 — zuweilen in der Tiefe, gewöhnlich als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte: In einem Bergwerk bei Davos in den Rhätischen Alpen erschien er oft, und besonders am Freitage, geschäftig, das ausgegebene Erz aus einem Eimer in den andern zu schütten.“ Im allgemeinen ist er gutartig. „Als aber einmal ein Arbeiter, zornig über das angebliche Hantieren, den Geist schalt und verfluchte, faßte ihn dieser mit so großer Gewalt, daß er zwar nicht starb, aber das Antlitz sich ihm umkehrte.“ Der Meister Hämmerling wendet also hier dieselbe Strafe an, wie der oben erwähnte Harzer Berggeist, der uns aus einem andern Grunde an das Weckirchen erinnerte. Jedenfalls werden die angeführten Zeugnisse genügen, um zu zeigen, daß sich in der deutschen Bergwerkssage Andeutungen finden, welche die Bezeichnung des Berggeistes als Wecker erklärlich machen.

Allem Anschein nach hat die Sage vom Weckirchen in unsern Bergen nicht lange gelebt. Wahrscheinlich wurde der Stollen, in dem der Berggeist hauste, bald wieder aufgegeben, und die Träger der Sage zogen fort, und mit ihnen verklang die letzte Kunde von dem Geiste. Schwenkfeld scheint die Sage schon nicht mehr gekannt zu haben.

8. Die Teufelssage

In hellerem Lichte als die Sage vom Weckirchen erscheint die Teufelssage im Riesengebirge. Sie ist an eine Anzahl von Ortsbezeichnungen gebunden, die sich nur im Westflügel des Gebirges finden und vom Riesengrund bis zum Teufelsberg im Isarthal bei Wurzelsdorf reichen: die Teufelsgärtchen, die Teufelswiese, der Teufelsstein, der

[1]) Vgl. Athanasius Kircher Mundus Sulterraneus t. II l. 8 sect. 4: De daemonibus subterraneis: „adeoque daemonis astus huiusmodi superstitione fossores infatuat, ut nonnulli quoque vexationem eius sacro quodam ritu redimere non vereantur omnibusque modis placare studeant, potissimum dum certos quosdam daemonis malleatoris ictus audiunt: tum enim fausti id in novis venis auriferis mox detegendis signum esse prorsus sibi persuadent. Vgl. auch Wrubel, S. 10.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teufelsgraben (= Krummer Seifen) im Weißwassergrunde, der Teufelsgrund (= Weißwassergrund), die Teufelskanzel (= Rübezahlkanzel) an den Schneegruben, die Teufelsmühle bei Hohenelbe und endlich der Teufelsplan am Teufelsberg. Ferner gehören hierher außer dem Kuckuckschacht[1]) wohl noch zwei jetzt verschollene Ortsnamen: das Rabenzagelsnest am Jehrseifen beim Mittagstein und der Ruppertstein am Welschen Seifen im (ehemaligen) Eichelgrunde[2]). Die letzteren beiden Namen wurden frühzeitig mit der Rübezahlsage in Verbindung gebracht (vgl. Zeller II S. 36 und 58). Nun wird zwar unter den Verwandlungen, die der Berggeist eingeht, von Schwenkfeld im Catalogus (Zacher Nr. 10) auch der Rabe genannt[3]), doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß er davon zu seinem eigentlichen Namen noch den Namen Rabenzagel erhalten haben sollte. Die Berggeister sind entweder nach dem Ort, wo sie auftreten, benannt, z. B. der Annaberger, der Schneeberger[4]), die Reichenspitzer[5]), oder nach ihrer Gestalt, wie der Rübezahl[6]), oder nach ihrer Tracht, wie der Bergmönch[7]) oder Kapuzer[8]), oder endlich nach einer ihrer Betätigungen, wie der Meister Hämmerling, das Weckirchen, der Gangerl[9]), aber niemals nach einer ihrer Verwandlungen. Und das ist sehr natürlich. Denn der Glaube an diese ist auf mehr zufällige Ursachen zurückzuführen[10]); es fehlt die konstante innere Beziehung zu dem Berggeist, also der Anhalt zur festen Verknüpfung beider Vorstellungen. Wohl aber war eine solche Beziehung vorhanden zwischen Teufel und Rabe. Grimm D. M. I S. 945: „Der Teufel heißt der Schwarze . . . swarz als ein rabe . . . Von tierischen Gestalten sind einige dem Teufel hauptsächlich der schwarzen Farbe wegen beigelegt.“ Ferner S. 49: „Unter den Vögeln steht zunächst der Rabe, dessen Gestalt der Teufel gern annimmt[11]).“ So stellt sich der Rabenzagel neben den Kuckuck in dem Schacht des Riesengrundes. Denn dieser erscheint (nach Grimm D. M. I 646) „als teuflisches Tier oder als Teufel selbst in den allgemein hergebrachten Redensarten:

[1]) Regell, Entwicklung d. R.-S. S. 173.

[2]) Zacher Nr. 16 aus Schickfuß. New vermehrte Schlesische Chronika. IV, 11.

[3]) Ebenso von Zeller II, 56. Eine Sage erzählt Prätorius, Daemonologia I, 219.

[4]) Athanas. Kircher, Mundus Sulterraneus t. II l. 8 sect. 4. Agricola de animantibus subterraneis, S. 57.

[5]) Vierthaler, Wanderungen durch Salzburg etc. Wien 1816 II S. 196.

[6]) Regell, Entwicklung der R.-S. S. 168 mit Anm.

[7]) Besonders im Harz, vgl. Pröhle.

[8]) z. B. im Salzburgischen. Schweiger-Lerchenfeld, Tauerngold S. 11.

[9]) bei Gastein. A. von Muchar, Gastein. Grätz, 1834, S. 145.

[10]) Vgl. Regell, zur Entwicklung d. R.-S. S. 167.

[11]) „Auch als Rabe setzt sich der Teufel auf die Alpenhütte oder auf den Mahdzaun gerade vom Senn seinem Guckerl (Fenster) gegenüber, und das ist dem Senn ein gar böses Zeichen.“ Alpenburg, S. 250.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das weiß der Kuckuck, des Kuckucks werden, der Kuckuck hat ihn hergebracht, und ähnlichen, wo überall, mit gleicher Bedeutung, Teufel gesetzt werden könnte[1])." Das Rabenzagels Nest würde auch schlecht zu dem Berggeist passen, dessen Heim im Erdinnern liegt, während der Teufel infolge seiner Ubiquität überall zu Hause ist. Die Gleichung Rabenzagel = Rübenzagel ist offenbar lediglich durch die lautliche Ähnlichkeit hervorgerufen worden in Ermangelung einer besseren Erklärung oder auch, falls die Gleichung, wie wahrscheinlich, auf die Laboranten zurückgeht, aus geschäftlichen Rücksichten. Dasselbe gilt auch von dem Ruppertstein; nur mußte man dem daraus gezogenen Rupert wegen des zweiten Bestandteiles von Rübenzahl noch einen Eigennamen geben, und so entstand der famose Rupert Zehe oder von der Sahne[2]). Dagegen kommen unter den Benennungen des Teufels auch menschliche Eigennamen vor, „die man auf den bösen Geist entweder als Euphemismen oder in mitleidiger Vertraulichkeit anwendet, gerade wie bei den Hausgeistern" (Grimm I 955), „— und wie einer von diesen, den wir den Kindern zu Weihnachten erscheinen lassen, Knecht Ruprecht genannt wird, so bezeichnet eine Koseform dieses Namens Rubel (= Rüpel oder Rüppel) in den Hexenakten einen jungen kleinen Teufel" (Grimm I S. 472). Daß solche Benennungen auch unter den Bergleuten üblich waren, kann nicht Wunder nehmen. Die Bergleute in den Kohlengruben Westphalens sagen, „wenn eine Glocke (abgebauter Pfeiler) zusammenbricht, was immer mit großem Getöse vor sich geht, der Kasper spukt" oder „der Kasper hat alle neune geworfen[3])." So ist es viel wahrscheinlicher, daß mit dem Rupert, der im Rupertstein steckt, der Teufel (oder böse Berggeist) als der Rübezahl gemeint ist. Vielleicht liegt eine Deminutivform von Rupert auch dem latinisierten Namen Rupicina bei Franziskus Faber (Sabothus sive Silesia. Zacher Nr. 4) zu Grunde: Lomnicus ex illo per senta et confraga saxa Monte ruens, intemperiem tetrumque cucullum Rupicinae fugiens. Als Hauptquell der Lomnitz galt den Alten der Ausfluß des Kleinen Teiches, von dem Schwenkfeld in seiner Silesiographia vor dem Stirpium Catalogus sagt: Ad septentrionem effundit torrentem seu rivum perennem, qui sub Lomnicio Bobero immittitur. Die Quelle der Kleinen Lomnitz, welche den malerischen Lomnitzfall in der Melzergrube bildet, das Goldbründl, entspringt auf dem Koppen-

[1]) „Der Kuckukruf in der Nacht verrät ebenfalls des Teufels Nähe, daher kehrt der nächtliche Besucher sogleich um, wenn er den Kuckuk hört, und läßt das Fensterln und andere Kurzweil." Alpenburg, S. 252. Vgl. auch Grimm II 965.

[2]) Zeller II, 58. Martiny in seinem einst viel benützten Handbuch für Reisende nach dem Riesengebirge hat in Schmiedeberg noch Leute namens Zeh gekannt, in deren Gesichtszügen er die Charakterähnlichkeit mit dem Berggeist zu erkennen glaubte.

[3]) Wrubel, S. 4.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

plan. Beide Quellen liegen dem Revier des Teufels näher, als dem Rübezahls. Ein anderer Quellfluß der großen Lomnitz, auf dessen Lauf die Schilderung per senta et confraga saxa ganz besonders zutrifft, kommt aus dem Schlesischen Höllenpfuhl, dem Großen Teich. Es ist wohl möglich, daß Faber, der 1565 gestorben ist, die Bezeichnung Rupert für den bösen Berggeist, den Teufel, noch gekannt hat.

Die Ortsnamen, in denen sich die Teufelssage lokalisiert hat, stammen wohl, wie die ganze ältere Nomenklatur des Binnengebirges, von den Bergleuten und ihren Gehilfen, den Schwazern, her. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts „bedeckten die Siebengründe teilweise noch Urwälder. Die eigentliche Nutzung bestand nur in der Jagd und Fischerei. Es wurden viele Bären und Hirsche erlegt, und in den Gewässern Forellen gefangen“ (Petrak, Riesengebirge S. 145). Die ersten Pioniere der Kultur, die in diese Wildnis lichtend vordrangen, waren zweifellos Bergleute und Holzknechte. An ihre Tätigkeit erinnern auch im Westflügel des Gebirges noch manche Ortsnamen, deren eigentliche Bedeutung der heutigen Gebirgsbevölkerung zum großen Teil unverständlich geworden ist: außer den Klausen und Riesen[1]), der Wachur und Planur[2]) besonders die der Bergmannssprache eigenen Bezeichnungen Seifen und Floß[3]), und wohl auch das Hohe Rad. Denn dieser Name bezeichnete ursprünglich wahrscheinlich einen am Bergabbange errichteten Aufzug, nämlich ein Treibrad, „durch welches mit Hilfe eines mächtigen Strickes die beladenen Karren über die Felswände herabgelassen, die geleerten hinaufgezogen werden[4]). „In den älteren Zeiten hießen alle Bergwerke im Hochlande der Tauern Radwerke[5]).“ Nach ihnen sind viele Orte in den Alpen getauft worden, von denen der Radhausberg bei Gastein wohl am bekanntesten ist[6]). Ein vollständiges Seitenstück zu unserm schlesischen Berge ist das Hohe Rad in der Silvrettagruppe. Als Kuriosum sei erwähnt, daß ein Forscher durch diesen Bergnamen an das Sonnenrad erinnert wurde und deshalb auf unserm Hohen Rad eine alte Kultstätte des Sonnengottes vermutete, den er mit Rübezahl identifizierte.

Diese bergmännische Nomenklatur war ohne Zweifel in früheren

---

[1]) Klausengrund bei Alt St. Peter, Kläusel im Elbtal usw. Die „Ries“ am Heuschober. [2]) bei Alt St. Peter.

[3]) Graf Kaspar Sternberg, Geschichte des böhmischen Bergwerkes. Prag 1836 S. 487.

[4]) Noé, Gasteiner Novellen. Wien 1875 S. 229.

[5]) Albert von Muchar, Gastein. Grätz 1834 S. 305 Anm.

[6]) Eine anschauliche Schilderung von dem Umtrieb dieses Radwerkes gibt Muchar S. 310: „das 150′ im Umkreis messende, majestätische Rad, die langen steigenden und fallenden Sparren der Radien, das schnell laufende Seil — und alles im lüftigen Umschwunge, ohne daß man die mächtige Kraft gewahrt, die da treibt — und noch höher steigt die Verwunderung, sieht man erst das kleine Bächlein als die riesenkräftige Seele dieses großen Körpers.“

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeiten viel reichhaltiger, da nach dem Verfall des Bergbaus im Gebirge und dem Wegzug der Bergleute ein großer Teil der von ihnen gegebenen Namen wieder aufgegeben wurde. So zählte man früher in „dem sogenannten Elbgrunde“ d. h. in den heutigen Siebengründen, in denen man jetzt nur noch zwei Seifen kennt, den Elbseifen und den Krummen Seifen, nicht weniger als 7 Seifen: den Großen Seifen, den Goldseifen, den Grünen Seifen, den Krummen Seifen, den Jehrseifen, den Welschen Seifen, den Sperberseifen, zu denen dann noch der Quaritzseifen bei St. Peter gerechnet wurde[1]) Ebenso waren sicherlich, wie aus der Notiz bei Schickfuß über Rabenzagels Nest und Ruppertstein und aus den jetzt durch andere Bezeichnungen verdrängten Namen Teufelsstein (= Mittagstein), Schlesischer Höllenpfuhl (= Großer Teich) hervorgeht, die mit der Teufelssage in Zusammenhang stehenden Ortsnamen viel zahlreicher. Beide Arten von Ortsbestimmungen erscheinen meist in enger Nachbarschaft, z. B. Langfloß und Seifenbach am Teufelsberge, Rotes und Schwarzes Floß im alten Teufelsgrunde, dem heutigen Weißwassergrunde. Auch das deutet auf gemeinsame Herkunft. Somit dürfen wir für die Teufelssage ohne Bedenken bergmännischen Ursprung ansetzen.

Daher erklärt sich auch, warum der über den ganzen Westflügel des Gebirges verstreute Schwarm der von ihr herzuleitenden Ortsnamen vor dem Aupatal halt macht und — mit Ausnahme einer Stelle im Riesengrund — dem ganzen Ostflügel fern bleibt. Hier arbeiteten eben andere Bergleute, welche ihre Stollen und Schächte für andere Berggeister in Anspruch nahmen. Eine so scharfe Sonderung zweier Sagengebiete mag auf den ersten Blick befremdend erscheinen. Sie erklärt sich aber nicht bloß aus dem Gedankenkreise der Bergleute[2]), sondern ist auch im allgemeinen Volksglauben begründet, welcher den Machtbereich des Teufels gern in bestimmte Grenzen bannt. „Teufelsmauern erklärt das Volk so, der Teufel habe damit die Grenze seines Reiches abschließen wollen (deutsche Sage 188), er wird hier als der Beherrscher eines benachbarten, feindlichen Reiches (eines iötunheimr) gedacht, ja als im Streit mit Gott um diese Erde begriffen: beide teilten sich zuletzt hinein und der Teufel baut die abgrenzende Mauer (das. No. 189).“ Jakob Grimm (II, S. 974). Ein schlagendes Analogon zu den beiden Geisterreichen im Riesengebirge bietet Südtirol mit dem wilden Genovatal und dem benachbarten Teufelstal (Val dei diavoli). „Sehr seltsam ist auch, daß hier das Gebiet der Dämonen und der Hexen genau abgegrenzt ist. Bei der Alphütte Regada . . . ist die Scheidemark zwischen dem beiderseitigen Gebiet. Jenseits gegen den Gletscher hin Hexen, diesseits Teufel[3]).“

[1]) Nach Michael Bavarus. Vgl. Schickfuß (Zacher Nr. 16) und Prätorius, Daemonologia I 41. Zeller II 35/6.

[2]) Regell, Entwickelung d. R.-S. S. 173.

[3]) Noé, Deutsches Alpenbuch II. Bd. S. 460 und S. 456 in dem Abschnitt:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über den Inhalt der Teufelssage in unserm Gebirge geben uns die Ortsnamen einigen Aufschluß. Daß der Teufel als Wetter brauender Unhold gedacht wurde, wird durch Bezeichnungen, wie des Teufels Sturmhaube[1]) und der schlesische Höllenpfuhl, außer Zweifel gestellt. Wer einmal in die mit brodelnden Nebeln erfüllten Kessel der Teiche oder der Schneegruben von freier Kammhöhe hinabgeschaut hat oder gar hinabgestiegen ist, wird den Vergleich mit dem Höllenpfuhl begreiflich finden. Und wenn aus den nach oben züngelnden Nebelschwaden einzelne Felsgebilde hervorragen, so mögen sie dem naiven Volksglauben leicht als Teufelskanzeln erschienen sein. Daher glaube ich, daß die später in eine Rübezahlskanzel umgetaufte Teufelskanzel an den Schneegruben derselben Anschauung entsprossen ist. Ähnlich wird die Bezeichnung der Teufelswiese zu erklären sein, deren Sümpfe „eine ergiebige Brutstätte der Nebel sind." (Petrak, Riesengebirge S. 308). Hier führen die Wetterdämonen zuweilen wilde Tänze auf. „Hier habe ich einmal in größerer Gesellschaft eine höchst eigentümliche und merkwürdige Erscheinung beobachtet. Auf der Teufelswiese entstanden dichte Nebelmassen, wälzten sich so niedrig am Boden hin, daß wir darin Wandelnden über sie hinweg und durch klare Luft sehen konnten. Die Nebelmasse floß geradezu über die sanft geneigte Wiesenfläche den Teichrändern zu, ihre Oberfläche warf schäumende Wellen, man merkte ganz deutlich, wie jedes größere im Wege liegende Felsstück eine Bewegung in dieselbe brachte und ihre Wogen aufbäumen ließ. So glich das Ganze einem riesigen, sich zum Tale wälzenden und alles verschlingenden Bergstrom. Die Ähnlichkeit ward noch frappanter, als die Nebelflut den Teichrand erreichte und sich, wie schäumend und zerstäubend, über die schroffe, zackige Felswand in die tiefe Schlucht wie ein ungeheurer Wasserfall hinabstürzte. Diese Naturerscheinung war in der Tat unvergleichlich schön. Sie währte, nachdem wir etwa 10 Minuten zugesehen hatten, noch fort."

In der Teufelssage ist offenbar die wilde Gebirgsnatur zu phantastischem Ausdruck gekommen. Denn sie haftet vorzugsweise an den schwerst zugänglichen und am spätesten erschlossenen Schluchten, die man sich natürlich als Aufenthaltsort des Teufels und böser Geister dachte[2]). Am schärfsten ausgeprägt ist dieser Charakter natürlich im alpinen Hochgebirge, so auch in den Tiroler und Salzburger Alpen, aus denen die „Schwazer" und ein großer Teil der Bergleute herstammten. Was wir von dem heimischen Berg-

Phantastik am Adamello S. 454—461. Vgl. auch Steub, Herbsttage in Tirol. 2. A. München 1889. S. 346.

[1]) Regell, Rübezahl im heutigen Volksglauben (Mitt. d. Schles. Ges. für Volkskunde Bd. XV) S. 105.

[2]) Der Kuntersweg im Eisacktal, Kunderweg in der Ramsau, der Ungeheure Grund am Inselsberg im Thüringer Wald, die Höllentäler in verschiedenen Gebirgen u. dgl. beruhen auf derselben Anschauung.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teufel aus den Ortsnamen erschließen, stimmt zu dem Charakterbild, das Alpenburg (S. 251) von dem Tiroler Teufel entwirft: „Der tirolische Teufel ist kein germanischer Gott, welcher beim Übergange vom alten Götterkult zum Christentum seinen Platz vertauschen mußte, er ist aus dem Gamsgebirge herausgewachsen, ein rauhes, starkes Bild eines unbändigen bösen Wilderers, der mehr gekonnt hat als gewöhnliche Leute, dem die christliche Religion seinen Platz angewiesen und Namen geschöpft hat. Der Teufel führt in Tirol viele Namen . . .“ Die Eigenschaft, welche Alpenburg hier durch gesperrten Druck hervorgehoben hat, tritt auch in unserer heimischen Teufelssage noch zu Tage. Denn daß der „große Chymikus“ [1]) unsres Gebirges ein als Rübezahl verkappter Teufel war, beweisen die Teufelswurzgärten, die erst später (von den Laboranten) in Rübezahlsgärten [2]) umgewandelt wurden. Der eine lag am Ostabhang des Steinbodens [3]), der andere auf dem Kamme selbst, und zwar auf der Teufelswiese, zwischen den Felswänden des Kleinen Teiches und dem Weißwasser. Denn Zeller, der das Gebirge aus eigener Anschauung kannte, beschreibt seine Lage folgendermaßen (II, 15): „Dieselbe [Wiese, nämlich der heutige Koppenplan] zeiget die Straße auf den Seiffenberg, alda hinunterwerts ein großer Teich [der Kleine Teich] . . . Ein ander felsichter Weg höher empor, wo man zur linken Hand Rübezahls sogenannten Lustgarten liegen läßt, führet zum schwartzen Teiche“ [dem Großen Teiche] [4]). Ein drittes Teufelsgärtchen scheint am Krummen Seifen, der auch heute noch der Teufelsgraben heißt, gelegen zu haben. Denn Zeller (II, 35) erwähnt daselbst „eine Kräuterwiese im Saten-Baum-Gesträuche.“ Der Satenbaum, eine Wacholderart, spielt im Aberglauben des Tiroler Volkes eine verhängnisvolle Rolle. Alpenburg bemerkt von ihm (S. 395/6): „Der Sadebaum, auch Siebenbaum, Sevenbaum und Seglbaum genannt (Juniperus Sabina), dessen arzneilich schädliche Wirkung im Volke leider mehr bekannt und benutzt ist, als es sein sollte, wird auch gegen Viehbezauberung gebraucht, dann muß er am Palmsonntage bei der Palmenweihe mitgeweiht werden, was aber

[1]) Prätorius Blocksberg. Lpz. 1668 S. 213. In Tirol gibt es neben den „Wetterhexen“ auch „Kräuterhexen“. Alpenburg 257.

[2]) Regell, Entwickelung d. R.-S. S. 180.

[3]) Petrak, Riesengebirge. S. 233/4: Teufelsgärtchen oder Würzgärtchen.

[4]) Dieser Garten ist auch bei Prätorius (Satyrus 9) gemeint: „Es war ein Wurzelmann, der trug allezeit Kräuter und Wurzeln in die Apotheken, derselbe hat den Weg zu des Geistes seinem Wurzelgarten gewußt, es heißet der Teufelsgrund, darinnen hat er seinen Garten und seine sonderlichen Kräuter und Wurzeln, dieselben bekommt kein Mensch von ihme, er gebe sie denn gutwillig. Will er sie mit Gewalt oder durch Conjurationes bekommen, so muß er der Sachen perfekt sein, oder er bricht ihme den Hals, oder hat sonsten groß Unglück darvon.“ Zeller II, 16: „Teufelsgrund, soll Rübezahls Wurzelgarten gewesen sein.“

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Manche tun zu lassen strikt widerraten, weil er die andern Kräuter verderbe. Er heißt auch in Tirol „wilde Zypresse."

Daß wir den Teufelswurzgärten, die einst im Riesengebirge sich mehrfach vorfanden, in Tirol wieder begegnen, ist gewiß keine zufällige Übereinstimmung. Abgesehen von der Verbindung mit dem Teufel ist der Ausdruck „Garten" sehr bezeichnend, weil er vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweicht. Man versteht darunter in unserm Hochgebirge nicht bloß ein eingehegtes, mit Blumen und Kräutern bepflanztes und gepflegtes Stück Erde, sondern jeden durch üppigeres Wachstum hervorstechenden Wiesenfleck. So nennt man auch die nächste, nicht eingezäunte Umgebung der Gebirgsbauden, welche von der Stalljauche überrieselt wird und sich infolgedessen durch reicheren und frischeren Graswuchs auszeichnet, den Baudengarten. Diese Bezeichnung rührt offenbar noch von den ersten, oberdeutschen Besiedlern unseres Hochgebirges her. Von solchen Gärten hat wohl der Ortler seinen Namen (Ortles = ortoles vgl. Steub, Herbsttage in Tirol S. 364). Eine Beschreibung eines Tiroler Teufelswurzgartens gibt Alpenburg S. 406. Dieser Garten liegt im Kaisergebirge unterhalb des 5000′ hohen Wildangers, der den Hinterkaiser mit dem Großen Kaiser verbindet. Man versteht darunter „zwei Felsenschluchten, merkwürdig reich an sonderbaren Blumen und Kräutern, besonders übersät von dem Allermannsharnisch[1]), welchem das Volk so viele Wunderkräfte zuschreibt, besonders daß er jeden schuß- und stichfest mache, der ihn bei sich trägt. Hier habe der Teufel, meldet die Sage, einen Wohnsitz gehabt, er sei von da herumgewandelt und draußen sei er oft gesehen worden, wo ob Gstaig die Kapelle steht. . . . In diesem Teufelswurzgarten hat mancher Wilderer sich dem Teufel verschrieben, und die Wunderdoktoren, welche die Schwarzkünste ausüben, pflücken noch heute allda ihre kräftigsten Wurzeln und Kräuter."

Da unter den Holz- und Bergarbeitern des Elbgrundes auch zahlreiche ladinische (rätoromanische) Leute gewesen sein müssen, die längere Zeit hier arbeiteten[2]), so läßt sich wohl annehmen, daß sich in unsere Teufelssage auch Vorstellungen von dem ladinischen Orco, dem bösen Berggeist, eingeschlichen haben, zumal da die deutsche Bergmannssage auch sonst durch diese beeinflußt scheint.

[1]) Allium Victorialis, in Tirol auch wilder Alraun genannt, einst auch in unsern Bergen wegen seiner angeblichen Heilkräfte viel gerühmt nnd gesammelt, „eine Art des Bergknoblauchs, in tiefen Gründen, als im Aupengrunde, in Schneegruben, auf der Iser gemein . . . Ist gut vor böse Nebel, ungesunde Wasser und vor giftiger Tiere Stiche und Bisse." Zeller II, 50. Außerdem schrieb man ihm allerlei Wunderkräfte zu. Schwenkfeld, H. Warmbad S. 184. Am meisten gesucht in unsern Teufelsgärten scheint die Weißwurz (Lunaria) gewesen zu sein. De Wyl S. 152. Prätorius, Daemonologia III gegen Schluß der Einleitung.

[2]) Regell, Entwicklung d. R.-S. S. 173.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besonders charakteristisch ist für den bösen Berggeist die Erscheinung in Gestalt eines Rosses mit einem langen Halse und gräulichen scheußlichen Augen, der aus seinem Rachen einen giftigen Dunst blies, durch den z. B. in Annaberg in der Grube auf dem Rosenkranze 12 Häuer erstickt sein sollen[1]). Diese Verwandlung wird in Tirol dem Orco[2]), wie dem Teufel[3]) zugeschrieben. Auch hat jener, wie dieser, sein bestimmtes Revier. „Außerdem aber läßt sich der Orco außerhalb seines Bezirkes nicht erblicken, wenn auch Sagen von ihm in den angrenzenden Gebieten häufig verbreitet sind[4])." Andere Züge des Orco erinnern an die Rübezahlsage, besonders in ihrer späteren Umgestaltung[5]). „Am allerschlimmsten spielt er dem Wanderer mit, der sich nicht besonders vorsichtig gegen ihn benimmt. Regen und Tauwetter erschwert nicht selten die Reise beim heitersten Himmel[6]), und im Winter überzieht er nur zu gern mit einer leichten Schneedecke den eisigen Weg; wenn jemand auf das Maul fällt, erschallt ein gellendes Hohngelächter aus dem nahen Walde. Oft wird der Reisende beim Anbruche der Nacht, er weiß nicht wie, von der Straße abgeleitet, in unwegsame Gegenden verlockt[7]), bis zur Erschöpfung abgemüht, und am Morgen sieht er sich wieder auf den Platz versetzt[8]), von dem er Tags zuvor ausgegangen ist."

Die Ähnlichkeit mancher Züge des ladinischen Orco mit solchen des schlesischen Rübezahls ist außer andern einem der „gediegensten Forscher im Gebiet der Alpennatur Tirols," Staffler, aufgefallen dessen noch heute beachtenswertem Werke: „das deutsche Tirol und Vorarlberg" (Innsbruck 1847) das obige Citat entnommen ist[9]). Dagegen hat Alpenburg (S. 56) mit Recht bemerkt, daß der Vergleich der beiden Berggeister hinkt; denn dem Orco geht durchaus der Zug heiterer Neckerei ... ab." Die teilweise Übereinstimmung beider Sagen trotz wesentlicher Verschiedenheit erklärt sich am einfachsten durch unsere Annahme, daß durch die Verschmelzung der Teufelssage mit der Rübezahlssage auch manche Züge des ladinischen Orco in diese übergegangen sind.

Diese Bemerkungen sollen nur dazu dienen, eine Vermutung etwas fester zu begründen, welche verdient im Auge behalten zu werden. Mit unsern heutigen Hilfsmitteln scheint es aussichtslos, ihr bestimmtere Umrisse zu geben und gewisse Vorstellungen aus

---

[1]) Georg. Agrikola De animantibus subterraneis 1549. S. 76.

[2]) Alpenburg, S. 57 und 72, 14. [3]) ebenda S. 251.

[4]) ebenda S. 58. [5]) ebenda S. 57.

[6]) Prätorius, Daemonologia I, 101. II, 4 u. a.

[7]) Auch Žalanský (Zacher, Nr. 13), der mit Ausnahme des tschechisierten Namens Rubical genau mit Hondorff übereinstimmt, scheint lediglich diesen ausgeschrieben zu haben.

[8]) Prätorius, Daemonologia III S. 4 ff. 133 ff.

[9]) Bd. II S. 295 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Sagenwelt des Riesengebirges auf die Sage vom ladinischen Orco zurückzuführen. Diese Sage scheint vielmehr im Riesengebirge, wie anderswo, mit der Teufelssage ganz verschmolzen zu sein.

Wenn unsere Vermutung richtig ist, daß Rübezahl den Teufel in manchen Ortsnamen verdrängt hat und daß er als Besitzer von Wurzgärtchen und als Kräuterkundiger an dessen Stelle getreten ist, so erscheint die Möglichkeit näher gerückt, daß auch andere Züge, die ursprünglich dem Teufel eigen waren, auf den Berggeist übertragen worden sind, und wenn es weiter richtig ist, daß der Westflügel des Gebirges, das Teufelsrevier, hauptsächlich von oberdeutschen Arbeitern aus dem Salzburg-Tirolischen (Schwazern) [1]), unter denen auch Ladiner waren, erschlossen worden ist, so werden wir uns um näheren Aufschluß hauptsächlich an den Sagenschatz dieser Landschaften wenden müssen. Sollten sich dann zwischen der oberdeutschen Teufelssage und unserer Rübezahlssage sehr auffallende Übereinstimmungen ergeben, so würden wir auf ursprüngliche Verwandtschaft schließen dürfen. Ein Zufall scheint umsomehr ausgeschlossen, als die Teufelssage in Tirol eine von der allgemeinen in vielen Punkten abweichende, ganz eigentümliche Färbung und Gestaltung angenommen hat. Es ist, sagt Alpenburg S. 249, „eine merkwürdige Tatsache, daß der Tiroler Teufel eine ganz eigentümliche Gestalt annimmt, wenn man sich aus den vorhandenen Volkssagen ein klar gestaltetes Bild desselben entwerfen will. Trotzdem, daß in Bildern, Legenden, auf Gottesäckern und in Schriften, von der Schule angefangen, den Landbewohnern die gewöhnliche Gestalt des Teufels mit Hörnern, Krallen, Schweif, Pferd- oder Bocksfüßen mit Feueraugen vorgeführt wird, so hat sich doch in der Phantasie des Tirolervolkes eine ganz andere Gestalt entwickelt. Der Teufel erscheint nämlich in der Regel als grüner Jäger oder Schütz [2]), eine rote Habichtfeder auf seinem Jägerhute, und in Kleidern, welche seine auffallenden Teufelsattribute verbergen.“ In derselben Gestalt erscheint aber auch gelegentlich der Rübezahl der späteren Sage nach einem sehr merkwürdigen Bericht des Prätorius: „Rübezahls wunderliche Gestalt“ (Daemonologia II S. 128):

[1]) Als Stammhaus der „Schwazer“ wurde mir noch ein Haus in Alt St. Peter bei den Überresten der alten Klause bezeichnet.

[2]) Hierzu gibt dann Alpenburg folgende Erklärung: „Obgleich er alle Gestalten annehmen kann, so erwählt er die Schützengestalt, weil er dadurch überall, bei Hoch und Nieder leicht Einlaß findet, die Dirnen ohne viele Mühe liebeverrückt macht — dieser Zug begegnet auch außer Tirol in vielen Hexenprozessen — und sie mit ihm sündigend sich zu eigen bringt. Eine solche Dirne wird dann leicht Lockvogel, mit dem er die Burschen vom ganzen Dorfe fängt. Denn in dem Orte, wo eine des Teufels ist, da ist kein Segen mehr. Auf den Bergen schließt er sich an Wildschützen an, lehrt ihnen das bannen, festmachen, Freikugeln gießen und verschiedene Schwarzkünste, jedoch stets um den Preis — ihrer Seele.“ Auch im Aargau der „Grünrock“. Zingerle, Sitten etc. S. 30.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Der vorige Freund [ein Pfarrherr] veravisierete auch folgendes: Nemlich, daß, wenn jemand über das Gebürge gehet, und des Rübezahls nicht zum besten gedencket, der erbossete Geist mitten im Sommer ein Wetter mache; also, daß der Schmäler für Schnee und Kälte schier umbkommen müßte. Wolte man aber ihn gnädig und gewogen erhalten, so müste man ihn einen Herrn und Juncker über das Riesengebürge nennen. Solte ein Fürwitziger ihn gerne sehen wollen, so soll er in den Wolcken, wie eine gefärbete Kuh erscheinen, mit krachen und donnern, Hagel und großen Schnee. Hiebey ward auch berichtet, daß er dennoch zu mehrmahlen in Gestalt eines Högers erschienen, mit grünen Kleidern als ein Wildschütze[1]), mit seinem Rohr oder Büchsen. Doch gnug.“ Die nächste Geschichte ist überschrieben: „Rübezahl erzeiget sich wie ein Drache.“ Schon de Wyl (S. 155) ist es aufgefallen, daß in dieser Erzählung Rübezahl gar nicht genannt wird.

Noch merkwürdiger als die Gestalt des grünen Jägers ist die Verwandlung in eine Kuh. Wie kommt diese uralte mythische Vorstellung in die Rübezahlsage? Sie paßt weder zu dem Bergmännlein der älteren noch zu dem schnakischen Geist der späteren Sage. Eine bloße Erfindung der Wurzelmänner kann sie auch nicht wohl sein, weil das Motiv viel zu fremdartig und entlegen ist. Es bleibt keine andere Möglichkeit, als daß hier alte Vorstellungen von Wetterdämonen in die Rübezahlsage hineinspielen. In Tirol wird der Teufel als Stier gedacht, wohl von dem Gebrüll des Sturmes, der das Nahen des Teufels ankündigt (Alpenburg S. 251/2). Diese Vorstellung[2]) begegnet uns auch in der Rübezahlsage, u. z. schon in der Erzählung des Philipp Pareus, der ein Erlebnis seines Vaters David Pareus, aus den Jahren 1564—1566 berichtet. Dieser war als Schüler der Hirschberger Lateinschule mit seinem Lehrer Schilling zur Weißwasserquelle emporgestiegen, wo sie von einem Unwetter überrascht wurden. „Das Volk schreibt sie [die launenhaften Wirbelwinde] einem bösen Geiste (cacodaemoni) zu, der in dem darunterliegenden Tale sich umhertreibt und die Wanderer oft belästigt. Die Beiwohner nennen ihn Riebenzahl; als diesen einige von den Begleitern damals aus Neugierde mit lauter Stimme anriefen, hörte man ein Brüllen wie das eines Rindes (quasi mugitus bovis) aus dem Tale, als wenn es die Antwort des Geistes wäre.“ Fast möchte ich glauben, daß Pareus in der Erzählung seines Vaters nur einen (namenlosen) Cacodaemon vorgefunden und an dessen Stelle den Namen des Bergmännchens erst eingesetzt habe. (Vgl. oben S. 18). Der

[1]) So erklärt sich vielleicht, wie Prätorius (Daemonologia I 139) zu der Bemerkung kam, „daß dieses letztere Amt [des Jägers] vielleicht des Rübezahls eigentlichste sei,“ weil Rübezahl hier für den (Tiroler) Teufel eingetreten ist.

[2]) Anders zu erklären ist wohl das Auftreten des Teufels im schlesischen Volksglauben als „schwarze Kuh, als ein auf den Hinterfüßen gehender Ochse.“ Vgl. P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien II S. 123.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cacodaemon war wohl der Teufel (oder Orko). Wie dem auch sei, der Stier als Wetterdämon ist der männliche Gespan zu der Wolkenkuh. Daß das Wettermachen ein Attribut des Teufels und nicht des Bergmännchens war, habe ich schon in meinem vorigen Aufsatz nachgewiesen[1]). Ebenso paßt die Bezeichnung Herr und Junker über das Riesengebirge wohl auf den Teufel, dessen Reich das weite Gebiet vom Teufelsgrund[2]) bis zum Teufelsberg an der Isar, also bei weitem den größten Teil des Gebirges umfaßt, aber nicht auf das Bergmännlein, dessen eigentliches Reich unter Tage lag und dessen Macht sich niemals weit über den nächsten Umkreis seines Bergwerks im Riesengrund erstreckte. Auf die Teufelssage deutet auch die nächste Erzählung des Prätorius (S. 129 f.): „Rübezahl erzeiget sich wie ein Drache." Denn der Teufel zeigt sich in Tirol vornehmlich als Drache[3]) (Alpenburg S. 248).

Das besprochene Stück aus Prätorius von „Rübezahls wunderlicher Gestalt" unterscheidet sich von den andern dadurch, daß es nicht eine bestimmte Begebenheit berichtet, sondern Eigenschaften des Berggeistes aufzählt. Denkt man sich anstelle Rübezahls etwa den Cacodaemon des Pareus eingesetzt, so könnte man glauben, einen Abschnitt aus einer Schilderung des Teufels, u. z. des Tiroler Teufels, zu lesen. Aber die Ähnlichkeit geht noch weiter. Fast alle von Schwenkfeld nicht erwähnten Eigenheiten Rübezahls — bis auf die pädagogische Tendenz, die offenbar spätern Ursprungs ist — finden sich in dem Charakterbilde des Tiroler Teufels wieder, das Alpenburg S. 247—255 und in den folgenden Erzählungen entworfen hat. Ich gebe hier eine kurze Übersicht mit den entsprechenden Seitenzahlen aus Alpenburg.

I. Erscheinungsformen Rübezahls (und des Teufels):

1) als Kuckuck A. 248. 252. 2) Drache A. 248. 3) Rind A. 251. 285. 4) grüner Jäger A. 249. 250.

II. Betätigungen:

1) Irreführen A. 250. 286. 2) Geigen A. 250 vgl. de Wyl S. 64. 3) Lachen wie ein Kobold A. 251.

---

[1]) Regell, Entwicklung d. R.-S. S. 177.

[2]) Daß der „König von Tal des Teufelsgrundes," den man später als Rübezahl maskierte, ursprünglich der Teufel war, liegt wohl auf der Hand. Vielleicht gibt die Gleichung: Rübezahl = Roy de Valle den Schlüssel zu der weiteren Gleichung: Rübezahl = Ronceval (Zacher Nr. 16). Wenn (Prätorius, Daemonologia I 72) als Rübezahls Residenz, wie es scheint, der Teufelsgrund genannt wird, to tritt dieselbe Vertauschung zu tage.

[3]) Der Teufel in Drachengestalt gehört auch dem allgemeinen Volksglauben an. Eigentümlich ist die schlesische Vorstellung von dem glühenden Drachen, der Geld bringt (Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Schles. II, 125). Sie könnte der Erzählung des Prätorius mit zu grunde liegen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III. Eigenschaften:

1) Rübezahl (Teufel) als Kräuterkundiger und Eigentümer von Wurzgärtchen A. 405/6. 2) als Lehrer A. 255. 3) als Schatzhüter (Geldgeber) A. 287. 4) unterworfen dem Zwange der Beschwörung (Schwarzkunst) A. 248. 253.

Eine der merkwürdigsten Eigenheiten des Tiroler Teufels ist gewiß, daß er es liebt, als Lehrer aufzutreten (A. 255). Ebenso wünscht aber auch der Rübezahl der späteren Sage (Prätorius, Dämonologie II, 185), daß „alle Wurzelmänner, Chymici und Edelgesteinsucher . . . ihn für einen Praezeptorem erkennen müssen, so ferne sie seiner Gnade leben, des besessenen Schatzes Nutzen haben, und was tüchtiges davon bringen wollen." Außer diesen Schätzen, welche die Natur spendete, soll Rübezahl auch eine Schatzkammer besessen haben (Prätorius, ebenda S. 230), und „es soll gar ein gemeines sein, daß freche Leute zu diesem Geist auffs Gebürge gehen, und ihm soviel Geld abborgen, als sie begehren[1])" (S. 229). Zum Beweise dessen beruft sich Prätorius auf sprichwörtliche Redensarten, die an „unterschiedlichen Orten in Schlesien" im Schwange waren, wie: „Hastu kein Geld zu bezahlen, so borge von Rübezahlen was" u. dgl. (S. 230). Diese Erzählung ist in ihrer vorliegenden Ausgestaltung eine offenbare Erfindung späterer Zeit; sie steht in Widerspruch zu dem allgemeinen Volksglauben, nach dem die schatzhütenden Geister, wie schon der Name sagt, ihre Schätze vor den Menschen behüten, wie auch zu der älteren Sage, nach der unter den Schätzen des Berggeistes nur Roherze zu verstehen sind. Und Prätorius, oder vielmehr sein Gewährsmann, war sich dieses Widerspruchs noch bewußt, denn Dämonologie II, 173f. wird die Frage aufgeworfen: „Aber woher hat denn der Rübezahl die Dukaten bekommen?" und darauf der geistreiche Bescheid gegeben: „gemüntzet hat er ihn wohl selber nicht, sondern vielmehr einem andern gestolen. Ein anderes aber wäre es, wenn es ungeschlagenes Gold gewesen wäre, so möchte er es aus seiner Clausen hervor gebracht haben, als da es an verborgenen Schätzen nit fehlet." Dagegen erscheint unter den schatzhütenden Geistern auch der Teufel, kann aber nach der Tiroler Sage nur durch die Beschwörung dazu gebracht werden, Geld zu geben. Alpenburg S. 253: „Beschworen wird der Teufel an unheimlichen Stellen mittels des Gertraudibuches. Das ist jedoch eine gewagte Sache, denn meist hält keines die fürchterlichen Erscheinungen aus, und man würde zerrissen oder wenigstens zerkratzt, wenn man aus dem Kreise springt. Außerdem muß der Teufel demütig folgen und Geld bringen, so viel der Beschwörer wünscht." Solche gefährliche Beschwörung muß auch dem

[1]) Hier spielt Rübezahl genau die Rolle, die sonst nach dem allgemeinen Volksglauben dem Teufel zugeschrieben wird und ihn den Hausgeistern ähnlich macht. Grimm II 971.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rübezahl gegenüber angewandt werden, wenn gegen seinen Willen aus seinem Wurzelgarten im Teufelsgrund „sonderliche Kräuter und Wurzeln“ entnommen werden sollen. Will jemand „sie mit Gewalt oder durch Conjurationes bekommen, so muß er der Sachen perfect seyn, oder er bricht ihme den Hals, oder hat sonsten gros Unglück darvon“ (Prätorius, Satyrus S. 387). Dieses Mittel ist der Bergmannssage überhaupt, und der alten Rübezahlsage im besondern, unbekannt. Denn Schwenkfeld (Zacher Nr. 11) unterscheidet unter den von ihm widerratenen abergläubischen Mitteln, in den Besitz der unterirdischen Schätze zu gelangen, ausdrücklich: „nicht mit Zauberey vnd Teuffels Bannen, oder auff Gespenst vnd des Berg Mänlins gerümpel.“ Hier liegt also unzweifelhaft Übertragung aus einem andern Sagenkreise vor, und da die von Prätorius erwähnten Conjurationes im Teufelsgrunde vorgenommen werden, so ist eine Übertragung aus der Teufelssage am wahrscheinlichsten.

Heutzutage klingt uns die Teufelssage nur noch aus einer Anzahl von Ortsnamen entgegen, welche zwar von der ehemaligen Verbreitung der Sage deutlich genug reden, aber von ihrem Inhalt nur wenig verraten. Einigen Ersatz dafür kann uns nunmehr die Rübezahlsage bieten. Denn wenn auch von den übereinstimmenden Zügen in den Gestalten des Tiroler Teufels und des schlesischen Rübezahls einzelne, in der oben gegebenen Zusammenstellung namentlich die koboldartigen unter II (vgl. Beitrag 5), auf andern Ursprung zurückgeführt werden können, so sind mehrere nur jenen beiden Sagengestalten eigen. Diese Übereinstimmung kann nicht wohl anders als durch Übernahme aus dem Tiroler in den schlesischen Sagenschatz erklärt werden. Mancher Aberglaube mag aus der allmählich verklingenden Teufelssage in die immer weiter um sich greifende Rübezahlsage ganz von selbst hinübergeflossen sein. Mehr noch ist wahrscheinlich von den späteren Trägern und Verbreitern der Sage, um ihrer Phantasiearmut aufzuhelfen, absichtlich aufgegriffen worden. Jedenfalls ist von ihnen das fremde Sagengut nach ihren Zwecken umgestaltet und mit eigenen Zutaten bereichert worden. Allem Anschein nach hat die Teufelssage an dem Inhalt der späteren Rübezahlsage einen weitaus größeren Anteil als die alte Rübezahlsage.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Zauberer von Magdeburg

Ein Beitrag zur Erforschung der mittelalterlichen Wandersagen.

Von Dr. Joseph Klapper.

Eine der wesentlichen Aufgaben der Sagenforschung ist es, den Ausgangspunkt, die Wanderung und Wandlung der einzelnen Erzählungsmotive klarzulegen. Nur selten aber sind wir in der Lage, die treibenden Kräfte für die Verbreitung dieser Erzählung aufzudecken. Doch gerade die Erkenntnis dieser Triebkräfte vermag uns auch am besten Aufschluß zu geben über die Motivänderungen und die Gründe, warum eine zeitweise sehr beliebte und weitverbreitete Erzählung wieder schwinden kann. Wie stark an der Ausbreitung unserer mittelalterlichen Sagen und an ihrer Wandlung religiöse Einflüsse beteiligt sind und in welcher Weise die verschiedenen Orden daran mitgewirkt haben, das soll die folgende Betrachtung einer Sage dartun, die zu den beliebtesten Erzählungen des Mittelalters gehörte. Wir können an ihr wie selten sonst lernen, wie eine zunächst im oströmischen Reiche aufzuweisende Erzählung durch einen dort zu Besuch weilenden Mönch ins Abendland eingeführt wird, wie sie hier im Kampfe gegen die südfranzösischen Irrlehren der Katharer zur Waffe der Orthodoxie wird, dann an der Pariser Universität in Kreisen der Mendikanten weitergebildet und von hier aus mit der Ausbreitung des Dominikanerordens nach England und Deutschland weitergegeben wird. Wir können aber anderseits auch aus der Motivvergleichung die Züge herausfinden, die den einzelnen Gegenden als Eigengut zugehören, und so an einem Beispiel den Nachweis führen, daß, wenn auch die Sagen im wesentlichen internationales Erzählungsgut darstellen, doch deutliche Einwirkungen der volkstümlichen Überlieferungen der einzelnen Gegenden stattfinden. Und umgekehrt läßt sich durch die Motivvergleichung erst dieses Eigengut der verschiedenen Gegenden ausscheiden, was bei der Schwierigkeit der Scheidung fremder Einflüsse und bodenständiger Überlieferungen auf

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen Gebieten mittelalterlicher Kultur, insbesondere in der Volksmythologie, wertvoll ist. Die hier behandelte Sage ist „Der Zauberer von Magdeburg“ überschrieben, weil sie zuletzt in Magdeburg lokalisiert auftritt; sie gehört zu den beliebtesten Predigtexempeln unserer schlesischen Handschriften. Begleiten wir sie nun auf ihren Wanderungen.

1. In Handschriften griechischer Bilderpredigten begegnet in überall wesentlich gleicher Form und aus einer gemeinsamen Quelle entlehnt die folgende Erzählung [1]).

Zur Zeit des Kaisers Mauritius (582—602) lebte in Konstantinopel ein Magier, der Mesites, das heißt Vermittler, genannt wurde. Dieser übertraf alle anderen Magier, von denen die Geschichte berichtet, an Zauberkünsten. Eines Tages nahm er in seinen Dienst einen Notar, der Gott liebte und Christus diente. Und da er ihn verführen und in die Magie einweihen wollte, ließ er an einem Abende von seinem Notar die Pferde reisefertig machen, und so ritten sie aus der Stadt. Als sie aber beide bis gegen Mitternacht geritten waren, kamen sie zu einem weiten Felde, auf dem keine menschliche Wohnung zu sehen war. Plötzlich jedoch lag vor ihnen eine Burg. Sie stiegen von den Pferden und banden sie an einen Baum. Dann klopft der Mesites an das Burgtor. Alsbald öffnen ihnen von innen Mohren, die in großer Menge darin sind. Der Mesites wird von ihnen begrüßt und in einen großen Speisesaal geleitet, in dem zahlreiche Lichter auf goldenen Leuchtern erstrahlen und ein rechts und links von Sesseln umgebener, edelsteingeschmückter goldener Thron steht. Darauf sitzt ein fürchterlicher Mohr; auf den Sesseln haben andere Mohren Platz genommen. Der Mesites grüßt den auf dem Thron sitzenden und wird von ihm huldvoll angesprochen. „Wie steht es, Herr Mesites? Geht dir alles nach Wunsch?“ Und der unselige Mesites antwortet: „Gewiß, Herr, ebendeshalb kam ich, dich anzubeten und dir Dank zu sagen.“ Darauf der auf dem Throne: „Es wird dir von mir noch mehr gegeben werden; setz dich, wie dirs gefällt.“ Der Mesites nimmt auf dem ersten Sessel zur Rechten Platz. Der Notar aber stellt sich hinter ihn. Der fürchterliche Mohr fragt nun den Mesites: „Herr Mesites, wer ist der, der bei dir steht?“ Und dieser erwidert: „Dein Knecht, o Herr.“ Darauf wendet sich der Mohr an den Notar und fragt: „Sag mir, Jüngling, bist du mein Knecht?“ Doch dieser bekreuzigt sich alsbald und ruft: „Ich bin der Knecht des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Kaum hat er die heiligen Namen angerufen, da sinkt der Mohr vom Throne, der Thron verschwindet, die Lichter verlöschen. Die Mohren entweichen unter Geheul. Auch das Haus, die ganze Burg sind verschwunden. Der Mesites ist nirgends zu erblicken. Nur der Notar bleibt in der Einöde; er findet die beiden

[1]) Die ausführliche griechische Erzählung ist am besten herausgegeben von Ernst von Dobschütz, Christusbilder, Leipzig 1899, 2. Hälfte, S. 226** bis 232** nach einer Münchener Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts. Über die Handschriften ist zu vergleichen ebenda S. 211**f; ferner P. Michael Huber Johannes Monachus, Liber de Miraculis, Heidelberg 1913 S. XXV f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pferde angebunden an dem Baume. Ohne sich weiter umzusehen, bindet er die Pferde los und jagt eiligst zur Stadt zurück. Er klopft ans Tor, wird eingelassen und erzählt den Wächtern, was er erlebt hat. Nachdem er lange Gott gedient hat, tritt er in den Dienst eines frommen Patriziers. Eines Tages gehen beide zur Hagia Sophia, an deren Ostseite über einem Brunnen ein Christusbild angebracht war, das wegen seiner Wunderkraft große Verehrung genoß. Während sie beide im Gebete verharren, sieht der Patrizier, wie das Kreuzesbild seine Augen auf den Notar richtet, und der Blick Christi folgt dem Notar auch, als ihm sein Herr befohlen hat, den Platz zu wechseln. Der Patrizier fällt auf die Knie und fleht unter Tränen um die gleiche Gnade, aber das Bild blickt weiter mit heiterem Ausdruck auf den Notar. Doch der Patrizier hört eine Stimme, die ihm kündet, für seine Wohltaten würden ihm seine Güter vermehrt, dem Notar aber müsse durch dieses Wunder der Dank dafür abgestattet werden, daß er in der Stunde der Not mutig den Glauben an Christi Gottheit bekannt habe. Daher werde ihn Christus auch vor seinem Vater nicht verleugnen und ihm den ewigen Lohn nicht vorenthalten.

2. Die griechische Erzählung ist in der Zeit von 950 bis 1050 durch Johannes Monachus mit zahlreichen anderen ins Lateinische übersetzt worden. Was wir von diesem fruchtbaren Übersetzer wissen, verdanken wir den Nachforschungen Michael Hubers, des Herausgebers der Mirakelsammlung des Johannes[1]). Danach ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß Johannes aus Amalfi stammte und in einem in jener Gegend liegenden Kloster lebte. Er nahm die Übersetzungen auf den Wunsch seines Abtes vor. Amalfi stand in regem geistigen Austausch mit Ostrom; Johannes hat als Gast eines Klosters in der Nähe von Konstantinopel seine Erzählungen kennen gelernt und eine Nikolauslegende dortselbst übersetzt.

Die lateinische Übersetzung lehnt sich so eng an das griechische Original an, daß ein Eingehen auf sie überflüssig wird.

3. Nur noch einmal ist die Brunnenbildgeschichte mit der Mesitesgeschichte verknüpft im Abendlande nachweisbar, nämlich im Speculum Laicorum. Das Werk wird gewöhnlich dem Hofkaplan der Königin Eleanor, der Mutter Eduards I. von England, John of Howden zugeschrieben, der eine Präbende der Kollegiatkirche von Howden in Yorkshire inne hatte und 1272 oder 1275 gestorben ist. Sicher ist, daß das Werk erst nach dem Tode Heinrichs III. (1272)

[1]) a. a. O. p. XVII—XXI; die Erzählung steht p. 36 unter dem Titel: De quodam Mesita seducere uolente quendam notarium. Das Werk des Johannes scheint nur in fünf Münchener Handschriften des 12. bis 15. Jahrhunderts vorhanden zu sein, die sämtlich aus Benediktinerklöstern stammen; vgl. Huber p. XXX s.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entstanden ist, aber vielleicht unmittelbar danach. Die beste Handschrift besitzt das Britische Museum (Additional 12284), eine Pergamenthandschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts[1]). Hier steht unsere Erzählung als Nr. 154 (Bl. 22r). Sie hat bereits früher die Aufmerksamkeit der Germanisten erregt. William J. Thomas, dem die Handschrift früher gehörte, hat den Text unserer Erzählung in den von M. Haupt und Heinr. Hoffmann herausgegebenen Altdeutschen Blättern abgedruckt[2]). Sie lautet in wörtlicher Übersetzung:

Ein Magier, der einen Notar verführen wollte, versprach diesem viele Reichtümer und weltliche Ehren, wenn er seinen Ratschlägen folgen wolle. Der Notar ist damit einverstanden und wird von dem Magier an einen Ort geführt, wo er die Teufel herbeiruft. Er sieht einen Mohren auf einem hohen Throne sitzen, um den andere pechschwarze Gestalten wie Diener stehen. Der Mohr auf dem Throne fragt den Magier: „Wer ist dieser Knabe?“ Der Magier antwortet: „Herr, Euer Knecht.“ Darauf der Teufel: „Wenn er mich anbeten und mein Knecht sein will, so soll er seinem Christus abschwören; dann will ich ihm einen Sitz zu meiner Rechten geben.“ Der Knabe schrickt bei diesen Worten gewaltig zusammen und macht auf seine Stirn das Kreuzeszeichen. Da verschwindet die ganze verruchte Gesellschaft. Als aber der Knabe in die Kirche kommt, richtet das Kreuzesbild seine Augen auf ihn, wohin er sich auch wenden mag. Die Umstehenden fragen ihn, warum das Kreuz so die Augen auf ihn richte, und er erwidert, er wisse keinen andern Grund, als daß er Christus vor dem Teufel nicht habe verleugnen wollen.

4. Die beiden bisher behandelten abendländischen Versionen haben die trockene Erzählungsart des griechischen Originals beibehalten, ja die Version des Speculum Laicorum hat sie bis ins Schematische verkürzt. Von selbständiger Weiterbildung kann nicht die Rede sein; daß in der Erzählung Nr. 3 an die Stelle des Brunnenbildes ein Kreuzesbild im Inneren der Kirche getreten ist, bleibt belanglos. Wie eine Originalschöpfung mutet uns dagegen eine weitere Fassung an, die das Brunnenbildmotiv nicht mehr kennt, und die vielleicht gar nicht auf die Übersetzung des Johannes Monachus zurückgeht. Lokalisiert wird die Geschichte jetzt in Toledo, dem gelobten Lande der mittelalterlichen Zauberergeschichten; in Spanien sind vermutlich aus der Volksüberlieferung alle die neuen Motive hinzugetreten, die der Sage nun eine in ihrer phantastischen Ausgestaltung romantische Form verleihen und in ihr manchen Zug der Kunstepik des Mittelalters anklingen lassen. Überliefert ist diese Fassung bei Stephan

[1]) Catalogue of Romances in the Department of Manuscripts in the British Museum, Volume III (1910) p. 370 ss.

[2]) Bd. II Leipzig 1840 S. 77.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Bourbon, leider ist sie nicht aufgenommen in die Ausgabe der Exempel dieses Dominikanerpredigers, die Lecoy de la Marche veranstaltet hat[1]). Möglicherweise steht sie nicht in allen Handschriften. Erwähnt wird sie in dem Catalogue of Romances in the Department of Manuscripts in the British Museum[2]). Stephan studierte an der Pariser Universität, trat gegen 1223 in den Dominikanerorden ein, bereiste viele Gegenden Frankreichs, von 1235 an als Inquisitor und starb in Lyon um 1261. Unsere Erzählung steht in Stephans Liber de Septem Donis. In der englischen Handschrift enthält die Erzählung die Quellenangabe: Frater Guillelmus Dusceñ, lector theologie referebat. Die folgende wörtliche Übersetzung gibt den Text einer Breslauer Handschrift des ausgehenden vierzehnten Jahrhunderts wieder, die nur einen Teil des Werkes Stephans, den Liber de dono timoris enthält[3]). Hier fehlt auch die Quellenangabe. Stephan wird, das können wir aus seinen sonstigen Erzählungen entnehmen, den ihm berichteten Text möglichst getreu wiedergegeben haben. Der Magister heißt hier, infolge eines auf schriftliche Überlieferung zurückgehenden Irrtums nicht mehr wie im Johannes Monachus „Mesita“ sondern „Melchita“. Der Text lautet:

Einst lebte in Toledo ein vornehmer, aber armer Mann, der sich schämte, unter den Seinen zu leben, und zu einem Nigromanten ging, der Magister Melchita hieß. Zu diesem sprach er, er wolle ihm dienen, wenn er es gut bei ihm habe. Der Nigromant behielt ihn auch bei sich und versprach ihm reichen Lohn, wenn er ihm treu dienen und seinem Rate folgen wolle. Das gelobte ihm der Arme. Darauf befahl ihm der Magister, er solle den Jagdfalken nehmen und mit ihm in den Wald zur Vogeljagd kommen. Als sie im Walde waren und der Abend hereingebrochen war, kam es dem Knappen vor, als ob vor ihnen ein großer Strom und am jenseitigen Ufer eine Burg von wunderbarer Schönheit sei. Erstaunt fragt er den Magister, was das zu bedeuten habe, denn bisher hätte er nichts von alledem gesehen. Der erwidert ihm, das sei die Burg seines Herrn, der ihm manches Gute erwiesen habe, und der für alle sorge, die ihm zu dienen bereit wären. Und so rät er ihm, er solle diesem Burgherrn auch den Treueid leisten, dann würde er reichlich beschenkt werden. Der Arme ist dazu bereit, und sie kommen an den Fluß. Da fürchtet sich der Knappe wegen der Tiefe des Wassers hinüberzuwaten, doch der Magister geht voran, und er folgt ihm. Der Turmwächter ruft ihnen die Frage entgegen, wer

---

[1]) A. Lecoy de la Marche, Anecdotes historiques, légendes et apologues tirés du recueil inédit d'Étienne de Bourbon, Paris 1877.

[2]) Volume III (1910) S. 85 Nr. 30, Hdschr. des 14. Jhdts., Additional 28682 Bl. 234r.

[3]) Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, cod. ms. I. F. 160 Bl. 101ra.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie seien, und der Magister erwidert: „Ich bin des Königs Freund." Da öffnen sich die Tore, und herrliche Jünglinge, vierzig an Zahl, eilen ihnen in prächtigen Gewändern mit Leuchtern in der Hand entgegen und geleiten sie in die Burg. Dann kommen zahlreiche Ritter und edle Frauen und Fürsten herbei mit dem Gruße: „Willkommen sei der Freund unseres Königs und Herrn!" Und als sie in den Palast hineingeleitet werden, steigt der König von seinem goldenen Throne herab und geleitet den Magister zu einem Sessel. Dann fragt er ihn, warum er gekommen sei. Darauf erwidert dieser, er sei hergekommen, um ihn zu bitten, er möge seinen armen, aber vornehmen Gefährten durch den Treueid in seinen Dienst aufnehmen und ihn angesehen machen. Der König entgegnet, das wolle er ihm zuliebe gern tun. Der Arme kniet daraufhin nieder und legt seine Hände in die des Königs, um den Treueid zu leisten. Der König spricht: „Sage mir die Eidesformel nach: Ich widersage dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste." Da befällt den Armen gewaltiger Schrecken; er zieht seine Rechte zurück, und indem er sich mit dem Kreuzeszeichen bezeichnet, spricht er: „Ich empfehle mich dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste." Kaum hat er die Worte gesprochen, da versinkt der König mit dem Magister und dem ganzen Hofgesinde unter gewaltigem Getöse in den Abgrund. Und nur der Jüngling bleibt dort angsterfüllt allein zurück.

5. Auf Spanien oder Südfrankreich führt auch die folgende Umbildung der Sage zurück, die in Benediktinerkreisen erzählt worden sein muß zur Zeit, als die Albigenser und Katharer ihre Lehren ausbreiteten, noch vor den Verfolgungen, die im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegen sie einsetzten. Die polemischen Schriften, die im zwölften Jahrhunderte gegen sie gerichtet wurden, warfen ihnen unter anderem vor, daß sie als ihre oberste Gottheit eine Katze verehrten, und daß diese Katze nichts anderes als der Teufel selbst sei[1]). So wird natürlich aus dem Mohren der älteren Sage eine Katze, die die Verehrung des Magiers genießt. Überliefert ist uns diese neue Form nur in einer einzigen Handschrift, soviel bisher bekannt ist, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, aber der Teil der Exempel, der diese Form enthält, geht sicher wieder auf eine Zisterziensersammlung von Predigtexempeln des zwölften Jahrhunderts zurück[2]). Die Erzählung dient hier als Einlage in die Predigt des dritten Fastensonntags, an dem über das Thema „Erat Jesus eiciens daemonium" gesprochen wurde. Es trägt die Überschrift: Mit einem Schismatiker darf man nicht verhandeln. Die wörtliche Übersetzung mag folgen:

---

[1]) Vgl. J. Klapper, Die Legende vom Armen Heinrich, Breslau 1914 S. 13.

[2]) Ebenda, S. 8ff.; die Handschrift gehört der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau und führt die Signatur II. F. 118. Sie stammt aus der Bibliothek des Breslauer St. Matthiasstiftes der Kreuzherren und ist 1442 bis 1447 in Schlesien geschrieben. Unsere Erzählung steht auf Blatt 173v.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Priester hatte engen Verkehr mit einem Häretiker. Als sie einstmals miteinander disputierten, sprach der Häretiker: „Nun erfüllt sich, was ich sagte: Hütet Euch vor den Bösen, nehmt Euch in Acht vor den falschen Propheten.“ Darauf entgegnet ihm der Priester, das sei gerade gegen die Häretiker gesprochen. Doch jener erwidert: „Gegen wen das gesprochen ist, wird der Erfolg zeigen. Wir wollen aufs Feld gehen.“ Und als sie auf dem Felde waren, sprach der Häretiker: „Sieh, hier stehen Disteln und Dornen. So sammele Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln, wie es im Evangelium heißt.“ Darauf erwidert der Priester, das sei doch geistlich zu verstehen und nicht dem Buchstaben nach; denn der Apostel sage: der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.“ Doch der Häretiker besteht darauf: „Nein, das ist dem Buchstaben nach zu deuten; du wirst es gleich selbst sehen. Im Namen meines Gottes Luzifer traget Früchte, wie Christus es sagte.“ Und sogleich brach der Häretiker Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln. Dann sprach er zu dem Priester: „Halte dich morgen bereit, dann will ich dir beweisen, daß unser Glaube der wahre ist.“ Der Priester blieb fest im katholischen Glauben, und am folgenden Tage, nachdem er die Messe gelesen hatte, nahm er ehrfurchtsvoll den Leib des Herrn, legte ihn in die Büchse und trug ihn heimlich mit sich fort. Wie es nun Morgen wurde, kam der Häretiker und führte den Priester zur Stadt hinaus. Als sie so zu Luzifer gingen, ließ der Häretiker auf einer Weide, die am Wege stand, herrliche Rosen erblühen. Dann trat er an eine verdorrte Eiche heran und sprach: „Wenn mein Glaube der wahre ist, dann will ich, daß im Namen Luzifers diese Eiche Eicheln[1]) trage.“ Und in demselben Augenblicke geschah es auch. Der Geistliche stutzt zwar im Augenblicke, aber er bleibt fest im Glauben und schreibt alles den Trugkünsten der bösen Geister zu. Der Häretiker führt ihn endlich in eine Höhle; darin fanden sie einen prächtigen Palast und in ihm viele Hunderte von Menschen, die alle eine goldene Katze anbeteten. Da fragt der Priester seinen Begleiter, was das zu bedeuten habe, und dieser erwidert, das sei ihr Gott. Und als der Priester immer noch fest in seinem Glauben bleibt und jenen Gottesdienst und den Gott dieser Menschen verdammt, spricht der Häretiker: „Du sollst bald bekehrt sein. Ich bitte meinen Gott, daß er dir den Himmel und die Engel zeige.“ Und auch das geschieht wirklich. Da bricht der Priester in Tränen aus und er greift nach der Büchse, die den Leib Christi birgt. In demselben Augenblicke verschwindet die Katze, und der Höllenrachen tut sich auf und verschlingt den Häretiker, der jene Katze anbetete. Und ein Engel des Herrn erschien dem Priester und sprach: „Es gibt nur einen katholischen Glauben; wer diesen nicht treu hält, kann nicht gerettet werden.“

6. Daß sich die Dominikaner in ihrem Kampfe gegen die Irrlehren dieser Erzählung schon in den ersten Jahren ihres Ordens bemächtigten, nimmt nun nicht mehr Wunder. Sie wird verknüpft mit der Inquisitionstätigkeit Konrads von Marburg, der 1234 er-

[1]) In der Handschrift steht cerusa; cerrus heißt Eiche; cerusum ist nirgends belegt; das hypothetische Grundwort für franz. cerise ist ceresum, so daß vielleicht an Kirschen zu denken ist.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlagen wurde, und ins Jahr 1231 verlegt. Aus dem Munde des Dominikanerprovinzials Konrad hörte sie „vor vielen Jahren“ der Dominikaner und spätere Bischof Thomas Cantipratanus, der sie in sein Bienenbuch aufnahm, das 1263 entstanden ist[1]). Bei der Beliebtheit dieses moralisierenden Werkes über den Mönchsstaat fand die Erzählung weite Verbreitung. Der berühmte Augustinerprediger Gotschalk Hollen nahm sie als Exempel in die 68. Predigt des Winterteils seines Predigtwerkes auf, das bereits im Todesjahre seines Verfassers (1481) in Köln gedruckt wurde und allein im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert noch fünfmal im Druck erschien[2]). Änderungen im Inhalt hat hier die Erzählung ebensowenig erfahren wie in einer Breslauer Exempelsammelhandschrift aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, die aus Dominikanerkreisen stammt[3]). Nur im Eingang kürzt Hollen, indem er beginnt: Wir lesen ein Beispiel davon, das sich im Jahre des Herrn 123 ereignet hat. Es lebte da ein Häretiker, der einen Bruder zur Häresie verleiten wollte usw. Die Jahreszahl, die hier bei Hollen im Druck angegeben ist, wird wohl ein Lesefehler des Druckers sein, der in den Handschriften nicht vorhanden ist. Wichtiger für die Entwicklung der Sage dagegen ist die eigenartige Einleitung, die die Erzählung bei Thomas von Chantimpré selbst erhalten hat. Er sieht in dem Teufelsblendwerk das Treiben von dämonischen Wesen, die er als Dusii bezeichnet. Darunter sind mythologische Wesen mit Albcharakter gemeint, die, wie in den bei Thomas vorausgehenden Erzählungen berichtet wird, auch Menschen entführen und an ihre Stelle leblose Figmenta legen[4]). Im übrigen geht die Fassung des Thomas auf eine Version zurück, die auch die Grundlage für die bei Stephan von Bourbon überlieferte Erzählung gewesen sein muß. Sie lautet:

Nun will ich untrüglich dartun, daß eben jene Dusii auch in Bergen wohnen und die Menschen verführen, täuschen und berücken.

Im Jahre nach Christi Geburt 1231, als in Deutschland der Magister Konrad gegen die Ketzer predigte, von denen er ja dann auch den glorreichen

[1]) Thomae Cantipratani . . . Miraculorum et Exemplorum Memorabilium sui temporis libri duo . . . opera et studio Georgii Colverini . . . Duaci 1605, pars II, c. 57 pag. 555.

[2]) Sermones hiemales, Hagenau 1517 Nr. LXVIII.

[3]) Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, Hs. I. O. 12 Bl. 211 v.

[4]) Außer den Belegen aus Augustin und Isidor unter dem Stichwort Dusii bei Du Cange vgl. Grimm, Deutsche Mythologie 3. Aufl. S. 398 u. Nachtrag S. 139.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Märtyrertod erlitt, versuchte ein Häretiker, der von den Dämonen verführt worden war, einen Bruder des Predigerordens zur Ketzerei zu verleiten, wie mir vor vielen Jahren Bruder Konrad, Provinzial des Predigerordens in Deutschland, berichtet hat. Als nun der Ketzer sah, daß sich der Predigerbruder beharrlich dagegen ablehnend verhielt, sprach er zu ihm: „Du hältst ja hartnäckig an deinem Glauben fest, und doch hast du keinen anderen Beweis als die Schrift. Wenn du dagegen dem glauben wolltest, was ich sage, dann würde ich dir heimlich Christus und seine Mutter und die Heiligen zeigen.“ Als der Bruder das vernahm, ahnte er sogleich, daß hier ein Teufelstrug im Spiele sei, aber da er der Sache auf den Grund gehen wollte, antwortete er: „Mit Fug und Recht würde ich dir dann glauben können, wenn du das, was du hier versprichst, auch wirklich erfüllen kannst.“ Da freut sich der Ketzer und setzt dem Bruder dafür einen Tag fest. Dieser aber nimmt heimlich unter seiner Kutte in einer Büchse den Leib Christi mit. Der Ketzer führt den Bruder in eine Berghöhle, in der ein gar geräumiger Palast war, der in wunderbarem Glanze erstrahlte. Sie gehen unverzüglich in den hinteren Teil des Palastes und sehen dort Thronsessel aufgestellt, die aus reinstem Golde zu sein scheinen. Auf dem einen von ihnen sitzt ein König von strahlendem Glanze umgeben, auf dem anderen eine Königin, deren Antlitz von unsagbarer Schönheit ist, und an beiden Seiten stehen Sessel, auf denen vornehme Gestalten, Patriarchen oder Aposteln vergleichbar, thronen, während ringsherum eine überaus große Zahl von Engeln steht. Und sie alle erstrahlen in sternengleichem Glanze und scheinen eher alles andere als Dämonen zu sein. Als der Ketzer sie erblickt, fällt er auf sein Angesicht und betet sie an. Der Bruder aber bleibt unbeweglich stehen, obgleich ihn dieser Anblick in gewaltiges Staunen versetzt. Da wendet sich der Ketzer zu ihm und spricht: „Warum siehst du zum Sohne Gottes empor, ohne ihn anzubeten? Komm eiligst heran und bete den an, den du hier siehst, und vernimm aus seinem Munde die Geheimnisse unseres Glaubens.“ Da tritt der Bruder näher heran, zieht die Büchse heraus und reicht sie der auf dem Throne sitzenden Königin mit den Worten: „Bist du die Königin und die Mutter Christi, so nimm hier deinen Sohn. Hast du ihn in deinen Händen, dann will ich dich als Mutter des Herrn anerkennen.“ Kaum hat er diese Worte gesprochen, da ist das ganze Truggebilde verschwunden, der Glanz verlischt und es bleibt eine solche Finsternis zurück, daß der Bruder mit seinem Begleiter kaum den Ausgang aus dem Berge wiederfinden kann. Der Ketzer aber bekehrte sich, nachdem er mit Schrecken und Staunen gesehen hatte, wie unglaublich listig die Dämonen zu Werke gehen.

7. An die Stelle des Kreuzzeichens und der Doxologie der früheren Fassungen ist als dämonenabwehrendes Mittel das Sakrament getreten. Auf diesem Wege wurde eine Verschmelzung mit einer zweiten Sage vorbereitet, die uns gleichfalls in einer Reihe von Varianten handschriftlich vorliegt. Sie scheint ihren Ursprung in Minoritenkreisen zu haben, wenigstens sind uns aus diesen Kreisen mehrere Fassungen davon überliefert. Die Grundlage für ihre Entstehung gab die noch mehrfach darin angeführte Schriftstelle

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Phil. 2, 10): Im Namen Jesu beugen sich alle Knie im Himmel, auf Erden und in der Hölle. Dementsprechend wird erzählt, wie jemand — es sind verschiedene Personen hier eingesetzt — sieht, wie ein Teufel niederkniet und später sich verneigt. Über den Grund seines Verhaltens befragt, antwortet der Böse, daß er es tun müsse, weil im ersten Falle ein Priester mit dem Sakrament auf dem Wege zu einem Kranken vorübergegangen sei, im zweiten Falle der Priester ohne das Sakrament zurückgekehrt sei. Dem Sakramente gebühre die Anbetung, dem Priester die ehrfurchtsvolle Verneigung. Mit geringen Abweichungen bleibt die Erzählung in allen bekannten Fassungen dieser Darstellung treu.

Diese Sage begegnet uns zunächst als Exempel in Predigten, die von 1281 bis 1283 in Paris von Minoriten gehalten worden sind und die in einer Handschrift der Pariser Nationalbibliothek überliefert sind. Das Exempel ist am Epiphanietage erzählt worden[1]). Es lautet in wörtlicher Übersetzung:

Man erzählt, daß ein Teufel in Menschengestalt einst, während er an einem verborgenen Orte vor seinem Magier stand, einen Priester erblickte, der den Leib Christ zu einem Kranken trug. Jener Teufel aber besaß die Gestalt eines schönen Jünglings und trug einen Blumenkranz auf seinem Haupte. Wie er nun sah, daß der Priester den Leib Christi trug, nahm er den Kranz ab und kniete nieder, bis er den Priester nicht mehr erblickte. Und als der Priester ohne den Leib Christi zurückkam, nahm der Teufel, sobald er seiner ansichtig wurde, den Kranz ab, ohne hinzuknieen. Der Magier aber, der dies alles sieht, fragt, warum er so getan habe. Und der Teufel antwortet, er sei, als der Leib Christi vorbeigetragen worden sei, gezwungen gewesen, niederzuknien; das sei für die Teufel ein Zwang, dem sie sich fügen müßten; als aber der Priester ohne das Sakrament zurückgekommen sei, da habe er nicht niederzuknien brauchen; doch da es ein Priester gewesen sei, und dieser das Sakrament getragen hätte, habe er ihm immerhin seine Ehrfurcht bezeugen müssen, und so habe er vor dem Vorübergehenden den Kranz vom Haupte genommen. Da sprach der Magier zu ihm: „Wenn Gott so viel größer ist als der Teufel, dann will ich dem Teufel nicht weiter dienen." Und er kehrte zum wahren Glauben zurück.

Auf englischem Boden begegnet uns diese Erzählung in einer Handschrift des Speculum Laicorum unter mehreren andern Exempeln, die in den Grundtext des Speculum von einem Oxforder Abschreiber eingefügt worden sind. Die Handschrift stammt aus der ersten

[1]) Hauréau, Notices et Extraits IV (1892) p. 242. Die Hs. ist signiert 15005 und gehörte früher ins Kloster St.-Victor zu Paris.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts[1]). Etwa aus der gleichen Zeit stammen auch noch zwei andere Speculumhandschriften, die gleichfalls dieses Exempel enthalten[2]). Es ist eingefügt in das 32. Kapitel, das „Von der Eucharistie" überschrieben ist. Der Ort der Handlung ist nun die Pfarrei St. Peter-le-Bailey in Oxford, die Zeit das Jahr 1298 und der Magier ein Kleriker zu Billing Hall, der den Teufel beschworen hat. Der Teufel macht hier zuerst eine tiefe Verbeugung, vor dem zurückkehrenden Priester allein beugt er nur ein Knie. Nach der Erklärung, die der Teufel geben muß, entläßt ihn der Kleriker „cum salario suo ut mos est artis illius," indem er ihm also eine Gabe reicht, die jeder Magier bei Beschwörungen opfern muß. Der Kleriker aber tritt in den Franziskanerorden ein. In zwei weiteren Fällen ist der Beschwörer ein Jude. Der Teufel kniet zunächst nieder, dann verbeugt er sich nur. Von einer Bekehrung des Beschwörers wird hier nichts berichtet. Die eine Erzählung findet sich in einer wohl in Brügge im späten fünfzehnten Jahrhundert geschriebenen französischen Übersetzung des bekannten Alphabetum narrationum, die für einen englischen König, vielleicht Eduard IV. angefertigt worden ist. Das Stück steht in einer Gruppe von Exempeln, die den gemeinsamen Titel: „Exemples et miracles au propos du saint sacrement de lautel" tragen, und beginnt sofort mit der Wendung: Ung Juifz vey vne fois vng diable[3]). Das andere Stück ist in einer Miscellaneenhandschrift aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts enthalten, die in England geschrieben wurde. Hier beschwört der Jude den Teufel, der im Goldgewand und mit einer goldenen Krone erscheint. Beim ersten Vorbeigehen des Priesters kniet der Teufel nieder und nimmt die Krone ab, im zweiten Falle beugt er nur sein Knie[4]). Älter ist eine andere Fassung, in der der Grund der Beschwörung angegeben ist. Sie findet sich gleichfalls in einer englischen Handschrift, die noch im ausgehenden vierzehnten Jahrhunderte geschrieben ist[5]). Hier schließt ein Mann einen Teufels-

[1]) Vgl. Catal. of. Rom. in the Department of Manuscripts in the British Museum III (1910) 406; die Hs. ist Additional 17723; das Exempel steht auf Bl. 67r.

[2]) ebenda S. 406; die Handschriften sind Nr. 474 (Erste Hälfte des 15. Jhdts.) der Bibl. Bodleiana und Nr. 29 (Mitte des 15. Jhdts.) des Univ. Coll. zu Oxford

[3]) ebenda S. 447; Hs. Royal 15 D. V. Bl. 344r.

[4]) ebenda S. 675; Hs. Harley 2346 Bl. 23r.

[5]) ebenda S. 644; Hs. Burney 361 Bl. 150r.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pakt, um seinen verlorenen Reichtum wiederzugewinnen, aber als er gesehen hat, wie der Teufel durch Niederknien das Sakrament und durch Verneigung den Priester verehren muß, bekehrt er sich. Ausdrücklich wird hier durch den Hinweis „in transmarinis partibus" betont, daß die Geschichte sich auf dem Festlande zugetragen hat. Viel summarischer wird die gleiche Erzählung noch in zwei anderen Handschriften überliefert. Ohne Orts- noch Zeitangabe, ohne nähere Bezeichnung des Beschwörers und seines Zweckes steht sie in einer Handschrift des Britischen Museums, die gegen 1300 geschrieben ist[1]), und in gleicher Form von einem Zauberer erzählt in einem Anhange zu einer Handschrift englischer Gesta Romanorum aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts[2]). Mit wesentlichen Motivänderungen hingegen tritt uns die Erzählung in einer anderen Handschrift entgegen, die noch in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben ist. Sie gehört jetzt dem Britischen Museum, war aber früher im Besitz des St. Michaelsklosters bei Mainz, wie ein Eigentumsvermerk auf dem ersten Blatte beweist. Hier handelt es sich um zwei Scholaren, die in Paris studieren und dort verarmt sind. Sie beschwören den Teufel und sind bereit, ihm ihre Seele zu verschreiben, Gott und der Jungfrau Maria abzuschwören. Doch als sie gesehen haben, wie der Teufel vor dem Sakrament niederkniet, das ein Priester zum Kranken trägt, bereuen sie ihren Abfall[3]). Die Verwandtschaft dieser Fassung mit der noch zu behandelnden Magdeburgerer Zauberergeschichte wird in die Augen springen.

Daß diese weitverbreitete Franziskanererzählung mit der aus dem Griechischen herübergenommenen Mesitageschichte in Zusammenhang gebracht wird, kann bei der starken Motivverwandtschaft nicht Wunder nehmen. Wo aber zuerst diese Verschmelzung vor sich gegangen ist, wird sich kaum erweisen lassen. Sie läßt sich zu gleicher Zeit in England und in Deutschland nachweisen. Franziskaner scheinen auch hier wieder beteiligt gewesen zu sein. Jedenfalls findet sich die erste dieser Versionen bei dem bekannten Franziskanergelehrten Robert Bacon (1214—1294), der in Oxford studierte und dort lehrte. Noch vor 1265 hat er das Hauptwerk seines Lebens vollendet, das Opus majus, eine Enzyklopädie der Wissenschaft

[1]) ebenda S. 505; Hs. Harley 2851 Bl. 105v.
[2]) ebenda S. 260; Hs. Additional 9066 Bl. 76v.
[3]) ebenda S. 545; Hs. Arundel 506 Bl. 13r.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Zeit. Darin erzählt er auch unsere Geschichte, die ihm von seinen Zeitgenossen berichtet worden ist, als Beispiel, daß Wunder, nicht nur in den Schriften und Legenden der Heiligen, sondern auch zu seinen Zeiten noch vorkommen[1]). Die Erzählung lautet:

Hierher gehören dann die zahllosen Wunder, die in den Werken und Geschichten der Heiligen zu finden sind. Doch will ich an dieser Stelle nur zwei erwähnen, die bisher noch nicht niedergeschrieben sind. Sie sind durchaus verbürgt, und ein Zweifel an ihnen ist nicht möglich. Eine vornehme Frau, die Gott in Frömmigkeit diente, wünschte ein Kind zu bekommen. Sie fiel in die Hände eines Ketzerbischofs, der ihr Nachkommenschaft verhieß, wenn sie ihm das Kind verspräche. Und sie tat es. Darauf rief der Bischof einen Nigromanten herbei, der die Dämonen zu beschwören verstand. Und sie trafen sich an einem verborgenen Orte: die vornehme Frau, der Ketzerbischof und der Nigromant. Dieser zog seine Kreise, sprach die Zaubersprüche und tat alles, was zur Beschwörung gehört. Da erschien ihnen ein Teufel in Gestalt eines bekränzten Knaben, der sie fragte, was sie von ihm wollten. Und der Nigromant und der Ketzerbischof wandten sich an die vornehme Frau mit der Frage, was sie für ein Anliegen habe. Diese aber ist tief erschrocken, die Furcht vor Gottes Strafe hat sie ergriffen, und sie antwortet nichts. In diesem Augenblicke wendet sich der Teufel und geht zu einer Mauer, nimmt dort den Kranz von seinem Haupte und kniet anbetend nieder. Dann kehrt er auf den früheren Platz zurück und fragt von neuem, was sie wollten. Die Ketzer fordern die edle Frau zum Sprechen auf, sie aber wagt vor Angst nicht, ein Wort zu sagen. Der Teufel jedoch geht abermals zu der Mauer, wo er anbetend niedergekniet war, und neigt sein Haupt, doch behält er den Kranz und beugt das Knie nicht zur Erde. Als er darauf zurückkehrt, befragen ihn die Ketzer, warum er das erste und zweite Mal so getan habe. Darauf erwidert der Teufel: „Hinter der Mauer liegt in einem Hause ein Kranker. Ein Geistlicher trug zu diesem den Leib des Herrn. Da mußte ich den Kranz vom Haupte nehmen und anbetend niederknien, weil geschrieben steht: Im Namen Jesu beugen sich alle Knie im Himmel auf Erden und in der Hölle. Als ich aber zum zweiten Male dorthin zurückging, da hatte der Priester dem Kranken den Leib des Herrn gereicht, so daß er nur das leere Gefäß trug. Daher legte ich den Kranz nicht ab und beugte auch mein Knie nicht, aber aus Ehrfurcht vor dem Träger und dem Gefäße des Sakraments neigte ich grüßend mein Haupt.“ Da wurde der Ketzerbischof ein wahrer Christ und begann alsbald den Glauben Christi zu predigen und die Irrlehre zu bekämpfen. O, welche über alles Lob erhabene Bürgschaft für die Wahrheit unseres Glaubens gibt uns diese wahre und ungewöhnliche Geschichte! Es leben noch viele, die von dem Ereignis sichere Kunde haben.

8. Auf deutschem Boden ist die umgebildete Sage in wesentlich anderer Fassung in Magdeburg lokalisiert. Dort hatten die Franzis-

[1]) The Opus Majus of Roger Bacon edited by John Henry Bridges. Vol. II. Oxford 1897, p. 397 (Moralis Philosophia, Pars Quarta).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kaner bereits im dreizehnten Jahrhundert ein Studium; möglicherweise stammt die neue Sage aus diesem Kreise. In jedem Falle ist sie aber sehr zeitig von den Dominikanern übernommen worden, denn sie ist zuerst nachweisbar in einer umfänglichen Dominikanersammlung, die den Namen Annulus führte. Leider ist bis heute noch keine Handschrift davon wiedergefunden, nur eine Reihe von Einzelexempeln daraus sind bekannt. Aus ihnen hab ich die Sammlung bereits früher zu charakterisieren versucht[1]). Aus dieser Quelle ging im fünfzehnten Jahrhundert unsere Sage als Exempel in ein Predigtwerk über, das uns in einer Handschrift vom Jahre 1447 erhalten ist. Diese Handschrift gehörte früher ins Kloster der Augustiner-Chorherren zu Sagan und befindet sich jetzt auf der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau[2]). Die Sage lautet hier folgendermaßen:

Man liest in einem Buche, das Annulus genannt wird, im ersten Teile, Kapitel XI die folgende Geschichte. In Magdeburg, einer Stadt Sachsens, lebten einst drei Genossen, Söhne reicher Eltern, die wegen ihrer leichtsinnigen Lebensweise in die äußerste Not geraten waren. Diese faßten gemeinsam den Entschluß, in Verkehr mit einem Nigromanten zu treten. Der Nigromant ging mit ihnen in einen Keller, und dort vollführte er in einem Kreise, den er gezogen hatte, seine Zauberei und sprach seine Beschwörungen. Und plötzlich vor der Mitternachtsstunde, leuchtete ein Licht auf, der Keller wird geschmückt, Thronsessel werden aufgestellt. Es erscheint ein mächtiger König mit großem Gefolge und zahlreicher Ritterschaft. Der König fragt, was der Magister mit seinen Gefährten wolle. Und sie verlangen Reichtum von ihm und geben das Versprechen, ihm in allen Stücken seinen Willen zu tun. Da spricht der König: „Überlegt es euch acht Tage, ob ihr mir den Treueid leisten und Christus und seiner Mutter abschwören wollt; unterdessen werdet ihr an einer bestimmten Stelle (uud er nannte den Ort) soviel Geld finden, als ihr während der acht Tage braucht. Nachher, wenn ihr darüber nachgedacht habt, könnt ihr hierher zurückkehren.“ Und sie erwidern, sie seien mit diesem Bescheide des Königs einverstanden. Während dies vor sich geht, erhebt sich der König, nimmt die Krone ab und kniet anbetend nieder, dann setzt er sich wieder und fährt in den Verhandlungen fort. Aber nach kurzer Zeit steht er von neuem auf und verneigt sich, ohne aber niederzuknien. Der Magister, der mit seinen Gefährten darüber erstaunt, beschwört nun den König und fragt ihn, warum er so lange anbetend niedergekniet sei. Da antwortet der König: „Der Pfarrer von St. Johann ging mit dem Leibe Christi vorbei zu einem Kranken. Christus aber muß ich anbeten, da geschrieben steht: Im Namen Jesu wird sich jedes

[1]) Vgl. Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde, Jahrg. 1911/12 S. 207 ff.

[2]) Cod. ms. I. F. 694; darin das Exempel auf Bl. 295va; vgl. den lat. Text in Exempla, hg. v. J. Klapper, Heidelberg 1911 Nr. 60.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Knie beugen im Himmel, auf der Erde und in der Hölle. Als der Priester aber ohne den Leib Christi zurückkam, mußte ich mich wegen der Würde seines Amtes verneigen." Als das jene Beschwörer vernahmen, da taten sie Buße und kehrten nicht zurück. Und sie änderten ihr Leben, und einer von ihnen trat in den Predigerorden ein.

Die gleiche Fassung, aber ohne Quellenangabe und mit der Angabe, daß es der Pfarrer von St. Jakob ist, der das Sakrament trägt, ist bereits in einer schlesischen Handschrift aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nachweisbar[1]). Diese Handschrift stammt aus dem Breslauer Dominikanerkloster. Wir haben es somit mit einer auch in Schlesien gern gehörten Teufels- und Zauberersage zu tun. Die Verwandtschaft ihrer Motive mit einer ganzen Reihe von schlesischen Sagen unserer Zeit liegt offen zu Tage. Diesen Vergleich durchzuführen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur zum Schluß noch auf die in Mitteldeutschland lokalisierten Sagen vom bergentrückten Kaiser hingewiesen, die in der Beschreibung des Palastes und des Gefolges gewisse Ähnlichkeiten mit unserer Zauberergeschichte aufweisen. Der Gedanke, daß die mitteldeutsche Franziskaner- und Dominikanererzählungsliteratur des dreizehnten Jahrhunderts für die Entwicklung dieses weltlichen Sagenkreises Bedeutung besitzt, drängt sich in solchen Betrachtungen immer wieder auf. Daß die Sage noch heute lebendig im Volke ist, ist unwahrscheinlich; aber ihre Elemente, die ja natürlich auch in vielen anderen mittelalterlichen Exempeln der gleichen Zeit nachweisbar sind, blieben in der Volksüberlieferung lebendig und ordneten sich neu um den Sagenhelden der beginnenden Neuzeit, um Faust.

[1]) Breslau, Kgl. u. Univ.-Bibl. Cod. ms. I. F. 115; daraus abgedruckt in meinem Buche Erzählungen des Mittelalters, Breslau 1914 S. 327 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Südgroßrussische Volkslieder.

Gesammelt von Emmy Haertel (Breslau).

Diese Lieder, welche ich im Sommer 1913 aufzuzeichnen Gelegenheit hatte, entstammen dem Dorfe Pokrovskoje unweit Pjeremysch im Gouvernement Káluga. Sie sind mir von Bäuerinnen, drei Frauen im Alter von 40—60 Jahren und einem 16jährigen Mädchen vorgesagt worden, die teils aus Pokrovskoje, teils aus dem Nachbardorf gebürtig sind und stets in diesem Bezirk gelebt haben.

Schon im Sommer 1912 hatte ich mich darum gemüht, Volkslieder in Pokrovskoje zu sammeln; im Laufe eines Monats hatte ich oft genug Gelegenheit, dem Gesang der Frauen im Dorfe oder auf dem Gutshofe zuzuhören, aber alle Versuche, den Text im Gesang zu verfolgen, erwiesen sich als vergeblich. Die dialektische Färbung der Aussprache, zum Teil ganz ungebräuchliche und auch geborenen Russen unverständliche Worte, sowie der oft sehr rätselhafte Inhalt einzelner Lieder erklären das zur Genüge. Selbst den Damen des Gutes, die mit der dortigen Volkssprache gut vertraut sind, gelang es nicht, einen Text im Zusammenhang herauszuhören. Mein Wunsch, mir Lieder aufzusagen, fand damals leider kein Gehör. In diesem Jahre, wo ich dank der im Vorjahre angeknüpften Beziehungen von Anfang an bereits als Bekannte angesehen wurde, hätte sich mir die Gelegenheit, bereits aufgezeichnete Lieder im Gesang zn verfolgen und ihre Melodie nachzuschreiben, bieten können, wenn ich nicht gerade zur Erntezeit in Pokrovskoje gewesen wäre, wo Sonntags wie Wochentags von früh bis spät die Arbeit in den Feldern Alt und Jung beanspruchte und der Dorfgesang auf Wochen hinaus verstummte. Ich hörte ihn nur einmal gleich nach meiner Ankunft auf dem Gute: es war gerade Iljin djen, Eliastag, und eine Schar Bäuerinnen in farbenfroher Festkleidung, mit Garben in den Händen, kamen auf

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Gutshof, um mit Reigentanz und Gesang den Ernteanfang festlich zu begehen und von der Gutsherrschaft im voraus den Lohn für zugesagte Dienste entgegenzunehmen. Es wurde wie im Vorjahre zum Reigen gesungen. Außerdem gab meine Ankunft und die Anwesenheit anderer Gäste Gelegenheit zum Singen von Vjeličalnyje Pjesni, Liedern, für die im Deutschen schwer eine entsprechende Bezeichnung zu finden ist. Vjeličatj bedeutet: rühmen, preisen, man singt also Vjeličalnyje Pjesni zur Ehrung anwesender Persönlichkeiten. Ich nenne diese Gattung zum Unterschied von den Reigenliedern (chorovodnyje pjesni) Grußlieder[1]).

Wenn der ländliche Chor, sei es aus freiem Antrieb oder infolge einer Aufforderung jemand durch ein Grußlied ehren will, so wird zuerst nach Vornamen und Vaternamen[2]) gefragt, da es üblich ist, sie in den Text, der sonst in keinerlei Beziehung zu dem Angesungenen steht, einzuflechten; außerdem muß dem Chor bekannt sein, ob er verheiratete oder ledige Personen ansingt, um aus den Liedern das entsprechende auszuwählen. Die Wahl des Liedes erfolgt durch die Vorsängerin (Zapjevała), sie stimmt nach kurzem Besinnen ein Lied an, und der Chor, dem sämtliche Texte geläufig sind, fällt ein. Es erging mir mit diesen Grußliedern, deren eines auch mir zu Ehren gesungen wurde, wie im Vorjahre mit den Reigenliedern, ich verstand während des Gesanges nur einzelne Worte und Wendungen. Leider gab es, nachdem ich mit den Texten genau bekannt geworden war, keine Gelegenheit mehr, sie im Gesang zu hören. Man hatte zum Chorsingen keine Zeit, und selbst zum Aufsagen der Lieder machte es Mühe, der Frauen in Arbeitspausen habhaft zu werden. Meine Versuche aber, die eine oder andere zum Absingen eines Textes zu bewegen, waren erfolglos; jede einzelne behauptete, sie könne nur singen, wenn die anderen mitsängen.

---

[1]) Diese Liedergattung ist eine Spezialität des Landvolkes. In Städten wird schwerlich Gelegenheit sein, sie zu hören, wenn nicht bei berufsmäßigen Gesangsgruppen. Ich erinnere an die Zigeunerszene in Tolstojs „Der lebende Leichnam", in der ein solcher Grußgesang vorkommt.

[2]) Der in der höflichen Anrede übliche Vatername, d. h. die vom Vornamen des Vaters abgeleitete Namensform, in den Liedern: Iwanowitsch, Wassiljewna, Germanowna usw., verdrängen im Russischen ganz den Familiennamen. Obgleich bei den Grußliedern Vor- und Vatername Bedingung sind, haben die Frauen übereinstimmend die Lieder N 8 und 12, die dieser Forderung nicht entsprechen, als Grußlieder bezeichnet.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im allgemeinen haben die Gesänge, die ich von Frauen gehört, eine eintönig schleppende Melodie ohne ausgeprägte Grundstimmung, sie werden mit schreiend lauter Stimme und breiter, gaumig klingender Tonbildung ohne jede dynamische Abstufung abgesungen. Ungleich höher, sowohl gesangstechnisch wie musikalisch-ästhetisch, steht der Gesang der Männer. Ihre meist vierstimmig gesungenen schwermütigen Weisen sind von gradezu ergreifender Schönheit. Beim Absingen der Reigenlieder stehen zwei Frauen, die Vorsängerinnen, inmitten eines Kreises von acht bis zwölf Frauen und Mädchen, der sich in gemächlichem Schritt während des Absingens des Reigenliedes in der Runde bewegt.

In den von mir gesammelten Liedern begegnen Grundzüge nicht nur russischer Volkslyrik wie -epik, sondern auch westslavisch-baltischen Volksgesanges. Es ist einmal das überall durchdringende Naturgefühl, das die meisten Gesänge mit einem Anruf an die umgebende Natur beginnen läßt, und die Neigung zur Parallele, wie: die junge Kiefer ist grün — Iwans Frau ist jung. Im Geheg' im Garten wuchsen Waldesbeeren — die junge Fürstin aber lebte mit dem Fürsten in dem Schloß, N 7, 19 u. a. Im allgemeinen sind die Naturbilder dem Rahmen entsprechend gewählt, in dem sich das Leben dieser südgroßrussischen Landschaft abspielt, blumige Wiesen, steilaufsteigende Flußufer, Gärten, Teiche und die ihnen eigene Tierwelt. Aber auch das blaue Meer, das der eigenen Anschauung der Sängerinnen entrückt ist, kommt darin vor, und der Schwan, obwohl sicher angenommen werden kann, daß kaum je eine von ihnen einen Schwan gesehen hat. Beides erinnert an Lieblingsmotive der Bylinendichtung. Auch die der slavisch-baltischen Volksdichtung eigene Vorliebe für poetische Übertreibungen, die gern den besungenen Gegenstand möglichst prunkhaft schildert, spricht aus diesen Bildern. Wir begegnen der goldnen Glocke, der goldnen Flinte, dem goldnen Becher, dem goldnen Stuhl; das Motiv des Fischfanges mit den seidenen Netzen und silbernen Haken in N 3 findet fast wörtliche Entsprechung in mehr als einer litauischen Daina. Und Bilder, wie in N 21, das die Beziehungen der Geschlechter zu einander in derben Farben malt, so wie N 11 und 12, die die Perspektive auf das gefürchtete Haus der Schwiegereltern und eine dem Mädchen aufgezwungene, unerwünschte Ehe eröffnen, sind jedem bekannt, der nur einen Blick in slavisch-baltische Volksdichtung getan.

Auch die sprachliche Form der Lieder aus Pokrovskoje zeigt

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eigenheiten der russischen Volksdichtung: altertümliche Infinitivendungen, Bewahrung der vollen Form des Pronomens beim reflexiven Verb und ausgesprochene Vorliebe für das prädikative Adjektivum.

Bei der phonetischen Umschreibung der Texte ist auf die dialektische Färbung der Sprache, wie ich sie beim Aufsagen der Lieder vernommen, Rücksicht genommen worden. Zur näheren Erklärung bemerke ich Folgendes. Wie in der Hochsprache findet Assimilation tönender an tonlose oder, je nach der Stellung, tonloser an tönende Verschlußlaute und Spiranten statt, Gruppen von Zischlauten fließen zusammen, und g erleidet die üblichen Verschiebungen zur labialen und gutturalen Spirans, die ich durch ein ḡ bezeichne; in s'er'g'e, N. 21 verhallte es ganz. Abweichend von der Hochsprache ist die Behandlung des v, es ist im Anlaut mehr oder weniger zu einem dumpfen u̯ vokalisiert, ebenso in der Präposition v, die mitunter kaum von der Präposition u zu unterscheiden ist. Vor Doppelkonsonant und in vdovuška war es kaum zu vernehmen, ich habe solche Fälle durch ein in Parenthese gesetztes u̯ bezeichnet. Doch bleibt v als labiale Spirans in vs'eḡdá, vs'e und ebenso vor Vokal in vo, vorab'éj usw. Auslautende tönende Verschlußlaute sind fester artikuliert als inlautende, für mein Gehörsempfinden aber gehen sie nicht ganz in tonlose über. Ich schließe mich bei ihrer Schreibung der von Smal-Stockij in der Ruthenischen Grammatik, Sammlg. Göschen, angewandten an, schreibe also sadt, n'évodt usw. — Im Vokalismus herrscht Akanije, doch liegt in der Stellung = o + Konsonant, o + Konsonant vor dem Hochton — auf der ersten Silbe ein schwacher Nebenton, und das o ist weniger zu a abgeflacht als das dem Akzent unmittelbar vorausgehende; zur Bezeichnung dieses Lautes schreibe ich o̩ und bediene mich dieses Zeichens, wo immer ich eine Verschiedenheit der Klangfärbung wahrgenommen habe. Auch in der Stellung nach dem Hochton ist eine solche mitunter herauszuhören und in den Präpositionen, von denen po und do mehr die Neigung hat den o-Laut zu bewahren, als so und ko. Jatj, ě, wird unter dem Ton stets e gesprochen, vortonig und nachtonig gleitet es ebenso wie e nach i hinüber. Doch habe ich bei den e-Lauten ähnliche Unterschiede beobachtet wie bei o und bezeichne sie dementsprechend, der Klangfarbe gemäß, als e̩ und i. Jatj im unbetonten absoluten Auslaut hat fast ausnahmslos i-Klang. Überhaupt erleiden die unbetonten Kasusendungen fast alle erhebliche Abschwächungen, so wird gelegentlich oj zu i, sogar ach

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des localis pluralis klingt wie i, so u̯ novi s'eni, N. 6 Anmerkg., für v novych s'en'ach. Den Laut, welchen ja in unbetonten Silben hat, bezeichne ich e̯ oder i, und das dumpfe i nach ž und š mit i̯. — Ich mache noch auf das mehrfach vorkommende chóčut für cho̯t'at und auf den altertümlichen erstarrten Kasus sv'ekry, N. 11, aufmerksam, ferner auf Worte, die in der Hochsprache nicht üblich sind wie molod'enstvo, N. 7, po̯v'er'e, N. 13, in der Bedeutung von imuščestvo, uličat' gleich ugovarivat', N. 15, auf eigenartige Verbalbildungen wie vstr'en', N. 6 Anmerkg., skažuješ und sprašuješ, N. 20, und auf den Vokativ l'eb'edin, N. 1, 2. Auch die Neigung zur Bevorzugung des weiblichen Genus, wo in der Hochsprache das männliche oder sächliche üblich, verdient Beachtung, so choroma, N. 13, stul'a, N. 10, polot'ensa, N. 3, bl'uda, N 2, und der Plural voroty für vorota, N. 3.

Der Text ist durchweg mit dem Akzent versehen (es bezeichnet ' die Palatalität, ' den Wortton), mit dem mir die Lieder vorgesagt wurden, er weicht mehrfach von dem in der Prosasprache üblichen ab. Ich habe die Lieder mit Ausnahme einiger, die mir noch am Tage vor der Abreise aufgesagt wurden, derart nachgeprüft, daß ich sie nach dem Niederschreiben der Rezitierenden vorlas und später noch einmal ihrer Nachfolgerin; oft fiel diese ein und sagte dann das Lied genau so mit allen klanglichen und sprachlichen Eigentümlichkeiten zu Ende, wie ich es aufgezeichnet hatte. Ich kann also sicher sein, daß meine Aufzeichnungen getreu sind. Bei der Übertragung der Lieder ins Deutsche war ich mir von vornherein bewußt, daß das Wort tradurre è tradire auch an ihnen wahr werden wird. Das Eigene, Charakteristische läßt sich ja kaum in einer anderen Sprache wiedergeben, vielleicht sogar schwerlich in einem slavischen Idiom. Ich habe mich bemüht die Übertragungen auf den Ton unserer deutschen Volksdichtung zu stimmen, so oft es möglich war; fremdartig genug muten sie auch so noch an. In der Bemühung möglichst sinn- und wortgetreu zu übersetzen, bin ich der Form manches schuldig geblieben. Den gelegentlich in den Liedern vorkommenden Endreim im Deutschen zum Ausdruck zu bringen, ist mir nicht gelungen, und dem Schwanken des Metrums zwischen längeren und kürzeren Verszeilen habe ich mich zwar zu folgen gemüht, es ist mir aber nicht immer in dem Maße gelungen, wie ich wollte.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grußlieder.

Lieder für Eheleute.

1.

L'éb'ęd'in[1]), moj l'éb'ęd'in, l'eb'óduška b'élaja,	Schwan, mein Schwan, weißes Schwänchen,
K̄to žę u nas gǫspad'ín? Iván súdar' gǫspad'ín.	Wer ist bei uns Herr? Der Herr Iwan ist Herr,
Pǫ nóvym s'én'i chod'íl, grómk'im gółǫsǫm kr'ičál,	Geht durch den neuen Flur und schreit aus vollem Halse,
Łuk'ér'ušku smatr'él.	Hat nach Lukjérjuschka gesehn.
„Ivánuška, moj družók,	„Iwánuschka, mein Freundchen,
Ivánuška, gǫlubók,	Iwanuschka, mein Täubchen,
N'ę rugájs'a, n'ę bran'ís'a,	Schilt nicht, schimpf' nicht,
Mnoj mǫladój pǫchval'ís'a,	Lobe lieber mich Junge;
Ja u t'ib'á rum'aná,	Bin ja deine Rosenrote,
Ja u t'ib'á v'ęs'iłá,	Bin ja deine Fröhliche,
M'i'łym druškóm nazvalá."	Hab' liebes Freundchen dich genannt."

2.

L'éb'ęd'in, moj l'éb'ęd'in, l'eb'óduška b'élaja!	Schwan, mein Schwan, weißes Schwänchen,
Iván súdar' gǫspad'ín.	Der Herr Iwan ist Herr. Die Schwieger ist zu Besuch gekommen.
T'ósča ɣ góst'i pr'ichad'íla.	Er ging im Zimmer auf und nieder,
On pǫ gór'enk'i chad'íl,	Hat dem Nachtigallchen gepfiffen,
On sǫłóvušku sv'istál,	Lukjerjuschka hat er gesucht,
On Łuk'ér'ušku iskál,	Gesucht, gesucht und nicht gefunden.
Iskál, iskál i n'ę našól,	Da weinte er und ging von dannen.
Sam zapłákał i pašół.	Lukjerjuschka ist voller Eile
Łuk'ér'uška tǫrapl'íva	Hinausgegangen auf die Treppe,
Na kryl'éčkǫ vychad'íla,	Laut rief sie ihn,
Grómk'im gółǫsǫm kr'ičáła,	Sie schmollte ihrem Iwan.
Na Ivána vǫračáła:	„Kehr zurück, Herzensfreund,
„Vǫrat'ís, moj družók,	Kehr' zurück, mein Freundchen!"
vǫrat'ís', gǫlubók!	Wir wollen in den Garten gehn,
Pajd'óm s tabój ɣ sadók,	Zu sehn, ob da nicht Blumen blühn,
N'ę rascv'ół l'i tam cv'itók,	Ob nicht der Wein da reifte,
N'ę pasp'él l'i v'inagrádt,	
N'ę pará l'i jivó łamát',	Ob es nicht Zeit, ihn abzunehmen,
Na b'éłuju bl'údu kłast',	Auf weißen Teller ihn zu legen,
Ivánuška ugaščát'.	Iwanuschka ihn anzubieten.

[1]) Im Tolkovyj Slov. v. Dal hat l'eb'ed'in Endbetonung. Die Varianten Nr. 1 u. 2 sind mir von verschiedenen Frauen vorgesagt worden, und immer wurde die erste Silbe mit Nachdruck betont. Die Endsilbe bekam dabei einen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3.

U varót tr'i óz'ira širak'íje.
Pr'ijéchal'i bajára moladýje.
An'í šólkovym'i n'evadám'i,

Sa s'ir'ébr'anym'i sa kr'učkám'i,
An'í chóčut b'éluju rýb'icu lav'ít'.

„B'éla rýba (u)str'ep'in'ís'a,
Ty va šólkovyj n'évodt n'e m'ičís'a,
Ty u živýje rúk'i n'e davájs'a!"
„Iván súdar' dogadájs'a!

N'e puskáj Luk'ér'ušku za varóty,
Kak Pakróvsk'ije r'ib'áta voravát'i[1]).
An'í chóčut Luk'ér'ušku c'elaváti
Čér'iz tónkuju b'éluju polat'éncu,
Čér'iz čórnoje žemčúžnoje ožer'élje."

Am Tore sind drei große Teiche.
Junge Bojaren kamen angefahren.
Mit seidenen Netzen und silbernen Haken

Wollen sie das weiße Fischchen fangen.
„Weißer Fisch, mach' dich schnell von hinnen,

Schwimme nicht ins seidne Netz,
Falle nicht in flinke Hände."
„Herr Iwan sei auf der Hut,
Laß Lukjerjuschka nicht vor das Tor gehn,

Wo die Teufelsjungen von Pokrovskoje.
Lukjerjuschka wollen sie küssen
Durch das feine weiße Handtuch[2]),
Durch das schwarze Perlenhalsband."

4.

Po r'éčušk'i s'el'iz'ónušek plávajet,

Po býstr'en'k'i kasát'en'ka gul'ájet.
Charašó Ivánuška na Luk'ér'ušku z'irájet.
„Kudý že, majá Łukér'uška charašá,

Kudý že, majá Was'íl'evna pr'igažá?
Um'éješ l'i Łuk'ér'uška dómom žit'?"

Um'éju ja, Ivánuška, dom d'iržát'.

S tabój ja, Ivánuška, charašá,
S tabój ja, Ivánuška pr'igažá.

Es schwimmt ein Enterich den Fluß entlang,

Der Herzensschatz auf hurtgen Wellen.
Iwanuschka sieht nach Lukjerjuschka.
„Wohin denn, meine liebe Lukjerjuschka,

Wohin denn, meine hübsche Wassíljevna?
Verstehst du, Lukjerjuschka, den Haushalt zu besorgen?"

„Ich verstehe, Iwanuschka, den Haushalt zu besorgen.

Bin deine gute, Iwanuschka,
Bin deine hübsche, Iwanuschka.

5.

Čér'iz tot vysók t'ir'óm
Pral'et'él tam sakól,

Über jenen hohen Turm
Flog ein Falke hin,

Nebenton. Bei dreisilbigen Wörtern mit Anfang- oder Endbetonung war häufig ein solcher Akzentausgleich zu bemerken. Siehe dazu auch S. 67 über Klangfarbe von o und e.

[1]) Bei der Wiederholung des Liedes sagte die Aufsagende b'edovýje; es sind beide Worte üblich.

[2]) Das Küssen durch das Handtuch und Halsband geschieht aus Rücksicht und Hochachtung, um nicht Lukjerjuschkas Hals mit den bärtigen Lippen zu berühren.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Uran'íł kọłakół,
S'ir'ébr'ẹnyj, zọłatój.
„Łuk'ér'u'ška padym'í!"
„Mn'ẹ n'ékaǧda padn'át',
Ja pọ gór'ẹnk'i chažú,
žẹmčužónušku n'ižú,
Ja k ab'édn'i sp'išú,
A n' Bóǧu mal'íts'a,
žẹn'iškóv vyb'irát'.
Ja výbrała žẹn'iška
Iz car'óva kabačká,
Na n'óm šápọčka sm'ijóts'a,
Rukav'ícy gọvar'át:
„Nas[1]) Łuk'ér'ušku vzát',
Vas'íl'evnu vzát'."

Ließ eine Glocke zu Boden fallen
Von Silber und von Gold.
„Lukjerjuschka, heb sie auf!"
„Hab keine Zeit sie aufzuheben,
Ich geh im Stübchen hin und her
Und reih mir Perlchen auf.
Zur Mittagsmesse sput ich mich,
Doch nicht, um da zu beten,
Seh mich nach einem Freier um.
Ich wählte mir ein Freierchen
Aus des Kaisers Schenke.
Auf ihm lacht das Mützchen
Und die Handschuh' sprechen:
„Wir nehmen uns die Lukjerjuschka,
Nehmen uns die Wassiljewna."

6.

U čárọčk'i ɣ s'ir'ébr'an'i, ɣ zọłatój
Był v'inóčik.
U Ivánuška dọragój razumóčik,
N'iǧd'é n'ẹ pjót, n'ẹ gul'ájẹt.
N'iǧd'é n'ẹ prázdnujẹt,
Damój pr'ibyvájet.
„Ty, Łuk'er'uška razúj!"
„Ja žẹ rádaba (sic!) razúła
Pọzabyła kak zavút.
Už ja nóžẹn'ku razúła,
Ja Iwána nazvalá,
Ja drugúju razúła
Iwánov'ička.

Im Becherchen, im silbernen, im goldenen[2])
War Branntwein.
Iwanuschka hat mächtig viel Verstand.
Er trinkt nicht und er bummelt nicht,
Kommt immer gleich nach Hause.
„Lukjerjuschka, zieh mir die Stiefeln aus!"
„Würde sie dir gern ausziehen,
Doch ich weiß nicht wie sie heißen.
Hab ein Füßchen schon entkleidet,
Und das nannt ich Iwan.
Nun ist auch das andere bloß,
Ich nenn's Iwánowitsch[3]).

[1]) Die Anwendung des Akkusativs anstatt des zu erwartenden Dativs überrascht hier. Ich glaubte, daß hier ein Versprechen der Aufsagenden vorliege, doch versicherte man mir vonseiten der Gutsherrschaft in P., daß diese Redewendung in der dortigen Bauernsprache auch in der Alltagsrede üblich sei.

[2]) Aus anderem Munde hörte ich dieses Lied von Zeile 7 ab mit folgendem, anscheinend stark zersungenem Schluß:

U nóv'i s'én'i
Na mágk'i past'él'i.
„Luk'ér'uška, (ɣ)str'én' m'in'á ɣ s'én'ach!"
„N'edasúg sa mnoj był,
Ja doč karmíła,
U pẹr'ipútje ždála.
Ja ɣ takójẹ p'ẹr'ipútjẹ
Łáskovu n'ẹv'éstku (zu ergänzen vstr'ét'iła).

Im neuen Flur
Auf weichem Bette.
„Lukjerjuschka, komm zu mir in den Flur!"
„Ich hatte nicht Zeit,
Mußte die Tochter stillen,
Am Kreuzweg hab ich gewartet.
An diesem Kreuzweg (traf ich ist zu ergänzen)
Die freundliche Schwägerin.

[3]) Dieses und Lieder ähnlichen Inhalts werden von den Svachen, Frauen,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

7.

Sós'ẹnka zẹl'inája —	Die junge Kiefer ist grün —
Ivána žẹná moladája.	Iwans Frau ist jung.
Na svád'bu jivó (u)zb'irála	Zu einer Hochzeit hat sie ihn geputzt,
U z'il'ónyj chałát ad'ẹvála	In einen grünen Mantel ihn gekleidet,
Část'i púgovk'i zast'ẹgála.	Ihm die dicht gesetzten Knöpfe zugeknöpft.
„I pajd'óš ty moj m'íłyj na svád'bu,	„Und wenn du mein Lieber auf die Hochzeit kommst,
N'ẹ t'ir'áj svajẹvó moład'énstva!	So verliere nicht deinen jungen Sinn!
Jẹščó bát'ušk'ino p'rikazán'ije:	Noch lautet des Väterchens Befehl;
Dar'í, dar'í igr'ícy,	Schenke, schenke hübsche Sachen,
N'ẹ skup'ís'a.	Sei nicht geizig!“

Lieder für Junggesellen.

8.

U adnój znakóm'i úl'ic'ẹ	In einer bekannten Gasse
Ja uspómn'il stáry dom.	Erinnere ich ein altes Haus.
Tam agón' gar'ít	Da brennt ein Feuer
Kak zv'ózdočka do połúnoči.	Wie ein Sternchen bis zur Mitternacht.
N'ẹ znáju, kak v'ét'er zanav'ésočku	Ich weiß nicht, wie der Wind
L'igon'ko šẹvil'ít.	Den Vorhang leicht bewegt.
Vychod'íła aná ka mn'é u l'ic'é bl'édnaja	Sie kommt zu mir mit bleichem Antlitz,
S raspúščẹnoj kasój,	Mit herabhängendem Zopf
Govar'íła aná mn'é r'éči d'érsk'ije,	Und spricht zu mir gar kecke Reden,
Katóryje sam n'ẹ znál,	Die ich selbst nicht gewußt,
Ab múžẹstv'ẹ, ab drúžẹstv'ẹ,	Von Mannesmut und Freundschaft
A dál'ni storan'é.	Und von fernem Lande.

9.

U čístom pól'ẹ	Im freien Felde
Staít Al'eksándruška,	Steht Aleksándruschka,
Sam kurážits'a	Tut sich da groß
Sv'ét Pávlov'ič.	Der liebe Páwlowitsch.
Zar'ažájẹt zołató ružjó,	Er lädt sich eine goldene Flinte
Puskájet ón u č'isto pól'ẹ	Und schießt drauf los ins freie Feld
Za zájcam'i, za l'isícam'i,	Nach Hasen und nach Füchsen
Za krásnym'i, za d'ẹvícam'i.	Und nach schönen Mädchen.

10.

U ługách, z'ẹl'inych ługách	In den Wiesen, in den grünen Wiesen
D'évki gul'ál'i,	Gingen Mädchen auf und nieder,

die nach der Hochzeit das junge Paar in die Kammer geleiten, gesungen, während die junge Frau, altem Gebrauch gemäß, ihrem Mann die Stiefel auszieht.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cv'ityˊ rval'i, kav'ór stłál'i.	Pflückten Blumen, breiten einen Teppich aus.
U̯ tom kavrú zo̯łatá stul'á,	Auf diesem Teppich steht ein goldener Stuhl,
U̯ toj stul'é udałój mo̯lad'éc,	Auf dem Stuhl sitzt ein kecker Bursche
Ál'eksándr Pávlov'ič.	Aleksánder Páwlowitsch.
„Ružjó vaz'mú, gul'át' pajdú	„Ich nehm' ein Gewehr, ins freie Feld
U̯ čísto̯ pól'e̯, u̯ z'e̯l'inýˊ ługá,	Geh ich hinaus, in die grünen Wiesen
za zájcam'i, za l'isícam'i,	Nach Hasen und nach Füchsen
Za krásnym'i, za d'e̯vícam'i.	Und nach schönen Mädchen.

Lieder für Mädchen.

11.

U̯ varót, u̯ varót, u Germáno̯vych	Am Tor, am Tore der Germánows
Raslá, výro̯sła tónka d'ér'e̯vca,	Wuchs, wuchs hoch ein schlankes Bäumchen,
Tónka vysaká,	Schlank und hoch
L'ístom širaká,	Mit breitem Laubdach
Jágo̯da s'il'ná.	Und vielen Kirschen.
Na tu jágo̯du napáła pt'íca,	Über diese Kirschen fielen Vögel her,
M'élk'ij vo̯rab'éj.	Kleine Spatzen.
Iz kal'íto̯čk'i, iz G'ermáno̯vi	Aus dem Pförtchen der Germánows
Výšła d'évuška L'úbuška,	Trat das Mädchen Ljúbuschka,
Aná šlá, pašlá,	Kam, ging auf sie zu und scheuchte:
Pašugúkała:	Schugu, schugu! kleine Vögel,
„Ty šugú, šugú,	Ihr vielen Spatzen!
M'élkaja pt'íca,	Pickt mir nicht im meine schwarzen
S'íl'nyj vo̯rab'éj!	Kirschen!
Ty n'e̯ kl'új majú čórnu jágo̯du!	Ich soll heiraten,
Mn'é zámuž itt'í,	Muß den Schwiegervater,
Sv'ókra dar'ít', sv'ékry žálo̯vat'.	Die Schwieger beschenken.

12.

U̯ varót stajála,	Sie stand am Tor,
Mat' do̯ n'ej kl'ikála:	Die Mutter rief ihr zu;
„Ty pajd'í Avdótja	„Du Awdotja, komm zu mir,
Ty pajd'í dušá!	Komm zu mir, mein Herz!
My t'ib'á prasvátal'i,	Wir haben dich weggefreit,
My prasvátal'i za stárava,	Weggefreit an einen Alten,
Za stárava, za udáłava.“	Einen Alten, einen Kecken.“
„Už ty stáryj p'ós!	„Hu! du alter Hund,
Sakrušíl majú bújnuju gólo̯vu,	Hast mir meinen muntren Kopf
Š'ółkam'i l'éntam'i	Ganz zerdrückt mit Posamenten
S prozum'éntam'i.“	Und mit seidnen Bändern.“
Zo̯łatój kas'ík	Der goldene Zopf
Na zad'é v'is'ít.	hängt ihr am Rücken nieder.
Dún'a pl'áše̯ts'a i płáčе̯ts'a.	Dunja tanzt und weint.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

13.

Lugá majá, ługá zęl'inája,	Grüne Wiese, meine grüne Wiese,
O góry krutýje, az'óra głubók'ije,	Ihr steilen Berge, tiefen Seen!
Sto rubl'éj dát'i, góru podkapát'i,	Hundert Rubel möcht ich geben,
A tys'ęču dát'i, Varváru vz'át'i,	Möchte einen Berg ausgraben,
Kak u nášej Varváry	Tausend Rubel möcht ich geben
Prídanova mnóga.	Und Barbára freien.
Jéj pr'idanova mnóga	Denn Barbáras Mitgift ist gar groß,
S'ełó i d'ir'évn'a,	Ihre Mitgift ist gar groß,
Górod i gub'érnija,	Das Kirchdorf und ein Dörfchen,
T'éręm i charóma,	Die Stadt und die Gubernia,
Bal'šója pav'ér'ije.	Ein Haus mit großen Zimmern
	Und viel Hab und Gut.

Einer Wittwe.

14.

Mnóga gast'éj, mnóga gast'éj	Viele Gäste, viele Gäste sitzen in der Laube.
U b'is'éd'i s'id'át.	Da ist der Gast, da ist der Gast
Tut ta góst'a, tut ta góst'a,	Lisawjétuschka Aleksándrowna.
Lizav'étuška Al'ęksándrovna.	Leise ist sie herangekommen
T'ícho pr'išlá, charašó s'id'éła	Und sitzt nun da zum Schmuck der
ukras'íła vs'u b'es'édušku,	ganzen Laube,
Vs'u v'és'óluju.	Der ganzen freundlichen Laube.
Na s'ej úl'ici, iz akól'icy	Auf diese Gasse, aus dem Gehege
Tam l'et'ít pt'ička	Fliegt ein Vögelchen,
N'ęznakómaja, raznop'óraja.	Ein unbekanntes, buntgefiedertes.
Náša po p'órušku,	Unser ist's den Federn nach,
Náša po gółosu.	Unser nach der Stimme,
Náša (u)dóvuška	Unser Wittwchen
L'izav'étuška Al'ęksándrovna.	Lisavjétuschka Aleksándrowna.
Nazvalá bratcá	Sie rief das Brüderchen
Igrát' na úl'icę:	Zum Spielen auf die Gasse:
„Brát'ic m'íl'ęn'k'i,	„Liebstes Brüderchen,
gółub' s'íz'ęnk'i,	Graublaue Taube,
Pajd'óm s tabój igrát' po úl'icę."	Laß uns auf der Gasse spielen."

In anderer Fassung wurde diesem Lied folgender schwer verständliche Schluß gegeben:

„Sa gúsl'am'i a ja s ładón'am'i."	Mit Gußlen und mit Händeklatschen.
N'ę býło gusl'ám, zvónčej (!) ładón'i,	Es war nicht Gußlenspiel und Händeklatschen,
I n'ę býło druškú	Und nicht das Freundchen,
Rodnóm bát'ušk'ę	Das liebe Väterchen.
Rodnój bát'uška vp'er'ódt id'ót,	Das liebe Väterchen geht voran,
Choravódt id'ót.	Man tanzt den Reigen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reigenlieder.

15.

Gd'e d'ęvál's'a tot cv'itóčik,	Wo ist das Blümchen hingekommen,
Što dal'ínu ukrašál?	Das das Tal geschmückt?
Gd'e moj m'íl'ęnk'i Wan'úša,	Wo ist mein lieber Wanjúscha,
Što slavám'i ul'ičál?	Der mich mit Worten betört?
Pal'st'íł m'in'á sławám'i,	Mit Worten hat er mir geschmeichelt,
M'íł uv'ér'íł na vs'ęgdá,	Der Liebe hat für alle Zeit
M'íł uv'ér'íl, m'íł astáv'íł	Er hat mir Liebe gelobt,
Mn'é mal'útku na rukách.	Er hat ein Kind mir auf dem Hals gelassen.
(U)zgl'ęn'í, (u)zgl'ęn'í na mal'útku	So oft ich auf das Kleine sehe,
Ja sl'izám'i ọbaljús'.	Werd ich mich in Tränen baden.
Čér'iz t'ib'á, majá mal'útka,	Deinetwegen, du mein Kleines,
Búdu płákat' d'én' í nóč,	Werd ich weinen Tag und Nacht.
Čér'iz t'ib'a, durák Van'úša,	Deinetwegen, Narr Wanjuscha,
Paidú, u mór'ę utapl'ús'.	Geh ich mich im Meer ertränken.
Aná, právoju rukój	Sie, noch mit der Rechten winkend,
Kr'ičít: „M'íłyj moj, praščáj!“	Rief: „Mein Lieber, lebe wohl!“
Aná rúsoju kasój	Sie, mit ihrem blonden Zopfe,
Tr'ęp'itáła po valn'é.	Zitterte noch auf den Wellen.
„Vy, krutýje b'ęr'igá,	„Ihr steilen Ufer,
B'ęr'ig'ít'ę majó d'it'á!	Behütet mein Kind!
Vy, žołtýje p'ęsk'í,	Du gelber Sand,
N'ę davájt'ę grúst'i, task'í!	Halt es fern von aller Sorge!
O ty, b'ełaja b'ér'óza,	O, du weiße Birke.
Ad'ęváj majó d'it'á!	Kleide du mein Kind!
Vy, krutýje b'ęr'igá,	Ihr steilen Ufer,
B'ęr'ig'ít'ę vy jich vs'éch!“	Hütet Ihr sie alle!“

16.

U ługách, z'ęl'iných ługách	In den Wiesen, den grünen
Rast'ót travá šałkóvaja.	wächst seidenweiches Gras,
Cv'itút cv'ity łazórovy.	Blühn lasurfarbne Blumen.
Carvú cv'itók, zavjú v'inók.	Ich pflück' ein Blümchen, flecht einen Kranz
Svajęmú druškú	Meinem Freundchen
Na gołóvušku.	Aufs Köpfchen.
„N'ęs'í m'iłój, n'ę zabyváj!“	„Trag es Lieber, wirf's nicht ab,
L'ub'ít' p'ęr'istáł,	Liebe, mein Lieber, vergesse nicht!“
N'ęčást'ęn stał,	Er hört' zu lieben auf, da ging's ihm schlecht —
U t'urmú papáł.	Er kam gar ins Gefängnis.
„U t'urm'é s'ižú,	„Im Gefängnis sitz' ich,
U aknó gl'ežú,	Durch's Fenster seh ich,
N'ejd'ót l'i majá razl'ub'éznaja,	Kommt denn meine Herzliebste nicht,
N'ę n'ęs'ót l'i mn'é aná	Bringt sie mir nicht ein Stücken Brot?“
Kusók chl'ébuška.“	

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

17.

O ž ty sadt, o moj sadt, ty z'ęl'ón'ęn'k'i, moj,
Óčęn' rána cv'it'óš, asypáješ̆s'a.

Kudý m'íłyj, id'óš, sab'iráješs'a,

U saf'ányje sapašk'í abuváješs'a,
Ů s'ínyj chałát ad'ęváješs'a?
Ša vs'ém'i l'ud'm'í raspraščajęšs'a,
A sa mnój mọladój n'ę praščás' pašół.
M'íłyj i prast'ís' sa mnój,
Skaží „míłaja praščáj!"
Tam l'it'éła páva
Čér'iz s'ín'ę mór'ę,
Uran'íła pava iz kryłá p'éryško.
Mn'e n'ę žálko p'ęrá, žál' m'ne mọlatcá,
Mn'e n'ę žál' mát'i i atcá,

žál' mn'e m'íłava druška.

O mein Garten, mein Garten, du mein grüner.
Gar früh blühst du, hast dich mit Blüten ganz beschüttet.
Wohin, mein Lieber, gehst du, machst dich auf den Weg?
Ziehst an die Saffianstiefel,
Nimmst um den blauen Mantel?
Von allen hast Abschied du genommen
Und gingst ohn' Abschiedswort für mich.
Lieber, auch mir sag: Lebe wohl!
Schilt nicht, schmäh nicht,
Sage: Liebe, lebe wohl!
Da flog ein Pfau hin über's blaue Meer,
Verlor aus seinem Flügel eine Feder.
Mir ist nicht leid um diese Feder,
Leid ist mir um den Burschen.
Nicht leid ist mir um Mutter oder Vater,
Leid ist mir um das liebe Freundchen.

18.

S'id'él'i dv'é gałúpk'i
Na v'étk'i z'ęl'inój.
Adná iz n'ich (u̯)spórchnuła,
Na b'élu grud' majú,
A ja mọladája (u̯)zdóchnuła,
Po m'íłóm t'ęžiło'.
„Id'í majá atráda
S'ęr'óža pastušók!"
Chad'ił ka mn'e at stáda
Na krutój b'ęr'ižók,
Igr'ał S'ęr'óža
S'ir'ébr'ęnyj ražók.

Zwei Täubchen saßen
Auf grünem Zweig.
Das eine flog auf,
Mir auf die weiße Brust.
Und ich Junge seufzte,
Nach dem Liebsten war mir bang.
Komme zu mir, meine Freude.
Du Hirtenbub', Sjerjoscha!
Er kam zu mir von seiner Herde
Hinauf auf's steile Ufer.
Auf seinem Silberhorne
Blies Sjerjoscha.

19.

U sadú jágọda l'isnája
Pod zakrýt'iję raslá,
A kn'ęg'ín'a mọladája
S kn'áz'ęm u̯ t'ér'im'ę žilá.
Vy slúg'i, maí slúg'i
Słúg'i v'érnyje maí.
Vy pajd'ít'ę, pavęd'ít'ę
Ván'u kl'účn'ika ka mn'é.
V'edút Van'úšu,
Ván'ę v'étrom kúdry vjot.

Im Geheg' im Garten
Wuchsen Waldesbeeren —
Die junge Fürstin aber lebte
Mit dem Fürsten in dem Schloß.
„Ihr Diener, meine Diener,
Ihr, meine treuen Diener,
Kommt her und führet
Wanja, den Beschließer, her zu mir!"
Man führte Wanja,
Mit Wanjas Locken spielt der Wind.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ty, skaží, skaží Van'úša
Skól'ka l'ét s kn'ęg'ínéj ználs'a?"
„Tol'ka znájet adná kn'ęg'ín'a,
Da jęščó kn'áz'eva kravát'[1])!
Asud'íl'i znat' Van'úšu
Na šolkóvyj pọjasók.
A kn'ęgín'a mọladája
Po Van'úšu
žizn' svajú skančáła.

„Du sage, sag', Wanjuscha,
Seit wie viel Jahren lebst du mit der Fürstin?"
„Darum weiß allein die Fürstin
Und das Fürstenbett!
Wanja hat man dann gerichtet,
An seidnem Gürtel aufgehängt.
Die junge Fürstin aber ließ
Um Wanjas willen ihr Leben.

20.

Iz bársk'ich varót vyjęzžájęt tam chałóp
Na(u)str'éču chałópu samá báryn'a id'ót,
Za sabój dóčku v'ęd'ót
Z dóčkoj r'éči gọvar'ít,
Ụ głazá chałópa bran'ít.

"Ty rassúk'in syn chałóp,
Ty gd'é býł, pabyváł?"
„Ad'inóčku pabyváł,
ad'inóčku nọčęvál.
Sudáryn'a, bajáryn'a,
Ja u vás na dvar'é,
Na vysókom t'ęr'im'é,
Vọ gór'ęnk'i vọ nóv'i,
Ụ p'ęr'ín'ę puchóv'i,
Na padúšk'ę šołkavój,
S vášej dóčkoj radnój."
„Rassúk'in syn, chałóp,
Na štó skážujęš?"
„Sudáryn'a, bojáryn'a,
Na štó sprášuješ?
Káby vý mn'a n'ę spras'íl'i
Ja by pó v'ek n'ę skazáł,
Na svajóm s'érdc'ę ud'ęržáł,
N'ę tavár'iščam skazáł,
Niktó pró nas n'ę uznáł."
„Ja na útrọ chałópa
Sa dvará dołój zgan'ú."
„Sudáryn'a, bajáryn'a,

Aus dem herrschaftlichen Tor fuhr der Knecht hinaus,
Ihm entgegen schritt die Herrin selbst,
Hat das Töchterlein zur Seite,
Spricht mit ihrem Töchterlein,
Fährt den Knecht mit harten Worten an:

„Hundesohn, du Knecht,
Wo bist du gewesen, hast dich aufgehalten?"
„Ganz allein bin ich gewesen,
Hab' alleine nachts geschlafen.
Herrin, Gebieterin,
Bei Euch war ich auf dem Hofe,
In dem hohen Hause,
In dem neuen Stübchen,
Auf dem weichen Lager,
Auf dem seidnen Kissen
Zusammen mit Eurem Töchterlein."
„Hundesohn, du Knecht,
Wozu sagst du das?"
„Herrin, Gebieterin,
Wozu fragst du mich?"
„Hättet Ihr mich nicht gefragt,
Hätt's mein Lebtag nicht gesagt,
Hätt's gehalten tief im Herzen,
Den Gefährten nicht gesagt.
Niemand hätt' darum gewußt."
„Morgen in der Frühe
Jage ich den Knecht vom Hofe."

[1]) Dieses Lied ist mir von 2 Frauen vorgesagt worden, und jedesmal war anstatt da deutlich: ja jęščó hörbar. Ich wurde auch nicht korrigiert, als ich nach dem Niederschreiben so vorlas und dabei sagte, daß ich die Stelle nicht verstände. Auf das da wurde ich durch eine russische Dame gebracht. So allein kommt Sinn in die Worte.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sam achótǫju pajdú
I zd'éłaju tr'i b'ędý:
Už ja ų p'érvuju b'ędú,
Páru kan'éj uv'ędú,
A ų drugúju b'ędú
Kal'ásku załažú,
A ų tr'étju b'ędú
Vášu dóčku uv'ezú."

„Herrin, Gebieterin,
Gehe selbst aus freien Stücken
Und drei Schaden richt ich an:
Gleich zum ersten führe ich
Ein Paar Pferde fort vom Hofe,
Und zum zweiten werde ich
Eure Kutsch' verpfänden,
Zum dritten aber werde ich
Euer Töchterlein entführen."

21.

Pǫ łuškám býło, pǫ łuškám
Pǫ z'ęl'ónym łuškám
Chód'at d'évk'i vǫ kruškách.
Pǫ drugój bók, starónušk'i
Udałýje mǫładcý,
Udałýje, v'ęs'ółyje,
N'ę žęnáty, chǫłostýje.
Pašl'í náši r'ib'áta
Dółu pǫ ókrugu gul'át',
Krásnyje d'évy vyb'irát'.
Výbrał d'évočku, výbrał krásnu,
N'ę v'ęl'íčku, n'ę małú.
N'ę v'ęl'íčka, n'ę małá,
Na n'éj šúbočka nǫvá,
Dušęgr'éjička krasná.
Kak udár'ił pár'en' d'évku
Pǫ b'éłomu l'icú,
Pǫ rum'ani pǫ ščik'é,
Pǫ žęmčužn'i pǫ s'irjé,
Kak žęmčúžnaja s'ir'ózička
Rassypáłas'a p'ér'ędt mółǫtcǫm
D'évčónuška raspłakáłas'a.
„N'ę b'éj, n'ęv'éža, n'ę tvajá
Byłá nad'éžda.
Káby ja byłá tvajá
Ja by słúšałas' t'ib'á.
Ja igráju, v'ęs'il'ús'a.
T'ib'á, moj družók, n'ę bajús'a.

Durch die Wiesen, durch die Wiesen,
Durch die grünen Wiesen
Gehn in Gruppen junge Mädchen
Und zur Seite, nebenher,
Kecke junge Burschen,
Kecke, fröhliche
Unbeweibte, Junggesellen.
Unsere jungen Burschen kamen
Unten durch den Gau zu streifen,
Sich schöne Mädchen auszusuchen.
Er hat ein Mädchen sich erwählt
Wählte sich ein schönes,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Trägt ein neues Pelzchen
Und ein wollnes, rotes Leibchen.
Wie der Bursch das Mädchen schlug
Über's weiße Antlitz,
Auf die rosige Wange,
Auf den Perlenohrring,
Wie das Perlenringchen
Vor dem Bursch in Stücke sprang,
Weinte laut das Mädchen.
„Schlage nicht, du grober Bursche.
Mach' dir keine Hoffnung.
Wenn ich dein gewesen wäre,
Hätt' ich dir gehorchet.
Ich spiele und belustige mich.
Dich, mein Freundchen, fürcht ich nicht.

22.

Razl'iváłas'a vadá, rast'iłáłas'a
travá —
Cv'ity, áłyję cv'ity —
U nás d'évk'i charaší.
A ta d'évka łúčše vs'éch,

Aus den Ufern trat das Wasser,
Grünes Gras keimt auf den Wiesen.
Blumen, purpurrote Blumen —
Unter uns sind hübsche Mädchen.
Und am schönsten ist das Mädchen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

U kas'é l'énta šir'ę vs'éch,
U kas'é l'énta širakája,
U choravódt gul'át' pašlá,
Mołatcá u s'értc'e zašlá.
U chałósta, u parn'óčka
Razgor'él'is'a głasá:
Óčen' d'évka charašá!
Čjevó ródu, čjevó dómu,
Kak zavút po im'en'i?"
„Majó ím'ę Kater'ína,
Maskóvskava kupcá doč.
Otajd'í mołotčik proč!
Mn'e s tabój staját' n'ę móč"
Pr'išół v'éčer, t'ómna nóč.
„U s'ijú noč prastajú,
Na t'ib'á pragl'ežú,
Na tvajú kracatú,
Na rúsuju kasú."
„Majá rúsaja kasá
Vs'emú górodu krasá.

Mit dem breitsten Band im Zopfe,
Trägt ein breites Band im Zopfe,
Kam zum Reigentanze,
Stahl sich in das Herz des Burschen,
Und dem Bursch, dem Junggesellen,
Brannten heiß die Augen.
Gar zu hübsch ist auch das Mädchen!
„Sag, woher, aus welchem Hause,
Und wie heißest du?"
„Katharina ist mein Name,
Kaufmannstöchterlein aus Moskau;
Fort von mir, du junger Bursche.
Darf bei dir nicht länger stehen."
Abend kam und dunkle Nacht.
„Diese Nacht werd ich durchwachen,
Auf dich seh ich immerzu,
Immerzu auf deine Schönheit
Und auf deinen blonden Zopf."
„Mein blonder Zopf ist eine Zier
Für die ganze Stadt."

23.

O moj sadt, sadt z'el'ón'en'k'ij,
Začém ráno zacv'et'óš, asypáješs'a?

Ty, kudá m'iłój id'óš, sab'iráješs'a?

Ty so vs'ém'i l'ud'm'í raspraščáješs'a,
U nóvyje sapagí abuváješs'a,
U z'el'ónyj chałát od'eváješs'a,
Části púgovam'i sast'egáješs'a,
A so mnój moładój vs'ó rugáješs'a?
Vorat'ís' m'iłój, rasprast'ís' sa mnój,

S krównoj d'év'ic'ej s dušój!

O mein Garten, grüner Garten,
Weshalb blühst du so früh, ganz im Blütenschmucke?

Du, wohin gehst du, mein Lieber, machst dich auf den Weg?

Ziehst dir neue Stiefel an,
Nimmst den grünen Mantel um,
Knöpfst die vielen Knöpfe zu?
Nimmst von allen Leuten Abschied,
Nur mich schiltst du immerzu.
Kehr zurück, mein Lieber! Sage, lebe wohl
deinem prächt'gen Mädchen mit dem warmen Herzen!

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zum Erfurter Neptanabustext.

Von Dr. Alfons Hilka in Breslau.

In der Festschrift unserer Gesellschaft, die aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Universität Breslau 1911 herausgegeben wurde (Mitteilungen XIII/XIV), habe ich aus einer Erfurter Handschrift eine romanhafte Jugendgeschichte Alexanders des Großen abgedruckt (Der Zauberer Neptanabus nach einem bisher unbekannten Erfurter Text, S. 188—198) und die Stellung dieses Textes innerhalb der übrigen Alexanderliteratur beleuchtet. Otto Weinreich in seinem dankenswerten Buche (Der Trug des Nektanebos, Wandlungen eines Novellenstoffes, Leipzig u. Berlin 1911) stand dieser Text noch nicht zur Verfügung. Ich konnte damals für den Bericht von den Wunderzeichen bei Alexanders Geburt auf das Epos Walters von Châtillon als Quelle hinweisen, das seinerseits als Fortsetzung dieser Enfances Alexandre am Schlusse des Erfurter Textes angeführt wird. Mit Recht machte sodann Fr. Pfister (in der Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur XXXVII 2, S. 145) darauf aufmerksam, daß der Zweck des Erfurter Textes, ganz ähnlich wie bei Jakob von Maerlant, Ulrich von Eschenbach und in der Basler Bearbeitung Lamprechts, offenbar der gewesen sei, Walter von Châtillon zu ergänzen, der dem Curtius folgt und daher die Nektanebosgeschichte ausgelassen hat. Dies wird nunmehr zur Gewißheit erhoben, seitdem ich durch die Beschäftigung mit einigen Handschriften der Alexandreis Walters auf die Zusätze gestossen bin, die den bisherigen Ausgaben fehlen. Es ergab sich nämlich, daß der Erfurter Text eine jener Einleitungen in Prosa darstellt, die dem Epos, um es inhaltlich zu vervollständigen, voraufgeschickt wurden. In der Handschrift des Britischen Museums Additional 23 891 aus dem XIII. Jahrhundert (vgl. Ward, Catalogue of romances I, London 1883, S. 96) finden wir vor dem Epos drei Prologe in Prosa, von denen der erste uns hier allein angeht. Er enthält in der Tat unseren Bericht von der Jugend Alexanders, und es ist klar, daß der Wortlaut späterhin los-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelöst und als eigenes Stück kopiert, somit auch in unsere Erfurter Handschrift aufgenommen werden konnte. Seiner ganzen Form nach zeigt der Londoner Prologtext, der auch wegen seines Alters nicht ohne Bedeutung ist, so viele Abweichungen von der früher gedruckten Erfurter Kopie, daß ich mich entschließen mußte, ihn hier vollständig wiederzugeben. Die Varianten dieser älteren Rezension einfach mitzuteilen, hätte ohnehin ein Gesamturteil über diesen Zweig der Alexandertradition, der nun klar vor uns liegt, nur beeinträchtigt.

Mein neuer Abdruck[1]) befolgt die früher angewandten Grundsätze bezüglich der mittelalterlichen Graphie und Interpunktion. Daß uns auch hier noch kein Original vorliegt, beweisen verschiedene Doppellesarten seitens des Kopisten: perpendebet vel cognoscebat 5 — peruersa vel infortunia 7 — vaticinatorem vel exponitorem sompniorum 22 — in diuersorio vel in recessu thalami 35 — sortilegiorum vel carminis 54 — alienis vel remotis 55 — fecit apparere vel videre 56 — sompni visionem vel fantasma 57 — fugere vel vitare 130. In lexikalischer Hinsicht verdienen etwa folgende Wörter angemerkt zu werden: adiuuamentum 43 — adunare 16 — appropiare 37 — carnalis (= mortalis homo) 141 — corporea carnositas 156 — depuratus 9 — determinacio 13 — detronisare 86 — dextrarius 139 — diuersorium 35 — exponitor 22 — incantamen 43 — infortunium 7 131 — introductor 132 — iuuamentum — omnimodus 15 — palliare veritatem 24 — perempniter 160 — protelare (= pergere) 65 — rancor 74 — reprehendibilis 64 — Sama (= frz. écaille) oui 95 — textualis 162.

Die Erzählung zeigt folgende Abschnitte:

1. Der ägyptische König Neptanabus, einer der trefflichsten Sterndeuter seines Landes, erkennt aus der Stellung der Gestirne im Verein mit dem Schüsselzauber, daß eine ungeheure feindliche Flotte zur Vernichtung seiner Herrschaft herannahe nnd jeder Widerstand aussichtslos sei. Er entzieht sich der Gefahr, indem er all seine Schätze eiligst und heimlich zusammenrafft und nach Griechenland flüchtet.
2. Dort führt in Abwesenheit des Königs Philipp, der auf einem fernen Kriegszuge begriffen ist, dessen Gemahlin Olympias die Regierung. Vor ihr versteht es der Fremdling, seine angeblichen Künste ins rechte Licht zu rücken. Seine Rolle als Traumdeuter nutzt er, auf den die seltene Schönheit der Königin einen tiefen Eindruck gemacht hat, dahin aus, daß er unter der Vorspiegelung, der Gott Juppiter beglücke sie mit der seltenen Gnade, sich

[1]) Mir lag eine von Herrn J. A. Herbert in London gütigst übersandte Photographie vor.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Sterblichen in der Gestalt eines Widders zu nahen, an das Ziel seiner geheimen Wünsche gelangt.

3. Da die Folgen hiervon alsbald bemerkbar sind — die Frucht ist der große Alexander, der Weltenbezwinger —, so muß der Zauberer den drohenden Groll des Königs von der geängstigten Olympias abzuwenden versuchen; er läßt vor Philipp in seinem fernen Kriegslager einen Widder im Traume erscheinen, der ihm verkündigt, daß seine Gemahlin durch den höchsten Gott einen Sohn erhalten habe, und diesem stehe die Weltherrschaft in Aussicht. Zugleich warnt ihn die Erscheinung davor, hieraus etwa einen Vorwurf gegen seine Gemahlin zu erheben.
4. Aber Philipp ist nicht so leicht zu überzeugen, denn nach seiner Heimkehr schleudert er Olympias als einer verruchten Ehebrecherin die ärgsten Vorwürfe entgegen und stellt all ihre Beteuerungen von dem göttlichen Charakter der ihr zuteil gewordenen Erscheinungen als Lügen hin.
5. Neptanabus, dem die Königin ihre Not klagt, wendet ein greifbareres Mittel an: durch seine Beschwörungskünste bringt er es dahin, daß bei einem Festmahl der Widder vor aller Augen auf den Tisch steigt und die Königin küßt. Philipp ist durch die erneute Wundererscheinung endlich überzeugt und söhnt sich mit Olympias aus.
6. Die Geburt Alexanders erfolgt unter allerlei ungewöhnlichen Vorzeichen: a) Zwei Adler vollführen auf dem Dache des Geburtshauses einen erbitterten Kampf. b) Philipp ist auf der Jagd, plötzlich fällt vor ihm ein Ei vom Himmel herab, aus dessen Schale eine Schlange hervorschlüpft, die das Ei umkreist, aber stirbt, bevor sie an ihren Ausgangspunkt zurückkehren kann. Dadurch ward angedeutet, daß Alexander in Babylon, dem Mittelpunkte der Welt, und in der Blüte seiner Jugend würde dahingerafft werden. c) Ein Lamm klagt mit menschlicher Stimme. Der Akt der Geburt selbst vollzieht sich unter den besten Auspizien, da Neptanabus selbst als Geburtshelfer und Astrolog bis zum günstigen Augenblick der Konstellation der Königin auszuharren gebietet. So werde das Kind weder feige nnd schüchtern noch ungelehrig und von mangelhafter Naturanlage sein, sondern von unvergleichlicher Art, eine Zierde des Kriegsberufes, ein Born der Weisheit, ein Schwert der Gerechtigkeit, der Inbegriff des Mutes und der Tapferkeit, der Beherrscher

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der ganzen Welt voll Glück, Anmut und Grazie in Wort und Tat. Der Knabe erhält den Namen Alexander.

7. Neptanabus überwacht sorgfältig dessen Erziehung, insbesondere bringt er ihm die Astronomie und Astrologie bei, sodaß der talentvolle Schüler ebenso die Gegenwart wie die Zukunft durchschaut. Als einst beide auf einem Berge die Himmelskörper betrachten, erkennen beide, daß dem Könige Philipp ein ungeheurer Krieg (durch die Perser) bevorstehe. Aber der Schüler steht bereits an Wissen über dem Meister. Er stellt ihn mit der Frage auf die Probe, ob seine Kunst ihm auch die Erkenntnis seines eigenen Schicksals vermittelt habe, und stößt ihn in den Abgrund, so daß Neptanabus nur noch Zeit hat, ihm zu enthüllen, daß er, wie schon längst die Sterne gezeigt haben, durch die Hand seines eigenen Sohnes den Tod habe finden müssen. Tiefbetrübt läßt Alexander Neptanabus, nachdem er die Leiche auf den Schultern in die Stadt gebracht hat, feierlichst bestatten.
8. Seine Studien vollendet der Jüngling unter der Leitung des berühmten Aristoteles.
9. Alexander gelingt es, ein gefürchtetes Wunderroß zu zähmen. An diese unvergleichliche Leistung war die Prophezeiung geknüpft, daß dem Bezwinger des trotzigen Rosses die Weltherrschaft beschieden sei. Philipp begrüßt diese Tat mit höchster Freude.
10. Der altersschwache König wird von einem mächtigen Vasallen, namens Pausonias, aufs tiefste gekränkt. Dieser wagt es sogar, Olympias in seinen Bann zu ziehen und seinen Herrscher auf den Tod zu verwunden. Alexander rächt den Vater unverzüglich, da er trotz seiner Jugend den fliehenden Mörder vor den Sterbenden schleppt und es diesem ermöglicht, mit des schwindenden Lebens letzter Kraft durch einen wuchtigen Schwertstoß den Ruchlosen in den Tartaros herabzusenden.

Soweit reicht die Jugendgeschichte des Helden Alexander. Seine späteren Großtaten besingt das nunmehr einsetzende epische Gedicht.

Incipit descripcio vite ipsius Alexandri

Quoniam materiam Alexandri pre manibus habemus componendam, de vita et moribus et eius origine prius videamus. Vnde notandum est quod in Egipto sunt optimi astronomi propter aeris puritatem. Inter quos fuit Neptanabus optimus astronomorum tunc temporis viuencium. Iste siquidem Neptanabus fuit rex Egipti, qui per suam periciam disposicionem stellarum et ordinem corporum supercelestium perpendebat vel cognoscebat. Ipse

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

volens scire vtrum nonnulla peruersa vel infortunia essent sibi ventura, peluim quandam accepit et infundens in eam aquam fontis valde depuratam et clarissimam et ymaginem quandam in eadem aqua mergens, hec omnia simul ad radios solares deportauit et ibidem per disposicionem stellarum cognouit multitudinem classicam per maris gremium venire in destructionem gencium necnon tocius sui regni determinacionem venientem. Ipse vero videns se non posse resistere tantis viribus sibi contrariis, ista nulli reuelans, quicquid auri et argenti cum omnimodo genere diuiciarum per totam terram colligens prout sciuit secrecius adunauit et suo regno derelicto in Greciam se transtulit.

Tempore quo facta sunt hec Philippus non erat in Grecia presens, nam contra quosdam militabat qui terram suam deuastabant. At Olympias, vxor eius, tanquam regina regni regimen ob regis absenciam gubernabat. Venit autem iste Neptanabus ad curiam regiam, fingens se vaticinatorem vel exponitorem sompniorum. Quod audiens regina mandauit pro eodem, cepit et inquirere de suis modis, de gestibus et negociis. Qui semper pallians veritatem se semper affirmabat vaticinatorem, et dum sic loquerentur adinuicem, ipse vultu vigilanti, oculis eciam immotis reginam contemplans tanquam pulcerrimam super specie eius erat stupefactus. Quod percipiens Olympias ait: O vates, quid me sic aspicis incessanter? Qui respondit dicens: O regina, nunc in te comperio quod dudum per disposicionem stellarum vel fatorum perceperam in Egipto. Quidnam ergo, respondit regina, vidisti? Qui ait: Procul dubio scias me vidisse Jouem se tecum permixturum in forma arietis, et ecce dies aduenit. Cui regina: Si super hiis haberem signum, crederem que nunc asseris. Vates ait: Noctis istius silencio quem predixi videbis in arietina forma latitantem et ne terrearis; fac lectum fieri in diuersorio vel in recessu thalami longe a tuo lecto. Quod factum est ita. Cum autem cuncta silerent in nocte, surrexit Neptanabus indutus pelle arietis et appropians lectum regine fecit tres saltus et in signum salutacionis inclinans caput recessit. Mane facto surrexit Neptanabus et dixit: O regina felix, vidistine signum? Cui regina: Vidi Jouem venientem ad me in arietis forma. Et ait Neptanabus: Nocte proxima se tecum permiscebit; ancillis ergo tuis remotis et lucerna fac iterum lectum fieri sicut primum, vt, si tu aliquid terroris pro tanta deitate paciaris, ego iacens in prefato lecto tibi sim consolator. Quo facto surrexit ille latenter et per sua incantamina versus in arietis staturam lectum regine subintrauit et quod querebat est adeptus, super femur potentissime ascendens. Et cum quantum vel plus quam potuisset hausisset, ante diem reuersus est ad suum lectum velleribus arietinis retropulsis, et hoc modo in aurora ambo surrexerunt. Regina totum factum Neptanabo renarrauit, quia ipsa nescia veri, ipsum Jouem ad ipsam deuenisse. Qui ait: Semper eum benigne recipias, quia quemadmodum vidisti eum, rursus sic veniet. Que respondit: Hoc solum desidero super omnia, quoniam michi est dulce super mel et fauum.

Neptanabus primo, secundo, tercio semper in arietis forma venit ad reginam, quousque fuit grauidata. Que cum vidisset vterum suum tumore

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

non modico subleuari, dixit Neptanabo: Si dominus meus hoc germen perceperit, ego penis afficiar combustionis. Vates ait: Qui te cognouit te saluabit. Et tunc Neptanabus per vires sortilegiorum vel carminis ante regem Philippum in partibus alienis vel remotis, in quibus erat, arietem iam dictum facit apparere vel videre cum voce sic dicentem: O Philippe, ne hec que iam percipies opineris esse sompni visionem vel fantasma, quin immo oculis vigilantibus pro rato teneas et affirmes quod deus omnipotens Jupiter cepit posita grauitate transfiguratus in arietem sicut vides cognouit Olympiadem, tuam uxorem, et in illa germen dimittens filium creauit tantum qui tocius mundi partibus uniuersis debet dominari et primum tenere principatum, et hoc prius nunciaui quam videres, vt, cum oculi facient fidem, tu similiter et corde confitearis nec quid molestie consorti lateris inferas de adulterio, cum non sit reprehendibilis, at tu pro tanti fetus genitore matrem curiosius quam prius reuereri non proteles. Hiis quoque peractis aries et vox illa recesserunt. Philippus igitur modico tempore post ab expedicione regrediens ad vxorem est regressus et cum eam vidisset grauidatam, dixit: O meretrix publica popularis, a quo concepisti? O vastatrix fidei matrimonialis copule, quanti dedecoris mendam michi contulisti! O meretricii fons et puteeus, luxus fomes, quid nostri lecti fedus abscidisti! Ha, quam crudelm vindictam nefandi rictus ardor tuus pruriens requirit et expectat. Et nemesis, nam profecto reddam tibi meritorum talionem, nisi semel deficiat michi genus tormentorum. Ad hec regina tremens respondit: Domine mi, michi reuerende pre ceteris, in me noxam hanc ne refundas, nam de deo deorum Joue sum nunc impregnata. Rex autem rancoris felle commotus ait: O quantis mendaciis te comperi cumulatam, namque scio quod mentiris!

Tunc Olympias videns regis tyrannidem posse nullatenus expiari, nunciauit Neptanabo. Qui consolatus eam dixit: Ne timeas, quoniam satis tempestiue dabitur regi huius facti signum dampnans criminis infamiam vel incestus. Et dum rex et regina et milites omnes et barones in aula discumberent, ecce aries palam omnibus sicut consueuerat apparuit inter omnes per coniuraciones vatis Neptanabi per aulam faciens diuersos saltus et per mensas, demum super mensam regis ascendens et reginam cunctis intuentibus basiauit. Quod cum vidisset rex, ait: O pars lecti fidissima, video quod te deus impregnauit, nam rei prius michi dubie nebulas extinxit fides occultata, insuper ipse Jupiter a supernis sedibus detronisans et deus in arietis forma dixit michi quod ipse te latenter inierat talis qualem me constat eum nunc vidisse. Quare rogo te ne reminiscaris iniquitatum mearum, sed contumelias dictas in te michi remittas iam veniam postulanti. Et sic per fallacias vatis rex et regina sunt in pace confirmati.

Cum regina puerum spaciis et temporibus debitis portauisset, ecce dies partus appropinquat. In quo die multa miracula sunt ostensa, nam die eadem tota pugnauerunt aquile super tectum domus in quo debebat Olympias parturire, quarum altera alteram superauit. Illa die Philippus rex per plana saltus dum venacionis exerceret officium, vidit ouum de celo cecidisse quod in duas partes suscepit sectum, de cuius meditullio serpens exiuit qui girans oui scamam, dum vellet reuerti vnde exierat, expirauit.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Et hoc mistice Alexandrum figurabat in Babilone quia in medio orbis et in flore iuuentutis moriturum. Illa die agnus mirabile dictu voces humanas nescio tamen quales eructauit. — Cum vero memorandi partus hora venisset, in districto respexit Neptanabus, intuens in celum vidit ineptam stellarum disposicionem et clamauit voce magna: O regina, sustineas modicum partus, quia si pepereris, puerum religiosum paries et timidum. Rursus respexit et vidit peiorem priore disposicionem. Quamobrem sicut primitus clamauit: Regina, ne adhuc parias, nam modo pareres puerum stolidum et nullius auctoritatis vel memorie reprobande Iterum vates sursum respiciens vidit omnes celicas constellaciones sonantes in omne genus bonorum. Tunc vates laxis arteriis forcius solito clamauit: O felix mater, nunc totis viribus tuis nitere et laxa vas vteri! Jam etenim paries filium paris expertem, scilicet florem milicie, thesaurum pericie, securim iusticie, audacie puteum, fortitudinis neruum, mundi dominum. Hic puer erit felix et grassiosus et facundus. Et cum hec vates perorasset, enixa est Olympias puerum, Alexandrum nomine appellatum, qui sub firmamento fuit rector tyrannus et in terris vnicus dominator.

Cum prefatus puer ad etatem congruam vel intelligenciarum capacitatem deuenisset, Neptanabo redditus est erudiendus, qui in uolucionibus miris planetarum vel in motibus firmamenti terrarum climata girantis vniuersa necnon in disposicionibus aeris a vate traditus est et excellenter introductus, ita quod per influencias supernorum non solum presencia, sed eciam futura perspicaciter agnoscebat. Neptanabus vna dierum propter aeris obnubilum stellarum eventus non poterat intueri. Quapropter vna cum suo discipulo celi lucidum querens ascendit ardua montis et inde superius aspiciens vidit celi notas monstrantes apparatus bellicosos et nauium multitudines et globus armatorum collectos aduersus Grecorum regem Philippum. Tunc intuens Alexandrum intulit dicens: Nonne, fili, que perpendo in visione celi contemplaris? Cui respondit: Magister, que petis sunt iamdudum michi manifesta. Exhinc Alexander volens magistrum temptare dixit: O vates maxime vatum, numquid per astrorum noticias que boni vel mali nunc et alias tibi sunt futura cognouisti? Qui cum vellet respondere verbo sic petentis, a discipulo suo per precipicium rupis est compulsus, et inde Alexander descendens ad eum comperit hunc laborantem in extremis et dixit: Heu michi, magister metuende, ego istud factum tamquam temerarius fugere vel vitare credebam te potentem; tu quidem nunquam hoc infortunium potuisti per stellarum cognoscere vel vitare visiones, cum gentibus aliis in futuris sis introductor? Vates ait: A filio meo iamdudum sensi me mortem recepturum, nunc autem quod verebar ducitur ad effectum. Alexander attonitus et admirans ait: Ergo me nuncupas de numero filiorum? Vates subdit: Tu dicis et verum dicis. Et hoc dicto expirauit. Alexander motus amore paternali Neptanabum tanquam patrem super humeros ponens honorifice fecit sepeliri.

Post hec Alexander est ab Aristotile in liberalibus artibus informatus et sub eodem diu studens sciencie margaritas est adeptus.

In diebus illis Philippus rex habebat dextrarium mire feritatis et virtutis alias inaudite, quia nullus hominum memoratum quadrupedem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

domare presumebat; de quo vocabatur in fatis: qui domaret coronalis, sceptro regni Grecorum potiretur. Hos rumores Alexander vt audinit, veniens ad stabulum, sella et freno supposito super equum ascendit absque altero adiuuamento infacie regis et baronum et per latum curie morsibus calcarium ter coegit ambulare. Quod videns rex gauisus est gaudio magno valde, indicans eum regem Grecie fortunatum. Sed quantum pretereundo anni more fluentis aque et totidem tacitis nescimus annis.

Philippus ad senectutem curuam per lapsum temporis est deductus, ita quod eum nonnulli despexerunt et maxime Pausonias, quidam princeps magne potestatis, qui, vt dicebatur, Olympiadem subagitabat. Sed ipse Pausonias, vt omnino pro suo libito regis vxore potiretur, veniens ad Philippum vulneris ictum letiferum dedit illi, quia nondum timebat Alexandrum propter paruitatem iuuentutis. Rex autem Philippus senciens dolorem plage vel mortis voce magna clamauit. Alexander audiens clamorem, quia prope erat, perniciter irrupit ad thalamum, percipiens Pausoniam regem peremisse et eum fugientem retro duxit et, ne regis spiritus a corporea carnositate recederet inultus, ipse ponens ensem in manu regis et impingens illum per viscera Pausonie illum misit ad tenebras exteriores. Et sic hiis peractis Philippus et Pausonias decesserunt, ita quod Philippus a Pausonia et Pausonias a Philippo per iuuamentum Alexandri perempniter obdormiuit.

Et hoc ad presens de ortu fortis Alexandri sufficiat. Alia que postea fecit, in summa textuali pro magna parte patebunt subtiliter intuenti.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angebliche altfranzösische Ortsnamen in Schlesien[1]).

Von Dr. Fr. Lambert Schulte OFM. in Breslau.

Im letzten Hefte der Mitteilungen (XV, 208 ff.) hat Dr. H. Sabersky den Ortsnamen Neteplaist(ba) als altfranzösisch zu erklären versucht. Ich halte das aus sachlichen und sprachlichen Gründen für unmöglich. Schon die Art und Weise, wie aus einer Anzahl heterogener Schriften der Nachweis zu führen gesucht wird, daß die Cisterzienser von Leubus und Heinrichau aus Frankreich gekommen seien, mutet recht eigenartig an.

Der Verfasser hat in seinem Aufsatze auch die Stelle des Heinrichauer Gründungsbuches S. 69 (XXVII v. ist die Paginierung der Handschrift!), wo die aus Kloster Leubus nach Heinrichau berufenen Cisterzienser aufgezählt werden, selbst benutzt. Die Namen lauten: Heinrich, Bodo, Peter, Arnold, Burchard, Adelmann, Berthold, Judeus, Witigo, Heinrich. Schon aus diesem Namensverzeichnis der ersten im Jahre 1227 nach Heinrichau versetzten Mönche hätte der Verfasser den Schluß ziehen sollen, daß in dem Heinrichauer Konvente die Umgangssprache nicht das Französische war. Im Übrigen ist bezüglich

[1]) Wenn ich Dr. Saberskys Erklärung des Names Neteplaist(ba) als altfranzösisch in die „Mitteilungen“ aufgenommen habe, so ist damit durchaus nicht gesagt, daß ich ihr auch beistimme. — Selbstverständlich denkt jeder zunächst an die polnische Herkunft des Namens und daher an das Wort teply „warm“. Gleich nach Einsendung durch Sabersky wandte ich mich an unsern Slavisten P. Diels und erhielt folgende Auskunft. „*Niecipła ixba* könnte ‚die nicht warme Stube‘ sein; *ixba* ist aus *istuba* entstanden und kommt in der Form *ixdba* noch im Altpolnischen des 15. Jahrhunderts vor. *Neteplaist* müßte dann eine jüngere Verstümmelung sein. Die Absicht, einen Witz zu machen, läge auch dann wohl darin; denn *niecieply* ‚nicht warm‘ ist keine der Sprache irgendwie geläufige Verbindung.“ Diese polnische Erklärung des Namens wird schwerlich jemanden befriedigen. Da die altfranzösische Auffassung der sonderbaren Formen Neteplaist und Neteplaistba, rein sprachlich beurteilt, keinen Einwendungen begegnete, nahm ich sie in die „Mitteilungen“ auf, sowie ich auch mit Dank die Erwägungen von P. Dr. Lambert Schulte gebe. Siebs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Herkunft der Augustiner-Chorherrn auf die Schrift von Wilhelm Schulte „die Anfänge des St. Marienstifts der Augustiner-Chorherrn auf dem Breslauer Sande“ 1906 und den Abschnitt IX „Die romanischen Einflüsse in Schlesien während des 12. Jahrhunderts“ S. 108 ff. zu verweisen. Über die Cisterzienser von Leubus handelt ausführlich Viktor Seidel: Der Beginn der deutschen Besiedlung Schlesiens. 1913.

Allein auch ohne diese ausführlichen Schriften heranzuziehen, darf man behaupten, daß die aus Leubus nach Heinrichau versetzten Cisterzienser ebenso Deutsche waren, wie die aus Kloster Pforte a. d. Saale nach Leubus berufenen Mönche.

Es wird wohl auf einem Druckfehler beruhen, wenn S. 209 die Rede von dem ehemaligen Kloster „Reichenau“ bei Münsterberg ist. Aber als Druckfehler kann es nicht mehr eingeschätzt werden, wenn es weiter wörtlich heißt: „In dem Liber fundationis Claustri Sanctae Marie Virginis in Heinrichow . . . heißt es S. 88 in der Urkunde vom 25. März 1303: Incipit tractatus de Wisintal. Quarto de Wisintal notandum, quod hec villa constat duabus hereditatibus, quarum etc.“

Bekanntlich setzt sich das Gründungsbuch von Heinrichau aus einer Anzahl von Traktaten zusammen. S. 70 werden sie aufgeführt: Primo de Muschowitz. Secundo de $6\,^1/_2$ manso filiorum Dirizlai. Tercio de Nethwiz. Quarto de Wisintal etc. Die oben citierte angebliche Urkunde ist also keine Urkunde, sondern der Anfang des Traktates über Wiesenthal. Über dem Incipit tractatus de Wisintal steht obendrein: Explicit de Nethwitz. Und die Datierung „25. März 1303“, oder wie der Text sagt: anno dom. MCCCIII. in annunctiacione dominica, gehört zu dem Traktate von Nethwitz und stellt nicht die Datierung einer Urkunde über Wiesenthal dar.

In dem folgenden mußte es ferner heißen De Colassow nicht Colasso, Rascizhci nicht Rascighi, und Scalizci nicht Scalize. Und in der Eintragung aus dem 15. Jahrhundert Jaurowiz nicht Taurowiz und Colachow nicht Colacho.

In dem Tractatus de Wisental kommt nun der Ortsname Neteplaistba vor; in der Eintragung aus dem 15. Jahrhundert lautet er Noteplaist.

Der Verfasser des Aufsatzes behauptet nun:

„Man sieht aus dieser Niederschrift eines zwei Jahrhunderte späteren Chronisten (!), der den uns angehenden Namen in verstümmelter Form wohl nur noch vom Hörensagen kannte, daß alle die darin aufgeführten Ortschaften, für die der Gesamtname Colacho (!) galt, in einer wüsten, waldigen, unwirtlichen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegend lagen, und man darf wohl den Schluß daraus ziehen, daß Neteplaistba (= Ne te plaist pas, neufranzösisch Ne te plaît pas) seinen französischen Namen wegen der mangelnden Anmut der Gegend erhalten hat."

Bei einer solch eigenartigen Behauptung war es gewiß angebracht, sämtliche Stellen zusammenzustellen, an denen der Ortsname vorkommt. Wir holen das hier nach.

In dem Heinrichauer Gründungsbuch beginnt der Traktat über Wiesenthal mit folgendem Satze: Quarto de Wisintal notandum, quod hec uilla constat ex duabus hereditatibus, quarum maior Wadochwitz, minor Neteplaistba vocabatur, quibus in unam villam redactis ipsa villa wlgariter Wisintal est uocata. Fuit antem hec uilla cuiusdam militis satis famosi, Jaxa nomine, et propterea quidam Poloni adhuc appellant ipsam villam Jaxsitz, nomen predicti militis imitantes[1])

In der Zehnturkunde des Bischofs Thomas I vom Jahre 1237 heißt es: Contulimus etiam prefatis fratribus et domui eorum decimam duarum uillarum uidelicet de Wadohovich et de Neceplaistba, quas habuerat capellanus eorum Nicolaus de gratia nostri antecessoris[2]).

In der Zehnturkunde desselben Bischofs vom 31. August 1263 liest man: decimam duarum uillarum videlicet Vadochouici et Neceplaistba[3]).

Auch in der Bestätigung des Papstes Johann XXII vom 23. Mai 1318 werden die Zehnten von Vadechovici und Neteplaist genannt[4]).

Auf dem ersten Pergamentblatt steht endlich von einer Hand des 15. Jahrhunderts: Jtem continet Wadochouici quod modo appellatur Wysintal. Jtem Noteplaist, quod modo dicitur noua hereditas[5]).

Wir erhalten somit für den Ortsnamen drei Formen: Neteplaistba, Neceplaistba und Neteplaist bezw. Noteplaist. Die vollen Formen gehören den Urkunden von 1237 und 1263, so wie dem Heinrichauer Gründungsbuch an. Die gekürzten finden sich in der päpstlichen Bestätigung von 1318 und in der Eintragung aus dem 15. Jahrhundert. Für uns wird demnach die volle Gestalt des Namens maßgebend sein.

Der Verfasser einer Geschichte von Heinrichau, Pfitzner, sagt mit vollem Rechte S. 87: „Etwa $^1/_4$ Meile von Heinrichau entfernt lagen die beiden mit einander verbundenen Erbgüter (hereditates) Wadochowitz und Neteplaistba. Von den Polen diesen Namen führend, erhielten sie von den daselbst sich ansiedelnden Deutschen den gemeinschaftlichen Namen Wiesenthal und erloschen damit die obengedachten Benennungen."

Der Verfasser des Artikels „Altfranzösisches in schlesischer Mundart" hält es für einen Irrtum, daß Neteplaistba als polnischer Name galt.

[1]) Stenzel, Heinrichauer Gründungsbuch S. 98.
[2]) a. a. O. S. 130. [3]) a. a. O. S. 134. [4]) CR. 3802.
[5]) a. a. O. S. 145.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sehen wir uns die Eintragung aus dem 15. Jahrhundert näher an! Sie lautet: Hec sunt nomina hereditatum monasterii cum mutacione eorum, nidelicet Colachow quod continet in se Jauoronio, quod modo appellatur Jaurowicz. Jtem continet Wadochouici quod modo appellatur Wysintal. Jtem Noteplaist, quod modo dicitur noua hereditas. Hoc totum dicitur Colachow. Brucalicz modo dicitur Taschinberg. Bucouina cum prato modo nominatur Buchwald. Cabilaglova modo dicitur Cyncowicz. Scalicza modo dicitur Reuman. Witostouici appelatur Jansdorf[1]).

Der Schreiber hat hier die Änderungen zusammengestellt, die in älterer Zeit mit den Ortsnamen vorgenommen sind. Nach dem ganzen Zusammenhange haben wir hier in den älteren Ortsnamen polnische Namen vor uns. Dafür sprachen die übrigen Namen im Heinrichauer Gründungsbuch. Dafür spricht auch die ganze ältere Geschichte der Umgegend von Heinrichau. Soll der Ortsname Neteplaistba eine Ausnahme bilden, so war zunächst nachzuweisen, daß die Heinrichauer Mönche Franzosen und nicht Deutsche gewesen sind. Dieser Nachweis ist jedoch nicht geliefert.

Zweitens war der ganze Traktat über Wiesenthal heranzuziehen und zu erweisen, daß der Name Neteplaistba dem Orte von den Cisterziensern beigelegt wurde. Nach diesem Traktate waren nun aber die beiden Erbgüter (hereditates), das größere Wadochowitz, das kleinere Neteplaistba ursprünglich im Besitze des polnischen Ritters Jaxa. Nach ihm wurde auch der ganze Besitz Jaxsitz genannt. Der Ritter Jaxa verkaufte nun, wie es scheint durch Vermittlung der Herzöge seinen Besitz an den Bischof Wilhelm von Lebus. Dieser schenkte das Besitztum an das Kloster Heinrichau. Allein der Besitz blieb nicht unangefochten, da die Söhne des Jaxa Anspruch auf einen Anteil an Wiesenthal erhoben. Als unbestrittener Besitz ist Wiesenthal erst durch einen Vertrag im Jabre 1293 an das Kloster gelangt.

Unter diesen Umständen ist es völlig ausgeschlossen, daß die Heinrichauer Mönche das ursprüngliche Besitztum eines polnischen Ritters mit einem französischen Namen belegt haben sollten und daß dieser polnische Ritter sowie die Breslauer Bistumsverwaltung bei den Zehntverleihungen diesen von landfremden Mönchen für ein fremdes Besitztum gewählten fremdeu Namen angenommen haben sollten. Es ist also nach Lage der Besitzverhältnisse unmöglich, daß der Name Neteplaistba seinen Ursprung den Heinrichauer Cisterziensern verdankt habe.

[1]) Gründungsbuch S. 145.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sonach bleibt nichts anders übrig, als den Ortsnamen wie die übrigen älteren Ortsnamen in der Umgegend von Heinrichau als einen polnischen anzusprechen!

Die Namensform Neteplaistba bezw. Neceplaistba verliert ihre auffällige Gestalt, wenn man sie in netepla — istba teilt. In Miklosich, Ortsnamen aus Appellativen Nr. 166 liest man: *istüba, izba* tentorium . . . Ystebca schlesisch. Vgl. Nr. 617. Es gibt eine Reihe von Ortsnamen in Schlesien, die hierher gehören: *Sbitzko* Kr. Oppeln; der alte Name von Grunau Kr. Frankenstein *Ystebcha*; Stubendorf Kr. Groß-Strelitz poln. *Izbicho* (1324 März *Jstibizco* SR. 4325). Vgl. auch Hey, Slawische Siedelungen in Königreich Sachsen 1893. S. 245.

Der erste Teil des Ortsnamens lautet: *netepla* oder *necepla*; er setzt sich zusammen aus der Negation und dem Adjektiy *teply* oder *cieply*, warm[1]). Es ist dabei zu beachten, daß in der Nähe von Heinrichau sich auch der Ortsname *Ceplowod* (*Tepliwoda* Kr. Münsterberg) vorfindet[2]).

Da hiernach der Ortsname *Neteplaistba* gleich den übrigen Ortsnamen um Heinrichau sich ungezwungen als ein polnischer Name erweist, so liegt durchaus kein Grund vor, ihn aus dem Altfranzösisch herzuleiten.

Zum Schluß mag noch betont werden, daß wenn auch der Verfasser des zweiten Heinrichauer Gründungsbuches Heinrichau und Umgegend im Gegensatze zu dem als Paradies geschilderten Mutterkloster Leubus als eine wilde Waldgegend (locum tunc satis horridum et multis nemoribus obsitum) bezeichnet hat, es doch ungereimt erscheinen will, daß die Heinrichauer Cisterzienser gerade den kleinen Besitz eines polnischen Ritters mit dem französischen Namen: Ne te plaist pas belegt haben sollen.

Und wenn dann hinzugefügt wird: „Auch deutsche Namen in Dörfern dieser Gegend weisen auf die Unebenheit des Bodens und die Unwirtlichkeit des Aufenthaltes hin. So „Krummendorf“ „Hockricht“ und „Bösdorf“, so verlockt dieser Satz zu der Frage, was das für „deutsche Namen in Dörfern“ sein sollen. Übrigens liegt Krummendorf im Kreis Strehlen; auch ist zweifelhaft, ob Krummendorf mit dem Adj. krumm in Verbindung gesetzt werden

[1]) Ortsnamen, die mit der Negation gebildet sind, kommen öfters vor, z. B. CD. Sil. XIV Necarma C 5 u. 13, Nelub C 158, Nevol C 112, Nemil B 408.

[2]) Vgl, Heinrichauer Gründungsbuch S. 19 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann vgl. Neuling, Kirchorte S. 145. Hockricht Kr. Ohlau hieß ehemals Andreowiczi lib fund. XIV B. 69 und Hokerechtin. Bösdorf Kr. Neiße endlich hieß Bithwini villa Lib. fund. XIV A, 64 (also Beutmannsdorf, zusammengezogen in Bösdorf). Jedenfalls haben diese drei Ortsnamen mit der „Unebenheit des Bodens und Unwirtlichkeit des Aufenthaltes“ nichts zu tun. Noch weniger tragen sie zu dem Beweise der Gleichung Neteplaistba = Ne te plaît pas bei.

Endlich wird auf die Bedeutung altfranzösischer Spuren im Schlesischen für Sprachgeschichte und Volkskunde hingewiesen. Schon das eine Ergebnis, daß in Heinrichau das Französische als Umgangsprache geherrscht habe, ist unerwartet. Auf den Nachweis, daß namentlich in den Gegenden Schlesiens, wo Klöster standen, also in Breslau auf dem Sande und bei St. Vincenz, in Naumburg a/B. bezw. Sagan, in Camenz und Rauden, in Trebnitz und Czarnowanz usw. altfranzösische Reste verborgen sind, darf man gespannt sein.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bruchstück eines Blaubartliedes (Ulinger).

Aus der Gegend von Namslau mitgeteilt von Dr. Konrad Gusinde in Breslau.

1. Der Ulrich und das Hänselein
Die liebten beid' ein Mädelein;
Sie nahm sie beide an der Hand
Und führte sie in den Fichtenwald.

2. Den ersten Gallen[1]), den sie schrie,
Schrie sie an ihren Vater:
„Ach Vater, komm doch balde!
Denn ich muß sterben im Walde."

3. Den zweiten Gallen, den sie schrie,
Schrie sie an ihre Mutter,
Den dritten Gallen, den sie schrie,
Schrie sie an ihre Schwester.

4. Den vierten Gallen, den sie schrie,
Schrie sie an ihren Bruder:
„Ach Bruder komm doch balde,
Denn ich muß sterben im Walde."

5. Der Bruder saß bei Bier und Wein
Und hörte seine Schwester schrein,
Er gab dem Pferde einen Sporn
Und reitet über Distel und Dorn.

6. Und als er in den Wald rein kam,
Begegnet ihm der Ulrich schon.
„Ach Ulrich, lieber Ulrich mein,
Wo hast Du mein lieb Schwesterlein?

7. „Ach Ulrich, lieber Ulrich mein,
Woher hast Du die blutroten Hände?"
„Ich hab geschlachtet ein türkisches Schwein,
Dazu noch zwei Täubelein."

8. „Das türkische Schwein, das wird wohl sein
Mein liebes, liebes Schwesterlein;
Die Täubelein, die Du geschlacht,
Hat meine Mutter auf die Welt gebracht."

9. Da nahm der Bruder das Seitengewehr
Und hieb den Ulrich kreuz und quer.

Vgl. Paul Kretschmer, Das Märchen vom Blaubart, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 31. Bd., 1901, S. 62 ff.; Meisinger, Volkslieder aus dem badischen Oberlande, Heidelberg 1913 S. 43 f., Uhland, Volkslieder Nr. 74.

[1]) schles. gǭl = mittelhochdeutsch gal „Gesang, Ton, Schrei", vgl. althochd. galan „singen" (Nachti-gall).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kinderspiele aus Deutsch-Böhmen.

Von Friedrich Graebisch in Kudowa.

Die folgenden Spiele sind in dem Dorfe Nieder-Mohren bekannt, das hart an der tschechischen Sprachgrenze im deutsch-böhmischen Gerichtsbezirk Weckelsdorf liegt. Sie mögen zum Vergleich mit den im XV. Band der „Mitteilungen", S. 269 ff., beschriebenen Glatzer Spielen und zu ihrer Ergänzung dienen; zugleich sind die Texte Proben der noch wenig bekannten Ortsmundart. Diese steht den Mundarten von Starkstadt und Weckelsdorf[1]) sehr nahe und zeigt auch noch engere Beziehungen zu dem nordglätzischen Dialekte bis auf den stark abweichenden Vokalismus.

Besonders auffällig sind die folgenden lautgesetzlichen Vertretungen: mhd. a bei Dehnung wird geschlossenes ǭ (fǭtɐ̯ *Vater*); mhd. a, o, u vor r wird zu a (arm *arm*, darf *Dorf*, dašt *Durst*); mhd. e, ö vor r wird zu a (harpst *Herbst*, karvə *Körbe*); mhd. i, ü vor r wird zu a (karc̬hə *Kirche*, štatsa *stürzen*); gedehntes mhd. ë vor Velaren wird zu ā (vāk *Weg*); mhd. ëge und äge bei Zusammenziehung wird zu ā und ę̄ (gəlān *gelegen*, vānə pl. *Wagen*, mę̄də *Mägde*, ę̄da *Eggen*, ſę̄ntsə *Sense*, rę̄n *Regen*); mhd. age bei Zusammenziehung wird zu ǭ (jǭt *Jagd*); mhd. oge bei Zusammenziehung wird zu ǭ (gətsǭn *gezogen*). Die anderen gesetzmäßigen Abweichungen vom Glätzischen stimmen im Vokalismus meist zur schlesischen Gebirgsmundart[2]), vgl. jūɾ *Jahr*, rīɾ n. *Röhre*, laufa *laufen*, štę̄n *Stein*, bę̄mə *Bäume*. Mhd. w im Anlaut wird bilabial (v) gesprochen wie im Glätzischen. Bemerkenswert sind von Einzelheiten u. a. fo (mit kurzem offenem o) prp. *von*, tso prp. *zu*, frǭg̬a *fragen*.

[1]) Über diese vgl. ZfdMaa. 1912, S. 132 ff.

[2]) Vgl. v. Unwerth, Die Schlesische Mundart (Wort und Brauch III) S. 6.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. Auszählen des Spielleiters.

ven a špīl gəšpīlt vet, mǭk s̓ (ſ)ain, vǭs fo (für) ẹ̄s vīl, on dǭ vet imr̥ ausgətsālt, tsom baišpīl: „Meine Mutter schneidet Rüben, meine Schwester schneidet Speck, schneidet mit den Fingern wég“ [1]). on vān dǭs letstə vūṛt bətrift, dāṛ mūs nǭǵr̥t ǭfaŋa tso špīla.

2. Hasenjagen (hǭſa jǭn).

dǭ ſain a gants pǭṛ juŋa; énr̥ īs dr̥ jẹ̄jr̥, on dī andan ſain di hǭſa. on dāṛ jẹ̄jr̥ mūſ a štikla fo dr̥ vaitə gīn (sich entfernen), on dī hǭſa rena dovailt dofǭnə. on dǭ mūſ a nǭǵr̥t aſū laŋə anǭc̱hrena, bis a én krīć̱ht hǭt. on dān a krīć̱ht hǭt, īs dǭs vīdr̥ dr̥ jẹ̄jr̥, on dr̥ aštə (erste), dār īs jits vīdr̥ hǭſə.

3. Wassermannspielen (vosr̥manla špīla).

dǭ īſ aſū a grǭvə (Graben), on ẹ̄ſ īs drinə, on dǭſ īs vosr̥manla. on dī andan misa imr̥ drívr̥hupa, on dǭ špreć̱ha dī: „vosr̥manla, rais mīć̱h nai! īć̱h gā dr̥ a guldn̥ štẹ̄nla nai“. on dār̥ ſit imr̥fat, dos a jẹ̄manda krīć̱ht, on dǭ īs halt dǭs bətrefn̥də vīdr̥ s vosr̥manla.

4. Versteckenspiel (fošteknus špīla).

dǭ ſain draiə ǭdr̥ fīrə, on ẹ̄s mūs plinſan (die Augen schließen) on mūs vata, bis dī andan ſić̱h foštakt hon. on nǭǵr̥t ruft imr̥ ẹ̄s nǭǵ m̥ andan: „kukuk!“ [2]) on dǭ mūs dār ẹ̄nə ſuc̱ha gīn, on vān a tsoáštr̥t (zuerst) fint, dǭ mūs dāṛ vīdr̥ plinſan. dǭ kuma dī andan hāṛ on fošteka ſić̱h vīdr̥ ufs noiə.

5. Die falsche Brücke [3]).

dǭ ſain ā a gants pǭṛ kindr̥; də helftə ſain də enl̥, on də helftə ſain də toiwl̥. on tsvẹ̄ə, dī mac̱ha n brikə mit a henda, ẹ̄ſ īſ a enl̥, on ẹ̄ſ īſ a toiwl̥; on dī andan misa darć̱hgīn. on dǭ špreć̱ha dī tsvẹ̄ə: „Wir bauen eine falsche Brücke; sie íst entzwei, sie íst entzwei, sie muß geflicket wérden; der érste kommt, der zwéite kommt, der

[1]) Dieser und andre Sprüche (vgl. Spiel No. 5, 6, 7, 8) lauten bis auf wenige Einzelheiten nach dem Hochdeutschen.

[2]) In diesem und einigen anderen Wörtern, die im Schles. gewöhnlich mit g anlauten, wird das anlautende k (wie im Tschechischen) unaspiriert gesprochen; ebenso in anderen Grenzmundarten (z. B. Brzesowie).

[3]) Vgl. das Glatzer-Spiel „Durchziehn“, Mitt., XV. Band, S. 274.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dritte wird gefangen!“ jits mūs halt dr̥ dritə flink rena, dos a darćh kimt, ǭnə dos (ſ) a fanə tūn. on ven ſ a fanə, on dǭ kimd a halt hindr̥ dān, voſ a īs[3]). on dī andan, dī misa vīdr̥ ufs noiə dárćh-laufa, bis (ſ)ə vīdr̥ en fanə. on ven ſə nǭǵr̥t olə gəfanə ſain, on dǭ vān də enl̥ gəhušl̥t (geschaukelt) fo dān, dī də brikə gəmacht hon, on də toiwl̥, dī vān aſū a bisla rimgəšmisa.

6. Königstochter sitzt auf ihrem Ticktacktai.

dǭ mūſ a mēdl̥ nīdr̥knīn on mūſ a ēvr̥šta kitl̥ (Rock) rufnāma, on di andan, dī misa n ìmondím[4]) (ringsherum) hāla. on ēs gīt rim on šprićht: „Königstochter, Königstochter sitzt auf ihrem Ticktacktài, Ticktacktai. Wir wollen sie erbréchen, wir wollen sie erstéchen; die eine Hand gib áb!“ dǭ šlēt hald imr̥ dī ēnə uf n̥ hant, on dī (betreffende) musə rundr̥gān. on dǭ vet s halt nǭǵr̥t aſū lanə gəšpīlt, bis olə hendə rundr̥ ſain. on dǭ felt dr̥ kitl̥ vīdr̥ rundr̥, on dǭ knīt sə vīdr̥ aſú datə. on nǭǵr̥t štit sə ūf, on dǭ špreća dī andan: „Schäflein, Schäflein, knie dich nieder, knie dich auf die Kniee; gestern hast du Zeit gehabt, heute mußt du kießen (küssen); kieße, wén du willst!“ on dǭ kist sə halt jēmanda, on dǭ kimt dǭs bətrefndə vīdr̥ drǭ.

7. Ich ging im Garten auf und ab.

dǭ van tsvē raia gəmacht; ēs mūſ imr̥ dárćhlaufa on imr̥ ſǭn: „Ich ging im Garten auf und ab, ich pflück mir schwarze Kirschen ab; schwarze Kirschen eß ich gern —“, jits gīt sə tso énr̥ on ſǭt: „dieses Mādl[5]) hätt' ich gern!“ on dī andrə špricht: „Willst du dieses Mādl haben, mußt du Rosenbänder tragen!“ nǭǵr̥t šprićht vīdr̥ dī aštə (erste): „Rosenbänder trag ich nicht, dieses Mādl mag ich nicht, dreh mich um und lach sie aus und klau' mir eine schönre raus!“ dǭ nimt sə halt dī ēnə bai dr̥ hant on gīn vek fom špīlə. on dī andan tsotēla ſićh (gehen auseinander), on dǭ gīt s vīdr̥ uf a noiəs lūs.

---

[3]) D. h. entweder hinter einen „Engel“ oder hinter einen „Teufel“.

[4]) Imondim „um und um“; ond „verliert sonst gewöhnlich das d“ (dū on īćh), erhalten ist es auch in īvərondīvr̥ „über und über“.

[5]) Form der deutschen Umgangssprache im östlichen Böhmen; sogar im tschechischen Dialekt ist „madlo“ (Vocativ) üblich.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

8. Die Frau von Ninive.

dọ̄ ſain a gants pọ̄ṛ mẹ̄dlan, on dī mac͜ha aſū n lanə raiə, on ẹ̄nə[1]), dī štīt glaić͜hə nīvṛ on kimt uf ſə lūs on šprić͜ht: „Es kommt die Frau von Ninivī, Kaiser von Pilātus“. on dī andan šprec͜ha: „Was will die Frau von Ninivi, Kaiser von Pilatus?“ jits gīt sə tsorikə on kimt vīdṛ tsūn a on ſọ̄t: „Ich will die jüngste Tochter haben, Kaiser von Pilatus“. on dọ̄ šprec͜ha dī andan: „Die jüngste Tochter geben wir nicht, Kaiser von Pilatus“. jits kimt sə ọ̄dṛ nọ̄ġ amọ̄l on ſọ̄t vīdṛ: „So hole ich den Pólizei, Kaiser von Pilatus“. nū šprec͜ha dī andan vīdṛ: „Der Polizei, der hilft euch nichts, Kaiser von Pilatus“. jits vet sə doc͜h šun arjṛlić͜h on gīd imṛ vīdṛ tsūn a on ſọ̄t: „So hänge īch die Leder vor, Kaiser von Pilatus“, on dī andan ſọ̄n ništ dotsūnə, on dọ̄ ſọ̄t sə nọ̄c͜h: „So stecke īch das Haus in Brand, Kaiser von Pilatus.“ on dī andan ſain imṛ nọ̄c͜h rūić͜h, on dọ̄ isə ọ̄dṛ šun gants bīſə on ſọt sə nọ̄ġ amọ̄l: „Ich will die jüngste Tochter haben, Kaiser von Pilatus.“ dọ̄ nutst sə (nutzt es sie) halt dóc͜h ništ on misa halt „də jinstə tuc͜htṛ“[2]) gān; dọ̄ rufa ſə aus: „Wie soll sie heißen?“ on dọ̄ ſọt halt dī ẹ̄nə, dīdə frọ̄c͜ht, a nọ̄ma, tsom baišpīl: „Anna“. on dọ̄ brent sə halt ẹ̄nə tsūn ṛ on šprić͜ht: „So nimm sie bei der réchten Hand und führ sie in dein Vaterland!“ on dọ̄ īs halt dos špīl gọ̄ṛ.

9. Bohnenspiel (būnlan špīla).

dọ̄ vet a leć͜hla gemac͜ht ai də ādə, on dọ̄ misa də kindṛ imṛ tsvẹ̄ būnlan uf də hant nāma on aſū náišipa (hineinschleudern). on ven ẹ̄s drinə īſ on ẹ̄s hesa (haußen), dọ̄ họ̄t ma gəvuna; on ven ſə bẹ̄də drinə ſain, dọ̄ mūs ma ſə drinə līja lọ̄n; on ſain ſə hesa olə bẹ̄də, dọ̄ mūs ma ſə ā nọ̄c͜h naišmaisa. on vāṛdə šipt on họ̄d ẹ̄s drinə on ẹ̄s hesa, on dāṛ họ̄t də andan gəvuna, dīdə šun drinə ſain.

---

[1]) Oder auch zwei Mädchen; in diesem Falle ändert sich der Dialog entsprechend: „*Wir* wollen die jüngste Tochter haben, K. v. P.“, „So holen wir . . .“ usw.

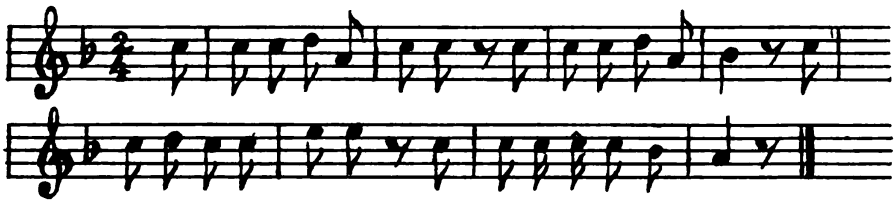
[2]) In einigen Wörtern, wo mhd. o (meist vor Velar) im Schles. gewöhnlich als offenes o erhalten bleibt, erscheint im Weckelsdorfer Bezirk u, z. B. tuc͜htṛ̥ Tochter, gəbruc͜ha gebrochen, gətrufa getroffen; dieses u entspricht glätzischem ọ in denselben Wörtern; in „doc͜h“ und ok“ bleibt o überall erhalten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besenbinderlied.

Mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa.

Das folgende Lied ist noch heute in mehreren Orten *bei Lewin* bekannt. Die hier wiedergegebene Lesart verdanke ich einer jetzt in Reinerz lebenden Familie Petersitzke; andere wenig abweichende Fassungen habe ich in Kaltwasser und Tassau bei Lewin gefunden[1]). Die Weise hat Musikdirektor Georg Amft freundlichst aufgezeichnet und zur Verfügung gestellt.



1. īć̱h bīn a bāſm̥bẹndr̥ on vandr̥ ai dr̥ velt;
m̥ härpst gī ić̱h mẹt bäṛna (Birnen), fr̥din mr̥ a ſākriš gelt.
dr̥ šnops, dǭſ īs mai lāva, dr̥ brantvain īs mai ſīn,
īć̱h hǭ mić̱h ai dos ſaufa gəvẹ̄nt, ſaid ić̱h fr̥hairot bīn.

2. vī šīn vår̥ mainə jūǵn̥t, īć̱h deŋk nǭǵ ọftə drǭ!
dǭ vår ić̱h nǭc̱h gants unšuldić̱h, mīć̱h krīć̱htə kẹ̄nə drǭ.
īć̱h vår̥ gants a šīnr̥ jọŋə, vår̥ vaid on brẹ̄t bəkant,
īć̱h giŋ' dr̥tsū mẹt bāſma ais gəbärjə on ais lant (flache Land).

3. əs vår amǭl tsọ ūstan, dr̥ šnī vår̥ grǭdə vek,
dǭ lǭg ọf ola vẹ̄ja a färć̱htr̥lijr̥ drek;
īć̱h giŋ amǭl ai də ruta (Ruten), īć̱h vẹ̄ſ a tāk vī họit',
dǭ kǭm dat aus da štrọić̱ha a vundr̥šīnəs tsọik (Mädchen).

4. plǭnə (Apollonia), aſū hīs da eŋl̥, dāṛ vår ić̱h ſākriš gut;
dī hotə a gəſẹć̱htla vī putr̥mẹlć̱h on blut,
dī hot' a šīnəs bauvärk: dī plǭnə, dī mus (s ſ)ain,
dī gā ić̱h nẹ̄ fär ən ọksa on nẹ̄ fär a fetəs švain.

[1]) Das å ist ein hellerer, langer, offener o-Laut; ä wird lang gesprochen; .g meint stimmhaften Reibelaut.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. əs šant' (schien) amǭl dr̥ mǭnda, dǭ gin iɕ̣h mīd r̥ hę̄m,
dǭ kǭm iɕ̣h tsọ ar ǭdl̥t (Jauchen)- plumpə, dǭ dǭɕ̣ht iɕ̣h, vašt's r̥ ſę̄n.
īɕ̣h gǭ r̥ s äṛštə kisla, īɕ̣h lānt sə ǭ a mẹst,
īɕ̣h ſę̄tə: „plǭnə, dū bẹst mainə, aſū vår īɕ̣h bīn a krẹst!"

6. də plǭnə ſę̄tə: „dū krīɕ̣hst mīɕ̣h." īɕ̣h kant miɕ̣h fr̥ frę̄da nę̄ aus;
ai mem häṛtsə kropl̥t s, vī n̥ labendijə maus.
dr̥nǭɕ̣htə tǭt miɕ̣h də plǭnə värja, əs våṛ n̥ ę̄ntsijə praɕ̣ht;
aim taiɕ̣hə kvākta də frešə, s vår grǭdə ai dr̥ jǭhonstiɕ̣hnaɕ̣ht.

7. īɕ̣h hairot' mr̥ də plǭnə, īɕ̣h kunt sə nẹmə lǭn;
dī tǭt miɕ̣h ǭvr̥ šọn ai fīṛ vọɕ̣ha mẹt ŋ̥ bāſŋ̥štīlə šlǭn.
īɕ̣h dǭɕ̣ht, əs vär a enl̥, dr̥vailt vår ǰ a ſakr̥ment;
dǭ hǭ iɕ̣h ọftə fr̥hǭla (heimlich) īvr̥ m bāſŋ̥bẹnda gəflent.

8. īɕ̣h krīɕ̣ht a äṛšta jọna; īɕ̣h dǭɕ̣ht, īɕ̣h vär a når:
a våṛ mīṛ gåṛ nę̄ ānliɕ̣h, a hotə a kǭlšvåṛtsəs håṛ;
dī hot gəhǭt nǭg andrə, ai dǭs fr̥drẹ̄tə fiɕ̣h!
on vī ſə dr̥nǭɕ̣htə fäṛtiɕ̣h våṛ, dǭ vult sə halt blǭs mīɕ̣h.

9. īɕ̣h vnldə ais vosr̥ šprẹna, īɕ̣h hǭ s ǭvr̥ vīdr̥ gəlǭn;
aim vosr̥, dǭ hǭt s štę̄nə, dǭ het iɕ̣h miɕ̣h kẹna dr̥šlǭn;
īɕ̣h hǭ amǭl gəšlǭfa tsvę̄ tāgə on ę̄nə naɕ̣ht
on bīn vīdr̥ tsọ dr̥ plǭnə gəgana on ho mr̥ ništ draus gəmaɕ̣ht.

10. īɕ̣h bāt fäṛ mainə plǭnə, olə mårja ai dr̥ frū[1]):
„Gott, erlöse sie vom Übel und schenk' ihr die ewige Ruh!"
frī kọɕ̣ht sə n vosr̥ſọpə, də ſę̄tə, s lantə nę̄;
vī iɕ̣h fåṛt våṛ, kǭm dr̥ nọkvr̥, dām kọɕ̣ht' sə glai kafé[2]).

11. vī iɕ̣h hairotə, hot iɕ̣h a họiſla, dr̥bai n̥ mårjn̥[3]) felt,
īɕ̣h šlaɕ̣ht' olə jåṛ fīṛ švainə on hotə n bīma gelt,
īɕ̣h hotə tsvę̄ šekijə kotsa, drai hinr̥ on n̥ tẹɕ̣htija hǭn,
īɕ̣h fitr̥t mr̥ ſeks kanẹkl̥, dǭ vår iɕ̣h a gəšteltr̥ mǭn.

12. ẹts homr̥ (haben wir) šọn tvantsiɕ̣h kẹndr̥; tsānə gəhäṛn r̥ vọl mīr,
on tsānə ſain r̥ nọkvr̥š, — vǭs velt r̥ den nǭɕ̣h mäṛ?

[1]) In der lebenden Ma. nur frī. [2]) Die übliche Betonung ist káfę̄.
[3]) „Morgen" als Ackermaß hat immer den Stammvokal o (å) und die Endung n̥ und ist daher wohl Lehnwort aus dem Hochdeutschen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

on olə tsvantsić͡ḫ kẹndr̥, dī hǭ ić͡ḫ gut fr̥ſårć͡ḫt;
tsvẹ̄ə ſain mr̥ 'm betə dr̥lẹ̄n, on tsvẹ̄ə hǭ ić͡ḫ dr̥vårć͡ḫt.

13. əs kǭma bīſə jårə, kẹ̄ duka (Kartoffeln) on kẹ̄ brūt;
dǭ must ić͡ḫ tsvẹ̄ə dr̥vārja; īć͡ḫ tǭt s ok vọl aus nūt.
dī plǭnə, da faulə hafa (Haufen), īć͡ḫ dårft r̥ gåṛ ništ ſẹ̄n,
dī mac͡ḫtə ništ vī gut frasa, on īć͡ḫ mustə də kẹndr̥ trẹ̄n.

14. tsvẹ̄ maidlan hǭn šọn frair̥, dī vān ſić͡ḫ vọl dårć͡ḫšlǭn,
dr̥ ẹ̄nə špīlt də lair̥, on dr̥ andr̥ tut ǭdr̥ šlǭn.
mai pẹ̄tr̥ hit də švainə, on frants īſ aigəšpert,
də drẹ̄sla mac͡ḫt ṃ štolə, on antǭn īs fr̥vert (verwirrt).

15. mai elstr̥ (Ältester) fiṛt s gəšeftə, a gīt mẹt bāſma rẹm,
on bankrāts šlac͡ḫt də kotsa, on ſeflić͡ḫ (Josef) tut s bəſen[4])
mai hons, dāṛ gīt mẹt rāmə (Sahne), on paul štīd ai dr̥ velt,
on də grẹ̄tla fr̥dint ṃ štātla bai dr̥ nac͡ḫt a šīnəs gelt.

16. mai bẹndik īs bai a ọksa, dāṛ štelt ọić͡ḫ họit n̥ mǭn,
on kåṛlić͡ḫ (Karl) īſ ā nẹ fr̥tårva, dār īſ a šraivr̥ våṛn,
də tsilə, dǭſ īſ n̥ fainə, ọf dī kǭn ma ǭbac͡ḫt gān,
də liskə (Liese) tut ẹmr̥tsū lāſa, aus dāṛ vat gåṛ ništ vān.

17. də bäṛtšə (Bertha) mọc͡ḫt mr̥ nẹ̄ fọlja, dī hǭt ſić͡ḫ gəhairot n̥ lọmps,
də tẹ̄kla ſẹtst ẹmr̥ ai dr̥ helə, dī īs hald a bẹsla plumpš,
də wərǭnə mac͡ḫt ẹm a ūwa, ọf dī kǭn ić͡ḫ går nẹ̄ klẹ̄n (klagen),
on də lẹ̄nšə (Helene), dǭſ īſ a taiwl̥, īvr̥ dī därf ma går ništ ſẹ̄n.

18. ven īṛ līva maidlan on velt hǭn n̥ mǭn,
mainə kalə, dī kǭn ić͡ḫ lǭva, vail jẹ̄dr̥ vǭſ åṛntlijəs kǭn;
on ven īṛ līva jọna on velt a maidla hǭn,
mainə gətsọikr̥, dī ſain a påṛ terka on jẹ̄də vat vǭs hǭn.

19. ven īć͡ḫ denk ǭ mainə jūgn̥t, mūſ ić͡ḫ mić͡ḫ ais flūtša (weinen) dr̥gān,
vī mić͡ḫ dr̥ fǭtr̥ mẹt ṃ rīma hǭt fīl šǭkmǭl gəhān;
ǭ men kẹndan hǭ ić͡ḫ frẹ̄də, vail olə åṛntlić͡ḫ ſain,
də plǭnə īſ a terkə, on fetə is (ſ)ə vī a švain.

[4]) bəſẹ̄n (part. bəſẹ̄nt), aus besegnen, eine Krankheit durch Sprüche und Gebärden heilen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

20. ven ɪj on mainə plǫnə vān ai a himḷ fāṛn
mẹt ǫnſa tsvantsiḉh kẹndan, dǭ vat pẹtrus vǭs ſān.
ok hairot ǫiḉh kẹ plǭnə, dī ǫiḉh rǫiə machṭ,
on kẹ̄ft mṛ ǭ (ab) də bāſəmə, on halt miḉh īvṛ nacht!

Schlesische Dreschreime.

Von Wilhelm Schremmer in Breslau.

Überallhin ist heute die Maschine gedrungen; auch in den verschwiegensten Waldorten brummt ihr gleichförmiger Gesang. Mit ihr wird auch im Bauernhofe manch Stück alter Poesie ausgelöscht. Der alte Klang der Dreschflegel erschallt nur noch selten, und Tausende wachsen heute schon auf dem Dorfe auf, ohne es von der Tenne jemals herübersingen zu hören: k'um tsum tsichta!

Der alte Klang der Dreschflegel war freilich lustiger, seelenvoller, als das unbestimmbare und undeutbare Gesurr der Maschine. An ihr steht der Mensch heute schweigsam und verlassen. In dem Klange der Dreschflegel aber liegt wahrhafte Musik, allen verständlicher Rhythmus, die Flegel klopfen den schönsten Walzer von dem Tenne herunter, singen in die Küche der Bauernfrau hinein, rufen in das Dorf hinüber, geben den Dreschern oben auf dem Berge und unten im Tal Antwort und stärken und ermuntern zur Arbeit. Die ist recht anstrengend; denn beim rechten Flegeldreschen wird sie schon beim matten Laternenschein auf dem Tenne begonnen und dauert bis zur anbrechenden Nacht.

Oft war es üblich, daß sich Bauern gegenseitig halfen. Ein einzelner kann hier nichts schaffen; denn Rhythmus und Arbeit spielen eine Rolle.

Wird zu zweien gedroschen, tut Hilfe not: **kumt, halft!** oder: štīt ûf! Bei dreien klingt es schon lustiger: **k'ocht flēš tsu!**

Wenn aber vier geübte Drescher die Dreschflegel schwingen, entsteht die schönste Polka:

a. k'um tsum tsiḉhta,
b. k'ucha baka,
c. imr festə,
d. k'ocht rōchflēš ō!

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Fünferdreschen ist mit Bitternis verknüpft:

a. hultsebl̥papə,
b. di mo̱t īs nō kran͡g!

Viel lustiger geht es her, wenn sechs im Takte dreschen. Dann klingt es nebenbei aus dem wirbelnden Walzer:

namt ā bōk' baim šwantsə (oder huṛnə).

Sechs Personen bezeichnen für Schlesien die Höchstzahl. Kommen mehr Drescher zusammen, werden Gruppen gebildet. Immer, wenn ein Gang begonnen wird, spricht der Vordrescher den Reim vor, um in allen Herzen den Takt schnell lebendig zu machen. Durch die Reime werden auch die Neulinge in die verschiedenen Taktformen der recht schwierigen Arbeit eingeweiht. In den schlesischen Bergen habe ich oft beobachtet, daß die Reime in einem melodischen Tonfall vorgetragen wurden; z. B. bei zwei Dreschern e g | e g |

Bei dreien wurde vorgesungen c f f | c f f |

Die Tonfolge kann innerhalb derselben Taktart wechseln. So klang es bei

4 a:	g g g e	g g g e
4 b:	g g e e	g g e e
4 c:	c c c g	c c c g
4 d:	c f f f	c f f f

Auf was die Verschiedenheit der Tonfolge im gleichen Takt zurückgeführt werden muß, ist schwierig zu sagen; der zufällige Taktschall einzelner Flegel kann die Änderungen bedingt haben. Der Taktschall legt die Betonung fest; nach dem natürlichen Klange der Arbeit wurden die Reime gebildet. Bei 4 a z. B. liegt die Betonung bei 1 und 3, bei 4 d aber bei 2 und 4.

Aus dem Rhythmus der Arbeit, die ihren Ursprung in Körperbewegungen hat, sind die Reime hervorgegangen und dienen dann zur Regelung des Taktes. Die Dreschreime sind ein Beispiel dafür, wie die Arbeit zur Quelle der Volksdichtung werden kann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein schlesisches Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben. Fortsetzung.

Von Karl Rother.

Abkürzungen.

Obersächsisch. Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten.

BhS. Steinhäuser, Karl, Die Muttersprache im Munde des Breslauer höheren Schülers. Progr. d. Bresl. ev. Realschule I. 1906.

Ritterswalde. Urban, Karl, Landwirtschaftliche Volksausdrücke. Progr. Neustadt O/S. 1897.

Schilling. Schilling, Samuel, Chronik von Frankenstein, Hs. Privatbesitz; reicht bis 1619, von andern fortgesetzt bis 1679.

Anm. Von Hoffmann rührt nur je der erste Abschnitt mit dem Stichwort her.

Kährta, Kuhhirt. Mittelwalde. Hallmann, S. 91.

Mit dem Kährta Schuta drescha;
Un der Knaicht hot Kolk zu löscha
Werd die Grula s Vieh berotha
Un Pantukka s Obens brotha.

Kapsamen. N. Buntzl. Monatsschr. 1792, S. 271: *Die beste Art, Kapſaamen zu erziehen, auf vieljährige Erfahrung gegründet.*

kópſōma R. Krautsamen, Samen vom Kopfkohl, nicht Raps, wie DWB. V 201. M. Grosser, anleytung 1590 S. H. 4: *Kapſamen, daraus die Krautpflanzen wachsen. köpštriŋkə R.*, alles, was übrig bleibt, wenn die *kráṭhētə R.* ausgeschnitten sind; sie werden mit dem Vieh verfüttert. Vergl. Weig. Kappes. Obersächsisch Kabsen.

Kallinkenbaum, Tallinkenbeer Sil., Sambucus aquatica. Schwenkf. Stirp. 189.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Viburnum opulus L. *kalíŋkabärštraǫch*; *kalíŋkabäṛn, šaliŋkabäṛn R.* Bei Schwenkf. auch Schwelckenbaum. Wasser Holder. Nach Pritzel ist auch Kalkbeere schlesisch. Schube: Bachholder, Wasserholder, Kalinkebaum.

Böhm. *kálina* f. Schneeball. *kálinik* Schneballstrauch. *kálinka* Schneeballbeere.

kartein, Kartenspielen bei F. v. Blumenau, Staatsschule 1707, S. 668: *Zweifelsohne rühret diese Würckung her, aus gleicher Ursach als dieses, was die Henker (etwa von einer alten Hexe erlernet) fürgeben. Das, wenn ein Weib ihren Mann, indehm er Kartelt, mit einer Rütte heimlich berühret, womit eine leichtfertige Dirne ausgehauen worden, hinfort derselbe, sein Lebenlang, für den Spielen eine Abscheu tragen solle.*

Obersächsisch karten. Holtei, Treustein 1866 I 165: *Karten wurde nicht geduldet.*

Kaselsrahm *heißt in Schlesien der Kienruß, besonders der absichtlich aus Kienstöcken gebrannte; den, der sich im gewöhnlichen Ofen oder im Schornstein ansetzt, nennt man Ofenrahm, oder schlechtweg Ruß oder. Rahm. Rohm sagt der gemeine Mann, daher das Zw. sich berähmen. Krünitz schreibt im 37. Bande seiner Oek. Enc., S. 407 unrichtig: Kadelsram.* Adel. Nachl.

kāfəlsrōm R. hieß allerdings ma. der vom *rōmfaslamonə aę a rōmfaslan R.* zum Kauf angebotene Ruß, doch hat Kadelsram wohl Berechtigung. In einer Saganer Chronik z. J. 1580, abgedruckt in Hoffmann, Monatsschrift 701: *Zu Ende des 80. Jahres am 3. Weihnachts-Feiertage zur Nacht um 12 Uhr ist an den Spitalgassen Feuer auskommen in einem Kadelofen, hat in der Stuben sehr gebrannt, an Zinn, Gefäß und anderen Sachen großen Schaden getan . . Hierauf alle töpfernen Kadelofen in hülzernen Stuben abzubrechen ernstlich befohlen worden, da aber jemands einen Kadelofen haben wollte, deme wolle der Rath umsonst Ziegel dazu geben, hiemit sie ganz gemauert wurden. Seit der Zeit anhero seind die gemauerten Kadelofen und Kamin allhier zu Sagan, da man zuvor nichts hievon gewußt, aufkommen.* Joh. Chr. Hallmann, Adonis und Rosibella, Pastorell 1673, S. 58: *Kadel-Rohm.*

Keden, das, *scribunt quoque Köder, cadaver, quo animalia in rete provocantur. St.*

W. Scherffer, Winterlieder 1642 Bvj[b]: *Wie wenn der Weihe*

Original from INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon den Hacken eingeschluckt, daran das Kerder stackt', vnd er viel reißt vnd schluckt.

Kentner, Cantherius, Bock. Pols Jahrb. IV 27: *Zweene Tische voller Gäste fielen in den Keller, schlug vom Kentner $^2/_4$ Bier, eines lief aus, die Gäste kamen unbeschädigt davon.*

Gust. Freytag, Soll und Haben III, 162: *nur der Keller hatte sich erhalten und wie vor vierhundert Jahren, lagen noch jetzt die Kufen des feurigen Ungarweines auf ihren schmalen Kentnern.* Sommer erläutert das Wort als *Gestelle aus schmalkantigen Leisten, welche das Rollen der Fässer verhindern.* Wort und Sache sind in Breslau noch gebräuchlich. Vgl. obersächsisch Käntler.

keppen, aufkippen, aufklappen. Sylvander, 1670, S. 37: *Zu Morgens kam ein Forst-Knecht, kepte den Schag* (der Wolfsgrube) *auf.*

Keppen mit der Nebenform kippen hat ungefähr die Bedeutung von kopfüber. *dos brāt keptə, un dər jurəę fīl rundər. R. dər kindərwān keptə im, un dos kindla fīl raǫs. R. dar wān īs tsu hūch gəlāda, a kān laęćht ībərkepa. R. kep də šefər im, dos əs wosər orntlićh raǫslēft! R.* Steinberger, Tagebuch z. J. 1749 Bl. 198: *ein Vaß aufladen, es käpte aber seitwärts der Leiter. — kepaln* ist ein wiederholtes keppen. *dər tīš kepəlt; lä wās drundər! R. kepəl nićh imərfort mid əm šemel! R. dos kranəkə kint kepəlt gor fīr mid em kepla. R. əs kepšaęt ābər əs kephults īs dę hēbəštanəə tsum imkipa fū dər manəəl R.* Grunau. Ritterswalde. Vgl. Kippe; auf der Kippe stehen, dem Falle nahe sein. Auch bildlich.

keulicht, rund; von Schlossen. Pols Jhrb. V 93.

koęlićh, R. länglichrund; an einem Ende verdickt. *ən koęlijə nāsə; koęlijə rība.* R. M. Grosser 1590 Cy.^{b}: *Frūe Haber, hat ein wenig kewlichte Körner als der gemeine Haber.* Ad. Siber 1610: *Ovum rotundum ein keulicht Ei.* Koblitz, Frankft. Chronik 495 z. J. 1623: *Kopf, gantz, keulig, wie eine kegelkaule.*

kiesen, sehen. Opitz, Judith: *Aber geh, es ist vonnöthen, daß man heimlich sich erkiese — Ob die königliche Wache vor der Thür vorhanden ist.*

Weinhold, hs. Nachlaß: *erkiesen = sehen: ich kann die schrift nicht mehr erkiesen, es ist schon zu dunkel.* Czepko, unbedachtsame Einfälle 1. Bund: *die mein Trost und Leben ist, — Siehet mich im Traume sterben. — Als sie mich darauf erkiest, — Wil sie mich ohn Traum verterben.* Ders., Bußpsalmen Aviij^b: *Ein ieder hab ein Dank-Lied außerkießt.* Vgl. Schmeller II 337.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kiffla, das, eine Weißware in Gestalt eines kleinen sogenannten Martinshorn oder auch eines Halbzirkels, mit Kümmel und Salz scharf gebacken. Gl. Geb.

Offenbar unsere jetzigen Salzhörnchen. Das Wort war als lebend nicht zu ermitteln, ist aber wohl das österr. Kipferl.

Kittel, Weiberrock. Gl. Geb.

tsī ok da āla kitəl rundər! R. Frz. Schönig, † 1828. Ged. 48: *Bale wil ſ'a noie Jacke, — Bale wiedr en Kittel hoan.* Schilling 223: *Drey Wochen nach Ostern (1567) haben die beiden Abte zu Heinrichaw vnd Kamentz ihr volck zu Franckstein mustern lassen, so alle in weiße kittel angethan gewesen.*

kleinnumpern, Diminutivum von klein. Streit, Litt. Beil. 1787, S. 233.

klēnumpern. R. aſū a klēnumpərnes štikla kuc̲ha hōd a mīr ībric̲h gəlōn. wos kân mərn aſū a numpaṛn jiəla an halfa! BhS. auch nimpern. Holtei, Kl. Erzählungen 1862 II 215: *allerliebstes, nunschbernes Hundeviechel.* Rath, Heimats-Bliemeln 22: *Teelt fluschelnd da nuschpernen Dingern aus,* nämlich den Sommerkindern. Mühlphort Heinrich (Arzt), Medizinisches Spatziergänglein · 1627 S. 185: *kleinuschkene Räuplein.* S. 192: *kleinuschkene Pillen.*

klicken, hacken. M. Grosser, 1590 M^{b}: *die Tauben sollen gerne daran nach dem Saltze klicken.* Pol, Jahrb. IV 79: *der findet das Kindlein im Wege liegen, deme die Vögel schon die Augen ausgeklicket.*

Grosser, M 6: *dauon klicken und essen die Tauben gern.* Philo: Leutenot 118: *Und's uf'm Puckel Rümgelklicker — doas gieht schunt seit dar Liebschaft furt.* Der Fleischer muß die Knochen zerklicken. Leobschütz. — Eine andere Bedeutung bei Melch. Liebig, Von Gottes Weisheit 1588 B 4: *die Hoffnung will er vns abstricken, — Vergebung der Sünd, soll nicht klickn.* Hier ist klicken = mhd. klecken, ausreichen, genügen; wirksam sein, helfen. (Lexer.) Eschenloer II 313: *das inen zu Strelen gemalen wurde, kleckete nichtes, sie hätten wol bedürfet tausend Mülräder und so viel Backöfen.* Fromm. VI 173 aus dem Egerlande. Schmeller II 352.

Kloss, „in eine Kloß" lag das Gebäude, fiel in einem Haufen zusammen. Bei Mich. Reinhart, Einfalt. Bericht 1587.

Cod. dipl. Sil. VIII 18: *keyner sal nicht me kouffen den eyn clos aschen an dem ersten tage.* Andr. Scultetus 29: *in einen Klos*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlagen. Vgl. dazu Lessings Anm. Melch. Liebig, Psalmen 1588 B. 2: *Im acker grosse klösser sein, — Hat auch gar viel hafft (?) steine.* Schilling 232: *dürrer trockner herbst, das man mit großer mühe die klösser aufn eckern zuschlagen müssen.* In der Ma. in der Zusammensetzung *klīsər-klopə R.*, ein Gerät zum Zerschlagen der Ackerklumpen. Philo, Leutenot 90: *Se schmeißen Steene gar und Kliese.* Auf Klöße als Speise sei nur hingewiesen.

Klunkern, alte Lumpen. Pr. Bl. klunkern, so gehen, daß der Saum des Rocks oder des Mantels auf der Erde fortschleppt. Die Klunkern, wenn vom Saum des Rockes abgerissene Stück herabhängen. Streit Litt. Beil. 1787, S. 233.

klunəkarn R., Kleider überhaupt. *wen də aos dər kerçhə kimst, fulsdər daenə klunəkarn rundərtsīn un ūfhāba. R.* Früchte hängen an den Bäumen in solcher Fülle, *„dos ə ok afū klunəkarn". R. rimklunəkarn R.*, ohne bestimmten Zweck langsam umhergehen. Rath, Heimoats-Bliemeln 2: *Ei da dicken Püschen uf a Gängen — Sei mer geklunkert har und hin.* Eine Arbeit *„gīt går klunəkriçh" R.*, wenn sie nicht recht vom Flecke geht. Philo, Leutenot 3: *Wārsch dennt a Wunder, — Wenn's Ünserem ock klunkrig gieht?* Schelte: Der Klunker, ein nachlässiger Mensch; die Klunker, ein unsittliches Weib.

knipsen, erknipsen, jemanden tot schlagen. Streit. Litt. Beil. 1787, S. 233.

a hōda dərknipfa weln. R.

Knübel der, Condylus. Dict. Bresl. 1620.

knībəl; knēbəl R. in Wüstegiersdorf. Conrad Baumgarthen, Hl. Hedwig 1504 D 6: *mit boſzen knubeln der hende.* Mylius, Nomencl. 1587: *Kniebel.* Übertragend: jem. *knībəln R.*, knöcheln, quälen.

Knorpelkraut, Niesekraut. Sil. Secum minimum. Schwenckf. Stirp. 194.

Mauerpfeffer, Steinpfeffer, Katzentreublin führt Schwenckf. neben jenen schlesischen an. Mauerpfeffer, Sedum acre, ist jetzt der übliche Name. *maoərknerpalą R.* sagt meine Mutter.

kobern. W. Scherffer, Grobianer 131: *du solst den Teller, auch von essen hoch beschobern, Und alle deine Leuth' auffs reichlichste bekobern.*

musd ən ols dō nuf kōbarn? R. wū māgs də ok dās wīdər hī

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gəkōbert hân? R. mich šwitst; ich bîn tsu fîr âgəkōbert. R., zu dick angezogen. *na, dâs klēd hâ ich orntlich bəkōbert R.*, viel getragen. *dos klēd kōbert hinda awiəkR.*, es liegt an einer Stelle nicht gut an. Obersächsisch: *ein weites Kleid kobert.*

koppicht. N. Bunzlauer Monatsschrift 1792 S. 212: *Wenn eine Gluckhenne koppichte Hühnchen ausbrüten soll, so muß man ihr, wenn man sie ins Nest setzt, eine große Mütze oder Hut aufsetzen.*

Schwenckf. Ther. 1603, S. 239: *köppichte Tauben,* Columbae cristatae.

kösten. Joh. Christ. Büttner, Buntzl. Quäck-Brun 1662, S. 21: *Joseph auch voll Keuschheit rein, — Wird seiner wol helffen pflegen, — Kösten, in dein Armen legen.*

Köste, f. Joh. Chr. Hallmann, Vortrab des Sommers 1655 Ev.: *Und glaube bin gleich ich — Nicht sichtbar bei der Kösten.* (Hochzeitsmahl). Butschky, Hungerjahre 1633 S. 34: *daß sie von den andern Kosten und Speisen nicht recht sind fett geworden.*

kreischen, kröschen, krêschen, braten. F. v. Blumenau, Staatsschule 1704, S. 582. Benj. Schmolke, Schriften II Th., S. 1040: *daß man die Glieder nicht in Pech und Schwefel kreischet.*

Joh. Heermann, Hans-Musica 1650, S. 173: *Vnd nachmals seinen Rumpf und Bauch — Gleich wie dem ersten, kreischen.* Heinitz, Samuel, Wahrhafftige Geschicht (von der Pest zu Frankenstein 1606) 1608 S. 47: *Darnach haben sie dieselbe beym Fewer zusammen gekreischet.*

krēša R. (braten trifft den Begriff nicht genau), auslassen, schmoren. Schweinefett wird *aǫsgəkrēšt R.*, ausgelassen; mit *aǫsgəkrēštəm* Speck werden Speisen angerichtet. Holtei, Noch ein Jahr in Schlesien 1864 II 54: *die Wirtin „kreeschte" Einem die besten Bissen zusammen.* Kastner, Tagebuch, Hs. 158 z. J. 1798: *welche man im Verdachte hat, daß sie Putter zu Sollate gekraüsset hott und diese Soll im Rauch-Fang hinauf gefahren sein.* Übertragende Ra.: Er ist aufgeregt, zornig, *dos a ok aſū krēšt. R. dî hân ər gəkrēšt R.*, sind lärmend lustig gewesen. Er hat sich *bəkrēšt R.*, etwas angetrunken. Philo, Sonntagskinder 79: *Reiche sein bekreescht wie Unken.* Er hat sein ganzes Geld *fərkrēšt R.*, leichtsinnig durchgebracht.

Krinitz, Krinis Sil. Curvirostra. Der Kreuzschnabel. Schwenckfeldt, Theriotr. 252.

də krīmsə kuma R., die Kreuzschnäbel kommen. *a hōd ən krīms-*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nāfə R., eine krumme Nase. S. Mitt. X, 1, 88. Obersächsisch ebenfalls Krinitz.

krölen beim Rötebau. Marpergers Schles. Kauffmann, 1714, S. 305: *Etwa 14. Tage hernach im Junio, im alten Monden, soll man die Erde auf den Furchen auskratzen, welches die Bauern auffgekröllt heißen, und das geschieht darum, daß die Erde gelüfft werde, damit der Regen hineinziehen und die Keime fruchten kan.*

mhd. krellen, kratzen. M. Grosser 1590 G 3: *mit einer kleinern Ziehehawe, die man Krelchen nennt.* Irenäus, De Monstris 1583 b 2: *lange Kreil an den Henden.* S. 2: *heßliche Füße vnd Hende, wie Kreilen gehabt.* S. 4ᵇ: *schir wie die Kreilen an Frōschen und Kröten.* Seiler, Friedr., Türckische Gefängnus, 1629 F_3ᵇ: *auch wenn er sich gekratzet, jhm die Kräle nicht leicht angesehen worden.*

krēlən R.; die Katze *„krēlt“*; man *„tserkrēlt“* sich an den Stachelbeeren; man hat *„en lanə krēl“ R.* im Gesicht; man *„bəkrēlt“ R.* das Brot, wenn man es nur wenig mit Fett oder Butter bestreicht; sich das Gesicht *„a winək aǫskrēlən“ R.*, sich nur ganz wenig waschen; man hat *„ēnə krēlə“ R.*, man ist etwas betrunken. Rath, Heimoats-Bliemeln 55: *A noahm sich monchmoal 'ne Krehle.* BhS.

krümmern. N. Bunzl. Monatsschrift 1792 S. 21: *Krümmert einen die Nase, so bekommt man Kuchen geschenkt.*

BhS. Ra.: *dīch krimert wul dər ārš šun lanə*, du willst wohl durchaus Prügel haben. *dər hantalər krimert mich, ich wār gelt aęštraęcha. R. əs rechtə aǫgə krimert mich, ich wār nō wās garnə fān. R.* R. Keller, Sprüch-Wörter, Hs. 1722: *Und in dem Nacken krieget er das Krümmern.* M. Robinson, Sprüchw. 1726, S. 8: *der Magen krümmert mich gar sehr.* D. Gomolcke, der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen ist, 1734 Cᵇ: *Me Bouch krümmert mich, de Quarge woaren thoier waren.* Die beiden letzten Ra. sind ebenfalls noch lebend. Obersächsisch krimmen. Butschky, Euthymia 1656 S. 26: *wer eine unfletige Krätze am Leibe hat, dem thut es auch wohl, wann man ihn tapffer darauf krimmet.*

kudlich, mit verworrenen Haaren. Pr. Bl.

ich bīn ju gants kūdlich im a kōp. R., schon wenn die Haartracht etwas in Unordnung geraten ist. *fərkūdəl mich nich! R.* Verdirb mir die Haartracht nicht! *kūdaln, tsərkūdaln R.*, an den Haaren raufen. Personifiziert bei Robinson, Sprüchwörter 1726, S. 19: *Kudel, ies Pörsel de Heeme* — eine verspottende Frage.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kukelskorn. F. v. Blumenau, Staatsschule 1707, S. 581: *Aber nichts schickt sich dazu (zum Fischfange) besser, denn die Kukels-Körner, So aus den Morgenländern kommen: seyn schwartze Beeren, fast den Lorbern gleich; aber kleiner und runder; und kan darmit auch alles getödtet werden, was Blind gebohren ist.*

kürmeln, vgl. Stalder 2, 146. W. Scherffer, Ged. 27: *kürmel wie ein Kind.*

In diesem und dem weiteren bei Drechsler, W. Scherffer und die Sprache der Schlesier, angeführten Bsp. von Czepko bedeutet kürmeln svw. lallend sprechen. Anders in folgenden oft gehörten Ra.: *də kūə wert bālə əs kolp hân, ſə feət šun ā tsu kermaln R.*, unruhig zu werden. *da wint wert šun nō wās tsuſómakermaln R.*, auf Wind wird Regen kommen. Philo, Leutenot 20: *Beim Krätschmer ihs no immer Licht. — Durt wird gekirmelt, wird gejuxt.* Ähnlich S. 45.

kütig, unterkütig werden, unter der Haut eitern. Breslau. *underkītiċh R. undərkētiċh R.*, Trebnitz, ist weit verbreitet und sehr gebräuchlich. Irenäus, Warnung 1569 D 4: *die wunden vnterkötig bleiben.* Eb. E 4: *vnderkötige wunden wider auffbrechen.* Frommann II 228, III 140. Spieß, Henneb.: *untergüttig.* Albrecht, Leipz. Ma.: *untergütig, untergietig.* Obersächsisch. Übertragend: *dī ſaċhə īs mər gâr fīr undərkītiċh; R.* das scheint mir sehr verdächtig, sehr gefährlich zu sein. Bauch, Herm., Juchhe 23: *nu koam 'm die Sache doch underkietig vür.*

Kutsche der, Kutscher. Pols Jhrb. IV 76.

Die Stelle lautet: *erschlug einen Kutschen auf der Stelle.* S. 113: *ertrank im kalten Bade ein Kutsche.* Schickfus III 118: *die beyden Gutschen.* Holtei, Almanach 1839, S. 216: *beim Kutschen sitzen. dər kutšə, də kutša. R.* Dict. Bresl. 1620 F_3: *der Kutsche.*

kutschieren. Quirinus Kuhlmann, Lehrhoff 1672, S. 375: *durchkutschet mit ihr die Sternenhäuser.* Holtei, Almanach, S. 244: *Ich will mit dir abkutschieren.* Ders., Lammfell 1862, S. 90: *Ich hätt ihn nicht kutschirt, das weiß ich; lieber wär' ich Schinderknecht geworden.* Ders., Treustein II 9: *Pferdchen, mit denen Herbert kutschierte.*

Kutsche, f., Tuch zum Einhüllen des Kindes, um es fester auf dem Arm zu tragen. Weinhold, hs. Nachl.: *s kend ei de kotsch nâme.* Katscher. Philo, Bildb.: *nu mummelt sich ünse Siebenschläfer ei sei Kutschbette ei. də špilakutšə R.* Grunau; weil man dem so eingehüllten Kinde Besuche machen, *spila gīn* kann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mülphort Heinrich, Medizin. Spatziergänglein 1627; *Räuplein, oder schwarthärige Würmlein, erstlich jhr Häuptlein voran, darnach jhre subtile Füßlein ferner heraus streckende, vnd forthin in mancherley jhr selbst Gespänstverwirrung, sich einkutschende.*

Laide, Lede. M. Grosser 1590 E 6: *Es were denn bisweilen in die Layden oder geringe Ecker.*

də lēda pl. *R.* Flurname in der Kamenzer Herrschaft. *də lēdahoęfər R.* bei Labitsch und Birgwitz. *əs lēdaštikla, R.* kleine Ackerstreifen einzelner Besitzer in Steinwitz, die sie wahrscheinlich bei einer Aufteilung der Leden erhalten haben. DWb. Lehde. Ritterswalde *lādę.* Stenzel, Geschichte Schlesiens I 338: *Im Jahre 1234 schenkte Heinrich I. dem Kloster Trebnitz 200 Hufen Waldes bei Heinrichau, welche die deutschen Leiti (Lehden) nannten, wie der Verfasser der Chronik aus der Mitte des 13. Jh. sagt.* Neue ök. Nachrichten 1780, S. 3: *besondere Leden oder Aussen-Stücke, die alle 3 Jahre nur gesäet werden.* Leonhardi M. F. G., Preuß. Erdbeschr. 1792 II 236: *Die Braache* (im Kreuzburger Kreise) *ist durchaus gewöhnlich, und man trifft aus Mangel an Dünger sehr große Lähden oder wüste Braachen an.* Pr. Bl. 1794, S. 55: *Hafer auf einer ungedüngten Leede Mittelland.* Peter, Volksthümliches I 296: *hôre hôre waede — uf dar durren Laede — is a Distel an a Dorn — der kû eis loch geforn.* läde, in Brache liegend. Scherffer, Ged. 99: *denn man sieht ach! deine Felder läd und unbebaut stehen.* Butschky, Hungerjahre 181: *das Feld unbeschikket must in Ruh und läde liegen.* S. 251: *wann viel wüste Güter werden und eine weile so Läde bleiben.*

lebhaftig und lebhaftiglich, leibhaftig. Sylvander A 11.

Butschky, Briefe 1649 II 110: *darinnen Sie sich selbst, ... lébhaftig abgemahlet sehen wird.*

Legler. Pol, Jhrb. III 58: *bis auf den Neumarkt, da die Legler wohnen.*

Eb. III 57: *Von einem Legel fremden Wein, so viel in einem Faß befunden.* Irenäus, De Monstris 1570 Gg 2^b: *Wein in Leglein oder Flaschen gegossen.* Steinbach 1725: *Legel, der, cadus. Weinlegel, seria.* Dict. Breslau 1620 B. 2^b: *Lagena, die Flasche, poln. łagiew.* C. 4^b: *Seria, das Fäßlein, poln. łogiew.* An dieses Wort erinnert vielleicht die mundartliche Form *Brandwein log* in dem vor 1736 aufgezeichneten Volksliede vom Bruder Malcher. Hs. der Univ. Bibl. IV Q 132^c. Schweinichen, Merkbuch: *2 Logen Reinfall, 4 Logen Muskateller, 2 Logen Roschaller.* DWb. *Log und Lägel.* G. Freytag,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ahnen IV 49: *Ein ansehnliches Faß . . ihr wißt, daß dieser Wein nur in kleinen Tonnen aus Welschland zu uns kommt. Doch ich bin bereit, gegen Abend zwei Legel nach St. Nicolaus zu schaffen.*

Lehdichhahr, der, ein großer langer Mensch. Gl. Geb. Zusammengezogen aus — Leg dich her! *lē-di̯ch-hār R.*, auch *lā-di̯ch-hār R.*

Leinwandreisser. Marperger, Schless. Kauffmann 1714, S. 217: *Leinwand-Reisser haben ebenfalls ihre Buden in einem von den langen Reihen, bey dem Rathaus; Sie seynd allein privilegiert, außer den Jahrmärken, Leinwand einzeln auszuschneiden.*

Ebenda S. 244: *Was die Leinwand-Reisser in Breßlau betrifft, haben selbige ein Mittel oder Zunfft, wie auch die Gerechtigkeit zur Eintzelung zwischen den Jahrmärkten. In der Stadt Landshut darff außer Jahrmarkt-Zeiten niemand, als der würcklich Bürger daselbst ist, Leiwand kauffen.*

Lendatriht, ein Schleicher. Gl. Geb.

Lindetritt, Leisetreter. *lendatrīt* hat Gräbisch in Braunau gehört. *lindatrīp R.* ist in Grunau ein schlauer hinterlistiger Mensch. Robinson, Sprüchw. 1726, S. 35: *A ies a rechter Lindetriet.* G. W. Keller, das in Sprüch-Wörtern redende Schlesien, Hs. 1722 Bl. 153b: *Neilich schicke ich da Lindetritt mit wohren uf a morckt und ob er gleich sieht, doß uf der enen Gosse su gedrange iß, doß fost ke Oppel zur Arde kon, wil a doch mitten durch gihn und do verschitt a mer olle wohren, doß s mehste zu schanden giht. Wie ichs hurte, wor mer nich anders as wenn ma mer kalt wosser übers Hartze gießte. Ich ruffem, a thot as hirt as nich, ich ruffte noch a mol, Kum har. O sot a, Meester, sulche Jungen wie ich dürffen nich olles wissen, und kom nich . . . Wos wult ich nu mitm Norren machen.* Stehr, begrab. Gott 41: *irgend einer der jungen Leute hatte durch den plumpen Betrug hindurch sein wahres Wesen erkannt und ruft: Der Lindentritt vom Plane!"*

lenden. Opitz, Hohelied 1629, II24: *Ich will, bis daß die Hitze weicht, — Mich zu dem Myrrhenberge lenden.* Steinbach: *länden, adhibetur in unica phrasi: Wo länden: ubi terram.*

Christ. Colerus (Hippe) 153: *Wer da will nach Ehren streichen, — Lendet hier an diesen Port.* S. 167: *Wer will den klugen Schifer schänden, — der glücklich weiß in Port zu lenden.* Pol, Jhrb. V 98: *die Gloria, eine Figur, die sich allwege nach dem einziehenden Könige lendete und wendete.* Schickfus, 1625, I 49: *Als der Keyser vor*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glogaw abzog, lendete er auf Breßlaw zu. Schwenckfeld, Confutation, o. J.: *Illyricus lendet durch seine Philosophie dahin.* Buchwälder, Joh., Seelenschmuck 1616 C 2: *das die gantze Schrifft sich dahin lende, das man ihn erkenne.* Troilo, Reisebeschr. 1676, S. 13: *ländeten wir dem Gestade zu.* S. 10: *Von der Beschaffenheit dieser Stadt kan ich nichts eigentliches schreiben, weiln wir darinnen nicht zugeländet oder ausgestiegen.* Butschky, Rosen-Thal, 1679, S. 126: *wollen wir an die Klippen lenden.*

Lenkalöffel, ein großer langer Mensch, der sich ungeschickt beträgt. Gl. Geb.

Jedenfalls Linkalöffel (glätz. ę = i). Vielleicht auch soviel als Linkshändiger, *linətötšə, linətrötšə. R.* Bei Ad. Siber 1583: *Scaeva Scaevola, der links ist, linke Tatsche.*

Zu Löffel s. Weig. II 78. *rimlefaln, R.* sich umhertreiben. Ra.: *dār ruk herəd ānəm, wī lefəl om golja. R.* Holtei, Vierzig Jahre (1862), I 176: *Bekleidung, ... in der ich wie — man gestatte mir den schönen schlesischen Ausdruck — wie „Löffel am Galgen" einherzog.* Christ. Colerus (Hippe), S. 154: *Kompt, ihr Herren, nun getretten, — Wann jhr weiter löflen wolt, — doch nur nicht so vngebetten, — Wo jhr mercken gunst vnd hold. — Sonsten möcht jhr auf euch laden — Schand vnd spott sampt grossen schaden.* Schweinichen 1580, II 42: *wenn mir nun wohl war, so löffelte ich ein wenig, damit bracht ich auch die Zeit hinweg.* Mangoldt, Markschiffs Nachen, 1597 A. 3: *Kartenspiel vnd gut Geträncк. — Löfflen, vexieren, seltzsam Schwenck.* Scherffer, Winterlieder Bv[b]: *So pfleget Hymen auch sein Garnwerck aufzustellen, darein Ihr rennt vnd laufft, Ihr löffelnden Gesellen.* Butschky, Euthymia 1656, S. 169: *den Vermessenen nennt man kühn ... den Winkel Löfler, einen Galan und Aufwärter.*

Lenz, Scherz. Geisheim, Ged. 1839, I 297: *Immer der fröhlichste Geist, Anführer der jungen zum Lenze.*

a macht gernə ən lents R. a hōt gernə fen lents mid a kindaln. R. lenzig, drollig. *a lentsijər kerlə; R. ən lentsijə gešichtə R.* BhS. Schickfus, III 277, Memorial zum Fürstentagsbeschluß 1541: *daß alle Täntze vnd Läntze, Kirchmessen, Pirdohaspiel (?), vollsauffen, schelten vnd fluchen abzuschaffen.* Robinson, Sprüchwörter (schlesische) 1726: *der Lentz drückten gor.*

Limmerei die. v. Butschky, Rosen-Thal 703: *Ein Bauersmann, wann er eine Limmerey oder Bauers-Hof annimmt.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schweidnitzer Chronik, Cod. Vrat. IV. fol. 140, 11. Mai 1599: *diesen Tag brandte zum Kaldten brun die Lümmerey und Kretschem hinweg.* Leonhardi, Erdbeschr. 193: *Lämmerey, ein ehem. Amts-Vorwerk.*

löppeln, schlürfen, läppeln vgl. lappen Deutsches Wörterbuch VI, 195. Pol, Jhrb. IV 69 führt von einem liederlichen Kerl an: *Schlemmen, Löppeln und Spielen.*

Löthe, Löthegras, Sil. Hordeum murinum. Schwenckfeld. Stirp. 108.

Auch Meusegerste, Fürsthaber bei Schwenckfeldt. „Lethe" dürfte jetzt fast ausgestorben sein. *aęm flaksə wekst də lētə; fə fit aọs wī grás R.*, erklärt meine Mutter. Schube, Flora von Schlesien, hat denselben lateinischen, aber keinen deutschen Namen für die Pflanze. Nach Pritzel ist auch Taubgersten schlesisch.

Lulle, Speichel; *lullen, den Speichel über das Kinn laufen lassen. Ein Löllefänger, der Abzug an der Tabakpfeife. Ein Lullaule machen, pissen, von ganz kleinen Kindern.* Streit, Litt. Beil. 1787.

lilə, f., lilən, vb. R. BhS. Czepko, satyr. Ged. V 34: *es raget dar und hier, aus dem belillten Wambst ein grosser Lappe für.* Philo; Leutenot 197: *De Lille looft'r aus'm Maule. ən lulə, a lulātš R.*, Scheltworte, = Tölpel. BhS. Philo, Leutenot 61: *Zwee junge Lülatsche.* Bauch, Herm., Tälsch Vulk 137: *A woar a brinkla a Lullatsch.* Tschampel, Ged. 218: *wenn du mich an tumma Lillatsch hißt.*

Lupe, Hündin. Liebau.

lupə, hundəlupə R., Hund überhaupt. *lutšə R.*, Hündin. Ritterswalde: *Lupe ist ein großer, Lutsche der weibliche Hund. Lupe kommt von dem lat. Worte lupa, Wölfin. Lutsche hängt wohl mit „lutschen", saugen, zusammen, ist also der die Jungen säugende Hund.* Philo, Leutenot 237: *Vurm Hause sein zwei Hundeluppen.* Rößler, Närrsche Kerle 12: *Fleischerluppe.* Für große Hunde auch *laọtə R.*, glätz. *laọkə.* Vgl. das Zw. *lupa, rimlupa* sich herumtreiben.

Mäder, Habergeist, vulgo Araneus messor. Schwenckf. Theriotr. 507.

mādər, Weberknecht. Tier mit äußerst langen, haardünnen Beinen, einer Spinne ähnlich, aber zu den Skorpionen gehörig. (Kraß u. Landois.)

madigt. N. Buntzl. Monatsschr. 1792 S. 87: *Die Freier, die in der Fasten kommen, werden madigt, d. h. es wird nichts aus der Heirat.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ra. Die ersten Birnen werden madig, = die ersten Erfolge (bes. beim Spiel) werden zu nichte. *əs īs gār mâdiċh hēs R; əs tut gār mâdiċh wī R; mâdiċh faọl R; štiəkmâdiċhfáọl R.*

masern, die Masern bekommen. Pols Jhrb. IV 101 u. 103, *maserten die kleinen Kinder.*

Steinberger, Tagebuch, Hs. S. 1387: *Haben viel alte Leute zu 50 Jahren, Mann und Weiber, geblattert und gemasert. S. blattern.*

Matatsche, ein Oderfahrzeug. J. H. Cunradi, Poligr. 1, 270. Quelle nicht aufgefunden. Martätschen, Flöße aus Holzstämmen. S. Weinhold, Beitr.

mauzen, schwache unverständliche Töne hervorbringen. Streit, Lit. Beil. 1787 S. 233.

Hauptsächlich von Katze und Hund gebraucht. Kommt wohl von miauen. *dār maọtst nimə R.*, wenn ein Hund erschlagen wurde. Holtei, Vierzig Jahre (1862) I 56: *unser Mops mauzte.* Nebenform *mātsa R.* Ein in der Wiege liegendes Kind *mātst*, es meldet sich durch weinerliche Laute. Ra. *wen ma undər də hundə šmaẹst, dō mautst enər*, d. i. der Schuldige fühlt sich getroffen und verrät sich leicht selber.

Meste. Zeidelmeste bei Nic. Jacob, Unterr. von den Bienen 1569. Bresl. Urkundenb. 1, 122, 26 z. J. 1327: *Meste, ein Salzmaß.* Dict. Bresl., 1620 J 4: *Salinum, die Salzmeste. wânšmərmeste R.*, Wagenschmierfäßchen; Stenzel, Schweidn. Urk. v. 1344: *Waynsmer.* S. Schmeere. Eine *gukmestə R* hatten oft fahrende Leute. Steinberger, Tageb. z. J. 1743 Bl. 142b: *Aufm Ring am Kälber-Markt hatte einer eine Guck-Mäste, darinnen man die Belagerung Neiß und Glatz vor 1 Gröschel sehen konte. štârlamestə R*, Starkasten. Holtei, Noch ein Jahr 1864 II 8: *Staare, welche am Hause . . . in schönen Mästen heckten. tālšə mestə R*, Scheltwort für eine Weibsperson. *ən ālə mestə wār iċh dər gān R*, abweisende Ra. auf eine Bitte oder Wunsch.

Vgl. mhd. mëste, ein Hohlmaß; zu messen. Vgl. Deutsches Wörterbuch VI, 2134.

Mettram, Metter, Sil. Matricaria. Schwenkf. Stirp. 133.

Außer diesen als schlesisch gekennzeichneten Namen führt Schwenckfeldt noch an *Mutterkraut, Fieberkraut.* Die Pflanze ist nicht Matricaria, sondern Chrysanthemum Parthenium, für das Schube in der Flora von Schlesien auch *Mutterkraut* hat. Als Meter *mētər R.* war er in Tarnau bei Frankenstein bekannt. *də grūsmutər gâb ā*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

imər a genſa, wen ſa tsīp hota R. In Peuker ißt man Meter *mēta* als Gewürzkraut zu Rührеiern.

Mosche, eine Art Armkörbchen, aus Bast geflochten. Gl. Geb. (Von anderer Hand) Masche wird es in Böhmen genannt.

Böhm. mošna, der Beutel, die Tasche, der Zecker. *tsēkər R.*

motza, spielen. a Motzla, ein Spiel, Zeitvertreib. Gl. Geb.

mo̤tsa R, mit sehr dunklem o, hört man in der Grafschaft noch ziemlich oft. Klesse, Viertelj. IV 245. Knothe, Mark. Ma. 1895 S. 82 bringt es mit *mâz* und *mâzn* zusammen. Frommann II 234: *mâzen, mit kleiner Arbeit sich beschäftigen. Nordböhm.* So erklärt sich leicht die Ra.: *wen də kotsə nī dərhēmə īs, hàn də mo̤ſə fra̤a māts.* Also *māts* = Spiel. Andr. Calagius, Rebecka 1599 B 7ᵇ:

Nu laß doch sehn dein schönen Spieß.
Ein Mauß man kaum mit hett gemutzt.

Bertermann, Ged. 1861 S. 213:

Derweilt sitzt's Kindla, ne recht frisch,
An mutzt om Tischla, uf ar Ecke.

müchinzend. Dr. Spremberger, Pestbericht 1555: *müchinzende Getreide.* Vgl. mhd. *mûchən* verstecken verbergen?

S. ZfdW. XIV 219.

Mundbote, Herold. Melch. Liebig 1588, 1. Predigt A 7: *So sol ein mundbott furher gehn, — der solchs verkündigt.*

Herrmann Joh., Erinnerungspred. 1639 B 2: *Nirgends aber finde Ich, das Er die Abholung seiner Mundboten dem Teuffel sollte übergeben haben.* Irenäus, Predigt Adams 1580: *Wird auch seinen heiliyen Geist senden vnd schenken seinen ordentlichen Mundboten, Lerern vnd Predigern, durch sie sein Euangelium in aller Welt predigen lassen.*

Mutthühnel, Rallus minimus. Neue ökon. Nachrichten 1781. S. 93.

Mutz, im Munde des Pöbels ein Liebeswort, das man von Kindern sagt.

mūtsərlə R. und *mukerlə R.*, so hörten wir in Breslau zwei alte Eheleute sich gegenseitig anreden. BhS. Viell. von böhm. Muz. Dict. Breslau 1630 D 4ᵇ: *Vir, der Mann. P. Maz. B. Muz. mâtsla*, Kosename für ein Kind. Langenbielau.

Nachtspade, Nachscholten. Glätz. Monatsschrift 1799, S. 79: Caprimulgus europaeus. Lin.

Naſe, Cyprinus Nasus, eine Fischart. Glätz. Monatsschrift 1799.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

S. 265: *In Schlesien und in der Grafschaft unter dem Namen Schwarzbauch bekannt. Hier in Wartha nennt man ihn Zuppe.* s. dieses.

Nasskittel, Saufbruder. Streit, Lit. Beil. 1787. S. 234.

Nast, ein Kopfputz der Mägde. Die Haare werden gegen den Winkel gekämmt, gebunden, in einige Zöpfe geflochten, in eine Art von Kranz gewunden, und mit einem beinernen, auch wohl messingenen Riegel befestigt. Gl. Geb.

nāst R, Nest. Diese Haartracht war auf dem Lande vor 30 bis 40 Jahren allgemein üblich, nicht bloß für Mägde. *fich ɔs nāst macha R.; fich im a kōp macha R.; fich ferichta R.* Conrad Baumgarthen, Hl. Hedwig 1504 B 12: *yre finger preysten auch nicht dy kostlichen fingerleyn, wen alles czeichen der hoffarth ader der eytelen eren, yr sam vnd menschlich was, mit frauwen nester, vnd das nicht trugh in yrer iugende czeit.*

Nestheckel, Nestkücken. Günthers Ged., 4. Ausg. S. 996.

nāsthēkla R, das letzte Kind einer Ehe.

Netze die, irgend eine kleine Näscherei, meistens gebackenes Obst, das die Spinnerinnen essen, um Feuchtigkeit genug zu bekommen. Gl. Geb.

dɔ netsɔ R. soll Speichel erzeugen zum Benetzen der Finger beim Spinnen, sie soll auch das Durstgefühl verhindern, drum wird „*netsɔ*“ auch mit aufs Feld genommen. Steinbergers Tagebücher 1325: *waren beym Weine gewesen und hatten sich gut genetzet.*

niedlich, verdrüßlich, grämlich. Geb.

a īs hoɛtə gār afū nitlich R. Speisen sind *nitlich R.* oder *nītslich R.*, wenn sie widerwärtig süß und weichlich schmecken. Butschky, Rosen-Thal 1679, S. 110: *da der Mensch der Niedlichkeit in Speisen so gar sehr nachhänget, daß er nur etliche gewisse Stücke und Glieder von den Thieren erwählet.* (Vogelzungen). — Ganz anderen Sinn hat: sich *nitlich R.* machen, sich jemandem angenehm zu machen suchen. Ein Kleidungsstück macht sich *nitlich*, wenn es angenehm ins Gesicht fällt.

niemen, beniemen, benennen. Bresl.

uf dər réchnuŋk īs olɔs bənīmt hörten wir erst unlängst in Breslau sagen. Stenzel, Urk. von 1302 (Bresl.): *sich jener an synen Geweren czuit und den benümet.* Neißer Urk. v. 1489 *benimpt.* S. Minsberg, Geschichte von Neiße, Anhang S. 42. Reuter, Georg, Lobspruch 1603 B: *ist mit Nam genimbt Jacob Gōrtz.* Eb. B 3: *Welchs beyde Kretschmer warn benimbt.* (geniembt: berümbt.) Triller, Val., Singebüchl. 1655 R 2: *vnd sich Gottes volck benühmen.* Calagius,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Andr., Rebekka 1599 C 4: *Es gescheh, was jhr fürs beste beniemt.* Eb. C 6: *Itzt nichts ich, als nur diß beniem.* Schuppius, Kippe die Wippe 1688: *beniemen.* Schweinichen 73: *benihmt.* Unterweisung, Glogau 1708 S. 6: *vorbeniembte Symptomata.* Hofmannswaldau, Getr. Schäfer 48: *Ach wolltestu es doch nur unbeniemt wissen.* Geisheim, Ged. 1839, I 216: *Man muß die bösen Geister nicht beniemen,* Philo, Heemte 52: *beniemen.* Heinzel, Pukettel 10: *uf der beniemten Stroaße.*

Niese, die, sternamentum. Geb. W. Scherffer, Grob. 10.

dār hōd ən orntlijə ṇīʃə R., wenn er sehr stark niest. Herm. Bauch, Quietschvergnügt 1886 S. 32: *die Niese kannt a.*

nörkeln, stotternd und abbrechend reden. Gl. Geb.

dār norkəlt wās, ēb a wâs raọsbreɪət R., ohne gerade zu stottern. 2. *norkəln R.*, etwas mit einem stumpfen Messer schneiden, (Brot) daß die Schnittfläche recht uneben wird. BhS. nurkeln.

nurt, nur. Leichenpred. auf d. v. Czepko.

Nicht aufgefunden.

Oberwurf bei Gebäuden. 1672. G. Aßmann, Liegn. Chronik.

Quelle nicht gefunden. Gemeint ist jedenfalls „der Putz" des Hauses. Die Vermutung, es könne zugrunde liegen „Anbewurf" *âbəworf (Siebs)* wird gestützt durch den Ausdruck anwerfen. *iḉh mūs hoẹər əs haọs âwerfa lōn R.*

ohnigen. F. v. Blumenau, Staats-Schule 1707 S. 782: *Es ist eine große Sache, wenn ich meinen Freund eines Lasters entohnigen kan.*

Örtel, das spitzige Ende des Brotes; sonst auch Ramftel, daher Klebe-Ramftel. Fn.

əs ärtla âbər əs ramftla īs əs erštə un es letstə štikla fum brūtə R. Ort bedeutet hier Anfang und Ende. Schickfus III 134: *ist die Kön. Mayt. an dem Obern Ort der Taffel gesessen.* Melch. Liebig Ciij: *Mitten vnd auch an orten.* Troilo, Orient. Reisebeschr. 1676 S. 591: *Segel . . ., am Ort spitzig zugeschnitten . . . wird an beyder Orten mit starken Seilen fest angezogen und gespannt.* Ein Haus steht im Dorfe ganz *om äbərârtə*, oder *om nīdərūrtə R.* Vom Felde: *om ferderšta — om hindəršta ūrtə; om ferdərūrtə, om hindərârtə R.* Bei einer recht verworrenen Schnur *fint ma wēdər ūrt nō endə R.* W. Scherffer, Grobianer 1: *Komm liebe Bauert, von deren Regiment — Voraus zu dieser Zeit ist weder ort noch end.* Gomolcke, Kirchen-Historie 1747 II 203: *Dann wann man Ort und Ende ihres Haders*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwarten sollte. Ra. *dār wès əs brāt om dinsta ârtə tsu būrənR.*, er weiß sich die Arbeit leicht zu machen; auch bei Robinson 1726. 2. *ârt, ärtlə* Schusterahle. 3. Dienstort. *īch hâ gūdə ārtər gəhâtR.* 4. Besitztum. *dortiba īs maę ârtR.* Wilhelmsthal. Frommer Wunsch für einen Verstorbenen: *inſə hergōt gā əm a gut ärtlaR.!* Scherffer, Grabeschriften Diij^{b}: *da wirst wiederum auß deinem örtlein rükken, und fröhlich dein Gesicht erheben in die Luft zu dem, der dich zu sich geruffen auß der Gruft.*

Oss, das. M. Grosser, 1590 H 6: *das man jhn auch das trinken mit Kleyen oder Oß menge.*

Eb. J 5^{b}: *Gersten Körner, vnd Getrencke von Gersten, oder sonsten Oß oder Meel gemenget.* Eb. M: *mengens mit Kleyen oder sonsten Oß.*

Pantukka, Kartoffeln. Mittelwalde. Hallmann 91.

S. Kährta. Entstellt aus Pataken, Pataten. In der „böhmischen Ecke“ *Dukka.* Übrigens noch 1780 in N. ök. Nachr. 100: *Tartoffelbau.*

Parchnerin. Pols Jahrb. III. 86.

Eb. III 135: *zur Neissen, unter den Parchnern.* Pol, Hist. Inc. 1629 S. 24: *auff der euſersten Olischen Gasse, bey einem Parchner.* Eschenloer, z. J. 1466 I 344: *zeigten die Parchner auf mich mit Fingern.*

Patatschen. Schles. Robinson 1723, I 163: *Es wurden viele mit schwarzen Patatschen, Beulen und giftigen Blattern befunden.*

Infect. Ordnung 1680 S. 18: *bey sich ereignenden rothen oder schwarzen Petetschen.* Ebenso S. 35.

Paueranzen, ein in Breslau übliches Kartenspiel. Mündlich.

Dr. Feit schreibt mir dazu: Ranzen war ein verbreitetes Spiel und ist es z. B. in Kärnten noch. Eine Beschreibung gibt Frommann, die deutschen Mundarten VI, 183. In Breslau war Bauerranzen ebenfalls sehr üblich. Ich fand es zuerst 1731/2 erwähnt im Breslauischen Schlendrian.

Paxt, Paket, Bürde. Pr. Bl.; ein Knäulchen von Tabak zum Käuen zwischen den Zähnen. Bresl.

paks, paksla R. paksə trânR, schwere Säcke tragen. *a paksla waęswârə R.*, verschiedenes Gebäck in ein Tüchlein gebunden, in der Hand zu tragen. *a gantsər paks matärıə R.*, eine Menge Eiter. *a hōd ən gantsa paks om warəə R.*, eine Geschwulst. Philo, Leutenot 164: *där Pax, der müß sich su zerteelen.* BhS.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Perschel oder Pärschel für Haare oder auch Kopf überhaupt. Der Kräuter nennt eine große Frisur einen Pärschel. Fn.

du hust wīdər ən oṛntlija pär ʃəl (hârə), əs īs tsaẹt rundər mītə R. S. pärschen und pärschlich in Mitt. XV 146. Bemerkt sei, daß man „sich pärschen", brüsten kann mit allerlei, mit Sachen, Personen, Handlungen und Erfolgen.

Bezüglich der Abstammung halten wir dafür, daß den 3 Wörtern das sinnliche Bild „die Federn sträuben" zugrunde liegt, und Hugo Hoffmanns Herleitung von poln. pierze Feder, Zfd. Ma. V 201, zutrifft — trotz der längeren Abhandlung über „pärschen" in Langenscheidt, Sprachkunde II 24 ff. von Dr. Sabersky. Danach soll frz. perche Stange zugrunde liegen, und die Ra. *être perché sur ses aïeux* ist Anlaß zum Vergleiche gewesen.

pfeifen, abpfeifen nennt Hiebner (Horticultura 1664) seine zweite Art des Veredelns wilder Stämme; *man streift nämlich die Rinde, den Bast, mit einigen Augen von einem zahmen Sproß und bringt ihn über einen abgestreiften Wildling.*

Pfennert das. In der Frankensteiner Bäckerordnung v. J. 1501 bei Koblitz öfter; z. B. *daß die Pfennert an Weizen und Roggen nach rechter acht des Kaufs am Getreide geordnet werden . . . auch sollen die Becker zu allen Zeiten Pfennert feil haben, nämlich Weizenbrot auf zweien und Rockenbrot auf zweien.*

Sowohl die Frankensteiner Handschrift als auch deren Abschriften in Warmbrunn und Fürstenstein haben deutlich Pfemert; der Auszug aus Koblitz in der hiesigen Univers.-Bibl. enthält jene Bäckerordnung überhaupt nicht. Warmbrunner Abschrift: *Pfemert feil haben id est Weitzen- und Rocken-Brot.* Frankenst. S. 106.: *Zu leichte Femert soll zu bevor gegeben werden . . . Daß weitzene Pfemert soll gesaltzen sein. Soll nit Verschoben, noch verbrandt sein.* Pol, Jhrb. III 79: *Das Pfennert hielt 32 Loth, bei den Bäckern nur 18 Loth.* Eschenloer i. Z. 1466, I 309: *merklich Gut an Venedischen Pfennwerten.* Steinbergers Tagebuch S. 1283: *In diesem Jahr Wurde auch eine Ordnung der Becker gemacht, nebst einer Tabelle, wie Hoch sie das Pfennwert Verkauffen sollen.* Tschoppe-Stenzel, Urkundenbuch 625 zum J. 1553: *domitt bei Arm und Reich ein guete gedeyliche Ordnung beinebenn der gemeine Orber und Handtirung gleichmessig gebraucht unnd gehalten werde, als nemlich die Pfemwert-Keuff, Scheffell unnd allerlei Mosz, Elen unnd Gewichte.* Vgl. DWb. VII 1671.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pflacht. Sylvanders Feld- oder Hirtenlieder 1670 D4: *Die, welche die Sünde bracht — auf den Pflacht der Erden.*

Pflitschpfeil. Pol, Jahrb. V 205: *erlangeten an Rossen, Kleidern und Pflitzpfeilen eine ziemliche Beute.*

Eb. I 59: *mit den Flitschpfeilen erschossen.* Christ. Colerus (Hippe) 165: *Du darfst dich nicht schewen nicht vor einem Pflitsch vnd Pfleil.* S. 200: *Pfeil, Köcher, Pflitsch vnd Bogen.* Quirinus Kuhlmann, Lehrhoff 1672 S. 87: *Pfritsch und Pfeil.*

fritšəfaęl, n. R.

Pflugstörer, der, Rulla. Dict. Bresl. 1620.

də roętə R., retəl in Neuwalde. S. Mitt. Heft VI 60. Dies Werkzeug ist indes heut nicht mehr mit Eisen beschlagen, sondern nur ein starker Stecken mit gabelförmigem Ende. H. Hoffmann, Sumerlaten, S. 32, Wiener Hs. a. d. XII. Jhrh.: *Paxillum, rivtel l grebel.*

pinken, die Pinke haben, nicht gut sehen. Streit Bitt. Beil. 1787. S. 234.

Kinderreim, wenn man erraten soll, in welcher Faust man etwas verborgen habe: *pinəka panəka, wū štīt dər šranəka, ūba ābər undaR.?* Vgl. Mitt. XV 150. pinken, mit Stahl und Stein Funken schlagen. Holtei, Lammfell I 230: *ich pinke gleich Licht an.*

Plätsche, Napf. N. Bunzl. Monatsschr. 1792 S. 50: *wenn eine Wöchnerin gestorben ist, muß man ihre Plätsche (Suppenschüssel) sogleich auswaschen; wenn dies nicht geschieht, so kommt sie wieder.*

N. ök. Nachr. 1750 S. 219: *herausgequollene Kitt . . . in einen Scherben oder Plätsche sammeln.* Steinbergers Tgb., besonderes Blatt z. J. 1729: *mit der zinnernen Bierpletsche erschlagen.* Eb. Bl. 10b z. J. 1739: *gute Kräuter-Suppen die Plätsche vor 2×r zu bekommen . . . in Porcellainen Plätschen aufgegeben.*

pletšlaR., ein flaches, jetzt meist eisernes, Gefäß mit Handgriff zum Auslassen von Speck und Butter, zum „Einbrenne“ machen usw. *də putərpletšə*, solches Gefäß zum Aufbewahren oder Mitnehmen von Butter. Obersächsisch. Vgl. wendisch pleča Quarknapf.

plätschicht, plattgedrückt, von Hagelkörnern. Pol, Jhrb. V 93. *brētplatšijə fisəR., ən brētplatšijə nūsə, mitsəR.* usw. Pol, Jhrb. III 157: *krumme und eingeplättschte Nase.* Schles. Robinson 1724 II 31: *mit seinem breit-plätzigen Hutte.* Steinburgers Tageb. S. 1579: *die Nase war Krumb und eingeblätschet. daę hut is aęgəplatštR.*, eingedrückt. *hiplatša, breit hinfallen, laut schallend*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufschlagen. Holtei, Lammfell (1862) I 89: *Da springt ein Frosch, . . . vom Ufer herab in den Sumpf. Ich hör ihn platschen. Dieser Platscher auferweckt mich aus meinem hochmütigen Traume. ən platšə šlēsaR.*, früher ein aus mehreren nebeneinander liegenden kleinen Bündeln bestehendes Bund Schleißen. *ən flījaplatšə R.*, ein breites Stück Leder an einem Stecken zum Erschlagen der Fliegen. Brendel, Kobolde 1852 S. 49: *Plattschrich,* Platzregen. Von einem solchen ist das Getreide oft wie *ū́fgəplatštR.*

Plätte, eine Fähre, ein kleines Schiff zum Überfahren. B. E. 1800 S. 664. (Von anderer Hand geschrieben:) eigentlich ein breites plattes Fahrzeug, um Pferde, Wagen u. dgl. über einen Strom zu setzen.

G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Werke I 371: *Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet . . . die Plette ganz vollgeladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war. plētə*, f. R. heißt in Grunau eine größere Eisscholle, auf der die Jungen gern „kahneln". *undərštī dich, dos də wīdər plēta fārən gīst R.!* Das Wort scheint wenig verbreitet zu sein.

Platz der. Dan. Stoppe, Ged 2. Sammel. 1729 S. 24: *Ich bitte mir zugleich das aus, so fern sie heute oder morgen den Plaatz zu essen willens sind, mir meine Zähne abzuborgen.*

plātsR. Vgl. Mitt. XV 150. Platzbecker werden in Neißer Urkunden schon 1365 erwähnt. Minsberg, Geschichtl. Darstellung. Neiße 1834. Anhang S. 36. Bei Scheffler ein Scheltwort. S. Luthrischer Unbeweiß 1666 S. 13: *der alberne Platzbeker.*

Plente. Prov. Bl.: *schlechtes, armseliges Kind.* Fülleborn: *eine Benennung schlechter Kleider, auch Schimpfnamen einfältiger Frauenzimmer.*

plentə, plentlaR., kurze, leichte, alte Jacke. Sylvander 32: *zog sogar sein Leimbt Plenten vom Leibe. ən ālə plentə* (oder auch *plerkə*) alte Kuh.

Ploch, Block. Melch. Liebig 1588.

Er liegt da, wie ein klotz vnd ploch, — Hat doch in jhm das Leben noch, Nämlich der Schlafende. Troilo, Orient. Reise-Beschr. 1676 S. 365: *Sie dreschen aber alle das Korn und Getreydig auf freien Felde mit Püffelochsen aus, die stets an einen Ploch gespannt, darauf der Bauer sitzet, im Kreiß müssen herumb gehen, und also*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Stroh austreten, welches sie hernacher wie bey uns mit Schauffel schwingen und von der Spreu absondern.

plombshalben. Vechneri, Ergissung d. Katzb. 1608: *Wollen wir aber wol meinen, daß es ohne gefahr und plombshalben geschehen.* Irenäus, Wasserspiegel 1536 A 6b: *mit dem kleinen Kindlein, so durch Gottes gnedigen schutz vnd bewarsam der hl. Engeln, auff einem kleinen Zebcken* (Zäpfchen) *oder Zweiglein eines Baumes erhalten ist worden, welches nicht plumsweise geschehen.* Herberger, Herzpostille 1613 II 183: *Viel weniger kömmet unser Leiden plumbshalben aus blindem Zufall.* Vgl. Mitt. XV 150. DWb. *plumbshalben.*

plotz, plötzlich. A. Calagius in Tetrast. A 7. Marc. Buntzel, 1601: *So plotz verzehret alle Welt.* Dr. Spremberger, Pest-Bericht 1552.

dâs īſa plutsə gəriçhtə R., heißt es bei einer überraschenden Nachricht, wiewohl „Gerücht“ in der Ma. nicht vorkommt, das Volk dabei also nur an ein unerwartetes Essen denken kann. Eschenloer 15: *plotz mit großen Schanden weggetrieben ward.* Schickfus III 227: *auff einen plotzen Nothfall.* (Pest-) Unterweisung, Glogau 1708: *einer großen plotzen Gefahr.* Geisheim, Ged. 1839, II 321: *Der Kutscher plutz erwacht.* Baumgarthen, hl. Hedwig 1504 CC_2: *plutzling.*

Ploster, dünne Haut, die Blase, womit man Tropfengläser verwahrt. Pr. Bl.

əs plōstər, dem. *plāstalə R.* Sieh auch Weinhold, Beiträge. *içh fə šun gâr nimə aſu gut, əs īs, os wen ij a plāstala īberš aəgə hetə R. əs plōstər R.* heißt auch das Trommelfell des Ohres und die Haut des „Fließeies.“ Butschky, Euthymia 1656 S. 233: *Wann aber etwas fürfället, das ihnen ihr angekleistertes Plosterwerk und eußerlichen falschen Glanz zertreibet.*

plütscherig; ein plütschriger Herbst (1537) Pols Jhrb. III 93. Nicht bekannt; dafür *šlikrijə witruək; a šlikrijər ſumər; šlikərwātər.*

Policke oder Polickasuppe ist eine fette Rindsbrühsuppe mit Reis und großen Rosinen. Die oben schwimmenden Fettaugen heißt der Landmann Policka. Policka-Bên, ein Knochen, woraus sich eine solche Brühe kochen läßt. Geb. Ber. 1798.

Franz Schönig (1750—1828) S. 53: *Do werd ma recht Poleke Mit waicher Grappe hon.*

Post, Botschaft. Casp. Cunrad 1615: *Der Engel bringet neue Post.* Vgl. Mitteil. XV 152. *içh wār dərš pust tūn R., içh wār dər*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pust fän lönR., ich werde dir eine bestimmte Nachricht zugehen lassen. Schilling 333 (eig. 233): *Den 18. October sind etliche vntrewe zuträger in der post an Pranger gestellet gebunden, vnd etliche stunden gehalten, nachmals durchn Henker des Lands verweiset worden.* Mühlpforth H., Glückwünschungs-Ged., Ausg. 1686 S. 48: *Es wird . . . eurer Jahre Zahl durch diese Post vermehret.*

Pracher. Joach. Sartorius, Psalmen 1591 S. 16: *Vnd wird . . Verderben stoltze pracher.*

Eb. *Damit die Stoltzen Pracher nit Gewalt that an mir vben.* Butschky, Rosen-Thal 1679 S. 674: *Sein demnach die eitelmütigen Pracherer vielmehr unglücklich, als glücklich zu achten.* Ders., Euthymia 1656 S. 4: *wann es schon nicht mit Silber- und güldenen, sammet- und seidenen, oder anderen Prachereyen nicht ausstaffiret ist.*

prageln, *das Getöse, wenn man eine Menge kleiner runder Körper, Schrotkörner, Erbsen u. dgl. auf die Erde fallen läßt.*

wen ma berna šitəlt, dō gīts, dos' prägəltR. Martinus Mylius, Nomenclatura 1579: Pisa ſuffocata Bregel-erbsen. Dan. Gomolcke, Heller, 1734 B7: Is gieht ehm ausm Maule wie Pragel-Erbsen. C5: S ging doß goar pragelte.

Prame, Oderfahrzeug. Joh. H. Cunradi, Poligr. 1, 170.

Quelle nicht gefunden. E. Langius, Glogov. incin. 1615 G2ᵇ: *Wenn man erst vbern Oder Strom — Hett sollen fahren mit dem Prom:* Pol, Hist. Jncend. 1629 S. 4: *Viel wolbeladene Pröme, Schalen, Flösser vnd Schiffe.* S. 213: *Promen.* Vgl. Prahm überall. DWb.

Prange, f., Schandpfahl. P. Titus 1603: *Vnd leiden an der Prangen.* F. w. Blumenau, Staatsschule 425: *bey der Prange verbrennen lassen.*

Eschenloer I 12: *Unter der Prange sein Haupt abgeschlagen ward.* Pol, Jahrb. II 158: *getrost und behertzt unter die Prange gegangen.* (Büsching erklärt „Gerüste zur Hinrichtung".) Pol, Hist. Jnc. 1629 S. 106. *Die steinerne Prange: Anno 1541 erbaut.* A. Calagius, Susanna 1604 E4ᵇ: *Gebt mir doch frist. Dann wolt jhr prangt. — Biß ich mein Mann, mein Eltern süß — Und meine Kind zum letzten küß.* Fj: *Ach thut gemach doch. Schlecht ich prang.* Buntzlauer Quäck Brun 1662 S. 112: *Mit Rinken rumb behangen, — Gleich einer Diebes-Prangen.* Steinbergers Tgb. S. 1330: *1504 seyndt zu Breßlau auf die Prange gesetzt worden 4 Weiber . . . mußten bey 3 stunden sitzen.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ən lanə praŋəR., starker Stecken oder Prügel.

Prenzel, ein Prügel, Stock, wie ihn die Bauersleute tragen. Pr. Bl. K. Geisheim, Ged. 1828; 1, 254: *Komme die Wunder zu schaun, die Prenzel, die dürren, ergrünen. Mensch, o bleibe kein Stock, grüne dem Prenzel doch nach.* Pol, Jhrb. V, 67: Prenzel oder Prügel. Prenzel bezeichnet als Schelte einen besonders starken und groben Menschen (Neuwalde) und ist auch Personenname.

puffig, grob. Breslau.
Butschky, Rosen-Thal 1679 O. 1155: *büffisch wie ein Ochse.*

Quadrucka, Kartoffeln. Gl. Geb.
Bei Kudowa Ducka. Vgl. Pantukka.

Quäl die, Qual. Marc. Buntzel 1601: queel: Seel, Hell: quell.
Evi: *Wollst heilen mein betrübte Seel,*
Denn mir ist bang und leide queel.
Hvij: *Reiß sie heraus aus aller queel.*
Sprichwort: *nōch dər wēlə kimt də kwēlə R.*

Quall das, der Quell. Logau 2, 42: *Ich weiß daß frische Quall. əs kwål, də kwēlər R. aę a hindərwĭſa hōts gâr a šĭ kwålR.* Bei andern alten Schlesiern m. Sylvander C10b: *Der süße Lebens-Qual.* D7b: *Brunnqual der ohnerschöpflichen Gnaden.* D8b: *Sucht in seinem Durst die quäller. (quäller: Thäler.)* Butschky, Venus-Kanzeley 1645 S. 30: *aus einem kualreichen Brunne.* J. Scheffler, Perle 1676 S. 56: *Brunnen des lebendigen Göttlichen Quals.* S. 48: *bleibt der quall des Himmlischen Weines allzeit offen.* Pol, Hist. incend. 1629 S. 211: *Von der Oder Namen, Quall, An-, Fort-, Auß- vnd Gesellengang.* S. 220: *in der Gegend der Oderqual.* Irenaeus, Wasserspiegel 1536 P3: *wasserquellen oder Qualbrünnlein.* Steinbach 1725: *Quall (der) scaturigo, fons. Quelle (die) idem.*

quam, kam. Gl. Geb.
kwâm. Diese alte Form habe ich noch etwa bis 1870 von alten Leuten gehört; seitdem ist sie ausgestorben. In der Grafschaft aber hört man sie noch vielfach.

Quarder, Fil., *Lampreta minima coenosa. Unsere Fischer bedienen sich desselben zum Köder für die Fische.* N. ök. Nachrichten 1871 S. 142.
Casp. Schwenckfeldt, Theriotr. 1603 S. 33. *Querder, Schlam Querder, Sil, Schlambeisker, Ein Mur, Neun Auge.* Nicht bekannt, dafür *šlâmpaętškərR.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rankerwurz Sil. Scrofularia maior. Schwenckf. Stirp. 193.

štiŋknijər raŋkeṛn; *hēlplutsə R.* im Volksmunde. Schwenckf. hat auch die Namen Fischwurz und Braunwurz. Pritzel: Scrophularia nodosa L. Fischwurz, Käferwurz, Rauchwurz. Matuschka: Knollenwurz. Schube: Braunwurz.

raten, helfen. W. Scherffer, Hugo 109: *ein Schiff, dem weder Segeltuch noch Rudel rahten müssen.*

Vgl. die Koppelung: *dām īs ni tsu rōta un ni tsu halfa. rūdəl R.* ist bei den Oderschiffern die heut noch bräuchliche Bezeichnung für Ruderstange.

regern, quaken. M. Grosser, anleytung 1590 D[b]: *Wenn die Frösche sich herfür thun, vnd gegen Nacht anfahen zu singen, oder zu regern, wie sie es nennen.*

Mit *räġa, räġa R.* ahmt man das Geschrei der Frösche nach. *fräġər R.* für Frösche in dem Reime aus Peterswaldau: *ana maę lamla gī mit mər aęs durf. dō ſiŋa də fräġər, dō klipert dər šturć͟h* usw. R. Die Regerlache, Flurname in Pilz.

Reissiggerüschel. Pr. Bl. 1794[b] S. 102: Er ward auf seinem Wege, an der Seite desselben eine vorhin nicht geachtete, mit Reißiggerüschel bedeckte Grube gewahr.

Vgl. Gestritticht.

reizen, Risse bekommen. Christ. Colerus: *Wans an zu reitzen fäht.* Nämlich das alte Schiff. Trost-Schrifft an Sanftleben 1629.

Rennen das. Pol, Jhrh. V 85: *Der grüne Vogel gab in 7 Rennen 6 Späne.*

Drei Rennen wollen wir machen, heißt es im sogenannten Bierskat für drei Runden. Renneschießen, Wettschießen. Pol. V 79. Holtei, Beiträge f. d. Königstädter Theater 1832 S. 102: *Es war gut, daß ich nicht 's Rennschlittel genommen hatte, da wär kein Platz drauf gewesen. Ich hatte eine lange Bauernschleppe und die ist rein voll geworden.*

Riebe *die, Ribbe. Riebe: Liebe. Günther Ged. 4. Ausg. 1082.*

rībə R. Rippe. Heut noch im Gebirge in der Grafschaft. mhd. *ribbə, rippe.* Dict. Bresl. 1620: *costa, die Riebe.* Büttner Chr., Buntzlauer Quäck-Brun 1662: *Ihm gemachet der Gehülffe Von der Rieben ohne Leid.*

rippeln. Sylvanders Feld oder Hirten-lieder 1670 S. 19: *Kurtz hierauf riplete etwas an mir.*

ripaḷn R., sich bewegen, sich rühren. Ein Kind braucht sich des

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachts nur zu rippeln, da wacht die Mutter schon auf. Die Nase rippeln = rümpfen. Ein Schuldner rippelt sich nicht, er denkt gar nicht ans Wiedergeben. *ok ripəl dic͡h nic͡h! R.* Drohende Ermahnung an Kinder zum Stillsitzen. *ma târ ſiġ ok amōl fort-ripaln, glaẹ kimt ēs* R. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube I 8: *Rennzaum schüttel dich; Feine Liebe rippel dich.*

risch, frühzeitig, schnell. Pr. Bl.

gī, laọf riš amōl nim tsum nukbər! R. Kum riš wīdər! R. əs kân ſaẹn, dīc͡h trifts rišər wi mīc͡h R., irgend ein Unglück, auch der Tod. *wār īſ om rišta? R. dər ſējər gīt tsu riš R.*, er geht zufällig einmal vor; *a lēft tsu riš R.*, er geht überhaupt zu schnell. Mangold, Marckschiff 1596 Aiiij: *Resch gebraten, vnd dann weiter.* •Pol, Jhrb. zu J. 1456 II 12: *So nehmet an euch mannlich und risch diesen gerechten Harnisch.*

risch: *rīš R.*, hart, rauh. *də katúfan ſaẹn nō a wiɪək rīš* R., noch nicht ganz weich. *wen də laẹmt fum šterka tsu rīš wordə, dō wort ſə kalándert; dōdərfōnə wert ſə mildə un grific͡h.* Vgl. *raẹterš.*

Ritschütt, eine gemengte Speise von Erbsen und Graupe. Gl. Geb.

Diese Schreibung beruht wohl auf ungenauem Berichte. *rītškər, rītškaR.* Volkmer Franz, Geschichte d. Stadt Habelschwerdt 1897 S. 282: *Auf dem Mittagtische erschienen kräftige Gerichte, darunter häufig gebratene Buttermilch und „Ritschken", ein Gemisch von Erbsen und Graupe mit Speck, das allerdings einen höchst unternehmenden Magen voraussetzte.*

ropfen. M. Opitz, 1624 S. 12: *wann er die Bieren ropft.*

Chr. Colerus: *Ein Bäumlein, das hoch aufgesprossen,*
Muß zart nicht werden abgeropfft.

Röhricht, Pol, Jahrb. IV, S. 8: *hat den grausamen Morast mit Gebündlin Reisig oder Röhricht ausgefüllet.*

Römerei, Hermelin. Sil. Chamaemelum vulgatius odoratum. Schwenkf. Stirp. 47.

Dazu noch die Namen Hermüntzel, Kamillen. Matricaria Chamomilla L. Schube führt zu Kamille auch Römerei und Riemerei an. *rīməráẹR.* kann man noch hören.

Rotauge. Glätz. Monatschrift 1790 S. 264: *Cyprinus Rutilus. La Rosse. The Roach. In Schlesien und in der Grafschaft unter dem Namen Rothauge behannt.*

Rotgiesser, Aerarius. Dict. Bresl. 1620. Weig. II, 611.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rücks, zurück. Christ. Colerus.

In der Klag- und Trostschrift an Elias Maior 1650: *Ein Mensch — Aus seinem Grabe rücks nicht gehet.* Butschky, Briefe 1644 II 241: *mit Ihr . . . durch fremde Wege, fort, fort rücks nach der Schlesige zu, in den W. Teich (Weheteich R.) zu eilen. a īs riks hindanĭbər gəfoln; a felt īberiks R.* Vgs. hinterrücks, Weig. I 868.

rümmeln. F. v. Blumenau, Staatsschule 1707. S. 582: *so viel Rokkenen Brodtes, klein darunter rümmeln.*

S. Weinh. Beitr.; hier unbekannt.

Rüttlein, wird der Stab der Circe genannt. F. v. Blumenau, Staats-Schule 1707. S. 683. Vgl. Frisch rütten.

ritla R., Demin v. *rutə.*

fāl, beschmutzt. Gegend von Frankenstein z. B. von Kuchen — fālner.

fālər kucha, fāləs brūt, fāləs māl R. Ebenso in Ottmachau; dort hieß — vor etwa 40 Jahren — ein „Dreierkuchel" *fālər hanes R.*

mhd. sal, salwer, dunkelfarbig, welk, trübe, schmutzig. Lexer. frz. sale schmutzig. Vgl. Salband, Salende, Salleiste, Salwiesen bei Wilhelmsthal.

Salniter, Salpeter. Pol, Jhrb. III S. 146.

Im Dict. Bresl. 1620: *das Salpeter.* Frommann VI 198, aus dem Lesachthale: *salita, salniter, ziliter m. (sal nitrum) salpeter.* Steinberger, Tagebuch, zum 5. April 1740: Röm. Kays. Land-, Weg- und Schrankenordnung: Salz, Pulver und Salitter.

salte, dort. Gehe salte num, geh dort hinum. Liebau.

In meiner Jugend wohl noch *falt* gehört. 2. damals. Franz Schönig-Kastner 1842 S. 5: *Die Froide is mer falt gor schlemb verkomma.*

sammen, von sammen, von einander. J. Chr. Günthers Ged., Nachlaß 2, Ausg. S. 10.

Ders., Samml. 1739 S. 319: *Ich hasse das Geschicke, — das uns von sammen zieht.* Casp. Schwenckfeldt, Unterweisung S. B. 3 *solche kinder werden für samen gerechnet. a īs ni reĉht baẹfóma R.*, er ist nicht recht gescheut, er hat nicht alle Sinne beieinander. *əs krāmla tsufóma šmaẹsa R.* sich heiraten.

Zusammensetzungen überhaupt: *āfoma, úffoma, hindərfoma, nābərfoma, ībərfoma, undərfoma, ferfoma, mitfoma, baẹfoma, fūfoma, kēfoma, tsufoma.* C. Baumgarthen 1504 J3d: *gingen fy czu famen yn*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen rath. Holtei, Christian Lammfell (1862): *Junggesellenhäuslichkeit, die wir mitsammen angetreten.* III 48: *Die Frauvölker klatschen immer untersammen.* III 50: *Sie sind in einem Alter mitsammen. Mir bangt nur, daß sie einmal widersammen gerathen.* III 70: *Die Heerführer gegensammen anzutreiben* u. A.

Sässlich, der, sella, sedile St.

feslich R. 1. Sitzgelegenheit. 2. Umschreibend für Gefäß. Bauch Herm., Quietschvergnügt 1886 S. 4: *De Hosen sahn uf'm Säßliche aus als wien Landkoarte vo a thüringischen Stoaten.*

schaben sich, sich packen. W. Scherffer, Grobian 104: *Vnd schabet Euch anheim.*

dō husdə wâf; nū âbər šâb op! R. Allerdings oft verständlicher gemacht zu *šīb óp R.*! Vgl. obersächsisch. Das dort als dunkel erwähnte Hauptwort Schabab dürfte als der Sterbende zu erklären sein. *a īs tsum ópšība* zum Sterben. Abweis. Ra.: *šâb mər də titə.*

Schacht, Abtritt. Pol, Jahrb. III S. 13: *ersäufte sich in ihrem eigenen Schachte die Lignofskin, eine Kretschmerin.*

Eb. III 109: *alles miteinander in Schacht geworfen.* III 27: *Als zweene Grundgräber einen neuen Schacht graben sollen, und dem alten zu nahe kommmen sind, hat sie das Wasser plötzlich überfallen, daß sie ihm nicht entlaufen können, sondern im Gestanke sterben und verderben müssen.* Eschenloer 1478 S. 385: *Der Cardinal flohe und behilde sich in einem Schachte.* Korn, Bresl. Urk. S. 252. Bresl. Bauordnung a. d. J. 1377: *schacht oder heymelich gemach.* Dafür Grunau: *də hitə R.* Dieses Wort wird allerdings auch für den ganzen Inhalt der Senkgrube gebraucht. *də hitə naǫsfârn R., morna mis mər hitə fârn R.*

Schäfer, Vogt auf einem Vorwerke. Gl. Geb.

Diese Aussprachebezeichnung beruht wohl auf einem ungenauen Berichte. *šāfər* ist der Schäfer, der Vogt oder Leuteaufseher aber der *šofər.* Ra.: *a gūdər šofər īs besər, wī tsān šlechtə orbtər R. kworkšofər,* einer, der sich um jeden Quark kümmert, überall anordnen möchte, wo er auch gar nichts zu sagen hat. C. Baumgarthen 1504 K6: *Dy heylige sandt Hedwigk, saget auch dorhynn yrem Schaffer, herren Leuthold.* Eb. G3d: *getrewe, vnnd cluge schaffnerinn des hernn.* Valent. Triller 1355: *Du reicher mensch bedenck dich recht Als einem schaffer oder knecht Wird dir das gut gegeben.* Nic. Popplau zum J. 1185: *dem Haupt-*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann und seinem Schaffer. Pol, Jahrb. z. J. 1257, I 68: *des Schaffers Haus.* Eschenloer I 169: *Darumbe sie einen trefflichen gelahrten Man an den bäpstlichen Stul, als ihren Schaffer und Procuratoren santen.* Ders. I 332: *als ine der Schaffer des Glaubens beklaget hat.* Steinbach 1725: *Schaffner oeconomus, procurator.* Wie sich der Sinn des Wortes vergröbert hat! schaffern *šofaṛn R.*, befehlen. *šofaṛn kân a wul, âbər besər macha nī R.* — *šāfər R.* heißen auch die weit und berühmten Heilkundigen, Kurpfuscher, auch wenn sie niemals Schäfer waren. Vom *šāfər* ließ man Knochenbrüche heilen, das Wasser besehen u. v. a.

Schalaster. N. Bunzl. Monatsschrift 1791 S. 366: *Wenn eine Schalaster um das Haus herumschreit, bekommt man den Tag über Gäste.*

šọlóstər. R. Siehe auch Agelaster. Kommt eine Schalaster ins Gehöft, so kommt Besuch. Setzt sie sich so, daß sie den Kopf den Fenstern zudreht, so kommt ein Männlein, umgekehrt ein Weiblein. Geisheim, Ged. I 278: *Schalaster horchte gern sich ab, Wo jemand eine Blöße gab.* Ra.: Peter, Volksthümliches aus Oesterr. Schles. I 444: se schwudert, ass wenn se vo ar Scholaster gefrassa hätte.

schandfleckisch, der gern andern einen Schandflecken anhängt, gern etwas Böses nachredet. Bresl.

a tut tsū gernə a wiɪək šantsflekaR.; jēmandan ən šantsflek åheɪəa R.

schann, laß sehn. Schann, ich war ders macha, laß sehen, ich werde dirs machen. Gl. Geb.

šan, šan ok, šan okə R., erlaub mal, ist heut in Grunau wohl nicht mehr zu hören. Klesse, in der Vierteljahrsschrift für Heimatkunde der Grafschaft Glatz III, 158.

Schardistel, Schartendistel Sil. Cirsium montanum. Schwenckf. Stirp. 52.

Auch: Weiche, zarte Bergdistel. Schwenckf. — Cirsium oleraceum. Geele Distel. Kohldistel. Pritzel. — C. oleraceum Scp. Wiesenkohl. Kohldistel. Schube. — Mir nur als *šårdistəl* bekannt.

scharschen, mit den Füßen scharrend gehen. Schles. Robinson 1723, I 78: *sie hörte etwas die Treppe herauf scharschen.*

mhd. scharzen, springen. 1. *a šoršt aẹm haọſə ahīndər R.* 2. Schleichen. Wolff Heinr. v. Falckenhain, Winterbild 1681 C 3: *Er zarscht herumb und spüret* (der Wolf). 3. Tanzen. Philo, Sing-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vägele 1886 S. 26: *Und Oabends kloang die Fiedel — Su lustig durt zum Tanz — Und schaschte mit der Friedel — der Schulz- und Müller-Hans.* Ders., Dorfhexe 90: *im die Saule scharschen.* Heinzel, Pukettel 92: *Risch wie a Tirletanz, — Risch wie 'ne Kaule, — Schoarst ock der Offeschwanz.* 4. Schnelle Bewegung überhaupt. Steht das Getreide aufrecht und nicht zu dicht, dann mäht es sich leicht — *dər mādər šoršt ok aſū drânə hīn R. dos foẹər ībər da dera štupəl šorštə ok aſū drībər nībər R.*

schätzen, ausschätzen. Joachim Sartorius, Psalter 1591 S. 195: *Gantz hönisch mich ausschatzten gern.*

Schaube, die, pl. Schauben, straminis fasciculus, it. stola. Steinbach. *šāb R.* m.; *šābadāch; R. laẹc͡htə wī a šāb R.* — so sagten die Alten; die Jüngeren *šaọba R.;* Die Einzahl ist nicht mehr üblich. Zum Schaubenmachen gehörte eine besondere Fertigkeit. *īch mūs hoẹtə šaọba deka R.*, Dach decken. Man unterscheidet den Schaubenkopf und den Arsch. Die Schaubenköpfe, die beim Decken nach innen zuliegen kamen, waren beliebte Verstecke für Geld, Obst u. a. Ein Schaubendach aus „langen" Schauben, Schleppschauben, an denen die Ärsche unbehackt blieben, hieß ein Schleppdach, das eine glatte Fläche darstellte. „Kurze" Schauben, an denen die Ärsche gleichmäßig abgehackt wurden, hießen *būrta* R., Borten, ein Dach aus solchen ein *būrtadāch* R., Bortendach, das stufenweise abfiel. Aus *būrta* waren die Seitenkanten und der untere Rand auch der Schleppdächer hergestellt. Daher ihr Name. Auch Kopfschauben und Kopfdach waren übliche Ausdrücke. Teichschoben, Schauben aus Teichrohr. Die Grunauer Neumühle war bis 1832 noch mit solchen gedeckt. Schobkorb; s. dass.

Codex dipl. Sil. VIII 18 z. J. 1335: *welchir (webir) mit dube wirt vunden, das man dorvmme nicht billichen sulle hengin, das man dem mit schoubin sal vs der stat luchten vnde wysen.* Vgl. heimleuchten. Stenzel, Urk. 603 z. J. 1387: *Sie* (die Gärtner von Zesselwitz) *zullin ouch schoubin und dy Schoube legyn. schoubin* schauben = Sch. machen; *Schoube legyn* = Dachdecken. Pol, Jhrb. III 122 z. J. 1542: *die inficirten Häuser zu und mit dem Urbar inne zu halten; ein Gebund Strohschaube aufzuhängen.*

schauen ist ein terminus technicus bei den Webern und wird vom Kaufmann gesagt, wenn er am Kauftische sitzt und die Waren betrachtet, um zu kaufen. Geb. Berichtig.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schilling z. J. 1595: *Im August ist mit bewilligung des Raths, vnd der gantzen Züchner Zeche, von Hans Wentzeln damals ihrem Zechmeister, eine leimtschaw aufgerichtet worden, dazu man alle jar 4 meister setzet, die es am Montag, Mittwoch vnd Sonnabend zu mittage vmb 12 Uhr verrichtet, darüber steif gehalten wird. Was man gut befindet, wird mit der Stad siegel gesiegelt, was tadelhaftiges ist, bleibt vngesiegelt.* Leonhardi M. F. G., Preuß. Erdbeschr. 1792 II. 51: *Alle Dörfer (im Geb.) sind mit Webern angefüllt, und an den wöchentlichen Markttagen wimmelt es in den Städten . . . von Leinewebern, die ihre rohe Gewebe zum Verkauf bringen. Man kann kein einfacheres und zugleich lebhafteres* (!) *Verkehr sehen. Der Kaufmann sitzt vor seiner Thüre, der Weber drängt sich hinzu, ihm sein Stück Leinwand zu reichen; jener besiehts mit einem Blicke, und zwey, drey Worte, mit einem Handschlage, machen den Kauf richtig. Der Kaufmann schreibt nun mit Kreide den bedungenen Preis aufs Stück, der Weber geht damit ins Comtoir, giebt die Waare ab, und empfängt Geld.* S. 54 werden vereidete Schaumeister erwähnt. Brauch und Wort sind ausgestorben.

Scheppe, die. Du wärst die Scheppe krija, du wirst entsetzt werden, verabschiedet werden. Daher scheppa heißt verächtlich einem etwas zuschieben: a scheppt mers a su hin, er schob mirs so hin. Gl. Geb.

Allgemein schles. *šipə R.* S. schüpfen.

scherpfen. N. Jacob, Unterr. v. d. Bienen 1568: *So einer den alten Bienen das gewürchte gern verkeren wolt, wenn sie scherpffen, thu jhm also.*

Ausgabe 1563 hat *schärffen.* Es hat wohl den Sinn des heutigen schwärmen.

scheuben. Hiebner F. Horticultura 1664: *Man erwehlet einen wilden Stamm von ungefehr 2. 3. 4. oder mehr Jahren, nimbt demselben alle vndienliche Äste, bis uff 2. 3. oder 4 Sommerladten, oder so deren keine vorhanden, behauet man ihn gar, damit er einen neuen scheuben treiben möge.*

īs dâr åbər aę də hī gəšōba! R., von einem der sehr schnell gewachsen ist.

schiech, bei Vieh, scheu; bei Menschen, schüchtern verschämt. Gl. Geb.

Philo, Leutenot 12: *Su lißt der Hansel schüch sich hiern.* Ders., Singvägerle 29: *Wos thust de su schich — Und schläst de de Oogen*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— *Tief under dich?* Ders., Sonntagskinder 117: *Unser Vetter Franze Tutt nich schüch, nicht scheu.*

Schiebel der, obex. St.

Steinbach 1725 hat allerdings Schüblich. *der šiblich* = Schieber im DWb. unter 3): *verschiebbarer Verschluß.* Z. B. die Tür am Taubenschlage, die auf und zu gezogen werden kann; der Balken, mit dem man hie und da noch die Haustüre statt eines Schlosses verschließt, der beim Öffnen in ein Mauerloch geschoben wird; ein Schiebefensterchen in kleinen Krämerladen; die Vorsatzwand vorn und hinten am Kohlenwagen. Ritterswalde. Kretschmer, Durflaben 5: *verliert der Schoofkupp a Hingerschieblich vom Woine.* 3. Schiebling, Schublade: Schles. Robinson I. 1623 S. 97: *dessen Truhen man aufschlug; jedoch befand sich in einem Schiebling ein Zettel.*

Schilg, ein Dutzend. Geb. (Von anderer Hand:) jemand einen Schilg geben, einem den Hintern aushauen.

DWb. IX 152, 4: *meist eine Anzahl von 12 oder 30 bezeichnend.* Mühlpforth, Verm. Ged. 1686 S. 32: *Weil . . . ihr sechs Schillge Jahr samt zweyen habt erlebet.* Gierth, Brieger Hs. in Hoffmanns Monatsschrift 575: *einen Schilg Sommer- und einen Schilg Winterschuhe. šiljəmōl*, meist aber *fil šiljəmōl R. ich hå fil šiljəmōl âna gədōcht R.* Rath, Heimoats-Bliemeln 25: *Schilgemool a früh schunn guckte, Ob a niemand ärndt derschaut.* [Die eigentliche Bedeutung ist verschiedenemale. Vgl. nd. schillen. Siebs.]

Schilk = Schlag, s. DWb. IX 152, 5. Steinberger, Tagebuch S. 1803: *Weil er aber vor und nach erlittenem Staupen-Schlag und Schilge nicht aufgehört Gott im Himmel zu fluchen.* Holtei, Lammfell (1862) I 231: *hole die Ruthe herauf, und gieb ihr einen Schilling, weil sie sich so wehe thun konnte.*

ich **schirrge,** removeo. Steinbach. *Schirrga heißt, wenn einer z. B. bei einem Schlitten, der von einem andern gezogen wird, hinten nachhilft zur Erleichterung des Ziehenden.* Geb. Ber. 1798. *Schirrga heißt außer fortstoßen oder fortschieben auch überhaupt forthelfen oder nachhelfen. Scherzweise gebraucht man es auch für zureden. Geb. Berichtig.*

mhd. schürgen. *šerja R,* 1. ziehenden Tieren oder Personen durch Stoßen an der Last diese erleichtern: *a wân aę də šoęnə šerja R.* 2. einen Gegenstand auf einer Fläche hinschieben: *šerj amōl a tālər hār! R.* Je nach der Richtung des Schiebens die Verbindungen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hāršerja, *hīšerja*, *rībər-*, *nībər-*, *nuf-*, *nundər-*, *raǫs-* oder *naęšerja R.* 4. Übertragend: zureden, helfen. Die Mutter hilft *šerja R.*, daß der Vater dem Kinde eine Bitte gewährt. *a šerchtə ok imər*, *dos ij ok šun fortkâm R.* Franz Schönig, Ged. S. 61: *dar hot of vulla Hols geschercht, On a die Bauern derbei gewercht.* Philo, Leutenot 6.

Schittboden der, Granarium. Dict. Bresl. 1620.

šîtbōdəm R. 1. der Bodenraum, wo Getreide aufgeschüttet wird; 2. oft das ganze Haus, das diesem Zwecke dient; so auf dem Camenzer Dominium. Daher Schütthaus, Getreidespeicher. Schilling, S. 274: *hat ein erbar Rath das newe Schütthauß im Stadthofe erbawen lassen.* Neues Schlesisches Allerlei 1786 S. 454 ff.: *Schüttboden, Kornboden, Kornspeicher.*

schlampampen, zechen. Streit. Lit. Beilage 1787 S. 234.

Irenäus, Wasserspiegel 1536 C 3ᵇ: *schlampampen, Panketirn, Schlemmen, Prassen, Prangen.* Ders., de Monstris 1583 Biᵇ: *Pancket vnd Schlampamp gehalten.*

schlaumen. Wie schlaumts? Wie gehts? Geb.

əs wīl nə recht šlaǫma R., irgend eine Angelegenheit will nicht recht vonstatten gehen; das Verhältnis zu einer andern Person ist kein besonders freundliches. D. Stoppe, Ged. 1728, I 145: *Os schlaumt mer wie gesoat recht ungesundiglich.* Eb. II 86: *Wie schlaum sich noch?*

Vgl. mhd. sliunen, slunen, von statten gehen, gelingen, vgl. mhd. sliume (sloume) schnell, schleunig.

Schleisse. Butschky, Rosen-Thal 1679 S. 256: *hat der allgütige Gott* (den Nordländern) *nebest den Unschlit- und Wachs-Lichtern, Fackeln, Schleissen und Tranampeln verliehen.*

šlēsə, *šlēsalicht*, *šlēsaplatšə* (s. pläschicht,) *šlēsagəbindla*, *šlēsadrîmla*, *šlēsalochtər*, *šlēsatilə*, *šlēsahults*, (vorzugsweise Buchenholz) *šlēsašaęt*, *šlēsahūbəl*, *šlēsamân R.* Das vom Brennen zurückbleibende, „die Kohle“, mußte *opgərispəlt R.* werden, von *rispəln.* In ähnlichem Sinne erscheint das Wort *Rüße* bei Schilling 1619 S. 296: *mit einer brennenden Schleiße des nachts einen rättich geholet, vnd allda eine rüße von der Schleiße in den dabey liegenden flachs glimmend fallen lassen.*

Goethe im Singspiel die Fischerin: *Und zündet die Schleisen, Und brennet Fackeln Und Feuer an.*

Schlich. Namsler, Ergissung der Katzbach 1608 L 3ᵇ: *Vnd da sie zuvor einen güldenen Arm vnd köstlichen Stollen nach dem*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andern angetroffen; da müssen sie nun mit dem Schlich, mit kleinen Körnlein und Stäublein, als Überbleibungen sich begnügen lassen.

Pol, Hist. Incend. 1629 S. 139: *Bey Greiffenberg, führen die Goldbach Gold-sand vnd -schlich.* Eb. 184: *das Gold in dem Schlichhauffen zu Corbach in Westphalen . . . daß man erstlich ein dickes Wasser findet, welches wie ein Schliech setzet, vnd wird gleich ein Letten daraus, der endlich hart wird.* Leonhardi M. F. G., Preuß. Erdbeschr. 1792 II 255: *Den vom Arsenik* (Reichenstein) *übrigbleibenden Schlich sendet man zur Achse und zu Wasser nach Neustadt a. d. Dosse im Brandenburgischen, wo er vollends gereinigt wird.*

be-**schlickern** sich, einen kleinen Rausch trinken, Streit, Lit. Beil. 1787. S. 334.

a īs bəšlikertR., *bəšikertR.*, nur soweit berauscht, daß er dabei recht heiter ist. *šlikər niȼh!R.* Bewege das Gefäß nicht zu sehr, damit nichts überfließt. *gī fachtə, dos də də milȼh niȼh fəršlikerst!R.* Die Milch *šlikertR.*, wird sauer; *šlikərmilchR.* Ra.: *kimər dīȼh im entamilȼh, di šlikert niȼh!R.*, d. h. die Sache geht dich gar nichts an. *šlikrijə witrnəkR.*, regnerisches Wetter — *šlikərwātər.* Philo, Sonntagskinder 45: *Schenken Bier und Schnaps und Wein, — Bis daß alle schicker sein.*

Schliffel, m. Glätz. Monatsschrift 1799 S. 163: *Es scheint in unserer Grafschaft weniger Schliffel als Maulwürfe zu geben. Im ebenen Schlesien soll das Gegenteil stattfinden.*

Nach meiner Auffassung ist die Stelle doppelsinnig, die Schlesier verspottend. 1. *šlifəlR.*, eine etwas größere Maus als die Feldmaus, wohl die Wühlmaus. Schwenckfeldt, Theriotr. 1603 S. 116: *Erdschlüffel, Erdschüffel, Erdfahren, Erd Maus, Scharr Maus, Mus agrestis.* Neue ök. Nachrichten 1781 S. 19: *Erdschlüffer, Mus terrestris.* 2. *šlifəlR.*, ein grober, ungeschliffener Mensch. Schon bei H. Sachs ein Scheltwort. Fromm., D. Mundarten VI 96: *Noch jetzt ein Schimpfwort in Nürnberg.* Steinbach 1725: *Schliffel, homo ineptus.* A. Calagius, Rebecca 1599 Bv: *Heraus mit euch, geht ihr schlüffel, — Ihr ungemachte grobe püffel.* Logau I. 8, 62: *Schliffel hat zwar eine Seel, aber was ist solche nütze? Saltz ist sie, daß nicht sein Leib lebend werd zu fauler Pfütze.* Scherffer, Grob 55: *wo sieht man in krieg die faulen Schliffel zwingen.* Butschky, Euthymia 1656 S. 118: *Ob einer aufrichtig, gerade heraus und einfaltig; oder verdrossen, undachtsam und schlüfflisch sein.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlüchze, die, Telcke, ein enges Loch. Gl. Geb.

Eine *šli͡chsə* R. ist ein sehr schmaler Gang, (nicht Loch), z. B. zwischen zwei Gebäuden oder zwischen Holzhaufen, durch den sich kaum ein Mensch durchzwängen kann. Die *tilkə* glätz. *telkə* ist dagegen eine ganz flache Bodensenkung im Gelände. Dehnt sie sich weiter aus, wird sie zum *tīwəlḗ* R.; s. Jäschke, Lat.-rom. Fremdwörterb. *tîflê?* Défilé.

Schlurks, etwas dickes im Getränke; grobe Zote. Streit, Lit. Beil. 1787. S. 234.

Auch ein schleimiger Strang, der bisweilen bei einer Kuh nach einer Geburt noch herunterhängt. *əs heɪəd a laɪəər šlorks rundər* R. S. Knötel, Prov. Bl. 1870 S. 283. Der bei Weinhold, Beiträge 84[3] angeführte Stamm slir ist noch vorhanden im dem Zeitw. *šlīrən* R. Eine Kuh *šlīrt,* wenn vor der Geburt Schleim abgeht. Schlurks = Schluck: *gimər nō ən šlorks kófē* R. *šlorks* ist auch Scheltwort.

schmächtig. A. Calagius, Tetrasticha 1602 A 3: *Am Geist und Thaten mechtig, — Wird auf anklag des Pöfels, schmechtig. Fit falso populi publicus ore reus.*

šme͡chti͡ch, Nebenform *špe͡chti͡ch,* R. von schlanker Gestalt. P. Titus 1603 F 3: *meldt des Lebens Fürst, — Sehr schmächtig vnd ohnmächtig — In seinem Leiden großen Durst.* Stoppe, Ged. II 194: *Ich bin nicht corpulent und wie ein dünnes Licht von schmächtiger Natur.*

Schmagoster, Schmäckoster B. E. 1800 S. 271.

S. Weinhold Beitr. *šmagūstər; ən ſeksfle͡chtijə šmagūstər* R. *áọsšmagūstaṛn* R. Schilling zu 1596: *den 15. Aprilis hat zu Tarn ein megdlein im 13 jar, einen Jungen, darumb das er sie heftig geschmeckostert, mit einem messer gestochen.*

Hoffmann, Z. f. d. Ma. V, leitet das Wort ab von poln. smagać peitschen, züchtigen.

Schmeere, für Wohlgerüche, womit man sich einsalbt. Fn. Br. Kr. (Kr. = Kräutersprache.)

dū husdi͡ch wīdər orntli͡ch gəſolbt, R, wenn ein Mädchen gar zu stark duftet. 2. Einreibung. *dər duktər hōd əm ən šmärə gəgān* R., verordnet. 3. Alles, was man aufs Brot oder auch auf den Kuchen streicht, Butter, Fett, Mus, *šmōtš* oder Saft. (*ſoft* ist der Runkelrübensirup.) *mər hån går kēnə šmärə ni͡ch* R. Ferner: *dås īs ḗnə šmärə* einerlei. *dås wert ən toẹrə šmärə* R, eine große Rechnung. *dås ˈiſ ən bīſə šmärə* R., eine gefährliche Angelegenheit. Die Ra.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Diebessprache, Schmiere stehen, auch BhS. *a hōd əm a papə ims maọl gəšmärt*, R. hat ihn durch Schmeicheleien für sich gewonnen, auch betört. Stiefelschmiere, Wagenschmiere *wânšmer* R. *wânšmərmestə*. Steinberger, Tagebuch S. 1629: *mit einer Wagen schmier Meste erschlagen.* W. Scherffer, Hundert Epigrammatum B 3: *Wagenschmer. Die achse wird geschmieret, daß sie nicht im fahren, — den Vorsprech schmieret man, um worte nit zu sparen.* Daher der Doppelsinn des Sprichwortes: *wārdə gut šmärt, dārdə gut färt* R. *dos gīt wī gəšmärt* R, wenn ein Gedicht glatt vorgetragen wird. *šmäratĭjəl m.* R, Schmier den Tiegel, ein Schmeichler. Obersächsisch.

schmochen, von Hitze braten. Jemand einschmochen, ihn in Angstschweiß treiben. Streit, Lit. Beil. 1787 S. 234.

šmōchən, šmaọchən, Tabak rauchen. Troilo, Reisebeschr. 1676 S. 41: *schmeichte Tabak.* Als Todesstrafe bei Pol, Jhrb. z. J. 1606, V 33: *4 verbrenet und 4 an Säulen geschmaucht . . . lebendig an einen Pfahl geschmiedet, und beim Feuer von ferne bei einer guten Stunde geschmöcht.* Ders., Hist. Incend. 1629 S. 78: *lebendig an einen Pfahl gezogen vnd beym Fewer geschmeucht.* Lichtstern, Schles. Fürstenkrone 1685 S. 530: *lebendig schmeuchen.* Mühlpforth, Verm. Ged. 1686 S. 31: *kan mit Rauch und Schmauch die lange Zeit vertreiben.*

Schmunka der. A Schmunka Butter, etwa ein Messerspitze voll. Gl. Geb.

Schneegallen Sil. Leucoium bulbosum vulg. Schwenkf. Stirp. 121. Davon die ma. Form *šnĭgrula* R. sowohl für Leucoium vernum L., Knotenblume, Großes Schneeglöckchen, Kleiner Märzbecher, Gelbspitzchen (Schube), als auch für Galanthus nivalis L, Schneeglöckchen, Schneegake. (Schube) *šnĭgāka* R.

schnieben, schnauben. Büttner, Quäck-Brun 1662 S. 114: *Das Herze klopfet, — der Rache nach Luft schniebet.*

šnĭpa R. und *šnĭfa* R. ist das geräuschvolle Atmen durch die Nase bei Schnupfen oder bei durch Schleim halb verstopfter Nase. Stoppe, Ged. 1729, II 6: *Das Croitze drückt mich ju, ich koan derfür knap schnieba.* Etwas erschnieben, eine Nachricht heimlich aufschnappen, etwas Geheimnisvolles ausfindig machen. Butschky, Rosen-Thal 1679 S. 878: *Alles, was er nur erschnieben kan, merket er auf.* Philo, Leutenot 26: *Ihs gar kee Wächter zu derschnieba?*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schnöteln. F. v. Blumenau, Staats-Schule 1707 S. 1: *wenn man die Wasserschösse nicht zeitig abschnötelt und wegthut.*

Eigentlich schneiteln, iter. von schneiden. Zs. f. hd. Ma. 1, 135. *əs gəflechtə aǫsšnetaḷn* R., Geflechte = Strohgeflechte, *kerbə aǫsšnetaḷn* R., die vorstehenden Enden der „Weiden" abschneiden. Beerensträucher ausschnetteln, überflüssige dünne Zweige und Ästchen ausschneiden. Äste absägen ist nicht mehr schnetteln, wie etwa obersächsisch. Schwenckfeld, die andere Verantwortung 1556 Aiiij: *außschneten.*

schnudern, anschnudern, hart anreden. Streit, Litt. Beil 1788 S. 234.

šnūdaṛn R., sich die Nase mit großem Geräusch putzen; Pferde schnudern; Kühe schnudern im „Zusaufen" herum, wenn sie es verschmähen und nur Luft durch die Nasenlöcher hineinblasen. Bauch Herm., Quietschvergnügt 1886 S. 7: *A poarmol noahms wull die Frasse vul,* (das Schwein) *derno oder schnuderts ei's Futter nei, doß's über de Krippe rausschwuppte.*

schnürgeln, heraus schnürgeln, sich mit vielem Fleiß putzen. Streit, Litt. Beil. 1787 S. 234.

Rath, Heimats-Bliemeln 4: *Derweile gieht a ei senn Stoal — Wu a die Bräundel hoatte. Die schnergelt a heut salber 'raus — Und sucht is schienste Wahndla 'raus, — Derweile macht sich Seine — Ei ihrem Stübel feine.* Eb. 36: *Wil der Städter su woas hoan, Muhß a sich irscht schnergeln an — Und is Angstrihr suchen.* Vgl. *gəšnījəlt unt gəbījəlt R.*

Schobkorb. Glätz. Monatsschrift 1799 S. 267: *Er (Ciprinus Heidii) findet sich häufig in der Neiße . . . . wird mit der Reuse, Schobkörben und der Angel gefangen.*

Schock. 1 Schock Groschen = 60 Stück. Breslauer Infections-Ordnung v. 1568: *Bey der peen eines halben Schockes.*

Eb. *Bey vnnochleßiger straff eines schweren Schockes.*

schöllen. F. v. Blumenau, Staats-Schule 1707 S. 468: *Ein Glas, das einen Stoß bekommen und erschöllet ist.*

Fische *šelən* R., durch Aufschlagen auf Steine betäuben, sogar Fische im Wasser mit Steinen werfen und sie so betäuben. Wird beim Holzspalten mit dem „Schlegel„ versehentlich aufs „Halm" geschlagen, das von einem anderen gehalten wird, so können dessen Hände so stark erschüttert oder *dəršelt* werden, daß er eine Zeit lang kaum etwas anfassen kann. Andr. Scultetus 47: *nach donnerartig erschällt.* S. Lessings Anm. dazu; Steinbach 1715: *erschället, ich*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erschälle, sonitu aliquid destruo, corrumpo. Durch das viele Schissen sind die Mauern erschällt. Herm. Bauch, Tälsch Vulk 47: *uff a Stag hätt ber-sche gesotzt und geschellert.* Die eigentliche Bedeutung ist „durch eine plötzliche Bewegung schrecken", vgl. mhd. *schellen.*

schoren, ausschoren. Schweidn. Chronik, Cod. Vrat. IV fol. 140: 1. Jan. A°. 156. *Die Mittwoch vor Lichtmeß hatt der gemeine Mann, den mülgraben oberhalb der newenmühll gar mußen außschoren bis zum Teuffelswehr, denn der schne ist so groß darin gelegen, das kein Man nie gedacht.*

*šnī šūrn*R. muß man sehr häufig, besonders in der *hōlə,* dem Hohlwege. Straßengräben werden *„aǫsgəšurt"* mit eisernen Schaufeln, der *„šipə"* oder dem *„lapš".* (s. Mitt. V 147.) Mylius, Nomencl. 1579: *Sarculum, Schorschaufel.* Schilling 173: *den 30. Nov. 1539 am Andreasabend ist zu Franckstein der große Schnee gefallen in einer nacht in die 4 elen hoch, das niemand aus der stad reiste, auch kein nachbawer zum andern kommen können. Die Fürsten wolten nach Heinrichaw reisen, da muste man den Zechen auflegen das sie den pawren musten weit hinaus schoren helfen, damit Sie den gantzen tag biß gen Heinrichaw reisen konnten.* M. Grosser 1590: *Wasserforchen, die rewmet man mit einer Schorschaufel.* Steinbergers Tageb. Bl. 181b z. J. 1747: *mit Schorren gestraft.*

mhd. schor, f., Schaufel. schorn, mit der Schaufel arbeiten.

Schossbalg. Schweidn. Chronik. Cod. Vrat. IV fol. 140, um 1623, 2. März: A°. 1538. *Eß wahr dürre Zeitt von Ostern bis Pfingsten das die gärste vnnd haber in Schosbalgenn blieb stecken.*

*əs blaęt aę dər šusboljə šteka*R, also gewöhnlich nur in der Einzahl gesprochen. *əs gətraędə šust*R, beginnt Ähren zu treiben. Mylius, Nomencl. 1579 F v: *Vagina Schoßbalgen.* Vgl. in den Hosen stecken bleiben. S. Hosewoche. Von den kochenden Erbsen heißt es: *wen fə də bolǧa šmaęsa, dō fan fə wēch.* Balgen sind hier die sich loslösenden Oberhäutchen der Erbsen.

Schrotholz. Pr. Bl. 1787 S. 405: *Die Gebäude sind zwar auch nur von Schrotholz, wie in den Oberschlesischen Dörfern.* Eine andere Hand hat hinzu gesetzt: *Ein Gebäude aus Schrotholz besteht aus übereinander gefügten Balken.*

*imšrūt*R., der Umschrot heißt die aus Schrotholz hergestellte vierseitige Einfassung eines Brunnens. Ritterswalde: Bornschrut. Minsberg, Neißer Geschichte, Anhang 108 z. J. 1615: *wie dieselben Stücke anjezo mit Schrotbrettern verblancket.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schruppicht. Sylwanders Feld- oder Hirtenlieder 1670 S. 14: *Aber die Klufft war so tief und schruppicht.*

schüpfen, stoßen. Pol, Jhrb. IV 45: *von sich geschüpfet.*

Jemanden *uf də ſaçtə šipa* R., ihn unsanft beiseite schieben. Butschky, Euthymia 1656 S. 88: *in einer einzigen Stunde kan es geschehen, das einer in großer Herligkeit als ein großer König da sitzt, und dann aber schändlich herunter geschüpt werden darf, das Er anderen zu Fuße fallen und unterworffen sein mus. mit əm maọlə šipa* R., eine verächtliche Mundbewegung machen. *šipaḷn* R., wiederholtes schippen, bekanntes Kinderspiel. *šipəlbun* R., Bohnen zum schippeln. schuffen. *šufa* R., etwas mit den Füßen fortstoßen; *en štēn fortšufa* R., *ālə šufa,* alte Schuhe. *šufə* und *šipə*, schaufelähnliche Geräte. Ra: *uf dər šipə štīn,* auf der Schippe stehen, leicht abgeschoben, entlassen werden können. Ein Gegenstand steht auf der Schippe oder auf der Fehlecke, (Langenbielau), wenn er hart am Rande steht, so daß er leicht herabschieben, herabfallen kann. Butschky, Euthymia 1659 S. 10: *das Ich zeit meines Lebens, also gleichsam auf der Schüppe sizzen, nur ein wenig kleben müsse, als einer, den man gar leicht vollends umfällen kan.* Schups m. *ən šups krīja* R., einen Stoß erhalten. Holtei, Almanach 1839 S. 179: *Gib Acht Inspektor, daß sie dir nicht einen Schub gibt.* Bauch Herm., Tälsch Vulk 69: *goang olle Tage an Schups ei a Kretschem.* Ders., Juchhe 62: *an Schiprich gegan.* Vgl. Schupf bei Weig.

Schüpperlin, Bolzen? Pol, Jahrb. V Bd. S. 123: *Der Jugend und jungen Mannschaft ward eine kleine Vogelstange mit einem kleinen Vogəl aufgesetzt. Danach schossen aus dem Armbrust mit Schüpperlin 69 junge Schützen.*

schummeln, auf den Armen wiegen. Geisheim, Ged. I 301: *Wurde mit Blumen geputzt, im Arme geschummelt.*

šumaḷn R., schummeln, auf den Knien reiten lassen. Dabei sagt man: *1. šuməl, šuməl, šuməlī,*
šuməl, šuməléna R.

2. hop, hop, hopénə
dər fuks dā frâſən henə
a gåb mər a krâġa,
īc̲h̲ ſults nic̲h̲ ſâġa.
īc̲h̲ ſâts.

dō šlūg a mic̲h̲,
dō šrīr ic̲h̲;
dō gáb a mər ən fetə putəršnīt,
unt dō šwīg ic̲h̲ R.

Schwarte. Nic. Jacob, Unterricht v. d. Bienen 1568: *Amyßen*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wonen in den Beuten zwischen den Schwarten, oder spint vnd kernen des Holzes.

šwâṛta R. sind minderwertige Bretter, die beiden äußeren von einem Stamme, dessen Rundung und Rinde sie auf einer Seite noch zeigen; sie finden z. B. zum Zaun machen Verwendung. Schwattling in der Heanzen-Ma. Frommann, Deutsche Ma. VI 343. 2. *šwârtə*, Haut. Mit einer *šwaęnšwârtə* fettet man die Säge ein. *ĭch haọ dĭch, dos dər də šwârtə knakt* R. Gryphius, Geliebte Dornrose: *gestrafft werden, daß en die Schwarte knackt.* Nic. v. Popplau, 1483 S. 105: *schlug sie damit über den Kopf blutrünstig, doch nicht so sehr, sondern die Schwarte war ein wenig geöffnet. — a hōtsəm oṛntlĭch fu dər šwârtə rundər gəfât* R., wie hd. von der Leber herunter gesagt. 3. *ən ālə šwârtə* R., ein altes (in Schweinsleder gebundenes) Buch. BhS. Obersächsisch. 4. Erdschollen, wie sie vom Pfluge auf nassen Äckern oder auf Kleefeldern geworfen werden. Übertreibung: *a hōt oṛntlijə šwârta uf a fisa* R., so schmutzig sind sie.

schwippern, geschwippert voll, übervoll; z. B. ein Glas mit Flüssigkeiten. Mündlich.

gəšwipta fūl R. ist ein Gefäß; ein Fluß ist *fūl tsum ībəršwupa* R. *a hōd a wiṇk ībərgəšwupt* R., er hat etwas vergossen, *gəfletst.* Herm. Bauch, Juchhe 33: *A kleenes Lüschla schwupfte wull raus.* Es ist mir *šwiplĭch* R. oder *šwipərlĭch tsu mutə* R., ich habe Angst und Furcht vor etwas. Herm. Bauch, Tälsch Vulk 94: *Monchem woar wull awing schwupprich ims Herze. a hōd ən šwips* R., *a ĭs bəšwipt* R., hat einen kleinen Rausch. *šwipšwōgər* R., der Schwager vom Schwager.

Senden, Sympsen. Sil. Iuncus vulgaris. Binsen. Schwenckf. Stirp. 112.

fénda R., pl., nur diese alte Form für Iuncus ist mir bekannt. Mit „Sendenmarck“ werden niedliche Figuren ausgelegt. Scherffer, Hugo S. 205: *In Sendenkörben auch Reinweidenholz abmeyht.* Stoppe, Ged. 1728 I 211: *Und mühn uns närrisch genug! von Senden, Schilff und Mooß . . . ein Paradieß zu bauen.*

siltig, dortig. Liebau.

Vgl. Schönborn, das Pronomen in der schles. Ma.

Spilonke, ein Spieler. Gl. Geb.

špīl-uṇkə R., Spiel-Unke ist weiter verbreitet.

sprachen. Logau 2. 111: Daß ein Esel gespracht, warum

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wundert man sich doch? Geh auffs Dorff, geh auff den Marckt; o sie reden heute noch.

a šprōcht gâr fĩr fĩrnäm, wenn er „angeheitert“ ist, spricht er hochdeutsch. Christoph Colerus (Hippe 151): *Gar viel bəsser will ich sprachen, — Wänn mich frischt der Rebensaft.* ·Steinbach 1725: *gesprachet, ich sprache (a quibus adhibetur primitivi loco) loquor.*

Spreusel. S. Fromm. IV 186.

Steinbergers Tagebuch z. J. 1742 (Träger) 327: *Kaiserthor. Es ward folgenden Tag noch daran gearbeitet und diesen Abend mit Spreußen innewendig zugemacht.* Früher war *šproęsə* für Stütze noch bekannt.

spreußen sich. Ein Kind in der Wiege *„šproęst fich R.“*, wenn es sich mit den Füßen anstemmt, um sich nach oben zu rücken. Casp. Conrad, 1615 A6: *Das klein Sänffkörnlein spreusset sich.* W. H. v. Falckenhain, Winterbild 1681 A3: *Der rauhe Hyperbor fängt itzund an zu rasen, — Spräußt sich ergrimmende mit seinem kalten blasen.* G. W. Keller, das im Sprichwort redende Schlesien, Hs 1722: *Wer sich am meisten spreißt, muß oft noch Hunde führen.* Dan. Gomolcke, Der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen ist, 1734 Bl. A3: *A darff sich nicht halb so spreussen.* Steinb., zu 1741 (Träger) 44: *Darwider sich aber die katholische Gęistlichkeit heftig spreußte.*

a **Stamla** Lemt, 10 bis 15 Schock oder Weben Leinwand, die über einander geschichtet liegen. Geb.

Von lat. stamen, Aufzug am aufrechtstehenden Webstuhl der Alten, Kette. (Freund, lat. Wtb.) Urk. von 1285, Vertrag zwischen Kloster Heinrichau und Stadt Münsterberg in Stenzel, Urk. S. 64. Hoffmann v. F., Sumerlaten 50: *Stamen, warf.*

a gants štamlaR., mehrere (junge) Leute. Stamm, = Einsatz beim Mauscheln. Einen Stamm Kegel schieben.

state, langsam. Liebau.

štātə gīnR. tsur arbaęt gīd a gâr štātə, tsum asa âbər flinəkR., Glätz. Monatsschr. 1799 S. 485: *Ochsen, weil sie einen steten Gang haben.*

Staubars Sil. Eupatorium Conyzoides. Schwenckf. Stirp. 69.

Auch Geel Ferberkraut. Wasser Sternkraut; bei Schwenckf. Bidens tripartitus L. Bettlerlaus bei Schube. *štaębârš* R.; die Früchte der Pflanze *batəlmenərR.* s. Mitt. XII 117.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Steinpitzger, Cobitis Taenia. Steinschmerl. Steingründel: Glätz. Monatsschr. 1799 S. 629.

Sterz der, ein sehr dick gekochter Brei, den man allenfalls schneiden kann, meistens von Gerstenmehl oder Hirse. Gl. Geb.

Sagt auf dem Dorfe jemand Kartoffelsterz für Kartoffelpappe, so ist das geziert. [*ā́paṛnašterts* ist um Spindelmühle allgemein üblich. Ss.]

stocharn, *nicht jedes Nähen, sondern nur das Nähen alter Sachen, womit der Begriff des Verächtlichen und Mühsamen verbunden ist.*

štocharn R., ein wiederholtes stechen; z. B. mit einem Stecken in ein Krebsloch stochern; mit der Nadel in den Zähnen stochern. Wer im Essen herumstochert, muß nicht viel Appetit haben.

stöcken. Joach. Sartorius, Psalter 1591 S. 307: *Der ward gestöcket und gepflöcket.* — Sonst stöcken und blöcken, in den Stock oder das Gefängnis setzen. Schmeller 3, 613.

štōkhaǫs R., Polizeigefängnis, Stockgasse in Breslau. *štōkfinster R.* Bei Irenäus *stocken wnd plocken.* Troilo, Reisebeschr. 1676 S. 414: *wie ich solches selbsten einmahl in Böhmen gesehen, und lassen sich stecken und pflecken, ehe sie den Zinß erlegen, bis sie endlich einen halben oder gantzen Tag im Stock oder Gefängnis gesessen, alsdann überschicken sie das Geld.*

ich **stotze**, arieto. Dict. Breslau 1620.

arieto, widderartig stoßen, stark stoßen.

strimlicht, streifig. Pol, Jahrb. IV 15: *wuchsen strimlichte Äpfel.*

rūtštrīmijə kūə R. Bei Schottel: *grünstriemig. də strīmə* R., Kuhname, *dē rūtštrīmə R. štrīma R.*, die aufgeschwollenen von Peitschenhieben herrührenden Streifen. Andr. Scultetus (Lessing) 56: *Die Striemen leuchten durch.* Natur- und Medizin- Geschichten 1718 S. 1386: *Wasserstriemig.* Dict. Bresl. 1620 O 7[b]: *Vibex, der strieme.* Schilling 301 (301): *ist ein Komet anfangs vor der Sonnen aufgang, nachmaln auch nach ihrem vntergang gestriemit mit einem besonderen lauff oder bewegung, schlims durch den Böoken oder Beerenhütter, in den Zeichen der Wege erschienen.* Scheffler, Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge 205: *Sie wächst ohn' allen Mißgerath, — Goldstriemig und ohn Sorgen.* Philo, Leutenot 195: *Der Hansel haut itz uf a Striemer.* agelstriemig, braun- und rotgestreift; veraltet. *āgəlſtrīmijə kīə ſit ma its nant nich mē* R. Agel = Egel, Blutegel. Schilling 189: *bey der Agelpfütze.*

Stumpe, (od. Stampe? R.) eine verächtliche Benennung einer starken Magd, die faul ist. Gl. Geb.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Stumpe ist klein, aber von starkem Knochenbau. Ra.: *klēn und wompiċh, dik und štompiċhR.* Vgl. dazu Stampe, *štompə, štampla, štampḷa*, ein niedriges dickes Branntweinglas.

stutzen, einherstolzieren. Stoppe, Ged. 1. Samml. 1728 S. 114: *doch wenn wir in der Nacht mit muntren Pferden stutzen,* (nämlich im Traume.)

Ders., 2. Samml. 1729 S. 170: *die seidnen Strümpffe stutzen schon an ungestallten Bauern-Füßen.* Eb. S. 170: *Die ärmste Tagelöhners-Frau wird in dem Reiffen-Rocke stutzen.* Mühlpforth, Hochzeit-Ged. (1686) 14: *Versichert, daß kein Gold, noch Scharlach also stutze.* Ders., Verm. Ged. 1686 S. 18: *In ihrem Purpur stutzte.*

Stützer, Handschuhe, die gefüttert und ohne Finger sind. P. Bl. *štitsla,* demin. *štitsḷa* gestrickte „Pulswärmer". Stutzer *štutsər* für Muff habe ich in der Kindheit noch viel gehört. — Nach einer Hs., mitgeteilt in H. Hoffmann, Monatsschrift von und für Schlesien 1829 S. 143 ff., schenkte 1611 der Rat von Brieg der einziehenden Herzogin *ein Stützerlein von feinem Marder . . . brachte Fürstliche Gnaden aus dem Stützlein ein Bund gemachte Blumen.*

talkicht. (Bresl.) Sammlung von Natur- und Medizin-Geschichten. 1718 S. 1386: *daß das Brodt nicht recht aufgehet, sondern mehrenteils talkicht und wasserstriemig bleibt.*

talsdriċhR, schlecht gebacken. Ähnliche Form zeigt talken „schlecht sprechen" z. B. in der Ra.: *a īs ən tolkə aę a bákūwa* R. *a tolkſakR.* spricht schlecht, spricht sinnloses Zeug, stellt sich nicht zur Arbeit. *tolka, tolkſaR.*, schlüpfrige Reden führen. Philo, Leutenot 24: *du bist ne Talke!*

tälsch, töricht, unbesonnen. Pr. Bl.

Schelte: tālšər diəriċh! tālšər ſāk! tālšə korpə! tālšə līſə, tālšə mestəR. u. a. *a tut wi tālšR.* Herm. Bauch, Quietschvergnügt 8: *do ging der Spektakel wieder lus mit dam Ungeziefer, und is wird olle Joahre tälscher,* = schlimmer. Auf etwas tälsch sein, starkes Verlangen danach tragen: *da junə īs rēn tālš uf dos lāſaR. dī īs rēn tālš uf da kaləR.* Tälschen, ausgelassen lustig sein. *wen dū ok a wiək tālša konst!R.*

Tata, der, ein alter Mann. Sonst bei Kindern der Vater. Gl. Geb. Ra: *dō hot ər a tāta!* Oder: *ſisd a tāta!* = hd. da habt ihrs!

Taubhaber Sil. Avena sterilis. Schwenkf. Cat. Stirp. 13.

Avena fatua L. Pritzel nennt noch als schlesisch: Barthafer,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bruchhafer, Rispenhafer, Mäusehafer, Schwarzhafer, Wildhafer, Windhafer. Matuschka: Flughafer. Mir ist nur *wilthåbər* bekannt.

Tendeten und Kleinoder, Pol, Jhrb. 1522 III 13.

teig, fracidus; teige Birnen, pyra fracescentia. Steinbach.

tējə beṛnaR.

Tischber, das, dünnes Bier, Langfel. Daher sich betischbern, sich betrinken. Gl. Geb.

tišbər R.; tišbərſupə R. habe ich noch als Junge als etwas besonders Gutes bekommen. Kegeler, Nützl. Regiment 1568 F: *siedet das mit Lankwell, oder dem geringsten tranke.* Unterweisung. Glogau 1708 S. 32: *bis 30. Tropffen in Bier oder Langwel eingenommen.* Pol, Jahrb. III 133 z. J. 1546: *war großer Mangel des Tischbieres.* Bresl. Erz. 1800 S. 611: *wo der kieferne Busch prangt, Steht Lamfel zu Kauf, und Buchsbaum deut auf Hefen.* Sam. Sartorius, Hochzeit Spiel 1613 A 3: *Tischbier, Fischbier, Propheten Wein Bey Pfarrern am gemeinsten sein.* Volkmer, Franz. Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1897 S. 282: *Arme Leute tranken statt des Bieres eine Art Brauspülicht unter dem vielversprechenden Namen „Tischbier“ oder „Tischper“.*

toatschen, löffeln, Spaß treiben zwischen Personen verschiedenen Geschlechts. Geb.

töbern. F. v. Blumenau, Staats-Schule 1707 S. 581: *betöbern, oder unempfindlich machen.*

dēbaṛn, dēbeṛn R., ausrotten, fortjagen, vertreiben. Nur mit vieler Mühe gelingt es, manches Unkraut zu *dēbeṛn,* die Wanzen zu *dēbeṛn. ich wār oęch glaę olə mitſóma naǫsdēbaṛn!* R. In Reinerz hörten wir, in Glatz hätten die Kaufleute den Konsumverein *gədēbert.* Pol, Jhrb. III 81: *Im Blitzen hat der Donner einen solchen Schlag in die Kirche gethan, dadurch zwo Personen so sehr vertöbert worden, daß sie auf der Stelle todt blieben sind.*

tollern, Joh. Christ. Büttner, Buntzl. Quäck-Brun 1663 S. 34:

Ja, laß Schnarchen und das Schnüben.
Welches tollert, koltert hoch,
Laß genießen mein Belieben,
Trenne sie vom Schlafe doch.

tomp tun, sehr lustig sein. Überhaupt wird es bei jeder heftigen Äußerung einer Leidenschaft gebraucht. Gl. Geb.

Bespaßt sich jemand mit Mädchen, so heißt es: *„wen a ok kun a wiŋk tump tūn“* R.; *„tump tūn“* auch von Tieren oder Pflanzen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die nicht recht gedeihen wollen. Ra. *tump wī a worngəbunt* R. s. Wurmgebund. *tump wī a gəbunt šūtaštrū* R. *tumәs gəbunt!* R. *tump wī fālọmōs kotsə.* Langenbielau. *tump nōch dər kluftər* R. *jēmandan tump macha*, ihn aushöhnen. Herm. Bauch, Quietschvergnügt 32: *ihn, a Schuster nämlich, tump machte noach der Klufter.*

Tropfe, die, wahrscheinlich das Dachgerinne. Pol, Jhrb. IV 187: *Auf der Niclasgasse fiel ein voller Wasserzieher von der Tropfen zur Erde.*

Bau-Ordnung der Stadt Breslau 1688, Neudruck 1828 S. 7: *Die Troffen oder Ausgüsse der Rinnen, von seinem Hause soll niemand in seines Nachbars Erbe weisen.* Eb. 19: *die Abdachung oder Troffe.* Vgl. Traufe.

Trost. S. Frommann IV.

Sehr häufige Ra.: *du bist wul nī bac trōstə!* R = du bist wohl nicht bei Sinnen. Holtei, Lammfell (1862) II 236: *du bist nicht wohl bei Troste.*

Trud, der. Schwanders Feld- oder Hirtenlieder 1670 S. 54: *daß ich dem Trudt oder Alp in seine kunst gegriffen.*

Trüpel, der, trouble. Öfter in Pols Jhrb.

Z. B. III 4: *Vor diesem Trüpel und Zwiespalt hat die Gemeine keine Ältesten gehabt.* S. 34: *Nonnen, derer vier im Trüpel heraus entwischet.* V 69: *Rathspersonal haben in solchem Trüpel das umlaufende Volk ermahnet, heimzugehen und sich zu Friede zu begeben.* Schilling 253 (353): *(1611) ist wegen der newen polnischen weißen gl ein tripel entstanden.* S. 258 (358): *entstund abermal ein tripel wegen der müntze.*

Tschetter, der. Urk. v. 1318 in Glawigs Briegisch. Wochenbl. 1793 S. 71: *einen Tschetter, einen Parchen, einen Zwillich vnd einen Zügeler, vnd alles das nun mit der Ellen schneidet.*

DWb. X 1 Sp. 1892 führt unter Spannbett an: *ein furhang von plohen scheter gemacht.*

Tschunder, die, eine Karschel. Gl. Geb.

šunder = kârʃəl, kâʃəl; šundarn, šindârn = kârʃaln. W. Scherffer, Winterlieder Avj b: *Vnd endlich werden denn des Himmels Fische hindern, das weiter ab nicht wird der Winter können schindern. Hier ist sein End und Ziel.*

Tümpel, der. Waldenburger Kirchenbuch, Diözösanbl. 6. Jahrg. S. 133: *1603 ist in einem Tümpel oder Pfütze gefunden worden.*

Tümpfel, der, gurges. Dict. Bresl. 1620.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tünincht. Pol, Jhrb. IV 11: *Auch ward (1528) Maria Magdalenä Schule neu und von außen auf dem Tünincht mit Sonnen-Uhren gezieret.*

Uckeley. Glätz. Monatsschr. 1799 S. 318: *In der Grafschaft unter dem Namen Uckeley, in Schlesien Ockelei bekannt.*

ukəl R., ein karpfenartiger Fisch. In der Oder sehr häufig. Breslauer Schulkinder fangen gern Uckeln, nämlich die ganz kleinen „Sonnenfischchen". Ra: *a šwimt wī ən ukəl R.* Bresl.

Unfuhr, Unfug. W. Scherffer, Grobianus 183: *Wie sich die vollen Leuthe nach Hause begeben, was sie vor vnfuhr vnterweges anrichten.*

Pol, Jhrb. I 147: *daß die Leute in der Neustadt, mit dem Gerichte versorgt und darinnen kein Unfuhr geschehe.* I 152: *ist die Gemeine zu Breslau, gleich rasend und unsinnig, auf das Rathaus gelaufen und hat mit großem Unfuhr und Ungestüm die Ratsherrn abgethan.* Schickfus, Schles. Chronica 1619 II 89: *die Stadt drey Monat belägert, vnd allerhand tyrannische Vnfuhr dafür getrieben.*

ungenössig, insatiabilis. Steinbach.

únəgənoęsi̯ch R., sowohl beim Essen als auch in andern Beziehungen sehr stark auf seinen Vorteil bedacht sein. Knothe, Markersd. Ma. 120: *un'gneïs'ch* Stoppe, Ged. 1729 II 9: *An fristse ungekoit, an ohne alle Gnode Su ungenoissig weg.* Robinson, Sprüchw. 1726 S. 32: *A frist recht ungenoißig.* Ebenso bei Daniel Gomolcke, der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen ist. 1734D. Holtei, Lammfell 1862 I S. 40: *Du Unzufriedener, Undankbarer, Ungeneußlicher?* Eb. V: *Bis auff die Suppe; da bin ich ein Brünkel ungeneußlich; die kann mir nicht zu viel sein.*

a īs unəgənesi̯ch heißt es in Neuwalde: = er ist unerträglich, „ungenießbar."

ungessen, ohne gegessen zu haben. Logau 3, 114: *Ungessen wirstu wenig schlafen.*

úngasa šlōfa gīn R. Vgl. *dâs īs fürgasa brūt R.*, wenn man Geld verbraucht, das man im Voraus erhalten hat, ehe die Leistung dafür erfolgt ist. Holtei, Vierzig Jahre 1843 II 58: *„ungefrühstickt" — wie man in Schlesien sagt.*

unmähr; sich etwas unmähr sein lassen — nicht sonderlich darauf achten, keine Notiz davon nehmen. Pr. Bl. unmare — abgebraucht, besonders von einer Redensart. Br. E. gl(ätzisch). (1806. S. 440).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

əs giə afŭ únmārə mit dər putər, əs giə ništ wek uf əm morktə R. iĉh bĭn hoętə afŭ únmārə R., ohne Lust zur Arbeit. Es liegt mir auch im Sinn, ich hätte unmare in der Bedeutung von „unpäßlich sein“ gehört. —

Pfaff Lamprecht, Alexander (90), ums Jahr 1100: *sulhe lugenmêre sulen sîn ummêre iegelichen frumen man.* H. Hoffmann, Fundgruben II 215 (Ende des 14. Jhrh.): *im bart durch fein billen vnmâre berllich reichtum vñ ere.* (Von andrer Hand): *mir wart die werlt dicke vmmaere — wand ich manigen vngemach — vnnd cleine vrevde darinne sah.* Andr. Tscherning, Schreib- und Sprachkunst 1658 S. 7: *Unmâre ignobile, minus gloriosum Grauenberg laudante Goldasto ad Winsbekinn. im was dahaim unmare Sich verligen ainen tak. Retinent Silesii, ut vocabula veterum plurima, quorum usus jam alibi vel rarus vel nullus. Opit. in Rythmo ps. 13.* Pol, Jhrb. V 66: *Weil denn ihr Waar und Kram verlegen und unmähr.* Firmenich II 309 aus Grünberg: *Dau luuß'ch dos Wäb de Sache unmahr fän und macht' ehre Arbt furt.* Vgl. Mährde, f. *märdə*, unwahre Rede. *do kimsdə šun wīdər mit dar märdə, iĉh fōl dâs gəfât hân R.*

mhd. unmaere in verschiedenen ähnlichen Bedeutungen. Sieh Lexer.

Unrückstrasse, Todesstraße. Christ. Colerus.

Nicht aufgefunden.

unside Water, Regenwetter oder Schneegestöber mit Sturm. Geb. — Vermutlich von ungesittet entstanden. Prov. Bl.: *unsiede, stürmisch rauhe Witterung.* Geb. Berichtig.: *Unside wird gebraucht, wo man im Hochd. ungeheuer setzt: unside groß, unside grob. Auch klingt es mehr wie unsiete. Die Ableitung von Ungesittet scheint durch den Ausdruck: gesietsam für sanft bestätigt zu werden. Man sagt: es regnet sehr gesietsam.*

Damit hängt natürlich nicht zusammen: *fīdəworm, fīdəhēs, brīfīdəhēs* R., *fīdəgrōp, fīdəfākgrōp, fīdəfākútsagrōp, fīdəfākutsaklípəlgrōp* R. —

únfīdə R. Rößler, Durfgeschichten 222: *unside Nässe;* Philo, Dorfhexe 54: *unsides Wetter. a hōt går únfīdə kreftə* R. W. Scherffer, Grabeschriften 1646 *iij*: *verruchtes unsötes Leben.*

Urbar der, Wirtschaft, Nahrung, daher der Brau Urbar. A. Calagius in Tetrast. R4: *Der Urbar die geladnen Gäst, — Zur Hochzeit schwerlich kommen lest. — So wenig acht man Gottes güt, — Deshalb die straff auch feiret nicht.*

Hoffmanns Erklärung trifft wohl für diesen Beleg nicht zu; richtiger

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschäftigung, Arbeit. — Denn *urbern*, *orbern* R. heißt in der Ma. nicht nur poltern, Geräusch verursachen, sondern auch arbeiten, geschäftig sein. *1. əs orbert ufəm bōdəm, wās māg ok dās faęn* R? *es orbert aęm baęchə rim* R. *2. a gantsa tāk rim-orbern* R. Codex diplomaticus Silesiae X 346 zum Jahre 1497: *in dem Hause zu seinen lebetagen dorynne zu wonen, zu handeln und zu orbern.* Holtei, Lammfell (1862) V 180: *Jetzund, scheint mir, in unsrer gegenwärtigen Zeit muß gar eine große Kette geplatzt sein, weil's gar so grausam urbert und will doch nicht recht vom Flecke.*

Ursche die, ein Bund Stroh. M. Grosser 1590 L.: *die Ställe soll man wol mit Rohr oder sonsten groben rocken Vrschen vorsetzen.* Eine andere Hand hat in Hoffmanns Hs. hinzugefügt: *Sonst bedeutet Ursche das Stroh, wodurch das frisch gebraute Bier abgelassen wird, damit die Träber zurückbleiben.*

Ursche ist wohl dasselbe wie Wurngebund, *worngəbunt R.* Siehe dass. *də urša* sind die Überreste von Gras, Heu, Stroh, die das Vieh nicht mochte, — auch was es auf der Weide stehen ließ. Fromm. VI 20 aus der Eifel: *Urzel, f. Überrest. nd. Ort, Ortels, was das Vieh vom Futter übrig gelassen hat.* Ders., VI 346, Heanzen Ma.: *ūrāp, ūrass, f., Vergeudung des Eßbaren.* Schm. I 100: *uressen, orässen.* Unser schlesisches Zeitwort *ūrša, fərūrša R.*, heißt verschwenderisch mit irgendwelchen Sachen umgehen. Holtei hat neben urschen urassen: Lammfell (1862) III 72: *Warum soll ich die Putter so verurassen.* Mir ist diese Form aus Schlesien nicht bekannt, aber aus Wien berichtet. *urškatrīnə R.*, Scheltwort.

Urstendt, Auferstehung. Melch. Liebig. *Sie geben Zeugnis der vrstend, die folgen wird am letzten End.*

Dav. Wiesner, Leichpred. 1612: *Deß tröstet sich ein jeder Christ, das ein vrstand der Todten ist.* Andr. Calagius, Rebecca 1599 Z. 3: *wie die heiden, Welch ohn trost von hinnen scheiden, Und wissen von der vrstand nicht.* Casp. Schwenckfeldt, Vom Stande der Predicanten A_3: *leiden, vrstand vnd himmelfart.* Sylvander 1670 B.: *Der du mit deiner fröhlichen Vrständ, die furcht des ewigen Todes von uns genommen.* Holtei, Vierzig Jahre 1843 II 317: *Gott gönne ihm eine fröhliche Urstätte.*

urständen, entstehen, herkommen. Scheffler, Oberhauptmannschaft 1665, S. 54: *Hörestu wol, daß durch dieses die Canones nur bestätiget, nicht aber geurständet seyn.* Eb. 199: *sechzehn Schrifften herauß gegeben, welche alle aus den zwey ersten urständen.* Eb. 210:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es urständet aber dieses auß unserm H. Katholischen Glauben. Ders., Gründl. Ausführung 1667, S. 10.: *heterodoxia, auß welcher die Ketzerey urständet.* Bresl. Erzähler 1801, S. 760: *um den Tiegel herum, in welchem aus Schlacken und Schwefel und Merkur und Salz der rothe Teufel urständen soll.*

varte, vate, voriges Jahr. Gl. Geb.

fātə R. hörte man früher noch von manchen Alten; im Riesengebirge und der Grafschaft ist es heut noch gebräuchlich. In Grunau heißt es heut allgemein *„tsu jūrə“ R.*, das in der Grafschaft „künftiges Jahr“ bedeutet. — Vgl. mhd. vernte.

verfeege, feige, zaghaft werden, daher in seinen Unternehmungen verunglücken. Du mußt dirs nur nicht verfeega, dich nicht abschrecken lassen, nicht mutlos werden. Geb. Ber. 1798.

da juŋə īſa wiŋk fäjə R., schüchtern.

Vergissmeinnicht, Susannenkraut, Krötenäuglein Sil. Euphrasia caerulea. Schwenckf. Stirp. 70.

Schwenckf. außerdem: Blawer Augentrost; Blawe Leuchte. Es ist Veronica chamaedrys L., Ehrenpreis. Pritzel: Kummertrost. — Mir volkstümlich nur als Gewitterblümchen *gəwitərblīmla R.* bekannt. Unser heutiges „Vergißmeinnicht“ ist Myosotis palustris L.

verkatern, das Leinenzeug schlecht waschen, daß es nachher grau aussieht. Breslau.

wī kend ić͟h mər ok də wešə aſū fərkatạrn lōn R. Weiter verbreitet. *a ſit reć͟ht fərkatərt aọs R.*, man sieht ihm die Folgen des Rausches sehr an. Vgl. Philo, Sonntagskinder 123: *Aus euern verkaatzten Lämmelgeſichtern de Heemtücke schielt.*

verwachen. M. Opitz 1624 S. 86: *ob gleich der schnöde Neidt — Verwachen wird den Weg, den Weg der Ewigkeit.*

verwidern. Christ. Colerus. *Vnd waß bey Leben verwiedert Haß vnd neidt.*

verwillen, sich begnügen. Benj. Schmolkes Schriften. 1. Th. S. 1219: *Schwinge dich, mein Geist empor, — Nimm mit deinem Gott verwillen.*

Vortel, Vorteil, Gewinn beim Büchsenschießen. Georg Reuter 1603 A 3: *Dazu ein Ehrbar weiser Raht In dieser kaiserlichen Stad, Wochentlich ein vortel geyt Zwei Kleinot von Zihn zubereit.*

ma mūſ ok a fūrtēl (fortəl,) raọs hān R., man muß gewisse Handgriffe kennen, um sich schwere körperliche Arbeiten erleichtern zu

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können; solche hat der gelernte Arbeiter dem Gelegenheitsarbeiter immer voraus. Diesen Sinn hat die Ra.: „Der Faule muß klug sein," d. h. kennt er solche Kniffe, kann er sich manche Kraft ersparen. Bertermann, Ged. 1861 S. 108: *Doch wie ich au mich muchte schinda, Ich toat a Vorthel ne recht finda.*

Waid. Pol, Jhrb. III 165: *Zu einem Uferbau am Mühlhofe wurden unter andern gebraucht 31 Karn Waith.*

Waid, Isatis tinctoria L., eine blauen Farbstoff liefernde Pflanze, die früher viel angebaut wurde. Pol, Jhrb. V 127: *Der Tuchmacher Weithaus.*

Wand, schwarze, dicke Wolke am Horizont, besonders gegen Sonnenuntergang. Geb.

Dafür auch *tām* R., Damm. *əs wert moṛnə šīn faṛn, əs hōd ən oṛntlijə want aṛ də berjə R. əs štīda oṛntlichər tām aṛ də wörtalikə;* Warthalücke, der Warthapaß.

Wasserkrum. Luthers Innkelin Todesfall 1652: *Als sie aus der Kirche nach Hause gegangen, unterwegs von einer herunter fallenden Wasserkrum augenblicklich zu boden geschlagen.*

Das angezogene Buch habe ich nicht ermitteln können, aber durch Herrn Oberbibliothekar Dr. Luther, Greifswald, erfahren, daß allerdings 1652 die Frau eines Enkels von Luther — Johann Ernst L. — gestorben ist, und zwar wahrscheinlich in Zeitz. Es ist drum nicht zu ersehen, wie das Wort unter schlesische Ausdrücke zu stehen kommt.

wätern, auswätern, den Geschmack (und Geruch) verlieren, B. z. vom Biere, wenn es aufgedeckt steht. Breslau.

aṛswitaṛn R., aṛstsīn R. Bei Weig. nicht vorhanden. Bresl. Infect. Ord. 1568: *Bette . . . auch nicht zu sonnen oder zu wittern.*

wegen. Sylwanders Feld- oder Hirtenlieder 1670 B 4^{b}: *Alles alles was in Lüfften — Regt und wegt sich hin und her.*

Weiffe, die, alabrum. Steinbach.

Seit nicht mehr gesponnen wird, ist natürlich *də wēfə R.* nur noch selten irgendwo zu sehen. Beim *opwēfa,* wobei das Garn vom *šlēfla* auf die Weife gewunden wurde, mußten die Fäden gezählt werden. 20 Fäden war ein Gebind; dann wurde *gəfitst;* s. fitzen. Statt des Zählens hatte man einen Spruch. s. Fimmel; jener Spruch lautete

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei Ziegenhals	Zschr. Oberschlesien I 481:
ēs, tswēə doch,	*Äs, zwe-e doch,*
fiməl, fiməl, foch.	*Fimmalla, fimmalla foch.*
fiməl, fiməl ībər fiməl,	*Fimmalla. fimmalla, fimmalafei,*
fiməl, fiməl, foch.	*Fimmalla, fimmalla foch.*
wen ich glaę ni tsēla kān,	*Wenn ich glei ne zehla koan,*
tswantsich warn ər doch R.	*Zwanzich sein ihr doch.*

a wēft R., heißt es spottweise vom schwankenden Gange eines Betrunkenen.

Weinfächser oder Senker. Hiebner, Horticultura 1664. Frisch 1,237. Weig. Fechser.

Weltschreiber, der, Geographus. Dict. Bresl. 1620.

Werlet, Welt. P. Titus, Passions Gesangbüchlein 1603 C 7. E 7: *Der gantzen Werlet Sünde.* it. bei Melchior Liebig 1588. Bei Valentin Triller, Sartorius, Eschenloer. mhd. wërlt.

Wichtel, Wichtelzopf, Weichselzopf. Günther, Ged. 4. Ausg. S. 258: *Und Mägdgen henckten mich an alle Wichtel-Zöpffe.*

fərwichtelt R. sind die Haare, besonders von Mädchen, wenn sie verwirrt sind, daß sie schwer durchzukämmen sind. Weig. II 1253. *tsərwichtaln R.* verprügeln. *dān hā ich gut tsərwichtəlt R.*

Wide, geflochtener Strick aus Holzreisern. Nickel Jacob, Unterricht von den Bienen 1568 E 6c: *An den Krugk mache eine Wide mit einem Hacken, ſo ist er gut anhangen.*

Hoffmanns Erklärung ist wohl ungenau. Eine *wītə R.* ist eine einzelne Weiden-, Birken-, ja auch Eichenrute, die etwas gedreht wird und sich so sehr gut zum Binden eignet. Ra.: *tsē wi wītə R.* kann z. B. das Rindfleisch sein; übertragend auch eine Person von unverwüstlicher Gesundheit. — N. ök. Nachr. 1781 S. 164: *fichtene und tännene Faschinen mit guten Wieden anbinden.* M. Grosser 1590 N. 4: *geflochtene starke weydene oder eychene Wiedten.* Daselbst auch *Grengelwiedte,* was der heutigen „Grengelkette“ entspricht. Sollte man damals Pflug und Gestell durch eine Wiete verbunden haben? In Ritterswalde noch heute Grengelwiete. Aus der Eifel bringt Fromm. VI 21: *Wîd, f. Bindezeug von Holz (ahd. wit, widi, nd. Wede.) widen, etwas sich drehen; sich widen, sich hin und her wenden.*

Windekeffer, Dachfenster, worin eine Winde angebracht ist. Pol, Jahrb. VI S. 76.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. *kafər R.*, Dachluke. 2. *əs kafərlöch R.* ist eine größere Öffnung z. B. im Heuboden, die mit einer Tür verschließbar ist und durch die Heu und Stroh hinaufgegabelt wird. In solchem Kafferloche kann auch eine Winde zum Hinaufziehen von Lasten angebracht werden. 3. Kaffer, Hosenschlitz, wie obersächsisch. 4. Kaffer, Scheltwort; *a klenər kafər R.*

Wirr. Schles. Robinson 1723 I 188: *Matratzen mit Wirr oder anderm Stroh.*

S. Wurmgebund.

Wochenlädchen. N. Buntzl. Monatsscheift 1742 S. 246: *Es ist bei gemeinen Leuten, wenn sie Wochen liegen (halten), gewöhnlich, die kleinste Lade im Hause vor das Wochenbett zu setzen und die heißt dann das Wochenlädchen.*

wundernschön, wundern, mhd. adv. wundernschön, wunderschön. Wigalois 4788.

Der angezogene Vers lautet: *Sprach der wundern schone man.* Diese Form ist nicht allgemein bräuchlich; sie wird nur angewendet, wenn man etwas besonderes ausdrücken will; auch Eigentümlichkeit Einzelner. Philo, Leutenot 180: *A leit euch wirklich wundernschien.* Holtei, Lammfell 1862 III 156: *Sie hat eine wundernschöne Schrift.*

Wurmgebünder? M. Grosser 1590.

Grosser schreibt Bl. L. 2: *Kleine Wurmgebünder von Rockenstroh.* Bl. H 8 aber: *wo nicht vberflüssig Hew ist, leget man jhnen Wurmgebünder für.* Diese letztere Form scheint mir die richtige zu sein. Man hört heute noch *worngəbindla R.*, d. i. Wirrstroh, von verworren, gleichviel ob es *rókštrū*, *wéšštrū*, *gáštrū* oder *hábərštrū* ist. Der Gegensatz ist *lanəkgəbindla R.*; eine „*šitə*“ Langstroh, das zum Seilemachen, früher auch zum Schobenmachen diente. Beim „Maschinedreschen“ ergibt sich überhaupt kein Langstroh, das überdies auch erst *gəšēbt R.*, d. i. von kurzen und ungeraden Halmen befreit wurde. Herm. Bauch, Tälsches Vulk 61 hat als Scheltwort *Ales Wurmgebund!* Ritterswalde: *Krummstruh*, *Krummtgebündla.*

Würztrog. Vechneri, Ergissung der Katzbach 1608 K3: *das Brewhauß zu sambt der Brewpfannen vnd steinern Wirztroge.*

Namsler, Erg, d. K. 1608 N3 sagt nur: *sampt der Pfanne vnd steinern Trögen.* In H. Hoffmanns Sumerlaten, mhd. Glossen a. d. XII. Jahrh.: *Bracium*, malz. *Brasicia*, *wirz. hönichwertsə R.* war eine kalte Suppe von dem Wasser, in dem die Geräte von der

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Honiggewinnung „abgeschweift“ wurden. *fraqawertsə R.*, ein Gemisch von verschiedenen Gewürzen, — Zimt, Muskatnuß u. a. — wurde zum Kuchenbacken benutzt.

zach, adj., tenax, viscosus. Zache. f., tenacitas, lentor — beides bei Steinbach. Dan. Stoppe, Ged. 1. Sammlg. 1728 S. 116:

die ihr zaches Holtz mit stumpffen Äxten spaltet. Eb. 105: *Täglich zaches Floß = Holtz spalten. tsach R.* ist mir nur in Beziehung auf Personen bekannt. Ein Weib ist zach, hält sehr viel aus. Die gleiche Bedeutung hat „*tsaʀəʀ*“ *R.* Zach ist auch Personenname. mhd. zâch, zæhe.

Zändel, st. m., mhd. zindal, zindel, halbseidenes Zeug. Pol, Jhrb. III 161: *schwarze Hüte, weiße Federn, roth und weiß Zändel herumgebunden und hinten darnieder hangende.*

Eschenloer II 344: *Sie hatten einen goldnen Rock von roter Farbe, darüber einen Zindelrock mit ausgeschnittenen Ermeln.* Pol, Jhrb. V 97: *Im Mittel des Gewölbes hinng und schwebete herab an einem güldenen Zindel eine schöne vergüldete Krone.*

Zäpflein, Seifenzäpfchen. Dr. Spremberger, Pest-Bericht 1555 C: C: *als mit zeplen, clistirlen, pessilentz pillen.* Eb. D 2: *Doch so der leib hart und verstopfft, sol man zuuor ein zeplein, oder ein clystirlein brauchen.* Tobias Tankk an Melch. Früben, Entgegnung 1659 B 2: *trägt dem Maul die Zäpfflein für, die in das Gefäße sollen.*

Zasel. Hiebner, Horticultura 1664: *Man nimbt einen bulbum und gibt ihme unten am Ende rings umb die Zaseln herumb usw. zaselicht ib.: (plantae) fibrosa, so da zahselichte Wurtzeln haben.*

Zeiland, Zieglig. Sil. Laureola. Schwenkf. Stirp. 120.

Voran stehen die uns heute geläufigen Namen Zeidelbast, (Seidelbast,) Kellerhals für Daphne Mezereum. Schube hat auch „Zeiland“.

zennerlich? (von anderer Hand:) weinerlich, von zannen. Val. Triller 1555 F4ᵇ.

Weil ich selber für euch büße,
vnd nehm auch ewer bürd auff mich,
darumb wird euch mein joch süße,
denn ich solchs gar williglich,
tragen helffe an hend vnd füße,
in meinem kreutz zennerlich.

Dan. Gomolcke, Heller 1734 A 8: *A zonnte wie anne alte Haller-Hure.* Stoppe, Ged. II 1729 S. 5: *zannte wie a Kind.* 2. Dagegen in Breslau: *her lär, a tsint mich a! R.* er zerrt mir

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Mund. Weig. *zannen.* Pol, Jhrb. V 67: *so wenig geachtet, als ein edel großmütiges Roß das Anzannen und Anpelvern der Gassenhündlein.* W. H. v. Falckenhain, Winterbild 1681 C3: *Er* (der Wolf) *zinnt und murmelt stets.* Philo, Leutenot 52: *Der Schulze zinnt: Doas ihs's ja äben! Mei Kurt blieb ei der Sexta kläben.*" 3. Lexer, mhd. Taschenwtb.: *sich spaltend von einander stehn.* Eschenloer, II 172: *freche Widerzennigkeit wider den Rat.* Gryphius, Dornrose 1661: *Do zanten die Tannen, do zanten die Echen.* G. W. Keller, Sprichwörter, Hs.: *haut a gefnütsche und a gezonne.*

Zeppazalig wird gewöhnlich von Kleidungsstücken gesagt, die auf einer Seite tiefer herabhängen, als auf der andern. Gl. Geb.

tsipatsāliȼh R.

Zepplasammel, eine in Form eines Zopfes geflochtene Semmel. Gl. Geb.

tsōpʃaməl, tseplạʃaməl R., *ən geflochtnə ʃaməl* R., Milchsemmel.

zerschettern. J. Sartorius, Psalter 1591 S. 4: *Wirst du . . . Sie gantz vnd gar zerschettern — Wie eines töpffers krug.*

Ziegenböcke Agricolis, Cyanus vulgaris. Schwenckf. Sterp. 57.

Daneben stehen noch die Namen Blaue Kornblumen, Rockenblum, Zachariasblum. *tsījabēn* R. heißt allgemein im Volksmunde die Kornblume. Spruch: *tsījabēn, traębt a paọər fum bīrə hēm. R.,* d. h. wo dies Unkraut wächst, da gibts schlechtes Getreide, und daher geringe Einnahme für den Bauer.

Zieler, Scheibenkucker. Mündlich.

əs tsīlərmanla R. Habelschwerdt. Volkmer Franz, Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1897 S. 266: *nachdem an einem Pfingstschießen der Zieler erschossen worden war.* S. 264: *Schießhaus . . . mit dem Zielerhause.*

Zienen für Zehen. Pol, Jhrb. III S. 73 u. 129.

Ders., III 157: *Zähelein oder Zienlein.* Butschky, Pathmos 1677 S. 669: *die größere Zehen. tsīnə, də tsin; tsīnla* R.; *a tsīnla knōbliȼh* R.

Zimpfel, kurzer Zwirnsfaden. Bresl.

zinnen, grinsen, die Zähne blecken. Pr. Bl.

Siehe zennerlich 2.

zinseln. Melch. Liebig 1588, 1. Pfingstpredigt C 5: *Da zinseln, pinseln, klagen wir, — Vns hindert ein Flieg, das klein Thir.*

zinseln ist mir unbekannt; aber „*pinʃəln*" bei Städtern, und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klinseln *„klinſaln“* auf dem Lande üblich. Joh. Heermann, Zuchtbüchlein 1664, Lib. I Cent. II 94:

Wann das Pinseln immer währt
Ist es jedermann beschwert.

Geisheim, Ged. 1839, II 77:

In der Welt wird viel gepinselt
Und gegrinselt und gewinselt.

Zolcker. Sylvanders Feld- und Hirtenlieder 1670 S. 27: *sie lachten auf die gröbsten Zolkern.* zolkern, eb. S. 24: *darauf zolkert er allein den Berg hinab.*

Zolkern, Zoten — mir unbekannt. Philo, Leutenot 111: *Ihr Männer seid a faules Vulk. Ihr extert Ees uf alle Oarten, Und immer hoatr no an Zulk.* Zolkern, *tsulkaṛn R.*, lange Haare, in verächtlichem Sinne. *də tsulkaṛn heɔar aęs gəſichtə naę R. ən tsulkər aę dər ſupə. (R.)* zolkern *tsulkaṛn R.*, langsam gehen, trotten, zotteln. *a kimt hinderm anōch gətsulkert. R. tsulkər*, lüderl. Weib.

Zoren, Zorn, P. Titus 1603 D 3: *Mit großem grim vnd zoren.* W. Scherffer, Winterlieder 1642 Bij: *Es sollt' je Einer wol vermeinen das im Zoren, Die Vögel wieder sie zusammen sich verschworen.*

Züchner, Leinweber. H. Buntzl. Monatsschrift 1780, S. 146.

tsiche, f., *tsicha R.*, Bettüberzug. *də tsúdektsiche* ist der Überzug über das Deckbett; *də tsichla* sind für die Kopfkissen. H. Hoffmann v. F., Sumerlaten S. 33: *zomentum, zieche.* S. 50: *zich.* Schickfus III 543: *zweierley Zichen, vnd Leylachen.*

zun jhme — für zu ihm. — W. Scherffer, Grobianer 37. Das. 15 und 70: *zun vns.*

gī tsún əm — tsún ər! R. ſets dich tsún ins — tsūn a R., zu ihnen. Ähnlich: *baęn əm, baęn ər, baęn a R.*, bei ihm, bei ihr, bei ihnen. Aber: *baę ins.*

zunarn, neulich. Liebau.

zusagen, gleichen. Esaias Major, 100 Schlußgedichte: *Es sagt, o Noth! es saget dein so zerrissner Leib nur einer Wunde zu. (22).*

zwart: Fahrt, fürwahr. Buntzl. Quäak-Brun 1662, S. 80: *diese Thaten hat vollzogen, — Und noch mehre Wunder zwart — Jesus.*

Zweckholz, Pfaffenröslein. Sil. Evonymus. Schwenckfeldt, Vergl. Mitt. XI 116. Dazu die Sprechübung: *fófarīflahults īs gut tsu tsān šōk šustəršútsweka R.*

zweigen, gewähren, erhören. Fromm. IV 192.

Weitere Stellen: Casp. Cunrad 1615:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auff diese weiß du Bitten lern,
So wird gezweiget dein begern.

Sam. Sartorius, Hochzeit Spiel 1613 A.$_4$: *Spielend Gott zwier sein segen zweigt.* Val. Triller, Schles. singebüchlein 1555 C. 4^6: *Gezweiget ist die Warheit dein.* Pol, Jahrb. III$_2$: *sie wollten von dannen nicht weichen, er hätte sie denn ihrer Bitte gezweiget.* Eb. II 149: *seiner Bitte nachlassen und gezweigen.* Vgl. mhd. sweigen „schweigen machen."

Zwetschken, kleine Pflaumen. Bei Nickel Jacob, Unterricht von den Bienen: *Tzwetzschken.*

kwatšgə, kwatšga R., anderwärts Krichel. Vielleicht aus dem Böhmischen: Dict. Bresl. 1620 I$_3$: *Prunus, die Pflaume. B. Sfweſka.* H. Hoffmann, Sumerlaten 39: *Cinus, chrichböm.*

zwier. Joh. Heermann, Zucht-Büchlein 1664 Lib. II C II 5: *Wer sich selbst binden kann, wenn er den Feind gebunden: — Der sieget zwier, vnd hat ein doppelt Lob gefunden.* A. Calagius in Tetrast. A 7 Logau 51.

Pol, Jhrb. II 44: *Die Rosen blühten zwier.* W. Scherffer, Epigr., o. J. Nr. 99: *wer bald gibt, der gibt zwier.*

Zwiericht. Nickel Jacob, Vnterricht v. d. Bienen 1568: *nach der zwyricht oder winckel gewürchte haben.*

Zwisel, zwei Zweige einer Gabel. Namsleri Ergissung der Katzbach 1608.

twīſəl R., m., *twīſəlich R.* Namsler, Bericht von Wassern 1608 O 2: *biß daß sie eine gefpaltene zwifelichte behawene Weide aufgefangen.* Pol, Jhrb. III 77: *Beide Füße zwislecht wie einer Ziege.*

Zwirbelwind, Turbo. Dict. Bresl. 1620.

Mart. Mylius, 1579 A 8b: *Zwirbelwind, Windsbraut.* E. Langius, Glog. inciner. 1615 C 2: *Die Zwirbelwinde drehen sich, — Vntereinander wunderlich.* Christ. Colerus (Hippe) 159: *Wann die Zwirbelwinde wehen.* H. v. Hofmannswaldau, Getr. Schäfer 17: *Und richtet nur die Zwirbel Winde zu.* Pol, Jhrb. V 155: *Mit einem Zwirbelwinde über einen Haufen geworfen.*

zwirbelig. *wen dī blōs vum tantsə hīrt, dō wert fə šun ganz tswerblich R.* Auch *werblich R.* Holtei, Lammfell (1862) III 208: *Heut kannst du's noch nicht verdauen, bist noch zu wirblich um den Kopf.* V 74: *War mir zuvor wirblich um den Kopf, nu wurd ich gar, wie ein Narr.* II 42: *Bei mir kriebelt es von dem Hirn-Zwirbel bis in die kleine Zehe hinunter.* Herm. Bauch, Quietschvergnügt 32: *de Fetzmütze ufm Zwerbel.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literatur.

Kövi, Emerich, 's Pisenstëtzchen. Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten in Zipser Mundart. Késmárk, Paul Sauter, 1912. Kr. 2,50.

„Pisenstëtzchen" meint ein Bisambüchschen, das die Frauen im Winter in den Gottesdienst mitnehmen, anstatt des sommerlichen Blumenstraußes; und wie ein anderer vor Kövi seine Stückchen als „Frühlingsknospen" bezeichnet hatte, so wählt nun er den winterlichen Ausdruck. Die recht reichhaltige Sammlung ist mit einzelnen erklärenden Anmerkungen versehen; sie wird manchen interessieren, der Kövi's Arbeiten in unseren „Mitteilungen" verfolgt hat. Das Schlußwort, demzufolge der Verleger die Korrekturen nicht berücksichtigt hat, nützt uns wenig, so lange der Verfasser sie nicht nachliefert. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf den kleinen Beitrag zur Zipser Volkskunde von Rudolf Weber in der Karpatenpost 1911 (Késmárk) hingewiesen.

Möge die Teilnahme an der Zips und an seinen trefflichen Bewohnern, die die nächsten Verwandten der Schlesier sind, an ihrer Sprache und Sitte immer stärker werden. Siebs.

Mitteilungen.

Am Freitag den 12. Dezember 1913 hielt der Privatdozent der Ägyptologie Dr. Roeder einen Vortrag über „Volkskundliches aus dem alten Ägypten". Zunächst sprach er über ägyptische Volksmärchen: es gibt Reisemärchen, die in odysseeartigen Erzählungen bestehen, wie Sinurs Wanderungen im Beduinenlande, und die mit mancherlei volkstümlichen Motiven ausgestattet sind; dann geschichtliche Märchen, wie die Erzählung vom König Cheops, die Sage vom Schatz des Rhampsinit oder die Geschichte von der Belagerung von Joppe, wo die Sage vom trojanischen Pferde erscheint; endlich soziale Märchen, wie das vom verwunschenen Prinzen. Von Volksliedern wurden Hirten- und Bauernlieder, das von Herodot genannte Maneroslied und sinnliche Liebeslieder erwähnt. Endlich wurde die Volksreligion mit ihren heiligen Tieren, mit ihren Schutzgöttern und Seelenbildern behandelt, und mancherlei Lichtbilder gaben einen Einblick in die Vorstellungen des Volkes von den Göttern; auch die Amulette und die Figuren, die den Toten mitgegeben werden, wurden im Bilde gezeigt.

Am Freitag den 16. Januar 1914 gab zunächst der Vorsitzende einen Tätigkeitsbericht über das verflossene Jahr, dann erstattete der Schatzmeister Dr. von Eichborn die Rechnungslegung. Ihm wurde auf Antrag der Rechnungsprüfer Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr. Appel und Dr. Hilka Entlastung erteilt. Alsdann ward der bisherige Vorstand wiedergewählt. Die Stelle des zweiten Vorsitzenden übernahm Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr. Alfred Hillebrandt. In den Vorstand wurden neu gewählt: Univ.-Prof. Dr. Otto Schrader, Provinzialschulrat Dr. Hermann Jantzen, der schon in früheren Jahren einmal dem Vorstande angehört hat, und Oberlehrer Dr. Konrad Gusinde.

Sodann sprach ord. Univ.-Prof. Dr. Hoennicke über „Jüdisches im christlichen Leben." In der christlichen Kirche ist trotz Paulus vieles Jüdische

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von jeher erhalten geblieben, manches Jüdische aber ist durch spätere Überlieferung eingedrungen. Im äußeren Kulte suchte der Vortragende das durch Hinweis auf Bau und Einrichtung der Kirchen zu zeigen, auf Kleidung der Priester, auf den Gottesdienst, z. B. Predigt, Gebet und Messe, Feste und Feiern. Aber auch in christlichem Leben und Lebensgewohnheiten wirke mancher jüdische Einfluß bis auf heute fort: in der Eheschließung, in den Speisegesetzen, in den Almoseneinrichtungen, in den Sterbebräuchen. Besonders auch ward auf das Symbol des Fisches, auf Amulette und Phylakterien hingewiesen. Den Kreuzzügen wurde starker Anteil an der Einführung jüdischer Sitte zugeschrieben.

Am Freitag den 6. Februar sprach Taubstummenlehrer Rother über „Volkswitz in der Schlesischen Mundart." Auf Grund trefflicher Kenntnis der Mundart von Grunau bei Camenz entwarf der Vorsitzende ein Bild des schlesischen Witzes und Volkshumors. Die scherzhaften Benennungen der Speisen, Körperteile, Kleidungsstücke, die Scheltworte und Schimpfnamen, die Spitznamen und Ortsneckereien, die Volksetymologien lieferten reichen Stoff. Besonders auch Volkslied, -brauch und -glaube wurden in diesem belehrenden und unterhaltenden Vortrage herangezogen.

Am Freitag den 27. Februar hielt ord. Univ.-Prof. Dr. Otto Schrader einen Vortrag über „Deutsch-russische Volks- und Sprachbeziehungen." Zunächst behandelte der Vortragende zahlreiche neuere deutsche Entlehnungen im Russischen und besprach dann das aus dem älteren germanischen Wortschatze entnommene Sprachgut, nordisch-skandinavische Entlehnungen im 9. Jahrhundert; sodann Deutsches, das im 10. Jahrhundert über Mähren eindringt; die Wirkung der Hansa, die eine Verbindung mit dem Westen unterhält; dann der gewaltige Einfluß Peters des Großen und späterer deutscher Kolonisation. Die einzelnen Gebiete des Handels und der Gewerbe, des Heerwesens, der Feuerwehr, des Schulwesens, des höfischen Zeremoniells u. a. m. wurden durchgesprochen. Und es ward auch die Stimmung geschildert, mit der die russische Literatur die deutsche Einwirkung aufnimmt. Viel geringer ist der Einfluß, den das Russische auf das Deutsche geübt hat: einzelne Lehnwörter aus Tier- und Pflanzenwelt, Ackerbau und Viehzucht, auch aus dem Heerwesen (Säbel, Pallasch, Haubitze) wurden angeführt.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten **aus Breslau:** Oberlandesgerichtsrat Rich. Schultze, Kais. Russischer Konsul Baron von Schilling, Pfarrer Franz Stottko, Oberlehrerin Frl. Storch, das Kollegium der Viktoria-Schule (als 2 Mitglieder geltend); **von auswärts:** prakt. Arzt Dr. Harazim in Prieborn i. Schl.

Im letzten Hefte der „Mitteilungen" (XV, Seite 296, Zeile 9) ist statt des sinnverkehrenden „richtig" zu lesen „nichtig".

Die nächste Sitzung der Gesellschaft findet am Freitag den 13. November im Auditorium maximum (XIV) der Universität statt: der Privatdozent der alten Geschichte Dr. Prinz wird „über die Geschichte des Maibaumes" sprechen.

Schluß der Schriftleitung: 22. Juli 1914.

A. Favorke, Breslau II.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Urgeschichte Mitteleuropas.

Bericht über die Ergebnisse der neueren Forschung.

Von Dr. Hans Seger, in Breslau.

Die raschen Fortschritte, welche die Urgeschichtsforschung in den letzten Jahren zu verzeichnen hatte, sind auf keinem ihrer Gebiete so augenfällig, wie auf dem der Diluvial-Archäologie. Es genügt, das für seine Zeit tonangebende Werk von *Moritz Hoernes* „Der diluviale Mensch in Europa“ (1903) mit dem 1912 erschienenen von *R. R. Schmidt* „Die diluviale Vorzeit Deutschlands“ zu vergleichen, um zu ermessen, wie außerordentlich sich in dem einen Jahrzehnt unser Wissen erweitert, vertieft und befestigt hat. Vor allem gilt das von der Chronologie des Zeitalters. Die alte Mortillet'sche Einteilung hatte fünf nach französischen Fundorten benannte Perioden der älteren Steinzeit unterschieden: das Chelléen, charakterisiert durch den ringsum grob zugeschlagenen mandelförmigen Faustkeil, das Acheuléen mit einer verfeinerten Fäustel-Erzeugung, das Moustérien mit einseitig bearbeiteten Flint-Abschlägen, das Solutréen, ausgezeichnet durch meisterhaft gearbeitete Speerspitzen aus Feuerstein, und das Magdalénien mit seinem reichen Besitzstande an Gerätschaften aus Horn und Knochen. Aber diesem System mangelte noch die stratigraphische Sicherheit und der Nachweis von Übergängen einer Periode in die andere, der allein eine folgerichtige Entwicklung verbürgt hätte. Auch schienen selbst in Frankreich die jeweiligen Leitformen auf einige Gegenden beschränkt zu sein, anderwärts aber so gut wie völlig zu fehlen. Daher fand das System zunächst wenig Anerkennung. *E. d'Azy* behauptete, daß von einer scharfen Trennung des Chelléen und Moustérien keine Rede sei. Die beiderseitigen Typen und die der angeblichen Zwischenstufe von St. Acheul fänden sich so oft in unverdächtiger Lagerung beisammen, daß sie als gleichzeitig angesehen werden müßten. Ihm pflichteten die französischen Geologen und Paläontologen beinahe

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausnahmslos bei, während man in Deutschland, wo die Diluvialforschung fast ausschließlich in den Händen von Naturwissenschaftlern lag, sich um archäologische Einteilungen überhaupt wenig kümmerte.

Hier setzt nun die neuere Forschungsmethode ein, die eine feinfühlige Betrachtungsweise der Typen mit der genauen Beobachtung ihrer Schichtenfolge verbindet. Hauptsächlich durch die Arbeiten von *d'Ault du Mesnil*, *Daleau* und *Commont* kennen wir heute eine Anzahl französischer Fundplätze mit einer bis ins kleinste klar gestellten Stratigraphie des Alt-Paläolithikums. Übereinstimmend und von einander unabhängig haben sie festgestellt, daß in den altquartären Ablagerungen des Seine- und Sommetals und in der Gironde die Kulturen des Chelléen, Acheuléen und Moustérien übereinander geschichtet sind und sich in dieser Reihenfolge abgelöst haben. Dabei ergab sich, daß die Mortillet'schen Leitformen zwar die Höhepunkte der jedesmaligen Industrie darstellen, daß sie aber durch vielfältige Übergänge verbunden und von zahlreichen, früher nicht genügend beachteten Kleinwerkzeugen begleitet sind, die besser noch als jene die langsame, aber stetige Veränderung der Technik und die allgemeine Verbreitung der betreffenden Kulturen erkennen lassen.

In ähnlicher Weise ist auch die Chronologie der spät-paläolithischen Perioden durch die vergleichende Schichtenkunde auf eine breite und gesicherte Basis gestellt worden. Hier sind besonders die Untersuchungen des Abbé *Breuil* hervorzuheben. Es gelang ihm bei einer Reihe von Höhlen der Dordogne zu zeigen, daß zwischen Moustérien und Solutréen eine Kulturstufe von langer Dauer, das Aurignacien, einzuschalten ist, und daß jede der drei jung-paläolithischen Perioden wieder in mehrere Unterstufen von ausgeprägter Eigenart zerfällt.

War so auf dem klassischen Boden Frankreichs das Schema der diluvialen Kulturentfaltung gefunden, so erwiesen die Arbeiten belgischer, deutscher, österreichischer und schweizerischer Archäologen seine Giltigkeit auch für das übrige Mitteleuropa. Für Deutschland besitzen wir in dem erwähnten Werke R. R. Schmidts eine treffliche Übersicht. Neben der kritischen Verwertung der älteren Materialien bietet es als Hauptsache die Erträge der eigenen Ausgrabungen des Tübinger Dozenten in den Höhlengebieten der Schwäbischen Alb und des Fränkischen Jura. Von 66 überhaupt in Betracht gezogenen Fundstätten werden 43 als alt-steinzeitlich anerkannt, im Verhältnis zu Frankreich eine kleine Zahl; die Besiedlung scheint danach nur schwach gewesen zu sein. Das Chelléen ist durch keinen, das

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Acheuléen nur durch wenige sichere Funde belegt. Dagegen liegen von den späteren Perioden, beginnend mit dem Moustérien, lückenlose Folgen vor, die einen völligen Gleichlauf der Entwicklung mit der westeuropäischen bekunden. Das lehrreichste Beispiel dafür liefert die Sirgensteinhöhle im Achtale. Sie enthielt acht übereinander abgelagerte Besiedelungsschichten: ein unteres und ein oberes Moustérien, je ein Früh-, Hoch- und Spät-Aurignacien, ein primitives Solutréen und ein Früh- und ein Spät-Magdalénien. Außer Süd- und Südwestdeutschland haben nur noch die Rheinlande und Westfalen sowie Thüringen nennenswerte Funde aus der älteren Steinzeit aufzuweisen. Der ganze Norden und Osten Deutschlands scheint damals nicht bewohnt gewesen zu sein. Ungleich reicher an paläolithischen Aufschlüssen ist Österreich-Ungarn. Zu den längst bekannten Fundplätzen Mährens und Ungarns gesellen sich die neuerdings vom Naturhistorischen Hofmuseum in Wien unter Leitung *Szombathys* gründlich durchforschten und von *Obermaier, Bayer* u. a. beschriebenen Lößstationen Niederösterreichs. Besonders das Aurignacien ist dort in unübertroffener Vollständigkeit durch alle seine Abstufungen zu verfolgen. In Willendorf an der Donau z. B. baute es sich in neun Schichten von 8 m Mächtigkeit auf, deren unterste dem Anfang, deren oberste dem Ausgang der Periode angehörten. An der Basis der neunten Schicht fand sich die vorzüglich ausgeführte Kalkstein-Statuette einer dickleibigen nackten Frau von genau derselben Art, wie man sie aus den südfranzösischen Aurignacienschichten kennt, gewiß ein schlagender Beweis für die Einheitlichkeit der Kultur Mitteleuropas schon in jener weit zurückliegenden Epoche.

Wenn somit die Altersfolge der diluvialen Kulturstufen jedem Zweifel entrückt ist, so gehen dagegen die Meinungen über ihr Verhältnis zu den geologischen Abschnitten des Quartärs noch weit auseinander. Die gemeinsame Grundlage der Erörterung liefert das von *Penck* und *Brückner* für die Alpenländer aufgestellte System einer viermaligen Vergletscherung. Übereinstimmung herrscht außerdem hinsichtlich des Magdaléniens, das allgemein in eine vorgerückte Phase der Nach-Eiszeit, nämlich in das Bühlstadium Pencks gesetzt wird, und ferner darüber, daß das Chelléen mit seiner wärmeliebenden Fauna (Elephas antiquus, Rhinocerus Merckii) in eine Zwischen-Eiszeit fällt. Aber *Penck* selbst, *Wiegers* und *Bayer* nehmen dafür das vorletzte, *Boule, Obermayer* und *R. R. Schmidt* hingegen das letzte Interglazial in Anspruch. Dementsprechend er-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fahren natürlich auch die folgenden Stufen bis zum Solutréen eine verschiedene Verteilung, wobei auf die Abweichungen im einzelnen zwischen den Systemen von Penck, Wiegers und Bayer nicht weiter eingegangen werden soll[1]). Die Tragweite des Gegensatzes wird klar, wenn man bedenkt, daß je nachdem das gesicherte Alter des Menschengeschlechts sich um die Dauer einer ganzen Eis- und Zwischen-Eiszeit, d. h. nach den Schätzungen Pencks, vielleicht um mehrere hunderttausend Jahre verschiebt. Der Kernpunkt des Problems ist das Alter des jüngeren Lösses. Ist er, wie die Penksche Richtung annimmt, interglazial, so rücken damit auch die von ihm eingeschlossenen Hinterlassenschaften des Menschen vom Alt-Solutréen abwärts hinter die letzte (Würm-) Eiszeit zurück; für das ausgesprochen kalte Moustérien bleibt dann nur die vorletzte (Riß-) Eiszeit übrig und die Stufen von St. Acheul und Chelles gelangen in das vorletzte Interglazial. Ist jedoch der Löß, wie die Gegenpartei behauptet, eine Bildung des postglazialen Steppenklimas, so muß auch die mit dem Aurignacien beginnende Kultur postglazial sein, das Moustérien der letzten und die beiden ältesten Stufen der vorletzten Zwischen-Eiszeit angehören. Zu gunsten der zweiten Ansicht wird u. a. geltend gemacht, daß an einigen Stellen, z. B. bei Munzingen in Baden, auch das unbestritten postglaziale Magdalenien im jüngeren Löß gefunden werde und daß im Verlauf der paläolithischen Entwicklung kein Platz für einen mehrfachen Klimawechsel vorhanden sei. Eine Klärung dieser großen Widersprüche ist mit dem Anwachsen des Stoffes wohl sicher in Kürze zu erwarten, sofern nur die geologische Grundlage, die Periodicität der Eiszeiten, unangetastet bleibt.

Eine andere Streitfrage, die bis vor Kurzem die Gemüter aufs heftigste erregte, betrifft die sogen. Eolithen, d. s. Steingeräte von noch älterer und primitiverer Art als die früh-paläolithischen. Bevor der Mensch soweit vorgeschritten war, daß er zweckdienliche Werkzeugtypen formte, hat er vermutlich die Feuersteinstücke aufgelesen, wie er sie fand, und sich ihre scharfen Spitzen und Kanten ohne weiteres zunutze gemacht oder solche durch Zertrümmern der Steine oder Schartigmachen der Ränder künstlich hervorgerufen. Das Vorhandensein solcher Vorstufen wird theoretisch allgemein zugegeben. Fraglich ist nur, ob man es derart benutzen oder zugestutzten Steinen

[1]) Eine gute Übersicht über die verschiedenen Systeme gibt *Joseph Bayer* in den Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Band II, Heft 2.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ansehen kann, daß sie durch die Hand des Menschen gegangen sind. Die Anhänger der Eolithenlehre, allen voran der belgische Geologe *Rutot*, sind davon überzeugt, und sie berufen sich für die Artefaktnatur ihrer Belegstücke namentlich auf die Analogie australischer und tasmanischer Steinwerkzeuge. Hätten sie recht, so würden die Anfänge unseres Geschlechts in unermeßliche Fernen zurückdatiert werden, denn derartige Gebilde gibt es nicht nur im älteren Quartär, wo man sie mit Fug erwarten dürfte, sondern auch beinahe in allen Stufen des Tertiärs, bis hinab in Zeiten, wo die Vorstellung menschlicher Wesen grotesk zu werden beginnt. Und in diesem äonenlangen Zeitraum müßte die Technik, will sagen die geistige Entwicklung, still gestanden haben! Befremdlich wirkt auch die örtliche Verbreitung der Eolithen. Sie kommen durchaus nur an den natürlichen Lagerstätten des Feuersteines vor, hier aber z. T. in so enormen Massen, daß bei der Annahme ihrer künstlichen Entstehung nur ein kleiner Prozentsatz des gesamten, die Fläche bedeckenden Steinmaterials von der Benutzung durch den Menschen freigeblieben wäre. Man hat deshalb schon lange die vermeintlichen Bearbeitungsspuren auf physikalische Ursachen zurückführen wollen. Neuerdings ist verschiedenen Forschern (*Verworn*, *Breuil*, *Worthington Smith*) der Nachweis gelungen, daß durch den Druck der Erdschichten und die gegenseitige Pressung der Steine den Eolithen täuschend ähnliche Wirkungen hervorgerufen werden. Damit scheiden diese als selbstständige Zeugnisse einer menschlichen Urtätigkeit aus der Betrachtung aus. Es mag, ja es muß einmal eine eolithische Arbeitsweise gegeben haben, wir werden aber ihre Produkte nur dann von natürlichen zu unterscheiden vermögen, wenn sie von anderen, unzweideutigen Spuren der Anwesenheit des Menschen, etwa Herdstellen oder Skelettresten, begleitet sind.

Indessen besitzen wir wenigstens einen Fund von erweislich viel höherem Alter als das älteste Paläolithikum. Das ist der 1907 gefundene und von *Schötensack* beschriebene Unterkiefer des Homo Heidelbergensis. Nach den Untersuchungen von *A. Sauer* ist die Fundschicht bei Mauer sicher alt-diluvial, der Unterkiefer demnach der älteste bisher bekannt gewordene Menschenrest. Wahrscheinlich fällt er in das zweite (oder nach Penck-Bayers Chronologie in das erste) Interglazial, ist also von dem Chelles-Menschen durch eine volle Eiszeit getrennt. Diesem hohen geologischen Alter entspricht seine morphologische Bedeutung. Nach *Klaatsch* vereinigt das auf

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den ersten Blick durch seine Massigkeit auffallende Fundstück eine Reihe Merkmale, wie sie noch an keiner rezenten oder fossilen Mandibula angetroffen wurden. Aber diese Merkmale bedeuten keineswegs eine Annäherung an tierische Charaktere, sondern vielmehr ein kindliches Stadium der Phylogenese, das sehr verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten, zu den höchsten menschlichen Zuständen so gut wie zu den Menschenaffen, in sich schließt. Klaatsch sieht darin eine glänzende Bestätigung seiner Lehre von der Stellung des Menschen zu den Anthropoïden, die nur durch die Annahme eines gemeinsamen Vorfahrenstadiums an der Wurzel des Säugetierstammes verständlich sei. Der Zufall, oder richtiger, der Spürsinn der Prähistoriker, hat es gefügt, daß rasch nacheinander noch mehrere andere anthropologisch bedeutungsvolle Funde zu Tage gefördert worden sind (Krapina, Bestattungen von Le Moustier, Combe-Capelle, La Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, Ofnet), sodaß wir mit den früheren jetzt über ein ziemlich reichhaltiges Skelettmaterial aus jungquartären Schichten verfügen. Scharf hebt sich daraus die tiefstehende Neandertalrasse der Moustierstufe ab, ebenso scharf die großwüchsigen Cromagnonleute mit wohlausgebildetem langem und schmalem Schädel, während über den Rassencharakter der anderen Typen die Meinungen geteilt sind. Jedenfalls war unser Erdteil damals schon von sehr verschiedenen Menschenformen bewohnt, und anthropologisch steht nichts im Wege, die heutigen Europäer von ihnen herzuleiten.

Das Emporkommen einer höher organisierten Rasse erklärt am besten den kulturellen Aufschwung im jüngeren Paläolithikum und die merkwürdige, damit einhergehende Entfaltung einer realistischen Bildkunst. Wir stehen derselben heute nicht mehr mit dem fassungslosen Staunen der ersten Entdecker gegenüber und können dem Ovidischen Gleichnis, womit Salomon Reinach ihr meteorähnliches Aufleuchten und Vergehen kennzeichnen wollte (prolem sine matre creatam, mater sine prole defuncta), nur eine bedingte Geltung zuerkennen. Auch auf diesem Gebiete ist dem hastigen Raubbau des vorigen Jahrhunderts die gewissenhafte Forscherarbeit gefolgt. Das vom Fürsten von Monaco errichtete Institut de Paléontologie Humaine in Paris hat die südfranzösischen und nordspanischen Bilderhöhlen systematisch untersucht und die bisherigen Ergebnisse in drei prächtig ausgestatteten Foliobänden veröffentlicht, die den Werdegang der paläolithischen Kunst klar vor Augen führen. Den Anfang machen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einfache Linienverschlingungen und Fingereindrücke an den lehmigen Wänden; dann folgen kindlich-steife, von Lebenswahrheit noch weit entfernte Umrißzeichnungen erst auf weicher, dann auf harter Unterlage. Schritt für Schritt ringt man sich zur Beherrschung der Naturformen und der Technik durch, bis im oberen Magdalénien mit den polychromen Fresken der Gipfel realistischer Darstellungsweise erreicht ist. Nebenher laufen aber immer, an Zahl oft überwiegend, stümperhafte Kritzeleien, ornamentale und reine Phantasiegebilde. Frühzeitig macht sich auch die Neigung zum Stilisieren bemerkbar. Schon das spricht gegen die allzuscharfe Trennungslinie, die *Verworn* zwischen der „physioplastischen" Kunst der älteren Steinzeit und der „ideoplastischen" der jüngeren Perioden zieht. Wenn er außerdem die Ursache dieser Veränderung in dem Aufkommen religiöser Vorstellungen, besonders des Seelenglaubens, erblickt, so vergißt er, daß gerade die Bildwerke des Renntieralters offensichtlich im Banne der Religion, nämlich totemistischer und animistischer Ideen stehen, und daß der Kultus der Verstorbenen bereits im Aurignacien alle uns von den späteren Bestattungsbräuchen her vertrauten Züge aufweist. Die Grundstimmung der Quartärkunst gab, wie man längst erkannt hat und durch das Beispiel heutiger Primitiver beweisen kann, die parasitische Wirtschaftsweise, das freie, ganz auf Naturbeobachtung und Übung der Hand gestellte Jägertum. Hinzugekommen ist aber ohne Zweifel eine ungewöhnliche Veranlagung der betreffenden Stämme, sonst würde die Beschränkung auf ein so enges Gebiet unbegreiflich sein. In den neu entdeckten Felsmalereien Ost- und Südspaniens herrscht schon ein andrer Geist. Statt der monumentalen Einzelbilder treffen wir dort teils bewegte Kompositionen von Jagdszenen und Tänzen, teils geometrisch abgekürzte Menschen- und Tierfiguren und allerlei rätselhafte, aus Punktreihen, Strichgruppen, Wellenlinien, Kreisen, Kreuzen usw. gebildete Symbole. Auch die Steinindustrie geht in Südeuropa ihre eigenen Wege. Das Solutréen und Magdalénien scheint im ganzen Umkreis des Mittelmeers zu fehlen und durch eine eigentümliche Nachblüte des Aurignaciens (von de Morgan „Capsien" genannt) ersetzt zu werden, dessen Endstufe dem französischen Azilio-Tardenoisien nahesteht. Da nun in Frankreich das Magdalénien und mit ihm die naturalistische Kunst jählings erlischt und dafür unvermittelt das Azilio-Tardenoisien mit seinen Hirschgeweih-Harpunen, seinen geometrischen Klingenformen und seinen den südspanischen ähnlichen konventionellen Zeichen auf Felswänden

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und bemalten Kieseln auftritt, so schließt *Breuil*, daß die Azilienleute, gedrängt wieder von den von Osten her anrückenden Neolithikern, aus ihren südlichen Wohnsitzen nordwärts gezogen wären und der Herrschaft der Renntierjäger ein Ende bereitet hätten (Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques Genève 1912; Revue Archéologique, t. XIX, 1912).

Hiernach wäre also auf der Iberischen Halbinsel die jüngere der älteren Steinzeit auf dem Fuße gefolgt. Das ist auch die Meinung von *Louis Siret*, der die eingewanderten Iberer als Träger der fertig mitgebrachten neolithischen Kultur betrachtet (Questions de Chronologie et d'Etnographie Ibériques, Paris 1913). Für Italien hat *Pigorini* ähnliche Ansichten verfochten, sodaß in diesen Ländern zwar nicht der Ursprung der neuen Zivilisation, wohl aber ihr chronologischer Anschluß gesichert sein mag. Weniger einfach liegen die Dinge in Mitteleuropa. Durch *Sarauws* Entdeckung der Maglemosestufe sind zwar die Anfänge der jüngeren Steinzeit im Norden über die Litorinaperiode, der die älteren Muschelhaufen angehören, hinaus in die Ancyluspériode und somit näher an die Spätglazialzeit herangerückt worden. Auch sonst haben sich die frühneolithischen Funde im baltischen Gebiete, in Deutschland, Belgien und Frankreich sehr gemehrt (Bericht über die Paläethnologische Konferenz in Tübingen 1911, Braunschweig 1912). Doch ergibt das alles noch keine fortlaufende Entwicklung in dem Sinne, daß nun die Kluft zwischen den beiden Zeitaltern überbrückt und die Frage beantwortet wäre, was aus der starken paläolithischen Bevölkerung Frankreichs geworden, und woher nach langer Pause mit einem Male die gewaltige Menge von Siedelungen des Hoch-Neolithikums gekommen ist. Die genealogische Verknüpfung der neolithischen Rassetypen mit denen des ausgehenden Quartärs, insonderheit der Megalithgräber-Erbauer mit der Cromagnonrasse (*Schliz*, Archiv für Anthropologie N. F. VII; Prähistorische Zeitschrift IV), würde, falls sie sich bestätigte, insofern allerdings von großem Werte sein, als sie uns der Notwendigkeit enthöbe, eine Einwanderung neuer Rassenelemente aus Asien anzunehmen. Daß dadurch die Meinung von der europäischen Herkunft der Indogermanen eine gewisse Stütze erfahren würde, müssen auch diejenigen zugeben, die sich gegen eine Gleichsetzung anthropologischer und linguistischer Begriffe im allgemeinen ablehnend verhalten. Nur darf man nicht vergessen, daß erstens die Methode derartiger Untersuchungen noch recht jung und wenig erprobt, und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß zweitens das somatische Vergleichungsmaterial selbst für Mitteleuropa noch in vieler Hinsicht lückenhaft ist. Und erst, wenn wir auch über die steinzeitlichen Rassencharaktere Osteuropas und Asiens genauer unterrichtet sein werden, wird sich ein einigermaßen zuverlässiges Urteil über diese phylogenetischen Zusammenhänge gewinnen lassen. Die gleiche Zurückhaltung legt uns der vorläufige Stand unserer archäologischen Kenntnis des Früh-Neolithikums auf. *Kossinnas* Herleitung der Urfinnen und Urindogermanen von Frankreich (Mannus I; vgl. O. Schrader: Germanen und Indogermanen, in der Zeitschrift „Die Geisteswissenschaften" I S. 198) ist trotz seines Aufwandes von Gründen und trotz mancher treffenden Bemerkungen ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

Ein günstigeres Feld für solche historisierende Betrachtungen bietet die voll entwickelte jüngere Steinzeit. Hier hat die mit regem Eifer betriebene Bodenforschung eine überwältigende Fülle des Anschauungsstoffes angehäuft und eine Flut von Veröffentlichungen gezeitigt, die wieder einer zusammenfassenden Behandlung der Ergebnisse zugute gekommen sind. Viel verdankt man der verfeinerten Ausgrabungstechnik. Geschult durch die Erfahrungen bei den Limes-Arbeiten, hat man gelernt, den schwachen Spuren ehemaliger Erdanlagen nachzugehen und die halb-unterirdischen Wohnungen der Neolithiker mit aller Sorgfalt freizulegen. Man findet rechteckige Hausgrundrisse mit Innenteilung, in anderen Fällen Rundhütten, die sich zu stattlichen Dörfern aneinanderreihen, imposante Befestigungen mit Wällen und Gräben, mit Toren und Türmen, die Herrschersitze und Fliehburgen darstellen und einen Einblick in die politische Organisation ihrer Erbauer verstatten. (*Lehner*, Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit, Prähistorische Zeitschrift II). Öfters läßt sich erkennen, daß die Ortschaften ihre Bewohner gewechselt haben: die späteren Wohngruben sind in die früheren eingeschnitten. Dann unterscheiden sich gewöhnlich die beiden Schichten durch die eingeschlossene Töpferware. In keiner Periode der Vorzeit gibt es so vielerlei örtlich verbundene Vasenstile und in keiner haben diese zugleich auf weite Länderräume hin ein so einheitliches Gepräge. Die herrschende Richtung sieht darin Äußerungen ethnischer Sonderart und Kennzeichen von Wanderungen der damals Europa erfüllenden Stämme (vgl. *Schumacher*, Altertümer unsr. heidn. Vorzeit V 390). Hiergegen hat *Moritz Hoernes* in zahlreichen seiner Schriften (z. B. Jahrb. d. Zentralkommission III 1905; Polit. anthrop. Revue IV 1905

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

65) Verwahrung eingelegt. Für ihn sind die stilistischen Wandlungen nur der Ausdruck kultureller, allenfalls chronologischer, jedenfalls aber von Völkergrenzen unabhängiger Verschiedenheit. Noch schroffer lehnt Eduard Meyer in seiner Geschichte des Altertums (I § 500, 534, 545) die ethnographische Wertung der Altertümer und Funde ab. Man kann diese Haltung verstehen angesichts der Übertreibungen, zu denen sich einige Prähistoriker verleiten lassen, indem sie die keramischen Gruppen mit bestimmten Völkernamen belegen und auf ihnen geradezu die europäische Stammesgeschichte aufbauen. Solche Konstruktionen müssen zum Widerspruch reizen, weil sie für soweit zurückliegende, der geschichtlichen Kontrolle völlig entrückte Zeiten doch nur vage Möglichkeiten bedeuten, denen hundert andere Möglichkeiten gegenüberstehen. Allein es heißt doch, das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man den archäologischen Zeugnissen jede Beweiskraft in diesen Dingen abspricht. Für den völkischen Charakter der Gefäßstile sprechen nicht nur die damit einhergehenden Besonderheiten in der Form der Geräte und Waffen, im Körperschmuck, in der Siedlungsweise, in der Anlage und Ausstattung der Gräber, im Kultus, in der Schädelbildung. Entscheidend dafür ist die Unmöglichkeit, das räumliche Zusammentreffen heterogener Stilarten anders befriedigend zu erklären. Wenn wir z. B. die in Nordwestdeutschland heimische Tiefstich- und die donauländische Bandkeramik mit ihren Unterarten in Mittel- und Süddeutschland, in Böhmen und Mähren dicht benachbart, z. T. auf denselben Plätzen und dabei doch scharf geschieden finden, so liegt es auf der Hand, daß wir es hier nicht mit einer rein chronologischen oder kulturellen Veränderung innerhalb der ansässigen Bevölkerung zu tun haben. Dies wird übrigens auch durch die Tatsache widerlegt, daß das Altersverhältnis der einzelnen Gruppen je nach der Gegend schwankt, daß die eine der anderen hier voran, dort parallel gegangen und an einer dritten Stelle gefolgt zu sein scheint. Freilich bleibt in bezug auf diesen Punkt für die örtliche Forschung noch viel zu tun. Nicht überall liegen die Verhältnisse so klar wie in Rheinhessen, wo *Koehl* an den Überschneidungen und Überlagerungen der Hüttengruben in 43 Fällen immer die gleiche Reihenfolge seiner vier bandkeramischen Gruppen feststellen konnte (Mannus IV, 49). Es stimmt ganz zu dem eben Gesagten, daß die Gruppe, die bei ihm als die älteste erscheint (sog. Hinkelsteintypus), in Böhmen als die jüngste gilt, und daß umgekehrt die jüngste der rheinischen Gruppen, die Spiral-Mäander-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keramik, ihre Parallele in der ältesten böhmischen Gruppe hat. (Mannus III 225 ff.)

Mit dem Anbruch der Metallzeit betreten wir festeren Boden. Ihre Chronologie ist im Großen und Ganzen gesichert, und nur Laien und Halbgelehrte fühlen sich hin und wieder berufen, gegen die vermeintlichen Irrlehren und „märchenhaft frühen Ansetzungen" der Prähistoriker voller Entrüstung zu Felde zu ziehen. Dem Fernstehenden mag es ja schwer fallen, an die Zuverlässigkeit eines chronologischen Systems zu glauben, das der direkten äußeren Daten so ganz entbehrt und einzig auf mittelbaren Beweisen, auf der Formenvergleichung, auf logischen Erwägungen fußt. Wer aber die Methode dieser Untersuchungen kennt, der weiß auch, daß sie wenigstens, was die relative Zeitbestimmung betrifft, mit mathematischer Folgerichtigkeit zum Ziele führt (vgl. *Montelius*, Die typologische Methode, Stockholm 1903). Die absolute hängt von dem größeren oder geringeren Grade der Sicherheit ab, womit man die Parallelstufen in den historisch früher bekannten Ländern datieren kann. Zum Vergleich dienen eingeführte Handelswaren und Übereinstimmungen in den Gerätformen, in den Ornamentstilen und anderen kulturellen Verhältnissen. Daß wir auch in der absoluten Chronologie über ein bloßes Tasten und Raten hinausgekommen sind, verdanken wir *Montelius*, der seit seiner berühmten Abhandlung „Om tidsbestämning inom bronsåldern" (1885) unablässig am Weiterausbau seines Systems gearbeitet und dessen Anerkennung allmählich durchgesetzt hat. In seinen beiden neusten Veröffentlichungen: „Die vorklassische Chronologie Italiens" (Stockholm 1912) und „Wann begann die allgemeine Verwendung des Eisens?" (Prähist. Zeitschr. V) legt er noch einmal die Resultate seiner Forschung dar. Die Kupferzeit fällt in Italien in die zweite Hälfte des 3. Jahrtausends, die Einführung der Zinnbronze spätetens ins 19., die des Eisens ins 11. Jahrhundert v. Chr. In Mitteleuropa kommen Bronze und Eisen etwa ein Jahrhundert später in Gebrauch. Stark weichen hiervon die Schätzungen seines großen Rivalen *Sophus Müller* ab, die er in seiner „Urgeschichte Europas" (Straßburg 1905) und neuerdings in einer Studie über die Anfänge und erste Entfaltung des Bronzealters in Dänemark (Mémoires des antiquaires du Nord 1908—1913) mitgeteilt hat. Nach Müller würde die ältere Bronzekultur Dänemarks ungefähr die Jahre 1400—800 umfassen, d. h. in einem Zeitpunkt enden, wo nach Montelius in Skandinavien bereits das Eisen in Aufnahme kommt. Diese Un-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmigkeit zwischen den beiden führenden Archäologen erklärt sich teilweise aus ihrer grundsätzlich verschiedenen Auffassung vom Wesen des vorgeschichtlichen Verkehrs. Müller rechnet bei der Altersbestimmung von Importsachen, die älter sind, als das Jahr 500 v. Chr. mit einer Unsicherheit von mindestens hundert Jahren, bei solchen, die älter als das Jahr 1000 sind, mit der doppelten. Erfindungen und Entdeckungen, Anregungen auf geistigem oder künstlerischem Gebiet könnte eine fast unbegrenzte Zeit, gewiß ein halbes Jahrtausend und mehr gebraucht haben, ehe sie den Norden erreichten. Montelius bringt nicht nur für die Einfuhr fremder Gegenstände keinen erheblichen Zeitunterschied in Anschlag, sondern er findet auch, daß durch Kulturmitteilung übernommene Güter, wie die Verarbeitung der Zinnbronze, im Norden nicht viel jünger als im Süden seien. Denn die erste Bronzeperiode in Norddeutschland und Skandinevien weist dieselben Altertümertypen auf, wie die erste Bronzeperiode in Italien. Die letztere kann also noch nicht zu Ende gewesen sein, als jene Typen den Norden erreichten. Ferner geht Montelius von einer beträchtlich früheren Datierung der nachmykenischen Stufen in Südeuropa aus, als Müller und die Mehrzahl der klassischen Archäologen (vgl. *Seger*, die Grundlagen d. vorgesch. Chronologie. Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volkskunde XIII—XIV Breslau 1911). Welche Annahmen der Wahrheit näher kommen, wird die Zukunft lehren. Die neuere prähistorische Forschung neigt jedenfalls dazu, die Daten eher noch hinaufzurücken. So gelangt *H. Schmidt* (Prähist. Zeitschr. I 133 f.) durch einen Vergleich der vormykenischen Kulturentwicklung im ägäischen Kreise mit dem älteren Abschnitt der Bronzezeit im westmittelländischen Kreise zu dem Schluß, daß beide auf Grund der ägyptischen Chronologie zwischen 2500 und 2000 anzusetzen seien. Demgemäß werde man auch die Grenzen der frühestens Bronzezeit Nordeuropas weiter hinaufschieben müssen, als der bisher übliche Ansatz 2000—1500 v. Chr. zuzulassen scheine. Auch *Reinecke*, dessen Chronologie der jüngeren Bronze- und Hallstattzeit in Süddeutschland für maßgebend gilt, kommt teilweise zu weit höheren Zahlen als Montelius, indem er die erste seiner vier Hallstattstufen mit der spätmykenischen um 1200 v. Chr. beginnen läßt (Altertümer unsr. heidn. Vorzeit V 239).

Man sieht, die Grundlage der Berechnung bleibt immer die kulturelle Gemeinschaft der europäischen Länder untereinander und mit der Welt des ägäischen Meeres. In ihrer Anerkennung ist man

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so ziemlich einig, in ihrer Deutung aber machen sich dieselben Gegensätze bemerklich, die sich wie ein roter Faden durch die vorgeschichtliche Forschung ziehen. Die skandinavische Schule sucht den Ursprung der Zivilisation im Orient, als ihre Basis erscheint ihr Italien. Mit äußerster Konsequenz hatte diesen Gedanken *S. Müller* in seiner Urgeschichte Europas ausgeführt. Alles und jedes, was die europäischen Völker an Fortschritten zu verzeichnen haben, soll aus derselben Richtung gekommen sein, von der großen Kultur, die sich nach und nach von Osten und Süden nach Westen und Norden verbreitete. Außerhalb ihrer Sphäre hätten die Völker nichts aus sich selbst zu schaffen, nur das Übernommene weiterzubilden vermocht. Hiergegen hat schon *M. Much* (die Trugspiegelung orientalischer Kultur etc., Jena 1907) Verwahrung eingelegt und die Selbständigkeit Europas in seiner Urkultur, in seiner Kupfer- und Bronze-Industrie, in seinem Gräber- und Ahnendienst verfochten. Andre sind ihm darin gefolgt. *H. Schmidt* (Prähist. Zeitschr. I 113; Montelius-Festschrift[1]) 1913) sucht am Beispiel des Dolchstabes darzutun, daß nicht der östliche, sondern der westliche Teil der Mittelmeerzone das hauptsächliche Quellgebiet für die frühbronzezeitliche Entwicklung Europas sei. Für Westeuropa als alten Kulturkreis tritt auch *Schuchhardt* ein (Sitz. Ber. Akad. Berlin 1913, 734). Von seinen Belegen sind am interessantesten die Grabbauten. In den spanischen Ganggräbern mit falschem Gewölbe erkennt er die Urform des frühminoischen Tholos auf Kreta, aus dem wieder das mittelmykenische Kuppelgrab Ostgriechenlands hervorgegangen sei. Ferner hätten sich die Steinkreise und Menhirs von Westeuropa zur See einerseits bis zur Weichselmündung, andererseits bis nach Griechenland fortgepflanzt. Das mykenische Gräberrund mit seinen Stelen sei nichts anderes wie ein verfeinerter Cromlech. Die Deutung der großen Steinkreise Großbritanniens als Sonnentempel lehnt Schuchhardt in einem Aufsatz über Stonehenge (Prähist. Zeitschr. II 292; vgl. IV 446) ab. Er betrachtet sie vielmehr gleichfalls als Grabstätten und Ahnen-Heiligtümer, die Umfassungssteine als Seelenthrone, die riesigen Umwallungen — im Einklang mit der alten englischen Benennung — als Rennbahnen zur Veranstaltung von Wagenrennen bei Leichenspielen. Eine wichtige Stütze seiner Auffassung sieht er in einem

[1]) Opuscula archaeologica Oscari Montelio septuagenario dicata, Holmiae MCMXIII.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hölzernen Rennwagen des Florentiner Museums, den Rosellini in einem altägyptischen Grabe fand und wegen seines Materials (Ulme. Esche und insbesondere Birkenbast!) schon damals für nordeuropäischen Import erklärte. Vom westeuropäischen Kreise leitet Schuchhardt auch das Rundhaus her, während der Rechteckbau der mykenischen Paläste seine Wurzeln im Norden habe, in den Gegenden, wo die holzgebauten, einräumigen Häuser, hier und da mit Vorhalle, heimisch seien und auf der Römerschanze bei Potsdam, wie auch in den bronzezeitlichen Niederlassungen von Buch bei Berlin (Prähist. Zeitschr. I 209; II 371) die megaron-ähnlichsten Beispiele geliefert haben. Es wirkt fast erheiternd, zu sehen, wie dieselben Tatsachen von den Vertretern der verschiedenen Richtungen im entgegengesetzten Sinne ausgelegt werden. Für *Sophus Müller* ist das Viereckhaus im Norden selbstverständlich ein Abkömmling der Mykenä-Architektur, und für *Hörnes* ist ihre Übereinstimmung eine bloße Konvergenz-Erscheinung. Am schroffsten steht aber doch den dänischen Ansichten *Kossina* gegenüber, dessen wissenschaftliche Überzeugung von einer ausgesprochen nationalen Tendenz geleitet wird und der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die überragende Herrlichkeit germanischen Wesens in der Vorzeit zu erweisen. (Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, Würzburg 1912). Wie er unter anderem die Urformen der zweigliedrigen Fibeln und die auch im Mykenäkreise vorkommenden Griffzungenschwerter für den Norden in Anspruch nimmt (Mannus V 160 ff.), so erklärt er die bronzezeitlichen Goldschalen von der Art der 1913 bei Eberswalde gefundenen durchweg für germanisch, und zwar für Kultgefäße, die dem Dienste des in Gestalt der Sonne verehrten Himmelsgottes geweiht waren. (Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit I, Würzburg 1913), Was er unter germanisch versteht, hat er in seiner Schrift „Die Herkunft des Germanen“ (Würzburg 1911) dargelegt. Gemäß seinem Grundsatz: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen“ sucht er darin die Ausbreitung der Germanen, von ihren historischen Sitzen zur Römerzeit rückwärts schreitend, von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Einwanderung nach dem Norden (vgl. oben) zu verfolgen. Dieselbe Methode der Siedelungsarchäologie wendet er auf ihre Grenznachbaren an. Das Volk der ostdeutschen Urnenfriedhöfe vom sog. lausitzischen Typus, war früher, als man nur an die Zweiwahl: slawisch oder germanisch? dachte, immer für

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

germanisch gehalten worden. Diese Meinung hat *Schuchhardt* (Prähist. Zeitschr. I 360) wieder aufgenommen, *Kossinna*, wie ich glaube, mit recht bekämpft. Seine eigene willkürliche Benennung „karpodakisch" ersetzt er jetzt durch den Namen der Illyrier (Mannus IV 183). Er verwahrt sich dagegen, daß man ihm solchen bei ihm nicht seltenen Meinungswechsel zum Vorwurf mache. Aber nicht im Schwanken liegt der Fehler, sondern darin, daß er seine doch reichlich gewagten Behauptungen stets als unanfechtbare Tatsachen, oft unter heftigen persönlichen Ausfällen gegen Andersdenkende, zu verkünden liebt.

Die angeführten Streitpunkte beleuchten ein wenig die Lücken in unserem Wissen. Man kann sie durch kühn gespannte Hypothesen überbrücken, ausfüllen aber nur durch geduldige systematische Arbeit von unten her. Was not tut, ist zunächst eine gute Typologie. Die großen kulturhistorischen Zusammenhänge werden sich uns erst enthüllen, wenn es gelungen ist, die Formenentwicklung Schritt für Schritt klar zu stellen, das Bodenwüchsige vom Hereingebrachten zu scheiden, die hin und wieder laufenden Fäden aufzudecken. Eingeführte Stücke sind an ihrer völligen Gleichheit mit denen des Ursprungslandes meist leicht erkennbar. (Montelius, der Handel in der Vorzeit, Prähist. Zeitschr. II). Die einheimische Herstellung bedarf bei vielen Dingen, z. B. bei Töpferwaren, kaum des Beweises, bei anderen ist sie aus der Technik zu erschließen. So hat *Neergaard* durch den Gußstättenfund von Haag in Jütland (Mémoires des antiquaires du Nord 1908—1913) wichtige Merkmale für die Beurteilung der dänischen Bronze-Industrie herausgefunden und *Götze* an einer gewissen Art von Bronzeketten das eigentümliche Verfahren der Bronzegießer innerhalb der sog. Aunjetitzer Kultur nachgewiesen (Montelius - Festschrift 1913). Schwieriger liegt der Fall, wenn es sich um Nachahmungen fremder Vorbilder, und vollends, wenn es sich nur um allgemeine Ähnlichkeiten handelt. Hier hilft nur eine sorgfältige, auf die strengste Berücksichtigung von Zeit und Ort gegründete Formenanalyse. Als Muster kann die kleine Arbeit von *Almgren* über die Bedeutung des Markomannenreiches in Böhmen für die Entwicklung der germanischen Industrie in der frühen Kaiserzeit bezeichnet werden (Mannus V). Auch die Dissertationen von *Blume* über die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Würzburg 1911) und von *Jahn* über die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit (Würzburg 1914) mögen in diesem Zusammenhange rühmend erwähnt werden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier ergibt der Vergleich eines bestimmten Formenkreises mit dem entsprechenden der Nachbarländer, daß zwar ursprünglich eine Entlehnung stattgefunden hat, daß aber die fremden Typen alsbald in selbständiger Weise umgeformt und den eigenen Bedürfnissen der Bewohner angepaßt worden sind. — Erwünscht wären für jede Kulturprovinz möglichst vollständige, nach Zeitstufen geordnete Typen-Übersichten, wie sie Dänemark in Müllers „Ordning af Oldsager" besitzt. Deutschland hat dem bisher wenig Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Die vom Römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz herausgegebenen „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" (V. Band 1911) enthalten zwar ein reiches Material, entbehren aber einer durchgehenden sytematischen Ordnung. Seit 1904 erscheinen im Auftrage der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, erst unter Leitung *Lissauers*, jetzt unter der von *Beltz*, prähistorische Typenkarten, darstellend die Verbreitung wichtiger Gerätformen. Aus der gemeinsamen Arbeit aller deutschen und eines großen Teiles der nachbarländischen Museen hervorgegangen und infolgedessen von unerreichter Vollständigkeit, versprechen sie mit der Zeit ein Hilfsmittel ersten Ranges für die Erkenntnis archäologischer Provinzen und Kulturkreise zu werden. Sonst haben eigentlich nur die Altertümer Mecklenburg-Schwerins eine erschöpfende und den heutigen Anforderungen genügende Behandlung durch *Beltz* (Schwerin 1910) erfahren.

Kein Ersatz dafür, wohl aber an sich höchst wertvoll sind die in vielen deutschen Landesteilen begonnenen oder schon vollendeten Inventarisationswerke und Kartierungen der Denkmäler und Funde. (s. Schumacher, Prähist. Zeitschr. I 252). Bei ihnen steht das Interesse der Denkmalspflege obenan, doch dienen sie natürlich zugleich in hervorragendem Maße der wissenschaftlichen Forschung und insbesondere der Siedlungskunde. Nur müßte, wie *Schumacher* betont, zu diesem Zweck den besiedlungstechnischen Momenten größere Aufmerksamkeit geschenkt, auf die physikalischen Bedingungen für die Anlage von Niederlassungen bei Erwähnung der Fundstellen eingegangen und die Frage einer Kontinuität der Besiedelung schärfer ins Auge gefaßt werden. Anfänge einer solchen, gewiß sehr ersprießlichen Betrachtungsweise bieten einige Monographien, die zugleich ein erfreuliches Zeugnis von dem zunehmenden Interesse der landesgeschichtlichen Forschung an diesen Dingen ablegen (z. B. *Henning*, Boden und Siedel. im Kgr. Sachsen, Leipzig 1912). Die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands hat *Schumacher* zusammengestellt (Mainz 1913). Zu den allgemeinen Übersichten gesellen sich die über einzelne Fundgruppen und Perioden, wie über die Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein von *Knorr* (Kiel 1910), in Niedersachsen von *Schwantes* (Hannover 1911), im Sieg- und Wuppertal von *Rademacher* (Mannus IV 214) und endlich die unübersehbare Zahl der Fundberichte, von denen freilich die wenigsten eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse bringen und zu weiterreichenden Untersuchungen Anlaß geben.

Unleugbar nimmt das Sammeln, Sichten und Verzeichnen des Stoffes noch immer den breitesten Raum in unserer Urgeschichtsforschung ein. Das hat zunächst einen äußerlichen Grund: den Zwang zum Graben, der durch die intensive Bodenausnutzung und Bautätigkeit unserer Tage ausgeübt wird. Es gilt in zwölfter Stunde zu retten, was zu retten ist, und so häuft man Funde über Funde an, ohne Zeit zu ihrer vollen wissenschaftlichen Durcharbeitung zu haben. Auch ist die Zahl der wirklichen Fachmänner trotz ihrer bedeutenden Vermehrung verhältnismäßig viel zu gering. Aber jenes rapide Anwachsen des Stoffes ist für viele auch ein Grund des Abwartens und Zurückhaltens der vorläufigen Ergebnisse. Man hofft, daß vielleicht schon eine nahe Zukunft sie reifen lassen werde. Anders ist es wohl nicht zu erklären, daß wir noch immer kein eigentliches Handbuch der Urgeschichte besitzen, ein Mangel, der umso auffälliger wirkt, als die Zahl der populären Urgeschichtswerke Legion ist. Das zweibändige Werk von *Hörnes* (Natur- und Urgeschichte des Menschen, Wien, Leipzig 1909) hat durch die Heranziehung der modernen Völkerkunde mehr den Charakter einer allgemeinen Urgeschichte der Kultur erhalten. *Obermaiers* „Mensch der Vorzeit“ (1913) unterrichtet vortrefflich über die ältere Steinzeit, versagt aber für die späteren Perioden. Am ehesten erfüllt noch den Zweck eines Handbuches der Urgeschichte Mitteleuropas *Déchelettés* „Manuel d'Archéologie préhistorique, celtique et galloromaine“ (Bd. I, II 1908— 1914), obwohl es eigentlich nur für Frankreich berechnet ist. Die „Nordische Altertumskunde“ von *S. Müller* bezieht sich nur auf Dänemark, ist aber darstellerisch das Beste, was auf dem gesamten Gebiete der Vorgeschichte geschrieben worden ist. Deutschland wartet und wird vermutlich noch lange auf eine wissenschaftliche Bearbeitung seiner Urgeschichte warten, da die Aufgabe hier durch die ungemeine Verschiedenheit der archäologischen Verhältnisse in

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den einzelnen Gegenden weit schwieriger ist, als etwa in den skandinavischen Ländern, und es für manche Gebiete noch an den notwendigen Vorarbeiten fehlt. Ein empfindlicher Übelstand ist die wohl in keiner Wissenschaft so weitgehende Zersplitterung der Literatur in zahllosen Zeitschriften historischer, volkskundlicher und naturwissenschaftlicher Vereine. Es ist erfreulich, daß seit 1909 in den beiden öfters zitierten Zeitschriften, denen sich jetzt noch die Wiener prähistorische Zeitschrift zugesellt hat, Sammelpunkte für die wichtigeren Arbeiten und Organe für eine regelmäßige Berichterstattung geschaffen sind.

Verzeichnis der wichtigsten Zeitschriften mit prähistorischem Inhalt.

Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Kopenhagen.
L'Anthropologie. Paris.
Antikvarisk Tidskrift för Sverige. Stockholm.
Archaeologia. Oxford-London.
Archiv für Anthropologie. Braunschweig.
Archives Suisses d'Anthropologie générale. Genf.
Bulletin de la Société préhistorique française. Paris.
Bulletino di Paletnologia italiana. Parma.
Foonvännen. Stockholm.
L'Homme préhistorique. Paris.
Jahresbericht d. Schweiz. Gesellschaft f. Urgeschichte. Zürich.
Jahrbuch für Altertumskunde. Wien.
Korrespondenzblatt d. Deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgeschichte. Braunschweig.
Mannus. Zeitschr. d. deutsch. Ges. f. Vorgesch. Würzburg.
Mitteil. d. Anthrop. Gesellschaft in Wien.
Oldtiden, tidskrift for norsk forhistorie. Stavanger.
Prähistorische Zeitschrift. Berlin.
Wiener prähistorische Zeitschrift. Wien.
Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.
Zentralblatt f. Anthrop. Ethnol. u. Urgeschichte. Braunschweig. (Nur bis 1912.)

Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Namenaberglaube bei Griechen und Römern.

Von Dr. Wilhelm Kroll in Breslau.

Eine der schwierigsten Aufgaben volkskundlicher Forschung besteht darin, sich in die Denkweise primitiver Menschen einzuleben. Es macht dem Gebildeten nicht selten Schwierigkeit, die Gedankengänge eines einfachen Volksgenossen zu verstehen: sie steigert sich, wenn es sich um Angehörige eines fremden Volkes handelt, und sie scheint oft unüberwindlich, sobald es gilt, die Lebensäußerungen von Naturvölkern in ihrem innersten Wesen zu ergründen. Einen Beweis dafür liefern die Berichte vieler Missionare, die die Religion fremder Völker nur durch die Brille des Christentums betrachten können und namentlich in den Fehler verfallen, überall die Spuren eines ursprünglichen Monotheismus zu wittern. Was uns zu begreifen besonders schwer fällt, ist die mangelhafte Entwicklung des Kausalitätsbegriffes, die auf einer mangelhaften Naturanschauung beruht. Man will einen Feind vernichten oder schädigen: zu diesem Zwecke macht man ein Bild von ihm, etwa eine Wachs- oder Lehmpuppe, und durchsticht es mit Nadeln oder Dolchen, dann wird der Feind langsam dahinsiechen. Person und Abbild verschmelzen hier völlig miteinander, und was dem Bilde geschieht, überträgt sich ohne Weiteres auf die Person[1]). Daher die Furcht vieler Naturvölker vor dem Abzeichnen oder Photographieren der eigenen Gestalt[2]): sie glauben, daß man sie dadurch schädigt, ihnen ihre Seele raubt — wie wir sagen, indem wir damit schon einen Begriff anwenden, den die Wilden vielleicht nicht kennen oder doch mit einem ganz anderen Inhalt erfüllen als wir selbst.

Nahe damit berührt sich ein anderer Glaube. Jeder Körperteil kann den ganzen Menschen vertreten: was man ihm antut, trifft den,

[1]) Skutsch, Mitt. Schles. Ges. f. Volksk. 13, 515 = Kl. Schr. 455.
[2]) Andree, Ethnogr. Parallelen NF. 18.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von dem er genommen ist. Es ist natürlich, daß sich diese Vorstellung besonders an die abgeschnittenen Haare und Nägel knüpft, mit deren Hilfe man den Träger zu bezaubern glaubt. Frazer hat im Golden Bough Bd. 2 S. 267 ein riesiges Material für diese Vorstellung gesammelt: ich führe nur ein wenig bekanntes Beispiel an, das des Humors nicht entbehrt. Im Leben des heiligen Luanus oder Lugidius wird erzählt, daß einige Frauen auf Anstiften des Teufels von Liebe zu dem Gottesmann erfaßt werden; um durch Zauber seine Gegenliebe zu erwecken, suchen sie sich Haare von ihm zu verschaffen und bitten einen Mann, der mit dem Heiligen zusammenkommt, ihnen dazu zu verhelfen. Aber dieser durchschaut die teuflische Absicht und bringt ihnen statt der Haare des Heiligen solche von einem Ziegenfell. Die Frauen treiben mit diesen ihren Zauber und es tritt ein, was eintreten muß: statt des Heiligen kommt das Ziegenfell angeflogen (Wendland Progr. Göttingen 1911, 16).

Mit der Person ist nun auch der Name verknüpft. Richtiger gesagt, er verschmilzt und wird identisch mit ihr. Selbst die Wissenschaft hat große Mühe gehabt, sich über das Verhältnis von Ding und Benennung klar zu werden, und hat erst im vorigen Jahrhundert eine befriedigende Antwort auf diese Frage gefunden: was Wunder, wenn der einfache Mensch hier in der Irre geht? Griechische Denker haben schon auf einer frühen Stufe der philosophischen Entwicklung die Frage aufgeworfen, ob die Worte von Natur mit den Dingen verbunden sind oder ob sie künstlich und absichtlich von den Menschen geschaffen worden sind, und selbst Philosophen haben sich für den ursprünglichen Zusammenhang von Wort und Ding ausgesprochen: so wird man es dem Volke nicht verübeln können, wenn es immer an diesem Glauben festgehalten und danach gehandelt hat. Der Name eines Menschen — darum handelt es sich zunächst für uns — ist der Mensch selbst: *ὄνομα* bezeichnet geradezu die Person, *ἔντευξις εἰς τὸ τοῦ βασιλέως ὄνομα* heißt in Ägypten im 3. Jahrh. vor Chr. ein an die Person des Königs gerichtetes Gesuch[1]). Der Name kann jeden Augenblick für den Träger eintreten: das zeigt wieder am unmittelbarsten der Schadenzauber. Will man einen Feind behexen,

[1]) Deissmann, Bibelstudien 143. Nuth, De Marci Diaconi vita Bonn 1897 S. 42. Reitzenstein Poimandres 17. W. Schmidt, Die Bedeutung des Namens, Darmstadt 1912 S. 48. In dieser Arbeit und bei Abt, die Apologie der Apuleius (Giesen 1908) S. 23. 45 findet man reiche Literaturnachweise. Nicht eingehen kann ich hier auf die Verwendung von *ὄνομα* in AT. und NT., für die ich z. B. auf Preuschen, Handwörterb. zum NT. verweise.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so genügt es, seinen Namen auf eine Bleitafel zu schreiben und mit einem Nagel zu durchbohren: dadurch lähmt man seine körperliche und geistige Energie. Wenn auch alle anderen Angaben auf diesen Tafeln fehlen dürfen, der Name darf niemals fehlen. Solche Bleitafeln, die man in Gräber legte oder in fließendes Wasser warf, sind in großer Menge auf uns gekommen[1]). Dem entspricht ganz der folgende Glaube. Wenn man seinen Namen im Tempel der Hera am lacinischen Vorgebirge mit dem Messer in einen Dachziegel einritzte, so hielt sich die Schrift so lange als der Mensch lebte (Serv. zu Verg. Aen. III 552). Der eingeritzte Name steht in Sympathie mit dem Menschen, wie in dem Märchen von den zwei Brüdern (Grimm N. 60) das in den Baum gestoßene Messer, das so lange blank bleibt als der Bruder lebt. So ist es begreiflich, daß die Benennung eines neugeborenen Kindes keineswegs ein gleichgiltiger Akt war, der gewiß schon im Altertum manchmal langwierige Familienberatungen und eheliche Zerwürfnisse bewirkt hat. Bei den Griechen nennt man den Knaben gern nach dem Großvater, nur selten nach dem Vater[2]). Im Allgemeinen hat man sich dabei nicht viel gedacht, ebensowenig wie sich heute Friedrich Wilhelm Schultze viel denkt, wenn er seinen

[1]) Ovid. amor. III 7., 29 sagave poenicea defixit nomina cera. Audollent, Defixionum tabellae p. XLIX. Dort 22,40 *παράδοτε αὐτοῦ τὸ ὄνομα τοῖς χθονίοις θεοῖς* usw. 137, 1 *Helenus suom nomen eimferis mandat.* Wünsch, Defixionum tabellae Atticae p. IV B. Vgl. N. 57,20 *ὄνομα καταδῶ καὶ τὴν γλῶτταν αὐτῶν καὶ αὐτόν.* 100 a 9 *Ἑρμῆ κάτοχε, κάτοχος ἴσθι τούτων τῶν ὀνομάτων καὶ τῶν τούτων πάντων* (wo *ὄνομα* auch „Person" bedeutet). Davon sind verschieden die Fälle, in denen der Name gewissermaßen die Adresse angibt, an die sich der Zauber richtet, z. B. auch Heim (A.) N. 6 *dicere debebis nomen eius, cui remedium facturus es* usw. Fahney, De Ps. Theodori additamentis. Münster 1913 S. 31. 35. So erweckt Apollonios bei Philostr. IV 45. 1 ein totes Mädchen durch Nennung ihres Namens (*τι ἀφανῶς ἐπειπών*) zum Leben. Bei Apul. met. II 30 steht eine tragikomische Geschichte, in der die Hexen statt des von ihnen gemeinten Jünglings einen Namensvetter behexen.

Einige hübsche Beispiele auch bei Hildebrandt, Philol. NF. XXIV 73. Auch auf die Schiffsnamen sei hingewiesen, die den Stamm *νικ-* bevorzugen: Kallinike, Kleo, Kleonike, Nike, Nikarete, Nikeso, Philonike (auch Sosipolis); dazu die moderne Erzählung von der unglücklichen Vorbedeutung des Schiffsnamens Charon, Folklore 24, 247.

[2]) Ausdrücklich sagt es Jo. Chrys. 53, 1793: Sitte des Volkes ist es *εἰς τὸ ὄνομα τοῦ πάππου καὶ τοῦ ἐππάππου καλεῖσθαι τὸ παιδιον.* Wenigstens die Frage mag aufgeworfen werden, ob bei der Wiederkehr von Künstlernamen wie Bathyllos, Paris, Pylades (Friedländer SG. II^8 634) nicht bisweilen ein ähnlicher Aberglaube mitgewirkt hat.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erstgeborenen wiederum Friedrich Wilhelm Schultze nennt. Aber einst hat man gewiß geglaubt, daß mit dem Namen auch die Eigenschaften des Großvaters auf den Enkel übergehen sollten, und dazu stimmt es, daß gerade in Adelsgeschlechtern auf die regelmäßige Abfolge der Namen gehalten wurde (Hipponikos und Kallias im Geschlecht der Kerykes). Nun hätte man freilich dem Sohn auch den Namen des Vaters geben können: daß man es im Ganzen vermied, mag aus dem Streben entsprungen sein, Verwechslungen zu vermeiden. Es kann aber auch der Gedanke dabei mitgewirkt haben, daß beim Tode des Großvaters seine Seele auf den Enkel überging und er dadurch an Kraft und Weisheit gewann: eine Vorstellung, die sich vieler Orten findet, wenn sie auch für die Griechen nicht direkt bezeugt ist[1]). Aber man darf sich auf diesem Gebiete nicht an direkte Zeugnisse klammern.

Gibt man dem Kinde keinen ererbten Namen, wie es in Familien ohne Stammbaum sehr häufig war, so wählt man gern einen von guter Vorbedeutung in der Hoffnung, daß das Kind sich diesem Namen entsprechend entwickeln wird[2]). Die große Masse der griechischen Namen ist von dieser Art[3]). Von *κλεος* „Ruhm" sind etwa 225 abgeleitet: Eteokles „der echten Ruhm hat", Themistokles, Patroklos eigentlich -kles „der den Ruhm des Vaters hat": Kleon hat den Stamm im ersten Gliede und ist Kurzform zu einem Namen wie Kleodemos oder Kleomenes. Namen mit Anax bezeichnen den Herrscher: Anaxidemos „den Herrscher des Volkes", dasselbe Demonax (Damonax) mit Umkehrung der Glieder, Anaxagoras (umgekehrt Agoranax) „den der auf dem Markte herrscht" d. h. der die Politik der Stadt leitet. Etwa 70 Namen enthalten *στρατος* „das Heer": Hegestratos und Hegesistratos[4]) „Heerführer", Stratonikos „der mit dem Heere siegt". Während diese Namen der aristokratischen Sphäre zu entstammen scheinen, beziehen sich andere auf körperliche und geistige

[1]) Kroll, Rh. Mus. 52, 338. Jiriczek, Mitt. Schles. Ges. 1, 30. Bei den Khonds in Orissa und ähnlich bei den Samojeden stellt der Priester, indem er den Körper des Kindes untersucht und ähnliche Mittel anwendet, fest, welcher seiner Ahnen in ihm wiedergekehrt ist: gewöhnlich erhält es dann dessen Namen.

[2]) Plat. Krat. 397 *πολλὰ δέ (ὀνόματα) ὥσπερ εὐχόμενοι τίθενται, οἷον Εὐτυχιάδην καὶ Σωσίαν καὶ Θεόφιλον καὶ ἄλλα πολλά.*

[3]) Fick-Bechtel, Die griech. Personennamen S. 12.

[4]) So heißt der Führer der Samier bei Herod. 9, 91, wo das gute Omen hervorgehoben wird: unbegreiflich ist, wie man gerade diese Worte hat einklammern können.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorzüge, die sich jeder wünschen kann. Namen mit sthenos bedeuten körperliche Kraft: Eratosthenes „der durch Kraft beliebte", Taurosthenes „der die Kraft eines Stieres hat", Kalopus, Kallirode usw. Man soll nicht glauben, daß sich die Eltern der Bedeutung des Namens immer bewußt waren: auch wir nennen unsere Kinder Philipp und Ulrich, Elisabet und Adelheid, ohne uns um die Etymologie zu kümmern. Aber wir werden sehen, daß die ursprüngliche Kraft des Namens in jedem Augenblick wieder lebendig werden kann. — Auch eine andere Analogie zu moderner Namenssitte drängt sich auf. Wir nennen unsere Kinder oft nach Kalenderheiligen, ursprünglich gewiß in dem Wunsche, daß dieser Heilige sie beschützen und sich ähnlich machen möge, nachher vielfach aus Bequemlichkeit. Auch bei den Griechen und Römern finden wir eine große Anzahl religiöser (theophorer) Namen, die von dem Namen irgend eines Gottes hergenommen sind [1]). Das Kind erscheint als Geschenk der Gottheit: die Eltern haben um Kingersegen gebetet vielleicht ein Gelübde getan, und nun wo der Wunsch erhört ist, sehen sie in dem Kinde eine Gabe des Gottes. So ist Diodotos der von Zeus, Herodotos der von Hera, Isidoros der von Isis geschenkte. Es sind keineswegs nur die großen olympischen Götter, die in dieser Funktion erscheinen, sondern vielfach kleine Lokalgötter, die dem Herzen des einfachen Volkes näher standen, namentlich Flußgötter: Kephisodoros oder -dotos ist ein Geschenk des Kephissos. Wenn der Kindersegen zu lange auf sich warten läßt, senden die Eltern wohl nach einem Orakel und fragen, ob sie durch eine Weihung oder Stiftung das Wohlwollen eines Gottes erwerben müssen, der ihnen dann zu Kindern verhelfen werde [2]). Trifft der ersehnte Familienzuwachs ein, so wird die Dankbarkeit gegen den göttlichen Urheber im Namen zum Ausdruck gebracht. Apollophanes ist der von Apollon, Diophanes (-phantos) Zenophanes (-phantos) der von Zeus in Aussicht gestellte, auch Theophrastos wird so zu deuten sein [3]). Man braucht dabei nicht immer an ein Orakel zu denken, sondern es kann auch ein Traum im Spiele sein: von einem Storche träumen hatte schon bei den Griechen dieselbe Be-

[1]) E. Sittig, De Graecorum nominibus theophoris. Halle 1911. Fröhner, Arch. f. Rel. 15, 380.

[2]) Ph. E. Legrand Quo animo Graeci divinationem adhibuerint. Paris 1898 S. 18.

[3]) Die Alten erzählen, er habe ursprünglich Tyrtamos geheißen und sei wegen seiner *θεία φράσις* Theophrastos umgenannt worden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutung wie bei uns[1]). Die Sender der Träume waren die Götter, man betete wohl auch um einen vorbedeutenden Traum: so kann der Gott auch auf diese Weise zu dem erwarteten Kinde in Beziehung treten. Bildungen wie Apollonios, Dionysios, Heron, Asklepiades deuten auf irgend eine Zugehörigkeit zu den betr. Gottheiten: Usener[2]) vertritt die Ansicht, daß es die Familiengötter sind, und schließt aus Namen wie Artemidoros Apollodoru, daß in jenem Geschlecht der Kult der Artemis und des Apollon heimisch war. Man wird hier vorsichtig sein müssen und in vielen Fällen anzunehmen haben, daß das Kind nach dem Kalendermonat oder einem Götterfeste benannt ist: Heraios braucht nicht nach Hera genannt zu sein, sondern nach dem Monat Heraios, ganz sicher ist Apaturios der an den Apaturia Geborene. Vgl. Panathenaios Numenios Bukattios Thargelios, denen christliche Namen wie Cyriacus, Paschalis, Natalis, genau entsprechen. Von Frauennamen gehören hierher Panathenais, Penteteris, Olympias: als Hetärennamen begegnen uns Pythias, Nemeas, Isthmias[4]). Hier können wir einmal auch die römischen Namen heranziehen, unter denen ein kleiner Teil theophor ist. Markus gehört zu Mars, bei den Oskern in Campanien hieß der Gott Mamers, und nach ihm nannte sich der kriegerische Stamm der Mamertiner, die beim Ausbruche des ersten punischen Krieges eine verhängnisvolle Rolle spielten: sie sind die Söhne des Mars, wie die Ärzte auf Kos, zu denen Hippokrates gehörte, sich Asklepiaden nannten[3]). Auch später noch gibt es den Familiennamen Martius, den Beinamen Martialis, und in einem Falle hören wir, daß so die Diener des Mars genannt wurden, die seinen Kult zu besorgen hatten[5]). Der Monat Mai heißt nach der Göttin Maia,

[1]) Artemid. 114, 9.

[2]) Götternamen 362. Dazu vgl. Sittig S. 3.

[3]) Bechtel, Die attischen Frauennamen. Göttingen 1902 S. 51.

[4]) Diogenes, Diognetos, Hermogenes usw. bezeichnen eigentlich die Abstammung von Zeus Hermes usw. Wie wenig das später noch empfunden wurde, zeigt das Vorkommen dieser Namen bei Sklaven: Lambertz, Die griech. Sklavennamen. Wien 1907 S. 33. Über die lateinischen Namen vgl. W. Schulze, Abh. Gött. Ges. 1905 S. 464.

[5]) Cic. p. Cluent. 43 *Martiales quidam Larini appellabantur, ministri publici Martis atque ei deo reteribus institutis religionibusque Larinatium consecrati. quorum cum satis magnus numerus esset cumque item ut in Sicilia permulti Venerii sunt, sic illi Larini in Martis familia numerarentur.* Bei den sicilischen Venerii der Venus vom Eryx handelt es sich um (semitische) Hierodulie (Hepding Pauly-Wiss. 8, 1466), anderwärts kann der Name von einer colonia Veneria abgeleitet sein (W. Schulze 482).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die später wie die meisten Götter der alten römischen Religion in den Hintergrund gedrängt war: wenn wir nun den Geschlechtsnameu Maius finden, so schwanken wir, ob wir ihn von der Göttin oder vom Monat ableiten sollen. Für das Letztere sprechen die Namen Aprilius, Januarius, Quinctilius, Sextilius (Martius?). Zur Blumengöttin Flora gehört Florus, davon ist wieder Florius und Floreius abgeleitet. Horatius ist gewiß mit der alten Göttin Hora zu verbinden, deren Wesen uns freilich ganz unklar ist.

Wenn es uns möglich wäre, höher in das griechische und römische Altertum hinaufzusteigen, so würden wir den religiösen Einschlag im Namenwesen noch deutlicher erkennen. In der historischen Zeit herrscht im Allgemeinen ganz wie bei uns die Konvention, es liegt ein fester Vorrat von Namen vor, der sich mechanisch oder halbmechanisch weiter vererbt. Aber auf einem Gebiete geht die freie Namensschöpfung immer weiter, nämlich auf dem der Sklavennamen[1]). Das hat die Folge, daß hier der Name viel öfter als bei den Freien eine individuelle Beziehung hat, etwas Tatsächliches über den Träger aussagt: ein Syros ist wirklich aus Syrien, ein Afer aus Afrika, ein Kolaphos bekommt täglich Ohrfeigen, Paideusis dient als Kindermädchen und Dromon ist ein tüchtiger Läufer. Da im Laufe der Zeit die unfreie Bevölkerung des römischen Reiches mehr und mehr in der freien aufging, so wurde auch das Namenwesen mit Sklavennamen überschwemmt, und diese überwiegen schließlich über den alten Bestand. Unter diesen Namen sind nun viele Wunschnamen, die ihrem Träger gute Eigenschaften wünschen: Felix, Felicitas, Acceptus, Cupitus, Decens, Fortunatus, Genialis, Lucrio, Optatus, Euodos, Euodia, Epaphroditos, Euemeros, Kalotychos. Einige dieser Namen enthalten direkte Beziehungen zn dem in jenen späteren Zeiten weit verbreiteten Aberglauben. Daemonius mag den bezeichnen, dem der Dämon hold ist: dabei ist angesichts der Bedeutung, welche die Astrologie in jener Zeit hatte, vielleicht an den Agathos Daimon gedacht, der seinen Sitz in einem bestimmten Punkte des Horoskopes hatte. Apthonetos ist der, dem der Neid nichts anhaben kann, und wie dieser Neid gedacht ist, zeigt der ebenso gebildete Name Abaskantos „dem der böse Blick nicht schaden kann“: denn die Furcht vor der Behexung durch jettatura war im Altertum ebenso verbreitet wie heute in Neapel und Süditalien. Amarantus ist der, der nicht

[1]) Vgl. Lambertz (s. o.).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welkt (ein passender Name für einen puer delicatus), Aniketos der Unbesiegte, wie Gladiatoren und Wagenrenner gern heißen mochten. Massenhaft begegnen uns jetzt Namenbildungen auf -ius, die z. gr. T. Wunschnamen sind[1]): Amantius, Concordius, Florentius, Gaudentius, Hilarius, Makarius, Vincentius. Sie gewinnen ein besonderes Interesse dadurch, daß es wenigstens teilweise Vereinsnamen sind. Das ganze Leben wurde damals durch das Vereinswesen beherrscht, dem sich weder Freie noch Sklaven entziehen konnten und das durchaus mit der Religion zusammenhing: denn im ganzen Altertum hat es keinen Verein ohne religiösen Mittelpunkt gegeben, auch wenn der Zweck ein durchaus profaner war. In jenen späten Jahrhunderten aber, aus denen die Namen auf -ius stammen und die durchaus gläubig oder abergläubisch sind, drängt sich das religiöse Element in den Vereinen wieder stark hervor und viele von ihnen sind geradezu Mysterienvereine, die ihren Mitgliedern ein seliges Leben nach dem Tode versprechen. Nennt sich ein solcher Verein Innocentii, so legt sich jedes Mitglied zu seinen übrigen Namen den Namen Innocentius bei, er ist ein „Unschuldiger" oder ein Eusebios, ein Athanasios usw. Die Zugehörigkeit zum Vereine verlieh ihm ohne Weiteres eine schätzenswerte Eigenschaft, die auch im Namen zum Ausdruck gebracht wurde.

Aber damit sind wir schon in eine Zeit gelangt, die mit altgriechischem und altrömischem Wesen wenig mehr gemein hat. Es fehlt aber keineswegs an Zeugnissen dafür, daß der alte und so begreifliche Glaube an die Kraft des Namens jederzeit auftreten kann. In Rom hat solcher Glaube auch auf das öffentliche Leben Einfluß gewonnen. Die Legionssoldaten der Kaiserzeit, die als solche römische Bürger wurden, trug man in die tribus Pollia ein, indem man an pollere dachte[2]). Wenn der römische Censor die Steuern verpachtete, so begann er mit dem Fischfang im lacus Lucrinus, weil der Name an lucrum erinnerte. Bei der Aushebung rief man zunächst Leute mit glückbringenden Namen auf: Valerius, Salvius, Statorius. Als im J. 70 n. Chr. der Grundstein zum Neubau des Capitolinischen Tempels gelegt wurde, der wieder einmal durch Brand zerstört worden war, durften nur Soldaten mit fausta nomina dabei an-

[1]) Kroll, Arch. f. Rel. 8 Usenerheft 47. Über die späten signa (Beinamen) vgl. jetzt Lambertz, Glotta 4, 78. 5, 99.

[2]) Birt ind. lect. Marburg 1887/8.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wesend sein[1]). Wenn das Sühnopfer bei Anlage einer Kolonie, bei Musterung des Heeres oder Volkszählung stattfand, so mußten die Opfertiere von Leuten mit bona nomina geführt werden. Der Kaiser Augustus vermied es, an den Nonen ein ernsthaftes Geschäft anzufangen, weil er aus dem Namen non „nein" heraushörte und darin eine Warnung sah. Wenn einem Menschen im Traume erscheinen, so ist es sehr wichtig, wie sie heißen. Aristeides von Smyrna, der größte Hypochonder aller Zeiten, lebt Jahre lang von vorbedeutenden Träumen. Da erscheint ihm einmal ein Menandros: das ist eine Mahnung, nicht zu verreisen, dann ein Rhosandros: das ist Asklepios selbst, und schließlich ein Eudoxos: der weissagt ihm künftigen Ruhm[2]). Das tägliche Leben, wie es uns die Komödie kennen lehrt, spielt oft mit der Bedeutung der Namen. In dem Augenblick, wo man ein Geschäft machen will, tritt einem ein Mädchen Namens Lukris entgegen: das kann nichts anderes als lucrum bedeuten (Plaut. Pers. 623). Umgekehrt hört der Römer aus Archidemides demere heraus und traut dem Menschen nicht, der ihm etwas wegnehmen will (Plaut. Bacch. 283).

Eine reiche Ausbeute liefert hier die Volksmedizin. Sie wendet viele Heilmittel deshalb an, weil ihr Name sie als gegen gewisse Krankheiten brauchbar erscheinen läßt. Der Name der Pflanze Reseda klingt an resedare an, daher braucht man sie gegen Entzündungen[3]). Gegen Steinleiden hilft der Steinbrech (saxifraga) oder der Magen des Seeadlers (ossifraga). Um die jungen Pflanzen vor Raupen zu schützen, mischt man dem Samen Saft der semperviva (Immergrün) bei. Das angeschwollene Zäpfchen nannten die Alten uva, so hilft auch die Traube dagegen, ebenso wird die Linse (lenticula) gegen

[1]) Fest. 121. Suet. Aug. 92. Tac. hist. 4, 53.

[2]) Cic. div. 1, 102. Aristid. 2, 388, 20. 430, 14. 466, 25. Vgl. Coripp. Laud. lust. 1, 77 *ante fores dominis Calinicum nuntiat esse, auspicium felix illo de nomine cepit.* Über etymologische Spielereien bei älteren Dichtern s. Valckenaer zu Eur. Hippol. 27 usw. W. Schmidt aO. 11. Ein späterer Fall bei Apul. met. XI 29. Carm. lat. epigr. ed. Engström 51, 15 *Felix vocatus felix vixit cum suis.* Ebd. 153, 1 *Julia Sidonia Felix de nomine tantum.* — Nur kurz hinweisen will ich auf die Spielereien mit dem Zahlenwert des Namens, der auch zu Weissagungen benutzt wird; vgl. Bouché-Leclerq, l'astrologie grecque 537. Ein vom Erfinder so genanntes *νεόψηφον,* wonach *Νέρων* den gleichen Zahlenwert hat wie: *ἰδίαν μητέρα ἀπέκτεινε* (Suet. Ner. 39), hat Bücheler Rh. Mus. 61, 307 hervorgezogen.

[3]) Plin. 27, 131 = Heim, incantamenta magica No. 49.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sommersprossen (lentigo), das Elefantenblut gegen Elephantiasis verwendet. Ißt man von dem Schotengewächs Erysimon, dessen Name an Eris anklingt, so wird man streitsüchtig: die entgegengesetzte Wirkung hat die Lysimachia; deshalb bindet man sie Zugtieren, die sich nicht vertragen können, ans Joch[1]).

Namentlich aber ist stets die Vorstellung lebendig geblieben, daß die Kenntnis des Namens Macht über den Träger verleiht. Das kann sich zunächst in der Weise äußern, daß in besonders wichtigen Fällen der Name geheim gehalten wird. Das gehört in das große Gebiet der Tabus, die Frazer im zweiten Bande des Golden Bough behandelt hat. Bei den Australnegern trifft man vielfach eine große Scheu, den eigenen Namen zu verraten, damit er nicht von einem Zauberer zur Behexung der Person benutzt wird. Nach dem altindischen Ritual erhält das Kind zwei Namen: den einen kennen nur die Eltern, der andere wird allgemein gebraucht, ist aber nicht der wahre Name und soll das Kind vor Behexung schützen. Diese Vorsicht knüpft sich besonders an die Namen von Königen und Häuptlingen und führt zu wunderlichen Folgen. Auf den Thron von Madagaskar stieg im J. 1863 eine Prinzessin Rabodo und führte nunmehr einen Namen, der eigentlich „Seidenwurm" bedeutete: da dieser nicht profaniert werden durfte, so war es nötig, eine neue Bezeichnung für den Seidenwurm auszudenken. Bei manchen Stämmen wird es so im Laufe der Zeit nötig, einen erheblichen Teil der Tier- und Pflanzennamen abzuändern. Solche Tabus haben sich auch auf antikem Gebiet vereinzelt erhalten. Mit dem Namen der Stadt Rom hat man allerlei Spekulation verbunden, ihn mit dem griechischen Wort für „Kraft" zusammengebracht und daraus die gewaltigen Leistungen des römischen Volkes abgeleitet. Es findet sich auch die Behauptung, Rom habe vor der Besiedlung durch Griechen (von der die Historiker fabelten) Valentia geheißen und Roma sei nur die griechische Uebersetzung des einheimischen Namens[2]). Aber auch Rom war nicht der

[1]) Marc. Emp. 14, 26. 19, 18. 63. 26, 15. 70. 93. Plin. 25, 72. Pallad. 1, 35. S. 42 Schm. Carm. de vir. herb. 15. Vgl. noch Geopon. 17, 5, 5. 18, 3, 5. 20, 1. 5. (die Pflanze Polygonos erhöht die Zeugungskraft der Haustiere und Fische). 18, 14 (Wölfe fängt man mit Hilfe des Fisches Lykos). Marc. Emp. 8, 188: gegen Hühnerblindheit hilft der lapis lychnites. 33, 63: die Pflanze nymphaea macht Eunuchen. Plin. 22, 26: gegen Hautflechten helfen Flechten. Einiges auch bei Heim S. 486.

[2]) Birt. a. a. O. Konfuses Zeug über drei Namen Roms bei Lydos de mens. 4, 73 und dazu Wittig, Quaest. Lydianae. Königsb. 1910. S. 44.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wahre Name: die Stadt führte noch einen Geheimnamen, den nur die Priester kannten und den auszuplaudern verboten war: man wußte von einem Valerius Soranus zu erzählen, der die Uebertretung dieses Verbotes mit dem Tode gebüßt hatte. Vielleicht liegt hier eine kleine Verwechslung vor und es wurde nicht der Name der Stadt selbst geheim gehalten, sondern der ihrer Schutzgottheit. Wenn nämlich die Römer eine fremde Stadt belagerten, so suchten sie deren Schutzgötter durch eine Gebetsformel zu sich herüber zu locken (evocatio): damit nun ihre Feinde nicht die gleiche Praxis anwenden konnten, verrieten sie den Namen ihrer Schutzgottheit nicht. Das wenigstens ist die Ansicht eines namhaften Gelehrten der augusteischen Zeit, die wahrscheinlich das Richtige trifft[1]).

Aus diesem Glauben wird sich eine Stelle der Frösche des Aristophanes erklären. Dionysos ist mit seinem Diener Xanthias in die Unterwelt herabgestiegen — ein Wagnis, zu dem er sich nur versteht, nachdem ihm Herakles sein Kostüm geborgt hat: denn der war unten gewesen und hatte die Scheusale des Hades bezwungen oder geschreckt, also wird man sein Löwenfell und seine Keule respektieren. Als sie wirklich an den Hadeseingang gelangen, bricht sein künstlicher Mut in sich zusammen. Xanthias, der natürlich vorangehen muß, erspäht ein Ungeheuer von schrecklicher Gestalt, die Empuse, und ruft aus: „Es wird uns schlimm ergehen, Herr Herakles." Das verweist ihm Dionysos: „Rufe mich nicht, Mensch, und nenne meinen Namen nicht." — „Dann also Dionysos". — „Das ist noch schlimmer als der andere". — Also die Empuse darf seinen Namen nicht erfahren, sie würde sonst Macht über ihn gewinnen (Radermacher Rh. Mus. 60, 584).

Ein Rest alten Priesterkönigtums hat sich in Athen in der Person des Hierophanten erhalten. Er wurde aus den Eumolpiden, dem alten Herrscherhaus von Eleusis genommen und hatte als einzigen Rest der alten Königsherrlichkeit wichtige sakrale Funktionen an den eleusinischen Mysterien behalten. Der Hierophant legt nun, sobald er das Priestertum übernommen hat, seinen persönlichen Namen ab und wird nur noch mit dem seines Amtes bezeichnet: ebenso wird seine Gattin nur die Hierophantin genannt. Man kannte den Sinn der alten Vorschrift kaum und es ist daher nicht wunderbar, daß

[1]) Über die (auf Varro zurückgehenden) Stellen betr. Valerius Soranus Cichorius Herm. 41, 61. Wissowa Art. evocatio Pauly-Wiss. 6, 1152.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie manchmal übertreten wird: seit der Kaiserzeit aber wird sie (wohl aus Eitelkeit) streng inne gehalten. Eine Inschrift läßt den Hierophanten sagen: nach meinem Namen frage nicht, den hat die geheime Satzung ins dunkle Meer versenkt, aber nach meinem Tode werden alle meine Freunde ihn aussprechen[1]). Sehr merkwürdig ist folgende Notiz. Ein Schriftstelleer des 4. Jahrh. n. Chr. erzählt vom Besuche Julians des Abtrünnigen in Eleusis und fügt hinzu: „Den Namen des damals im Amte befindlichen Hierophanten darf ich nicht aussprechen, denn er hat mich geweiht". Es scheint also, als habe die Weihung ein besonderes Verhältnis zwischen dem weihenden Hierophanten und dem Eingeweihten begründet: es wäre nicht unmöglich, daß hier ein uraltes Tabu vorliegt[2]).

Knüpft sich nun schon an den menschlichen Namen allerlei Vorsicht, so werden wir im Gebrauche des göttlichen noch größere erwarten dürfen. Die kunstvollen Hymnen, mit denen man die Götter zur Teilnahme an Festen einlud, damit sie zum Opferschmause kämen, legen großen Wert darauf, alle Namen des Gottes zu nennen, indem man ihm die Auswahl läßt, auf welchen er hören will. In Aischylos' Agamemnon singt der Chor: „Zeus, wer er auch sein mag, wenn es ihm lieb ist, so gerufen zu werden, so nenne ich ihn so." Also Zeus soll es nicht übel nehmen, wenn er nur mit diesem Namen angeredet wird[3]). Spätere Hymnen wie die orphischen enthalten häufig kaum etwas anderes als eine Aufzählung der Gottesnamen. Ganz ähnlich machen es die Römer: sie nennen den Hauptnamen des Gottes und setzen hinzu: „oder wenn du lieber einen anderen Namen hörst"[4]). So in der Defixion Audollent 129: *vos Aquae ferventes sive vos Nimfas sive quo alio nomine voltis adpellari.* Ein späterer Theologe (Arnob. 3, 43) sagt darüber zutreffend: „Man muß die Götter in ihrer Besonderheit kennen und über die Bedeutung jedes einzelnen Namens im Klaren sein: denn wenn man die Götter mit unpassenden Riten und Namen ruft, verschließen sie ihr Ohr und wir machen uns eines unsühnbaren Vergehens schuldig." Wie oft,

---

[1]) Töpffer, Att. Geneal. 30. 52. 62. Mommsen, Feste der Stadt Athen 254.

[2]) Eunap. vit. Max. S. 475, 41 Didot.

[3]) Ausfeld, Neue Jahrb. Suppl. 28, 518. Schon Od. 5, 445 *κλῦθι ἄναξ, ὅτις ἐσσί.* Aesch. Ag. 160. Plat. Krat. 400e *ὥσπερ ἐν ταῖς εὐχαῖς νόμος ἐστὶν ἡμῖν εὔχεσθαι, οἵτινές τε καὶ ὁπόθεν χαίρουσιν ὀνομαζόμενοι.*

[4]) Wissowa, Religion und Kultus 33. Ausführlicher Appel, de Romanorum precationibus, Giessen 1909 S. 76.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so hat auch hier die rohe ursprüngliche Auffassung vor einer verfeinerten Religiosität zurückweichen müssen: ursprünglich hat man nicht eigentlich gefürchtet den Gott zu beleidigen, wenn man ihn beim unrechten Namen ruft, sondern man hat geglaubt ihn nur mit Hilfe seines wahren Namens zum Erscheinen zwingen zu können. Der Name gab auch hier Macht über den Träger und der Gott mußte kommen, wenn das zwingende Wort gefallen war. Man scheut sich daher auch, manche Götternamen auszusprechen, entweder damit die Götter sich nicht unerwünscht einstellen oder damit nicht Unberufene den Namen des Gottes erfahren und Mißbrauch damit treiben. In Arkadien gab es einen alten mit vielen Kautelen umgebenen Kult einer unterirdischen Göttin, die allgemein Despoina „Herrin" genannt wird, aber das war nicht ihr eigentlicher Name: diesen war es verboten, Ungeweihten zu nennen und wir kennen ihn daher nicht[1]). In Samothrake befand sich ein Heiligtum der Kabiren, die ursprünglich phönikische Schiffahrtsgötter waren, allmählich aber eine große Bedeutung gewannen; sie werden niemals mit ihrem eigentlichen Namen, sondern immer nur als die „großen Götter" angerufen. Es ist im Grunde dieselbe Anschauung, die sich in unserem Märchen ausspricht, wenn der böse Dämon singt: „Ach wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß!" — weil er seinen Namen verraten hat, geht er seiner Macht verlustig und wird zuschanden. Diese rohere Auffassung ist aus den Hymnen des offiziellen Kultus allmählich verschwunden, aber sie begegnet uns so gut wie unverhüllt in den Zauberbüchern der Kaiserzeit, die aus dem Boden Ägyptens in größerer Anzahl zu Tage gekommen sind. Sie enthalten Rezepte zu allerlei Zauber, der meist mit Hilfe eines Dämons ausgeführt wird, und ein wichtiger und unentbehrlicher Bestandteil dieser Zauberregeln ist daher die richtige Anrufung dieses dämonischen Wesens. Es heißt da: „Höre auf mich und erfülle mir meinen Wunsch, denn ich nenne deine wahren Namen." Ein andermal: „Du bist ich und ich bin du, was ich sage muß geschehen; denn ich trage deinen wahren Namen als Amulet in meinem Herzen und die gesamte Welt des Fleisches. wenn sie sich erhebt, wird mich nicht bezwingen. kein Geist, kein Dämon, kein Gespenst, keines der Scheusale der Unterwelt wird sich mir in den Weg stellen wegen deines Namens, den

[1]) Paus. 8, 37, 6. Maas Orpheus 67. Einen Keuthonymos im Hades möchte Gruppe, Griech. Mythol. 469 in diesem Sinne deuten. Vgl. Roscher Ephialtes S. 57. 106.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich in der Seele trage und anrufe." Daher heißt eine solche Formel ein epanankos „Zauberzwang", und der Magier, der in ihren Besitz gelangt ist, braucht nicht mehr in höflicher Form mit dem Gotte zu verkehren, der sich seinem Willen beugen muß: „komme und gib mir unter Zwang Auskunft über die und die Sache." Wenn der Gott widerwillig und mit drohender Geberde erscheint, so sagt man den Epanankos und er muß sich besänftigen. Wie hier Name und Person völlig verschmelzen, zeigen Ausdrucksweisen wie die folgende: „ich beschwöre die 365 Namen des Gottes, daß sie zu dem und dem gehen" oder „der Name, der vom Firmament bis in die Tiefen der Erde dringt" oder „ein glücklicher Tag möge es werden für den Namen und für mich, der ich ihn kenne und dem die unsterbliche und unüberwindliche Kraft des Gottes verliehen ist[1])." — In dem Gefühl seiner Macht versteigt sich der Zauberer bis zu Drohungen: „wenn du meinen Willen tust, so werde ich dir ein Opfer bringen; wenn du zauderst, so werde ich Strafen über dich verhängen, die du nicht aushalten kannst" (Pap. Paris. 2095). Sein Selbstgefühl steigt schließlich so hoch, daß er sich mit dem Gotte gleichsetzt: „Wenn du mir dies vollbringst, so werde ich dich bald entlassen; denn ich bin Barbar Adonai, der die Sterne verdunkelt, dessen helles Licht den Himmel beherrscht, der Herr der Welt" (Pap. Paris. 384). „Gib mir Beliebtheit und Sieg und Erfolg und Reichtum, denn du bist ich und ich bin du, dein Name ist der meinige und mein Name ist der deinige: denn ich bin dein Abbild. Wenn mir etwas zustößt in diesem Jahre oder in diesem Monat oder an diesem Tage oder zu dieser Stunde, so wird es dem großen Gotte zustoßen, der geschrieben ist auf dem Vorderteil des heiligen Kahnes" (Pap. Lond. 122, 37).

Die Bedeutung, die in diesen Texten dem Namen beigelegt wird, wäre an sich wohl aus griechischen Vorstellungen verständlich. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß diese Zaubertexte ganz innerhalb der ägyptischen Tradition stehen, daß sie oft nur Übersetzungen demotischer Zauberformeln sind. Eine ägyptische Legende erzählt,

[1]) Pariser Zauberpapyrus (Wessely Denkschr. d. Wiener Akad. 36) 277. 1189. 1817. 3106 u. Wesselys indices unter *ὄνομα*. Audollent LXVII. Pap. Leid. bei Dieterich Abraxas 196, 18. Über *ἐπάναγκος* Buresch Klaros 20; so ist aufzufassen Pap. Lond. 123, 9 *ἐξοργίζω* (statt - *κίζω*) *σε κατὰ τῆς φρικτῆς ἀνάγκης*. Pap. Leid. ed. Dieterich. Neue Jahrb. Suppl. XVI 4, 8 p. 800. Vgl. dazu Hastings, Egyptian God. Encycl. of Rel. 6, 274. Abt. a. O. 46 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie Isis den Sonnengott Re zwingt, ihr seinen wahren Namen zu verraten, und wie sie dadurch ebenso mächtig wird wie er. So hält auch der Zauberer dem Gotte, den er anruft, entgegen, daß er seinen Namen kenne und daß er mit ihm identisch sei: „Komm zu mir, komm zu mir, du Bild der Ewigkeit der Ewigkeiten! Du Chnum, Sohn des einen, gestern erzeugter, heute geborener, dessen Namen ich kenne." — „Du bist nicht über mir, ich bin Amon. Ich bin Anhor, der schöne Tötende. Ich bin der Fürst, der Herr des Schwertes. Erhebe dich nicht, ich bin Mont" usw. Noch genauer entspricht ein jüngerer demotischer Text: „Ich rufe dich an, Typhon Seth! Ich vollziehe deine Beschwörung, denn ich rufe deinen wahren Namen an, in dem du dich nicht weigern kannst zu hören: Io-erbeth" usw[1]).

Wir befinden uns also hier nicht mehr auf griechischem oder doch nicht reingriechischem Boden: obwohl diese Zaubertexte sich der griechischen Sprache bedienen, so sind sie doch auf ägyptischem Boden gefunden und knüpfen an ägyptische Zauberliteratur an, ja sie enthalten Elemente aller der verschiedenen Religionen, die damals im Orient aufeinandertrafen und wie in einem Hexenkessel brodelten. Die Götternamen dieser Texte, die von den Zauberern so sorgfältig gehütet und genau abgeschrieben wurden, sind überwiegend orientalischen Ursprungs. Ein ganz ähnliches Gemisch begegnet uns in jenen Sekten, welche die Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte mit soviel Energie und Gelehrsamkeit bekämpft haben und die wir unter dem Namen Gnostiker zusammenfassen[2]). In der Hauptsache waren das religiöse Konventikel, wie deren das römische Weltreich viele kannte, in denen die Ungebildeten und bei dem ständigen Rückgange des geistigen Niveaus auch die Gebildeten sich vereinigten, um über ihr Schicksal nach dem Tode Beruhigung zu gewinnen. Der Glaube an eine Vereinigung oder Wiedervereinigung

[1]) Vgl. Erman, Ägypten 2, 472. Die ägypt. Religion (Berlin 1905) 150. 229. Die babylonischen Formeln bei Fossey, La magie assyrienne. Paris 1902; obwohl auch hier die Kraft des Namens vorausgesetzt wird, enthalten sie nichts so unmittelbar Vergleichbares. Vgl. was Lenormant La magie chez les Chaldéens S. 40 aus der „Höllenfahrt der Istar" mitteilt: Istar wird durch die Unterweltsgöttin Allat festgehalten. Die himmlischen Götter wollen sie befreien und der Sonnengott wendet sich an den mächtigen Nua, damit er Hilfe bringt. Nua erreicht die Befreiung der Istar hauptsächlich dadurch, daß er den Namen der großen Götter ausspricht. Jeremias Myth. Lex. 3, 261.

[2]) Anz, Zur Frage nach dem Ursprunge des Gnostizismus. Texte und Unters. 15, 4 S. 14. 27 usw.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Seele mit Gott war damals auch bei den Heiden verbreitet: aber um zu Gott zu gelangen, mußte sie die Sphären der sieben Planeten passieren. Die Planetengötter aber waren mächtig und böse, sie suchten diesen Aufstieg der Seele zu hindern, ihre Macht lastete überhaupt schwer auf dieser Welt. Nach einer bei den Gnostikern üblichen Auffassung hatte das Erlösungswerk Jesu besonders darin bestanden, daß er die Welt von der Herrschaft der Planetengötter befreite; die Angehörigen der gnostischen Sekten dürfen also hoffen, nach dem Tode unbehelligt von den bösen Geistern den Weg zu Gott zu machen. Um das zu erreichen, muß man die Formeln auswendig lernen, durch die die Seele über diese Geister und die ihnen untergebenen Dämonen, die bei einigen dieser Sekten bis in die Hunderte anwachsen, Herr wird. Der wesentliche Bestandteil dieser Formeln sind die Namen, die sich einzuprägen allein schon eine große Schwierigkeit war; denn es waren meist barbarische Namen, die bei Leibe nicht ins Griechische übersetzt werden durften [1]), z. gr. T. jüdischer Herkunft wie Gabriel, Michael, Raphael, Suriel. Aber wer sich in den Besitz aller dieser Formeln gesetzt hat, darf auch stolz darauf sein, und wir finden einen dieser Mystiker, der nachdem er 365 Namen auswendig gelernt hat, vom Größenwahn erfaßt wird und sich Christus gleich dünkt: „Ich bin Christus, denn ich bin von oben durch die Namen der 365 Herrscher herabgestiegen.“ Ein gutes Beispiel bei Anz S. 27: „Wenn die Seele den Körper verläßt, so bedarf sie zuerst der 5 Mysterien gegen die 5 großen Archonten des „Weges der Mitte.“ Sie zieht weiter und kommt zu den 12 Aeonen; in jedem Aeon tritt ihr dessen Herrscher entgegen, durch 12 neue Mysterien schafft sie sich freie Bahn. Wie ein solches „Mysterium“ aussieht, dafür diene das folgende Beispiel: „Wenn ihr zu dem 3. Aeon gelangt, so treten Jaldabaoth und Chucho vor euch. Besiegelt euch mit diesem Siegel (σφραγίς, folgt dessen Abbildung,) dies ist sein Name: ζωζεαζ, sagt ihn nur einmal, ergreift dieses Psephos (Zahl): 3349 mit euren Händen. Wenn ihr euch mit diesem Siegel besiegelt und seinen Namen nur einmal gesagt habt, so sagt diese Sprüche: „„Weichet zurück, Jaldabaoth und Chucho, ihr

[1]) Kroll, De orac. Chald. 58: die wissenschaftliche Begründung dafür Jambl., de myst. 7, 5. Orig. Cels. 1, 24. 5, 45. Exhort. ad mart. 46. Der Zauberer betont, daß er den Gott syrisch und hebräisch anruft: Pap. Anastasy 487. Mimaut 119. Über die Erhaltung der griechischen Sprache im Attiskult s. Hepding Attis 184, 4. Vgl. Reitzenstein Poimandres 55.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Archonten des 3. Aeons, denn ich rufe Zozezaz Zaozoz Chozoz an.““ Wiederum werden die Archonten des dritten Aeons davonstieben und nach Westen, nach links fliehen, und ihr werdet nach oben gehen.“ Hier wirkt die Vorstellung, daß der Name des stärkeren Gottes den schwächeren überwindet, ganz deutlich in einem Fluchzauber aus Karthago (Audollent 242, 43 *εἶπω σοι καὶ τὸ ἀληθινὸν ὄνομα, ὃ τρέμει Τάρταρα γῆ βυθὸς οὐρανός* (dazu S. LXVIII).

Die Gefahren, denen die Seele des Abgeschiedenen ausgesetzt war, haben nicht bloß die Seelen der Gnostiker beschäftigt. Immer ist ja der Gedanke an das Los, das den Menschen nach dem Tode erwartet, ein besonders quälender, und er hat schon Manchen, der Zeit seines Lebens ein Skeptiker gewesen war, noch in letzter Stunde in die Arme der Religion zurückgeführt. Zahlreich sind die Mittel, durch die man der Seele in ihrer Not zu helfen sucht, eines der wunderlichsten ist in einer byzantinischen Schrift des 14. Jahrhunderts überliefert, die viele ältere Gedanken verwendet[1]). Die Seele, so heißt es dort, ist allerlei Plackereien durch die den Luftraum bevölkernden bösen Geister ausgesetzt, und um diesen zu entgehen, empfehle es sich, die Namen der Toten zu ändern. Der Autor beruft sich für diese Vorschrift auf „heilige Männer“, unter denen er christliche Kirchenlehrer, unter denen er aber auch nach seinem ganzen Standpunkt heidnische (neuplatonische) Philosophen verstanden haben kann. Wie dem auch sein mag, die Regel steht in der antiken und, soviel ich weiß, auch in der christlichen Literatur vereinzelt da: aber wenn man das volkskundliche Material durchmustert, ist sie keineswegs ohne Analogie. Schon R. Andree hat in seinen „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen“ S. 182 Beispiele für die Sitte gesammelt, daß der Name eines Verstorbenen nicht mehr genannt werden darf: er kann sie bei Indianern, bei den Massais in Ostafrika und bei den Samojeden nachweisen, und bei Frazer S. 349 kann man das Material erheblich vermehrt finden. Die bloße Anhäufung der Tatsachen hat nur geringen Wert; aber wichtig ist, daß den Naturvölkern der eigentliche Grund des Verbotes oft noch ganz deutlich ist: die Nennung des Namens kann den Toten herbeirufen. Die Furcht davor ist so groß, daß die Folge eines solchen

[1]) Hermippus, de astrologia dialogus (edd. Kroll-Viereck Lips. 1895), nach Elters Nachweis von Jo. Katrarios verfaßt, s. Kroll Pauly-Wiss., 8, 854. Über die betr. Stelle Rh. Mus. 52, 345. Vgl. auch Samter, Geburt, Hochzeit und Tod (Leipzig 1911) S. 106.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vergehens Totschlag und Fehde sein können, Meist hilft man sich, indem man den Namen umschreibt (der Vater des . . , der Sohn des . .) oder ihn so leise ausspricht, daß es der Tote nicht hören kann; die Namensänderung wird von den Massais berichtet (Andree 182): „Bei den Masai in Ostafrika werden die Namen der Verstorbenen von den Lebenden nach dem Tode jener sogleich verändert, aus dem abergläubischen Grunde, daß der Verstorbene sonst erscheinen und die Lebenden beunruhigen könnte, wenn noch auf Erden sein Name genannt würde. Der Name wird daher verändert, damit der Verstorbene die neue Benennung nicht wisse und also ruhig sein könne. Es ist eine sehr große Beleidigung, die ein Massai nie ungerächt läßt, wenn jemand in seiner Gegenwart den Namen seines verstorbenen Freundes ausspricht. So heißt z. B. ein Vater, der noch lebt, Baba oder Meni, ist er aber gestorben, so heißt er Orl-oiu; eine Mutter, die noch lebt, heißt Engnondon, ist sie gestorben, so nennt man sie Enaiu Enaiu."

Es liegt daher nahe anzunehmen, daß auch jene Vorschrift der „heiligen Männer" ursprünglich diesen Sinn gehabt hat und ihr der andere aus irgend einem Grunde (vielleicht aus religiösen Beklemmungen) erst nachträglich untergeschoben worden ist.

Eine Frage, die sich bei volkskundlichen Untersuchungen immer wieder aufdrängt. ist die, ob gleiche Bräuche bei verschiedenen Völkern sich aus gegenseitiger Beeinflussung oder aus paralleler (konvergenter) Entwicklung erklären. Im vorliegenden Falle werden wir die gleiche Einschätzung des Namens bei so vielen verschiedenen Völkern auf Zufall, richtiger auf Entwicklung derselben Anschauungen aus den gleichen primitiven Grundlagen zurückführen. Eine Ausnahme werden wir für die Regeln der Zauberbücher zu machen haben, die sich mit ägyptischen Zaubertexten auffallend berühren; hier besteht zweifellos ein historischer Zusammenhang.

Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Verbreitung und Kennzeichen der glätzischen Mundart und ihre wichtigsten Unterschiede[1]).

Mit einer Mundartenkarte der Grafschaft Glatz.

Von Friedrich Graebisch in Kudowa.

I. Verbreitung und Kennzeichen der glätzischen Mundart.

§ 1. Der sogenannte glätzische Dialekt ist seiner Verbreitung und seinem Wesen nach durch ziemlich scharfe Grenzen von den übrigen schlesischen Mundarten geschieden. Sein Gebiet umfaßt die schlesischen Kreise Neurode, Glatz (ausgenommen einige tschechische Dörfer an der Westgrenze) und Habelschwerdt, die böhmischen Gerichtsbezirke Braunau, Neustadt an der Mettau (soweit dieser nicht dem tschechischen Sprachgebiet angehört), Rokitnitz und Grulich, sowie in Mähren höchstens ein kleines Grenzgebiet um Mährisch-Rothwasser.

§ 2. Alle glätzischen Untermundarten haben folgende gemeinsamen Hauptkennzeichen: mhd. i und ü sind meist durch ẹ, mhd. o und u meist durch ọ vertreten, s. B. kẹnt *Kind*, jọnə *Junge*; mhd. o ist auch vor Velaren geschlossen, z. B. glọkə *Glocke*, gəbrọ̊cha

[1]) Mit dem Glatzer Dialekt beschäftigen sich insbesondere folgende Arbeiten: Die Lautverhältnisse kennzeichnet von Unwerth, Die Schlesische Mundart, Wort und Brauch III, 1908; die Lautverhältnisse einer Ortsmundart behandelt eingehend O. Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde (1901); vornehmlich den Wortschatz betreffen mehrere Aufsätze von A. Klesse in der „Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz“ (1883 ff.); Ausführungen über den Braunauer Dialekt, die jedoch mit großer Vorsicht zu benutzen sind, enthält die „Braunauer Heimatkunde“ (1894), S. 179 ff.; über mehrere Ortsmundarten handeln meine Beiträge in der ZfdMaa. 1912, S. 263—275, S. 319—347; über die Ma. im Bezirk Rokitnitz vgl. „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“, X, S. 192—229; des Grulicher Dialektes bedient sich der Schriftsteller W. Oehl; auch andere glätzische Maa., besonders südglätzische und Braunauisch, sind in der Unterhaltungsliteratur durch gute Schriftsteller vertreten, vor allem sei auf F. Schönig und R. Karger hingewiesen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebrochen (ausgenommen ok *nur* und doɔ̯h *doch* mit offenem o); gekürztes mhd. û < a oder in einem Teilgebiet o, z. B. hafa hofa *Haufen;* mhd. ou < ā, z. B. bāɪn *Baum;* mhd. ei und ōu sind durch offene oder diphthongierte Laute vertreten, z. B. štę̄n oder štāin *Stein,* bę̄mə oder bǭimə *Bäume;* mhd. a und o bei Dehnung und mhd. â, ô, ê und œ sind vor r stets offen, z. B. bạ̌rt *Bart,* vạ̌rt *Wort,* jạ̌r *Jahr,* ạ̌r *Ohr,* ſạ̌r *sehr,* hạ̌rn *hören;* die Zusammenziehungen aus mhd. age und oge sind durch ę̄ oder die Diphthonge ǭi oder oi vertreten, z. B. ſę̄n oder ſǭin oder ſoin *sagen,* gətsę̄n gətsǭin gətsoin *gezogen;* die Zusammenziehungen aus mhd. äge und ëge sind mit mhd. ei in der Entwicklung zusammengefallen, z. B. rę̄n oder rāin *Regen;* anlautendes w ist stets bilabial, z. B. vęnt̯ *Winter;* inlautendes b und g werden als Reibelaute gesprochen, z. B. lāva *leben,* āġə *Auge,* līja *liegen;* silbisches m ist nicht zu n geworden, z. B. bǭdn̯ *Boden,* mẹt olm̯ *mit allem;* die Endung en wird auch nach nn und l zu a, z. B. rena *rennen,* fola *fallen,* hāla *halten*[1]). Mit den vorgenannten Beispielen vergleiche man die entsprechenden Formen der schlesischen Nachbarmundarten in den Kreisen Frankenstein, Reichenbach und Waldenburg: kint, junə, glokə, gəbroɔ̯ha, hefa, baum (von Peterswaldau nord- und ostwärts bǭm), štę̄n, bę̄mə, wūṛt (Kr. Reichenbach wǭṛt), jūṛ (jǭṛ), ūṛ (ǭṛ), ſiṛ, hīṛn, ſǭn, gətsoin (bei Wartha gətsūn), rān, wint̯, lāba, augə (auġə, ǭgə), līga (līja), bǭdn̯ (Kreis Waldenburg), mit oln̯ (ebenda), ren (ebenda), foln̯, hāln̯. Im benachbarten Österreichisch-Schlesien (um Jauernig, Friedeberg, Freiwaldau), in einigen Dörfern bei Wartha im Kreise Frankenstein (z. B. Hemmersdorf, Gierichswalde), sowie im Gerichtsbezirk Weckelsdorf werden Mundarten gesprochen, die zwar noch die einen oder die anderen der obengenannten glätzischen Eigentümlichkeiten besitzen, aber doch höchstens als Übergangsmundarten angesehen werden können, denn in allen diesen Gebieten fehlt mindestens eins der wichtigsten Hauptkennzeichen des Glätzischen, nämlich die Langvokale vor r werden bereits geschlossen wie im Schlesischen gesprochen, also z. B. jūṛ *Jahr,* hīṛn *hören;* als glätzisch können aber nur die Mundarten bezeichnet werden, welche alle obengenannten Kennzeichen gleichzeitig aufweisen.

Erhebliche Unterschiede vom Glätzischen zeigt auch die im Süden angrenzende nordmährische Mundart, die bereits dem südschlesischen

[1]) Weitere dem glätzischen Gesamtgebiet gemeinsame Formen sind in den Amerkungen zu §§ 9, 10, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19 und 20 zusammengestellt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Apokopierungsgebiet angehört; sie kann keinesfalls nur als eine glätzische Untermundart angesehen werden, sondern bildet eine schlesische Teilmundart mit ebensoviel Recht wie das Gebirgsschlesische oder das Lausitzisch-Schlesische. Während in fast allen übrigen schlesischen Mundarten vor Velaren und zum Teil auch vor Dentalen mhd. a und ë erhalten, d. h. nicht zu o und a gewandelt worden sind, ist letzterer Fall im Mährischen eingetreten, z, B. lonk *lang*, gonts *ganz*, holdn *halten*, brachn *brechen;* nur im Südglätzischen zeigen bereits einige Wörter vor Velaren o < a, z. B. tǫ̊k *Tag*, vgl. die Tabelle von § 4 nebst Anm. 1 und 2. Sodann wird die Endung e im Mährischen nicht nur in Verbalformen (wie bereits im Südglätzischen, vgl. § 6), sondern auch bei Substantiven und prädikativen Adjektiven stets apokopiert, z. B. toš *Tasche*, lait *Leute*. Ein wichtiger Unterschied des Mährischen besteht ferner darin, daß die Endung en erhalten bleibt außer nach m, n und ŋ, z. B. kāfn *kaufen*, holdn *halten*, foln *fallen;* nach m, n, ŋ und in der Endung -lîn erscheint a oder ă, ə, z. B. kọmə *kommen*, ranə *regnen*, foŋə *fangen*, haiflə *Häuschen*[1]). Im Vokalismus zeigt das Mährische allerdings manche Verwandtschaft mit dem Glätzischen; ja, strichweise finden sich dort ähnliche Lautverhältnisse (ę̄ < schles. ī, ǭ < schles. ū) wieder, wie in der eigenartigen Mundart bei Habelschwerdt (vgl. § 4).

Nur durch einen schmalen Streifen tschechischen Gebietes ist das Glätzische des Bezirks Grulich von der Mundart des deutschböhmischen Bezirks Landskron getrennt, die nicht mehr zur schlesischen Gruppe, sondern zu den eigenartigen Mundarten des Schönhengster Gaues gehört und daher bereits ostfränkischen Charakter trägt[2]).

§ 3. Auch einige Striche des Gebirgsschlesischen, die nicht unmittelbar an das glätzische Dialektgebiet grenzen, zeigen noch gewisse Übereinstimmungen mit dem Glätzischen. So finden sich z. B. ę < i, ǫ < u, ę̄ < mhd. ei und öu bei Schmiedeberg im Riesengebirge und ā < mhd. ou bei Trautenau (vgl. v. Unwerth, a. a. O.,

[1]) Eine auffallende Übereinstimmung mit dem Mährischen in den hier angeführten Besonderheiten zeigt die sogenannte „nordböhmische Mundart" von Unwerths (bei Spindelmühl), vgl. v. Unwerth, Schles. Ma., § 133.

[2]) Näheres u. a. bei Dr. Josef Matzke, Die Ma. von Rathsdorf (zwischen Landskron und Wildenschwerdt) im Schönhengstgau, 40. und 41. Jahresbericht der Landes-Oberrealschule zu Znaim, 1911 und 1912; ferner: Dr. Hans Schwab, Einheitliche Schreibung bei mundartlichen Aufzeichnungen im Schönhengstgau, Mitt. zur Volks- und Heimatskunde des Schönhengster Landes, 7. Jahrgang (1911), 1. Heft.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 132)[1]). Ein unmittelbarer Zusammenhang mit den gleichen glätzischen Eigentümlichkeiten besteht gegenwärtig nicht mehr, da in dem Zwischengebiet bei Weckelsdorf und Starkstadt die ebengenannten Eigenheiten fehlen. Immerhin ist die Möglichkeit früherer Beziehungen denkbar. Der Weckelsdorfer Bezirk hat bis ins 17. Jahrhundert nur eine spärliche deutsche Bevölkerung gehabt, deren etwaiger (damals) glätzischer Dialekt durch Zuwanderer aus anderen Teilen des Gebirges umgestaltet worden sein kann, sodaß der dialektische Zusammenhang des Glätzischen mit den Maa. um Trautenau und Schmiedeberg unterbrochen worden wäre. Auch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und spätere Neubesiedlungen können dabei in Betracht kommen. Die Richtigkeit dieser Vermutungen müßte allerdings erst noch erwiesen werden. (Vgl. auch die Anmerkung am Schluß von § 4.)

II. Unterschiede innerhalb der glätzischen Mundarten.

Vorbemerkungen. Die folgenden Ausführungen sollen Unterschiede, die innerhalb des glätzischen Dialektes auftreten, behandeln.

Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß zwar viele Verschiedenheiten auf das Glatzer Dialektgebiet beschränkt sind, andere aber — und hierzu gehören einige wesentliche — sich nach Norden, Osten oder Süden darüber hinauserstrecken und somit Teile davon mit den angrenzenden schlesischen und mährischen Mundarten verknüpfen. In neuerer Zeit verwischen sich die Grenzen der bestehenden örtlichen Dialektunterschiede immer mehr, und es kann daher nur noch die Mundart der alten ortseinheimischen Familien als einwandfreie Grundlage einer Dialektgruppierung gewählt werden. Für eine Anzahl von Unterschieden, besonders solche, welche ältere und jüngere Sprechweise von einander trennen, lassen sich räumliche Grenzlinien oft nicht ziehen; soweit syntaktische Eigenheiten oder bestimmte Wörter und Redensarten in Frage kommen, bestehen sogar persönliche Unterschiede. Eingehendere Forschungen werden hier noch manchen Zweifel klären und Neues erkunden können.

Ich beschränke mich im folgenden auf eine verhältnismäßig kleine Auswahl, welche die wichtigsten Erscheinungen nach Möglichkeit einschließt, sowie räumlich zumeist auf das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Glatz und des Braunauer Ländchens; da

[1]) Ähnliche Übereinstimmungen zeigen auch nordböhmische Mundarten, vgl. z. B. Knothe, Markersdorfer Mundart, S. 8 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber diese Angaben auf vergleichenden Studien beruhen, die ich mit einer großen Zahl geeigneter Personen in den genannten Gebieten an Ort und Stelle vorgenommen habe, so hoffe ich, daß sie als Grundlage für weitere Einzelforschungen dienen können. Meine bisherigen Erfahrungen berechtigen mich zu der Behauptung, daß auch dieses enger begrenzte Gebiet noch viele ungehobene mundartliche und volkskundliche Schätze birgt.

Die im folgenden gebrauchten geographischen Abkürzungen bedeuten: Brau. = Gerichtsbezirk Braunau, Neur. = Kreis Neurode, Gl. = Kreis Glatz, Hab. = Kreis Habelschwerdt, Brau.-Dfr. = Gerichtsbezirk Braunau ohne die Stadt, Brau.-St. = Stadt Braunau, Neur. (N., O.) = nördlicher und östlicher Teil des Kreises Neurode; entsprechend ist die Bedeutung ähnlicher Zusammenstellungen.

§§ 4—11. Gesetzmäßige Unterschiede, die sich auf bestimmte Wortreihen erstrecken.

§ 4. Im Vokalismus sind die folgenden gesetzmäßigen Entwicklungen besonders auffällig.

1) Mhd. a vor Velaren > a, o; Beispiel: Nacht.

2) Mhd. a vor Velaren, gedehnt, > ā, ǭ; Beispiel: Tag.

3) Mhd. a vor r > a, å[1]); Beispiel: arm; ebenso mhd. o vor r in bestimmten Wörtern, z. B. Dorf.

4) Mhd. a vor r, gedehnt, > ā̊, ā: Beispiel: Bart; ebenso gedehntes mhd. o, â, ô vor r.

5) Mhd. ë vor Velaren, gedehnt, > ę̄, āi, ā; Beispiel: Weg.

6) Mhd. ë und ä vor r > a, ä, å; Beispiel: Berg.

7) Mhd. i, gedehnt, außer vor r > ī, ę̄; Beispiel: Tisch; ebenso gedehntes mhd. ū, ê, œ außer vor r.

8) Mhd. u vor r > å, a, ä; Beispiel: Durst; ebenso mhd. o vor r in bestimmten Wörtern, z. B. Borste.

9) Mhd. u, gedehnt, außer vor r > ū, ǭ; Beispiel: Busch; ebenso mhd. ô außer vor r.

[1]) å, ǎ, ä und ā̊ bezeichnen eine sehr offene Aussprache der sonst mit o, ǭ, e nnd ę̄ bezeichneten Laute und werden nur durch folgendes r bedingt. Mithin bezeichnen å und ä kurze Laute, ā und ā̊ die entsprechenden Längen. Die Anmerkung in Band XVI, S. 99 der „Mitteilungen“, die nicht vom Verfasser herrührt und aus Versehen an jene Stelle geraten ist (C. Rother bezeichnet z. B. mit å und ä nur Langvokale), ist entsprechend zu berichtigen; leider hat sie aber zur Folge gehabt, daß in dem Text a. a. O. auch für die Längen å und ä anstatt ā und ā̊ gesetzt worden ist.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

10) Mhd. û, gekürzt, > a, o; Beispiel: kaum.

11) Mhd. iu > oi, ai, ọi; Beispiel: Leute.

12) Mhd. ei > ę̄, āi, ā; Beispiel: Bein; ebenso mhd. äge und ëge bei Zusammenziehung.

13) Mhd. ōu > ę̄, āi, ā, ǭi, oi; Beispiel: Freude.

14) Mhd. age bei Zusammenziehung > ę̄, ǭi, oi, ǭ; Beispiel: sagen; ebenso mhd. oge bei Zusammenziehung.

Die vorgenannten Lautverschiedenheiten gestatten die Unterscheidung folgender Unter- und Ortsdialekte, die (nach § 6) in eine südglätzische und eine nordglätzische Gruppe zusammengefaßt werden können:

1) Oberdörfisch mit den breiten Doppellauten āi (< mhd. ē vor Velaren, ei, äge, ëge) und ǭi (< mhd. ōu, age, oge), Verdunkelung von mhd. a zu o oder ǭ vor Velaren in bestimmten Wortgruppen, sowie o < gekürztem mhd. û und oi < mhd. iu. Einige Dörfer zeigen ferner a und ā statt å und å̄ vor r. In den an das folgende Gebiet grenzenden Ortschaften gilt dagegen bereits ę̄ und ǭ für schles. ī und ū.

2) Die „tę̄š (*Tisch*)“-Mundart im engeren Sinne hat ę̄ für schles. ī, ǭ für schles. ū, ai < mhd. iu. Im östlichen Teil dieses Gebietes (in den sogenannten Grund- und Schneebergsdörfern) gilt noch āi (ā) < mhd. ë vor Velaren, ei, äge, ege und ōu, während im westlichen Gebiet und in der jüngeren Mundart āi durch ę̄ verdrängt worden ist; mhd. age und oge sind bei Zusammenziehung stets zu ę̄ geworden.

3) Das Ostglätzische zeigt bereits den Vokalismus des Mittelglätzischen (vgl. 5) bis auf ai < mhd. iu, stimmt aber in anderen wichtigen Merkmalen (vgl. z. B. § 6) meist mit den vorgenannten Unterdialekten überein. In der Mundart von Hannsdorf ist wiederum å und å̄ vor r zu a und ā geworden.

4) In Brzesowie gelten wiederum die breiten Diphthonge āi und ǭi wie im Oberdörfischen, die aber in neuerer Zeit durch ę̄ verdrängt werden; å und å̄ vor r sind durch a und ä bezw. ā vertreten, mhd. iu durch ọi.

5) Das Mittelgätzische zeigt den normalen, aus der Darstellung von Unwerths bekannten glätzischen Vokalismus: mhd. ei, ōu und die Zusammenziehungen von Kurzvokal + g sind durch ę̄ vertreten, mhd. iu durch ọi. In einem Teil des Gebietes gilt å vor r selbst in Wörtern, die sonst allgemein a < mhd. ä oder ë zeigen, z. B. hårvə herb, bårk Berg.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6) Die Mundart der Stadt Neurode, insbesondere der alten Neuroder Tuchmacherfamilien, zeigt gegenüber der vorgenannten einige lautliche Abweichungen: mhd. iu > ai, Erhaltung von altem ă z. B. in ärpt Arbeit; dieselben Eigentümlichkeiten finden sich in der Braunauer Stadtmundart wieder. Einige Formen mit oi > age und oge statt ę̄ leiten zur folgenden Ma. über.

7) Die nordglätzische Diphthongierungsmundart hat anstelle des mittelglätzischen ę̄ wieder die Diphthonge āi und oi, ähnlich wie das Oberdörfische; jedoch im Neuroder Anteil dieses Gebietes ist āi (nicht aber oi) schon fast ganz durch ę̄ verdrängt; mhd. iu > o̤i.

8) Die Mundart der Stadt Braunau hat ā < mhd. ë vor Velar, ei, äge, ëge und ŏu, ę̄ < mhd. age und oge, ai < mhd. iu und ähnelt in diesen Lautverhältnissen auch der im östlichen „tęš“- Gebiet gesprochenen Mundart (vgl. 2); mhd. ă und ë vor r sind lautgesetzlich als ă erhalten: ärpt Arbeit, lärna lernen, bärk Berg.

9) Die nordbraunauische Mundart unterscheidet sich von der unter Nr. 7 genannten Nachbarmundart besonders dadurch, daß der Diphthong oi allgemein und der Diphthong āi im Kirchspiel Deutsch-Wernersdorf durch ę̄ vertreten ist (nur āi < mhd. ë vor Velar ist noch allgemein üblich), sowie daß å vor r zu a geworden ist.

Die näheren Einzelheiten und Grenzen der angeführten Unterdialekte sind aus der Zusammenstellung auf S. 204 und 205 und der Karte leicht zu ersehen.

Nur auf das Südglätzische beschränkt ist ę < mhd. ö und æ in den Diminutiva ſęla *Söhlchen*, bęla *Böhlchen*, kęla *Köhlchen*, pfęla *Pfählchen*, sowie ferner ę < mhd. e in dęn *dehnen*, gəvęn *gewöhnen*, tsęn dat. pl. *Zähnen;* vgl. Pautsch, a. a. O., § 78. Im Nordglätzischen haben diese Formen offenes e, z. B. ſela, bela, pfela, den, gəven, tsen.

Nur dort, wo schles. ī und ū durch ę̄ und ō̤ vertreten sind, wird gekürztes mhd. œ zu ę in den Formen šęn̰ (Kompar.) *schöner* (šęn *schönen*, šęnstə *schönste)*, greſ̰ *größer*, beſ̰ (Kompar.) *böser*, he͡ch̰ *höher*, reť̰ *röter*; vgl. Pautsch, a. a. O. §§ 52 und 78. Im übrigen glätzischen Gebiete haben diese Formen i.

Anmerkung. Bemerkenswert ist das Auftreten desselben Lautwandels (in räumlich getrennten Gebieten, z. B. ā statt ă vor r in den Maa. 1a, 3b und 4 auch in Plaßnitz und Deschney, Bz. Neustadt a. d. M.), a in daſt usw. in 1a, 3b und 9, ai < mhd. iu in 2, 3, 6 und 8. Die sogenannten oberdörfischen Diphthonge āi und ō̤i (oi) stellen, wie auch von Unwerth, Schles. Ma., § 134, mit Recht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Nacht	Tag	arm	Bart	Weg
I. Südglätzisch.					
1. Oberdörfisch-glätzisch					
a) bei Mittelwalde (* Schreibendorf — Bobischau, † Stadt Mittelwalde)	noc͟ht[1])	tǭk	arm	bǎṛt * bāṛt	vāik † vę̄k
b) Hohndorf — Wölfelsdorf — Thanndorf bei Mittelw.	„ [1])	„	„	bǎṛt	vāik
2. „tę̄š (Tisch)“ - Mundart im engeren Sinne					
a) Konradswalde — Gompersdorf — Mohrau (* jüngere Ma.)	„ [1])	„	„	„	vāik auch vāk * vę̄k
b) Weistritz — Waltersdorf — Kieslingswalde (* Kieslingswalde)	nac͟ht[2])	tāk * tǭk	„	„	vę̄k
3. Ostglätzisch					
a) Landeck — Eisersdorf (* Landeck, † Ullersdorf — Eisersdorf)	„ [2])	tāk	arm * † årm	„	„ [3])
b) Hannsdorf, Kr. Glatz	„	„	arm	bāṛt	„
II. Nordglätzisch.					
4. Brzesowie (* jüngere Mundart)	„	„	„	„	vāik * vę̄k
5. a) und b) [West- und] Mittelglätzisch: Wünschelburg — Steine — Volpersdorf — Königshain — Grafenort — Reinerz — Sackisch (* westlicher Kreis Glatz; ** ebenso aber n.-ö. bis Eckersdorf und Gabersdorf)	„	„	arm * årm	bǎṛt	vę̄k
6. Stadt Neurode (Ma. der Neur. Tuchmacher)	„	„	årm	„	„
7. Nordglätzische Diphthongierungsmundart					
a) Nördlicher Kreis Neurode (* aussterbend)	„	„	arm	„	vę̄k * vāik
b) Dörfer um Braunau = Braunauer Niederdörfer im engeren Sinne	„	„	„	„	vāik
8. Stadt Braunau (Niedersänder oder Braunauer Tuchmacher-Ma.)	„	„	årm	„	vāk
9. Nordbraunauisch					
a) Heinzendorf b. Br. — Wiesen	„	„	arm	„	vāik
b) Halbstadt — Deutsch-Wernersdorf	„	„	„	„	„

[1]) In Zeitwörtern mit velarem Stammauslaut bleibt a erhalten in mac͟ha, z. B. in vokan, *wackeln;* vgl. auch die folgende Anm. [2]) Im Präteritum und noch o, z. B. gəšmokt, *geschmeckt.* [3]) In Landeck einige Wörter mit ā, z. in dårf *Dorf;* in einigen der östlichen Dörfer neben bark, darf. [5]) ā in *beit* < mhd. erbet; ä beruht demnach hier nicht auf hochd. Einfluß. [7]) Formen. [8]) Daneben kommen noch einige Formen mit oi vor, z. B. bəloin, *belogen,* voin

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berg	Tisch	Durst	Busch	kaum	Bein	Freude	Leute	sagen
bark	tīš	dạ̊ršt * dašt	pūš	kom	bāin † bę̄n	frǭidə † frę̄də	loitə	ſǭin † ſę̄n
„	tę̄š	dạ̊ršt	pǭš	„	bāin	frǭidə	„	ſǭin
„	„	„	„	„	bāin * bę̄n	frāidə * frę̄də	laitə	ſę̄n
„	„	„	„	kam	bę̄n	frę̄də[7]	„	„
„ † bårk	tīš	„	pūš	„	„	„	„	ſę̄n *ſę̄n u. ſǭn
bark	„	dašt	„	„	„	„	„	ſę̄n
„	„	dāršt	„	„	bāin * bę̄n	frǭidə * frę̄də	lọitə	ſǭin * ſęn
bark **bårk[4])	„	dạ̊ršt	„	„	bę̄n	frę̄də	„	ſę̄n
bark[5])	„	„	„	„	„	„	laite	„[8])
„	„	„	„	„	bę̄n * bāin	froidə	lọite	ſoin
„	„	„	„	„	bāin	„	„	„
bārk[6])	„	„	„	„	bān	frādə	laitə	ſę̄n
bark	„	dašt	„	„	bāin	frę̄də	lọite	„
„	„	„	„	„	bę̄n	„	„	„

machen, ptc. gemacht, paka, *packen* u. a.; vor Ableitungsendungen gilt jedoch o, Part. Perf. rückumlautender Verben gilt auch hier, nördlich bis Kunzendorf, B. ſägə, *Säge* (schles. Einfluß, vgl. ſǭn, *sagen*). [4]) Hier auch mhd. o > å ärpt, vgl. die folgende Anm. [6]) Bemerkenswert ist u. a. auch ä in ärpt *Armit* äi dürften hier kaum noch vorkommen, vgl. Pautsch, a. a. O., S. 5 f. *Wagen*, hoinbọtə *Hagebutte*.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervorhebt, eine ältere Lautstufe dar, dem entspricht ihre heutige Verbreitung; sie weichen vor dem jüngeren ę immer weiter zurück und sind nur noch in den südlichen, westlichen und nördlichen Randgebieten zu finden. Auch bei diesem Lautwandel ist beachtenswert, daß sich neben dem großen ę-Gebiet der mittleren Grafschaft andere inselartig bei Halbstadt und Grulich gebildet haben.

§ 5. Konsonantismus. In der Konsonantenverbindung mhd. hs ist h jetzt meist zu k geworden; in Brau.-Dfr. gilt jedoch allgemein noch die Aussprache ch bezw. ć, z. B. vachsa *wachsen*, većsan *wechseln*; in der Grafschaft ist die spirantische Aussprache nur noch in einigen Wörtern zu hören, z. B. meist noch in drēćsl̥ *Drechsler*, dagegen wohl nur noch in Neur. und auch da bereits schwankend in droćsl̥ *Drossel*, dećsl̥ *Deichsel* u. a.; ks in *Hexe* und *Huxt* < Hochzeit wird ebenso behandelt: Brau.-Dfr. hećsə, huchst.

Eine Anzahl Wörter, die im Glätzischen sonst mit der Lenis g anlauten, zeigen in Brzesowie und vielleicht noch in einigen anderen an der tschechischen Sprachgrenze liegenden Orten wahrscheinlich infolge tschechischen Einflusses im Anlaut die Fortis k, welche in diesen Wörtern nach tschechischer Weise unaspiriert, sonst[1]) aber aspiriert gesprochen wird: kärkə *Gurke*, kinkan und kunkan (-an < -eln) *mit Licht spielen*, kl̥otsa pl. *Augen*, kofa *gaffen*, kokan (-an < ern) *gackern*, krīpš m. *Kerngehäuse*, krīwə f. *Griebe*, kuka *gucken*, kuka pl. *Augen*, kukuk m. *Kuckuck*, kunkə f. ungeschickte Frauensperson. Auch in einigen Dörfern bei Starkstadt (Bz. Weckelsdorf) finden sich derartige Formen.

Das anlautende pf ist im Glätzischen fast allgemein als Affrikata erhalten. Nur in Brzesowie, Gießhübel, Wöllsdorf (Bz. Grulich)[2]) und Landeck-Niederthalheim ist pf ganz oder überwiegend zu f geworden; flostr̥ *Pflaster* wird stets nur mit f gesprochen.

Das auslautende l nach Stammvokal wird im Braunauer Dorfdialekt häufig vokalisiert, z. B. ſō̜ *soll*, vī *will*, vai *weil*, fū *voll*, amō̜ *einmal*. Daneben hört man die sonst allgemein gebräuchlichen Formen mit l.

§ 6. Die Einteilung der glätzischen Mundarten in eine nördliche und eine südliche Gruppe wird besonders durch folgende auffallenden Merkmale gestützt:

1) Die Endung e der 1. und 3. ps. sg. des schwachen

[1]) Z. B. in kärćhə *Kirche*, kūə *Kuh*.

[2]) Vgl. Deutsche Volksk. a. d. östl. Böhmen, XII, S. 93, Anm. 4.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Präteritums wird im südlichen Gebiet apokopiert[1]); diese Apokope reicht bis in den Süden des mittelglätzischen Gebietes hinein und ist ein Vorbote des großen mährisch-südschlesischen Apokopierungsgebietes, an welches das Glätzische im Süden grenzt. Im Nordglätzischen dagegen ist nicht nur dieses e erhalten, sondern es sind sogar Langformen starker Präterita üblich, wenn deren Stamm auf d, b, g, ng, l auslautet, ortsdialektisch (Brzesowie) auch nach anderem Stammauslaut. Es heißt daher südglätzisch hot *hatte*, rant *rannte*, fǭnt *fand*, hūp *hob*, lǭch *lag*, gin *ging*, ful *fiel* — nordglätzisch hotə, rantə, fǭndə, hūvə, lǭgə, ginə, fulə (bei Halbstadt, sonst meist fuldə), aber fast allgemein gewöhnlich ohne e: šnīt *schnitt*, hīs *hieß*, līf *lief*, trǭnk oder tronk *trank*, kǭm (Brau.-Dfr. kvǭm) *kam*, gəvǭn *gewann*, fūr *fuhr*; in Brzesowie šnītə, hīsə, lūfə, trǭnkə, kǭmə, gəvǭnə, fūrə. Südglätzisch sind auch die Formen kun (pl. kuna) *konnte*, ken *könnte*, ſul *sollte*, ſel *sollte* (Konj.), vul vel *wollte*, štǭn oder štun (pl. štǭna, štuna) *stand*, blī (pl. blīn) *blieb* und ähnliche, während dafür im Nordglätzischen gilt: kundə, kendə, ſuldə, ſeldə, vuldə, veldə, štǭndə oder štondə, blīvə u. a. Die Apokope begünstigt demnach die Assimilation oder den Schwund des Stammauslautes.

Anmerkung 1. Im Südglätzischen fallen infolge der Apokope bei den meisten schwachen Zeitwörtern die Formen der 3. ps. sg. praes. und praet. mit einander zusammen; trotzdem ist nach meinen Beobachtungen eine Umschreibung im Präteritum nicht notwendig[2]). Meist ist das Tempus aus dem Zusammenhange erkennbar, z. B. dār ful mẹt da štẹ̄wan ai də štāinrẹkə, dos a ſə nẹmẹ rauskrīc̣ht *der fiel mit den Stiefeln in die Steinrücke (Felsen), daß er sie nicht mehr herauskriegte* — dǭ fin a ǭ on flucht on šmẹ̄s də štanə vek *da fing er an und fluchte und schmiß die Stange weg.*

Anmerkung 2. Vor schwachtonigen persönlichen Fürwörtern tritt im Gesamtschlesischen stets Apokope des e ein: kunt ma *konnte man*, a ſucht sə *er suchte sie.*

Im Satzauslaut und vor Sprechpausen bewahren im Nordglätzischen auch die 1. ps. sg. praes. und die 2. ps. sg. imper. meist die Endung e, z. B. īch kọmə nǭch dam fṛšprọchna *ich komme nach dem Versprochenen*; gī ok on frẹ̄jə! *geh nur und frage*; šlǭfə, kẹndla, šlǭfə! *schlaf, Kindlein, schlaf.* Nur Formen mit vokalischem oder

[1]) Vereinzelte Fälle mit erhaltenem e dürften, namentlich bei südglätzischen Schriftstellern, auf hochdeutschem Einfluß beruhen.

[2]) Dagegen wird die 2. ps. pl. praet., und zwar nicht nur die infolge von Synkope mit dem Präsens gleichlautenden Formen, meist — auch in anderen schlesischen Mundarten — durch „tun“ umschrieben oder durch das Perfekt ersetzt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verkürztem Stammauslaut, sowie von Hilfsverben und Imperativformen mit gebrochenem Stammvokal haben nie ein e, z. B. iɕ̧h gā *ich gebe*, gī *geh*, lę̄ *lege*, vār̥ *werde*, ſīɕ̧h *sieh*, hil (Imp.) *halte*.

2) Das Femininum „eine" des unbestimmten Artikels lautet südglätzisch (und mährisch-schlesisch) a, nordglätzisch n̥, z. B. a vījə bezw. n̥ vījə *eine Wiege*. Entsprechend fehlt der Stammauslaut in den attributiven weiblichen Formen *eine* (Zahlw.), *keine, meine, deine, seine;* sie lauten südglätzisch ę̄ oder āi, kę̄ (kāi), mai, dai, ſai — dagegen nordglätzisch ę̄nə usw. Die Kurzformen gehen wenig über den Kreis Habelschwerdt nach Norden[1]), nur kę̄ geht bis in den Kreis Neurode (noch Albendorf z. B. kę̄ put̥ *keine Butter*).

§ 7. Im Schlesischen tritt häufig die verbale Flexionsendung der 2. ps. sg. (st) oder pl. (t) an satzeinleitende Konjunktionen, Fragepartikel oder Relativa, wenn unmittelbar darauf die Fürwörter „du" oder „ihr" folgen. Im Glätzischen sind mir solche Formen, z. B. opstə *ob du* und häufiger noch der pl. opt̥ *ob ihr* neben den einfachen Formen op də, op r̥ besonders im Kreise Neurode begegnet; in den übrigen glätzischen Gebieten habe ich meist nur die einfachen Formen gefunden.

Wenn Adjektivformen, die auf a < en enden, flektiert werden, so erscheint gewöhnlich wieder das ursprüngliche n, z. B. də bāmvęlna štręmpə *die baumwollenen Strümpfe*, dī fǭnda n gəhanna *di fanden einen Gehängten*, męt gəbroɕ̧hna ben *mit gebrochenen Beinen*, fr̥šīdnəs andrəs *verschiedenes anderes*. Bei Mittelwalde und auch sonst in älterer Mundart, z. B. in Brzesowie, in Hausdorf bei Neurode usw., tritt die Flexionsendung an das a, z. B. də aigəlǭdan (bei Mittelwalde) *die Eingeladenen*, də ufgəšrīvan (Brzesowie) *die Aufgeschriebenen*, bāmvęlas on lainas (Hausdorf) *Baumwollenes und Leinenes*. Noch ziemlich allgemein verbreitet ist dagegen a < ene, z. B. gəbaka bär̥na *gebackene Birnen* (jünger: gəbaknə bär̥na) und as < enes in einigen häufigen Formen, z. B. švainas *Schweinefleisch*.

Eigenschaftswörter, die von Stoffnamen abgeleitet sind, zeigen in der jüngeren Mundart, besonders im nördlichen Gebiete, wohl durch hochd. Einfluß meist die Endung -an oder -r̥n < erîn, z. B. aiſan *eisern*, hęltsan *hölzern* (a aiſanr̥ tǭp, aiſanə tepə). Daneben finden sich ältere Formen 1) auf -ra oder -əra < eren < erîn, z. B. aiſra,

[1]) Z. B. gilt in Ullersdorf a. d. B. noch a (eine), in Eisersdorf und Hannsdorf aber schon meist n̥; mai und die anderen Pronominalformen sind aber auch noch in Hannsdorf üblich.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hęltsra (a aiſəra tǭp, dr̥ tǭp īs aiſra, ai da aiſra tǭp, də aiſra tepə, a hęltsra hǫiſla) z. B. Hausdorf b. Neurode, um Lewin, Mittelsteine, vgl. auch Pautsch, a. a. O. § 89, 8; 2) auf a < en < în, z. B. hęltsa lotša *Holtzpantoffeln* (Brzesowie), in den flektierten Formen erscheint gewöhnlich wieder das n (vgl. oben gəbaka und gəbaknə bärna), z. B. a aiſnr̥ tǭp, ai da aiſna tǭp (bei Lewin).

§ 8. Eine Anzahl Maskulina, zumeist frühere n-Stämme, haben in Brau. (auch im Bz. Weckelsdorf und Riesengebirge) im Nominativ sg. die Endung e, in den anderen Formen die Endung a (< en); im ganzen übrigen glätzischen Gebiete zeigen nur noch Benennungen lebender Wesen diesen Unterschied, während bei den anderen in diese Gruppe gehörigen Wörtern Ausgleich zugunsten der Endung a eingetreten ist; z. B. Brau. bęsə m. (flekt. bęsa) *Bissen*, marjə m. (flekt. marja) *Morgen*, im übrigen Gebiet auch im Nominativ sg. bęsa, marja, aber allgemein härtə (flekt. härta) *Hirt*. „Rücken“ ist nicht in diese Gruppe übergetreten und hat daher im ganzen Gebiet im Singular in der echten Mundart nur starke Formen: a nǭm s ǫf a rękə *er nahm es auf den Rücken*, s līf mr̥ kāld m̥ rękə nǭ *es lief mir kalt am Rücken hinab*.

§ 9. Die Diminutivendung la (< lein) bleibt im Plural unverändert im größten Teil des Kreises Habelschwerdt, in Hannsdorf und Neur.-St. (wie in den Kreisen Frankenstein und Reichenbach); in Gl. (W.), Neur.-Dfr. und böhmisch-glätzisch lautet die Mehrzahl (mit jüngerem -n) lan.

Anmerkung. Im ganzen glätzischen Dialektgebiet erhalten die Genitive weiblicher Namen nur bei elliptischem Gebrauch ein s (š), z. B. dōſ īs dr̥ mutr̥š *das gehört der Mutter*, aber: dr̥ mutr̥ rǭk *der Mutter Rock* (schlesiseh meist dr̥ mutr̥š rǭk oder dr̥ mutr̥(š) īr̥ rǭk). Ferner erhalten im ganzen glätzischen Gebiet alle männlichen Personennamen im dat. und acc. sg. ein n, auch wenn a < en vorangeht, z. B. īch gī tsǫ frantsan *ich gehe zu Franz* (im Bezirk Weckelsdorf: tso frantsa); ebenso werden īmant *jemand* und nīmant *niemand* dekliniert: dat. und acc. īmandan, nīmandan.

§ 10. Die Vorsilben gə-, bə- und der Artikel də werden besonders im Bezirk Braunau vor f, ſ, š und j gekürzt, aber auch im übrigen Gebiet sind solche Formen überall mehr oder weniger häufig neben den volleren zu hören, z. B. gšvęndə *geschwinde*, gsǫnt *gesund*, bsǫfa *besoffen*, ǫf d joęht (ǫftęhoęht) *auf die Jagd*.

Eine Anzahl Partizipia bilden nach alter Weise Formen ohne gə, insbesondere gaŋa *gegangen*, kǫma *gekommen*, gān *gegeben*, krīęht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gekriegt (erhalten), blīn *geblieben* (a īs līja blīn *er ist liegen geblieben*), voṛn *geworden* (ſīs nacḫt voṛn *es ist Nacht geworden*); weniger verbreitet sind broḫt *gebracht* (Brau., Hab.) nnd kāft *gekauft* (südglätz.); gasa *gegessen* ist meist nur in dieser einfachen Form üblich. In einzelnen Teilgebieten werden die volleren Formen bevorzugt, z. B. gəgaʊa, gəkọma und gəgān in Brzesowie, gəblīn im Kr. Neurode u. dgl.

Anmerkung. Die Kurzformen der Partizipia modaler Hilfszeitwörter must *gemußt*, kunt *gekonnt* usw. sind im Glätz. nicht bekannt; dafür ist der Infinitiv (misa usw.) oder das volle Partizip (gəmust usw.) üblich.

Die Vorsilbe *mit-* lautet in Brau. und Neur. (N., z. B. Hausdorf) mītə-, in der Grafschaft meist mīt- bezw. mẹ̄t-, bei Lewin und im Adlergebirge mitə-, auch mit-.

Das silbische m̩ wird in einigen westlichen Grenzdörfern mit ọ- oder u- Färbung gesprochen, z. B. bọ̄dọm *Boden* (Sackisch, Gießhübel), bọ̄dum (Brzesowie). Tschechischer Einfluß ist hierbei anzunehmen; ähnliche Formen finden sich auch im südlichen Bezirk Weckelsdorf.

Die Endung *-heit (-keit)* lautet im größten Teil des Glatzer Mundartgebietes wie im Hochdeutschen, z. B. tọmhait *Dummheit*, klẹ̄nikait *Kleinigkeit*. Hochd. Einfluß ist aber wohl nicht anzunehmen, ai dürfte aus älterem āi (< mhd. ei) abgeschwächt sein. Die lautgesetzliche Form -hẹ̄t findet sich besonders noch im Kirchspiel Deutsch-Wernersdorf, in einem Teil von Neur. (z. B. Neurode, Schlegel, Eckersdorf, Rothwaltersdorf) und im östlichen Kreis Habelschwerdt zum Teil neben älterem -hāit (bei Wilhelmsthal).

Neben der allgemein üblichen Endung -nis findet sich bei Lewin und im Adlergebirge noch -nus, besonders bei älteren Leuten, z. B. bəgrẹ̄pnus *Begräbnis;* die Mehrzahl lautet immer -nisə.

Die Endung *-dorf* in Ortsnamen wird verschieden behandelt. In Namen, die aus der Besiedlungszeit des 13. und 14. Jahrhunderts stammen, ist die Endung in -dr̩f (bei Mittelwalde, bei Wilhelmsthal, Bieletal) oder meist in -droṛ (in den nördlicheren Gebieten) abgeschwächt, diese Ortsnamen stehen auch gewöhnlich ohne Artikel (vgl. aber § 20) und sind dann Neutra, z. B. velsdr̩f *Wölfelsdorf*, lūsdroṛ *Ludwigsdorf;* jüngere Ortsnamen haben die Endung -darf und werden mit dem Artikel verbunden, z. B. s kọ̄ldarf *Kohlendorf bei Neurode*, s pọ̄ldarf *Pohldorf (Kr. Habelschwerdt)*, s tétškadarf *Trtschkadorf im Adlergebirge*.

Selten sind Zusammensetzungen von Präpositionen mit -nandr̩ oder -anandr̩ *einander;* dafür sind solche mit -ſoma *-sammen* aus-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schließlich oder doch überwiegend im Gebrauch, z. B. aiſóma *in einander*, fǭſoma *von einander*, hẹndr̥-ſoma *hinter einander*, ọndr̥ſoma *unter einander* usw. Nebenformen mit -(a)nandr̥ finden sich besonders in Brau.

§ 11. In vielen Redensarten erscheint ọf *auf* anstatt des meist üblichen ǭ *an* oder ai *in* oder nǭçh *nach* in einigen westlichen Grenzgebieten (bei Lewin und in Brau.), z. B. bei Lewin (Brzesowie): denka ọf *denken an*, šraiva ọf *schreiben an*, a hotə laɯə ọf dam vainə tsọ trẹnka *er hatte lange an dem Weine zu trinken*, a họt ſiçh druf gəvẹ̄nt *er hat sich daran gewöhnt*, a ſǭçh ſiçh ọf da mǭn ẹm *er sah sich nach dem Manne um* usw., in oder bei Braunau: denka ọf *denken an*, mīr̥ vela ọns vǭs ọf da bauda kāfa *wir wollen uns etwas in den Bauden kaufen*, dǭs tsr̥brǭçh ọf tsvẹ̄ štẹkə *das zerbrach in zwei Stücke*, ọf a āla tsaita *in den alten Zeiten* usw.

Nach Positiven und Komparativen steht gewöhnlich vī oder os vī. In Brau. ist auch noch einfaches os (jünger ols) gebräuchlich, z. B. aſū vā̆r̥ oiçh (< os içh) bīn *so wahr ich bin* (Weckersdorf nach A. Kahler, Deutsche Volksk. a. d. östl. Böhmen, IV, S. 162 und 171), aſū fet os īr̥ žə krīja kent *so fett ihr sie bekommen könnt* (ebenda, S. 171), fīl mā̆r̥ os dǭs vāt vā̆r̥ *viel mehr als das wert war* (Brau.-Stadt). Eine Besonderheit des Braunauer Dialektes ist auch die Verwendung von os nach vī, z. B. dū konst dr̥š gā̆r̥ nẹ̄ fīr̥štela, vī tọir̥ os dǭſ īs *du kannst dirs gar nicht vorstellen, wie teuer das ist* (Ottendorf bei Braunau), andere Beispiele bei A. Kahler, a. a. O., S. 164 und 172. In den anderen glätzischen Maa. würde im letzten Beispiel os wegbleiben oder dos *daß* eingeschoben werden, z. B. vī tọir̥ (dos) dǭſ īs

§§ 12—25. Unterschiede, die nur einzelne Wörter betreffen.

A. Vokalismus.

§ 12. aidəkẹ́nə *entgegen* in Neur. (N., Volpersdorf), älter auch aidəkáinə; im übrigen Gebiet meist aidəkẹ́nə, bisweilen auch atgẹ́ja (z. B. bei Wilhelmsthal) wohl unter hochd. Einfluß.

bis *bis*, daneben gilt bos noch in der älteren Mundart einiger Ortschaften, z. B. Brau.-Dfr. (Barzdorf u. a.), Hausdorf b. Neurode, bei Lewin (Sackisch, Brzesowie), im Adlergebirge.

blūs adv. *bloß, nur* in Teilen von Gl. und Neur. (z. B. Sackisch, Brzesowie, Neur.-St., Hausdorf), dagegen blǭs in Brau. und überwiegend in der Grafschaft, auch dort wo das Adjektiv blūs *entblößt* mit ū gesprochen wird. Das ǭ deutet auf hochd. Einfluß.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dāṛſélvə *derselbe*, jetzt die allgemein übliche, aber hochd. beeinflußte Form (vgl. ſalvṛ̆ *selbst*); die alte Form dāṛſálə ist noch hin und wieder (z. B. bei Braunau, bei Wilhelmsthal) bekannt, aber kaum noch zu hören. Vgl. auch A. Kahler, Dt. Volksk. a. d. östl. Böhmen, X, S. 173.

drǭn *drohen*, die gewöhnliche Form; in einigen Orten hat sich besonders noch in der älteren Mundart drę̄n (z. B. Tassau, Deschney), drǭin (z. B. Brzesowie, Plaßnitz), drāin (bei Wilhelmsthal) erhalten, letztere Formen entsprechen mhd. drōuwen.

falt *Feld* bei Mittelwalde, sonst felt; „*Welt*“ und „*Geld*“ kommen nur mit e vor. In Bobischau soll (nach R. Karger) auch galt üblich sein.

fåṛšə *Ferse*, eine weit verbreitete Form, etwa von Braunau bis Kieslingswalde (Pautsch, a. a. O., § 69), auch Neur., hat sich wahrscheinlich vom Kreise Glatz aus, wo ä und ë vor r zu å werden (vgl. bårk, § 4), weiter verbreitet; faṛšə bei Wilhelmsthal, bei Braunau (z. B. Rosenthal); färšə Brau.-St.

frę̄n *freuen* nur Brau.-Dfr.; frān Brau.-St.; in der Grafschaft stets mit der lautgesetzlichen Vertretung von mhd. ōu : frę̄n, froin, frǭin, frāin. „*Freude*“ hat auch in Brau.-Dfr. oi < mhd. ōu. Vgl. auch hę̄ *Heu*, štrę̄n *streuen*.

gənuma *genommen*, die fast allgemein übliche Form; nur wenige Orte bei Habelschwerdt haben gənǫma (z. B. Voigtsdorf, Verlorenwasser). Dagegen wird (gə)kǫma *gekommen* in der echten Mundart stets mit ǫ gesprochen.

gnǭdə *Gnade* Neur., Gl. (ǭ wohl durch hochd. Einfluß); gnǭdə bei Habelschwerdt und Wilhelmsthal; Nebenformen: gənǭdə, gənǭdə.

grunt *Grund* Brau., Neur., Gl., Adlergeb.; grǫnt Hab.

hatsə *Herz*, die verbreitetste Form; härtsə stets bei Lewin (außer Brzesowie), Gießhübel.

hān 1) *hauen* = *mähen*, allgemein glätzisch; 2) *prügeln*, weniger verbreitet, z. B. bei Habelschwerdt, bei Wilhelmsthal. In letzterer Bedeutung dafür meist haun (praet. hautə, part. gəhaut) in Brau., Neur., Gl., Adlergeb.

hę̄ *Heu* Brau.; hǭi bei Mittelwalde, in Brzesowie; hāi bei Wilhelmsthal; hę̄ ebenda, bei Landeck, Neur. (St.); hai Neur., Gl., bei Habelschwerdt (und neben hǭi, hāi bezw. hę̄ in Brzesowie, bei Wilhelmsthal). Vgl. hierzu von Unwerth, a. a. O. § 41.

hę̄nbendṛ̆ *das Gespärre im Scheunendach* ostglätz., Gl., Neur.,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(S., Mitte); hoinbendr̥ bei Braunau, Neur. (N.); individuell auch hę̄mbendr̥ (Eckersdorf); hǭnbendr̥, wohl die natürliche Form (Hahnbänder?), bei Wilhelmsthal und Landeck; an „Heu“ angelehnt: hǭibendr̥ Gießhübel.

hę̄nbǫtə *Hagebutte* Brau. (N.), Neur. (nördl. bis Volpersdorf), Gl. (überwiegeud), Eisersdorf, daneben hin und wieder hę̄mbǫtə (Eckersdorf, Albendorf, Lewin, Ullersdorf), hę̄nputə (Neur.-St.); hoinbǫtə b. Braunau, Neur. (N.); hāmbǭtə Brau.-St.; an „*Hahn*“ angelehnt: hǭnbǫtə Brzesowie, Adlergeb., bei Landeck, bei Wilhelmsthal.

hūnə f. *Henne* südl. Grafschaft; henə f. Hannsdorf, nordglätz.; pl. überall hinr̥.

hūtšə f. *Krōte* Brau. (auch Riesengeb.); hę̄tšə im ganzen übrigen Gebiet.

īmant *jemand*, die echte mundartliche Form, die noch in vielen Orten der Grafschaft zu hören ist; in der jüngeren Ma. meist ję̄mant.

imr̥ *immer* Hab., Hannsdorf; ęmr̥ nordglätz. (i < mhd. ie, ę < mhd. i).

jǫst a. *ansehnlich*, *stattlich* (dār̥ fit jǫst aus), z. B. Neur., Gl.; just bei Wilhelmsthal.

káfę̄ *Kaffee*, die echt glätzische Form; kófę̄ nur in Brau (N.).

kašpr̥ *Kaspar, F.-N. Kasper* bei Lewin, in der übrigen Grafschaft meist košpr̥, selten kospr̥ (Hannsdorf).

kę̄nić̣h *König*, die übliche Form in Brau.-St., Neur., Gl., Bieletal und überall, wo tę̄š *(Tisch)* gesprochen wird; kīnić̣h in Brau.-Dfr., bei Mittelwalde, sowie (auch wo kę̄nić̣h gesprochen wird) in den Ortsnamen kīnić̣hshę̄n *Kōnigshain* und (gekürzt in) kintsválə *Königswalde, Kreis Neurode.*

mai *Monat Mai*, die jetzt übliche Form; die alte Form mę̄a oder māia ist aber noch in der Bedeutung „*Maibaum*“ und in Zusammensetzungen, z. B. mę̄ablūmə *Taraxacum*, mę̄akāwr̥ *Maikäfer* üblich. Im Bezirk Weckelsdorf dagegen ist meia bezw. (bei Starkstadt) mę̄a für den Monat noch jetzt gebräuchlich.

mardr̥ n. *Marder (Mustela)* Neur., Hannsdorf, Brzesowie; mordr̥ n. Nebenform in Neur. (besonders N., O.), ferner Gl. (W.); merdr̥ n. Nebenform z. B. in Albendorf, Mittelsteine; merdr̥ m. die gewöhnliche Form bei Wilhelmsthal und Habelschwerdt. Einfluß von „*Mörder*“ scheint vorzuliegen.

męt prp. *mit*, die gewöhnliche Form; mit in Brzesowie, Tassau,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Adlergebirge; vor den Fürwörtern ɱ *ihm*, ɾ *ihr*, a *ihnen* stehen die betonten Formen mīt oder (wo tę̄š gesprochen wird) mę̄t.

mǭſiçh *Musik*, besonders in Brau.-Dfr., Neur., Tassau, seltner mǭſik (z. B. Brau.-St.); mūſiçh Gl., auch mūſik, seltner mūſikə (Brzesowie); mūſijə bei Landeck und Wilhelmsthal, seltner mūſnijə (Kunzendorf a. d. B.). Der Stammvokal unterliegt also nicht dem für schles. ū (vgl. pūš, § 4) geltenden Gesetz.

nę̄ndɾ *näher* hat fast überall die Nebenform nāndɾ.

nī *nicht* Hab. (überwiegend, auch wo tę̄š gesprochen wird); nę̄ im ganzen übrigen Gebiet.

om *am* (< *an dem*) südglätz.; im nördlichen Gebiet meist ɱ, bisweilen ǫm.

ǫndɾdésɱ *unterdessen*, jetzt die allgemein übliche, aber vom Hochd. beeinflußte Form; die alte Form ǫndɾdása ist aber noch hier und da bekannt (z. B. bei Wilhelmsthal).

ǫp *ob* gilt in Hab. (S.), nördlich wird op gesprochen. (Schles. meist ę̄p.)

pǫkl̥ *Buckel* bei Habelschwerdt und Wilhelmsthal; in den nördlicheren Gebieten pukl̥.

pǫtɾ̥ *Butter* nur in einigen Dörfern um Habelschwerdt, z. B. Plomnitz, Altweistritz, Verlorenwasser; sonst allgemein putɾ̥.

ręsl̥ *Rüssel* Brau., Neur., bei Lewin; ristl̥ Hannsdorf, Hab.

rę̄tsl̥ *Rätsel* Brau., bei Lewin; dagegen rę̄tsl̥ Neur., Gl. (O.), Hab.

rumpan *rumpeln*, z. B. Neur., Gl.; rǫmpan z. B. bei Wilhelmsthal.

ſeldɱ *selten* und ſeltɱ, auch ſelda, werden die alten Formen ſalda adv. und ſaltsa a. (z. B. bei Wilhelmsthal, bei Habelschwerdt, Tassau), auch ſaltsɱ (z. B. Brzesowie, Deschney) in absehbarer Zeit ganz verdrängt haben.

ſę̄lə *Seele*, z. B. Brau.-St., Neur., Gl. (überwiegend) und überall, wo tę̄š gesprochen wird; ſīlə ist noch üblich z. B. in Brau.-Dfr., Brzesowie, bei Mittelwalde, besonders in der älteren Ma.

šmę̄la pl. *eine Grasart*, z. B. Neur., Brzesowie, Tassau, Hannsdorf, bei Wilhelmsthal: auch šmīla, z. B. Sackisch, Gießhübel.

šmīɾn *schmieren* Bieletal; šmāɾn Brau., Neur., Gl.

šnǫ̨kə f. *scherzhafte Erzählung* Hab., Gl., Neur. (S.), Brau.-St.; šnoikə bei Braunau, Neur. (N.); šnę̨kə z. B. Heinzendorf bei Braunau, Volpersdorf; šnårkə Tassau, Albendorf, letztere Form vielleicht durch lårkə f. beeinflußt, was dasselbe (auch „*Lüge*“) bedeutet.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

štrẹ̄n *streuen* Brau., Neur. (N., O.); sonst überall mit der lautgesetzlichen Vertretung von mhd. öu: štrẹ̄n, štrǭin, štrāin.

trankgelt *Trinkgeld* ist noch in vielen Orten zu hören neben trẹnkgelt.

tūtagrẹ̄vr̥ *Totengräber* mit Primärumlaut in Neur. (S., Mitte); tūtagrāvr̥ mit Sekundärumlaut in Neur. (N.) und im übrigen Gebiet.

tsu prp. *zu* südl. Grafschaft; tsọ Gl., Neur., Brau.-St.; tso Brau.-Dfr.; bei flüchtiger Aussprache bisweilen tsə. Die betonte Form lautet überall tsū.

tsventsi̯ch *zwanzig* (e < mhd. ei) bei Wilhelmsthal, sonst tsvantsi̯ch.

vẹnk̥ *Winkel*, z. B. bei Wilhelmsthal, in Hannsdorf, Neur. (überwiegend); vink̥ z. B. bei Lewin, in Albendorf.

vọndr̥ n. *Wunder, Neugierde*, z. B. Hab., Gl. (O.), Neur.; vundr̥ bei Lewin.

Anmerkung. Im ganzen glätzischen Gebiet gelten u. a. die folgenden Formen: štẹ̄tr̥ *Städter*, gl̥ẹ̄sr̥ pl. *Gläser*, rẹ̄dr̥ pl. *Räder*, švẹ̄jr̥- *Schwieger-*, vela *wollen*, on *und*, gəlọfa *gelaufen*, brīn (part. gəbrant) *brennen*, mistə *müßte*. Das Schles. hat zum Teil abweichende Formen: štätr̥, glāsr̥, rādr̥, švījr̥-, wulṇ und welṇ, unt, gəlaufa und gəlufa, bren und brena, mestə.

§ 13. Bei einigen Zeitwörtern ist im Infinitiv und Plural des Präsens der Stammvokal teils durch Ausgleich zugunsten des Singulars des Präsens, teils durch Einfluß anderer Formen verändert worden.

gẹlda *gelten* in Neur. (überwiegend) und Brau.-St.; galda Brau.-Dfr., Albendorf, Gl., Hab.; bisweilen gelda, wohl durch hochd. Einfluß.

hẹlfa *helfen* bei Wilhelmsthal und Landeck, sonst halfa.

flǭ̣chta (part. gəflǭ̣chta) *flechten*, z. B. Hannsdorf, Kieslingswalde, bei Wilhelmsthal; flọchta (part. gəflọchta) z. B. Neur. (überwiegend); fle̯chta (part. gəflọchta) in und bei Braunau (z. B. Barzdorf), bei Lewin, seltner Neur. (ǭ und ọ im Infinitiv durch Einfluß der Vergangenheitsformen.)

šīṛn *scheren* (z. B. Schafe) Hab., Hannsdorf; šā̄ṛn Brau., Neur., bei Lewin. (ā̄ durch Einfluß des Part. Perf. oder nach dem Verhältnis fā̄ṛn, fūṛ, gəfā̄ṛn; wo šā̄ṛn gilt, lautet die 3. ps. sg. praes. šā̄ṛt.)

ſela *sollen*, kena *können*, gena *gönnen* in Brzesowie statt der sonst üblichen Formen ſẹla, kẹna, gẹna. (Einfluß von vela *wollen.*)

Auch in der 2. und 3. ps. sg. praes. finden sich Doppelformen, z. B. fẹnst, fẹnt *fängst, fängt* südl. Grafschaft (noch in Hannsdorf); nordglätz. fenst, fent. (ẹ nach hẹlt *hält* und dies nach štẹlt *stiehlt.*)

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

värt *wird* ist die lautgesetzliche Form, vat ist eine sehr häufige Nebenform, die sich im Glätzischen nur individuell begrenzen läßt, die 2. ps. lautet meist vašt *wirst*. vašt, vat kann auf *vṛšt, *vṛt zurückgehen, aber auch das a aus den anderen Präsensformen haben.

In einigen Präterita der 1. Ablautsreihe, z. B. bęs *biß*, ręs *riß*, šmęs *schmiß*, pfęf *pfiff* u. a., die sich noch bei Braunau und in Teilen des Adlergebirges (z. B. Deschney) finden, ist ę aus mhd. ei zu erklären; im übrigen glätzischen Gebiet gelten die Ausgleichsformen mit ī oder (wo „tęš“ gesprochen wird) ę.

Zahlreiche Verschiedenheiten bieten noch andere starke Vergangenheitsformen, z. B.

hilf *half* Hab., Gl., Neur. (überwiegend), Brau.; seltner holf (Neurode, Hausdorf) oder hulf (Schlegel).

hiŋ *hing* südglätz.; nördlich meist hiŋə; seltnere Nebenformen sind hoŋə bei Lewin, hǫŋə Brzesowie, huŋə Gießhübel.

fil (pl. fila) *fiel* Hab., Hannsdorf; fuldə (Konj. fildə) bei Lewin, Neur. (überwiegend), bei Braunau; filə z. B. Hausdorf b. Neur., fulə ebenda und Brau. (N.)

špil (pl. špila) *spaltete* z. B. bei Wilhelmsthal; špildə bei Lewin (Tassau); špōl in Neur. (Hausdorf, Volpersdorf).

gəhīsa *geheißen*, z. B. bei Lewin, Neur. (S.); gəhęsa z. B. Neur. (N.); sonst (und zum Teil neben den vorgenannten Formen) meist gəhęsa bezw. gəhāisa, in Brau.-St. gəhāsa. (ī nach dem Präteritum, ę vielleicht nach gəšmęsa *geschmissen*.)

§ 14. Unterschiede in der Quantität.

a) Mhd. Kurzvokal.

grǫnə (pl. gron) *Granne*, z. B. bei Wilhelmsthal, sonst meist gronə (pl. grona).

hone dat. sg. *Hahne*, pl. *Hähne* (nom. sg. hǫn, dat. pl. hona) Hab., Gl., Neur. (S.), Brau.; seltner hǫnə (auch pl.), z. B. Volpersdorf, Gießhübel; mit Sekundärumlaut pl. hānə z. B. Neur. (N.)

tsvętə[1]) *zweite* z. B. Brau. (N.), Neur., Gl. (O.), Hab. (O.); tsvętə z. B. Brau. (S.), bei Lewin. (ę vielleicht nach drętə *dritte*.)

šmitə f. *Schmiede* in und bei Braunau, im Adlergebirge, bei Mittelwalde; seltner šmītə (Gießhübel); im übrigen Gebiet meist šmīdə oder (wo „tęš“ gesprochen wird) šmędə.

[1]) Mhd. ei entwickelte sich hier entsprechend gedehntem mhd. e, vgl. von Unwerth, a. a. O., § 36.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rīvə und (wo „tęš“ gesprochen wird) rę̄və f. *Rippe*, wohl noch fast überall üblich; daneben rępə.

ūvriçh prp. c. dat. *oberhalb* bei Braunau, in Neur., Gl.; seltner ūviçh (z. B. Wiesen bei Halbstadt, Königswalde bei Neurode, Sackisch); o̤viçh bei Wilhelmsthal; o̤priçh z. B. Volpersdorf, Brzesowie; o̤piçh z. B. Hausdorf b. Neur., Brzesowie; ūvr̥ in Brzesowie; o̤vr̥ bei Wilhelmsthal.

vulfā̆rt *Wallfahrt*, z. B. Brau., Neur., bei Lewin; vo̤lfā̆rt bei Wilhelmsthal. (Einfluß von vūl a. *wohl* ist denkbar.)

fāml̥ *Semmel* Brau., bei Lewin, bei Wilhelmsthal, veraltend z. B. in Neur. (N.), Kieslingswalde, daselbst und in der übrigen Grafschaft meist faml̥.

klo̤mr̥ *Klammer*, z. B. Kieslingswalde (Pautsch, a. a. O., § 73, 3), sonst gewöhnlich klomr̥.

fār̥ prp. (betonte Form) *für, vor* Brau., Neur. (überwiegend), bei Lewin; sonst meist fir̥; unbetont gewöhnlich fr̥ (fr̥ frę̄da *vor Freuden)*; die Vorsilbe lautet in echt mundartlichen Wörtern überall fir̥-.

tir̥la *Türchen* nordglätz.; tār̥la südglätz.; die letztere Form könnte auch zu „*Tor*“ gehören, vgl. tę̄r̥la im Bez. Weckelsdorf.

anst m. *Ernst* Brau., Neur., bei Lewin, Adlergebirge; ānst Hab., Hannsdorf; jünger ār̥nst (wohl durch hochd. Einfluß) z. B. Tassau, Hannsdorf, Ullersdorf. Der Taufname *Ernst* lautet ānstə in der südl. Grafschaft, sont gewöhnlich ār̥nst.

gəvālt *Gewalt* z. B. bei Habelschwerdt und Wilhelmsthal; im nördl. Gebiet meist gəvalt.

ho̤lts *Holz* Brau., Neur. (überwiegend), bei Mittelwalde; ho̤lts Eckersdorf, Gl., Hab. (N., O.).

po̤lš *polnisch* bei Lewin, Gießhübel; sonst gewöhnlich po̤lš.

fon *sang* (nordglätz. fonə) und andere Präterita der 3. Ablautsreihe, deren Stamm auf ng (n) auslautet, haben jetzt meist kurzen Stammvokal; die älteren Formen mit gedehntem Vokal finden sich daneben z. B. noch bei Wilhelmsthal; allgemeiner gilt die Dehnung noch in Neur. und in einigen Dörfern bei Lewin: fo̤nə usw. Etwas verbreiteter sind die gedehnten Formen der Verben, deren Stämme auf nk auslauten, z. B. tro̤nk *trank*. Vgl. auch Pautsch, a. a. O., § 47.

nast *Nest* bei Mittelwalde und Wilhelmsthal; im übrigen Gebiet meist nāst.

knāiçht *Knecht* bei Mittelwalde; knāiçht und knāçht bei Wilhelmsthal; im nördlichen Gebiete nur knecht (auch in Brzesowie, Hausdorf); in Brau. dafür jetzt kal *(Kerl)*, früher knāiçht.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rāiçht *recht, richtig* südl. Grafschaft, Brau.; sonst in der Grafschaft reçht; in der Bedeutung sehr (adv.) ist nur reçht üblich, z. B. reçht lọstiçh *recht lustig.*

nāiçhta pl. *Nächte* in Brzesowie und Gießhübel, aber nur in der Verbindung də tsvelf nāiçhta *die Zwölfnächte,* sonst neçhtə, auch in tsvélfneçhtə.

b) Mhd. Langvokal.

gẹlniçh *jähling*s, *steil* bei Lewin, bei Wilhelmsthal; sonst in der Grafschaft meist gēlniçh.

ẹp *ehe* Hab., Hannsdorf, bei Lewin; dagegen in Brau., Neur. meist ēp; oft auch ē.

ẹndr̥ *eher* Brzesowie, Gießhübel; sonst gewöhnlich ẹ̄ndr̥, auch ẹ̄r̥ (durch hochd. Einfluß?).

gəhā̆rt und ortsdial. (§ 4) gəhārt part. *gehört* ist die verbreitetste Form; nur in einem Teil von Neur. (von Neurode und Volpersdorf nördlich) ist gəhårt mit kurzem å üblich.

beçhtə *Beichte* südl. Grafschaft und Brau., sonst gewöhnlich baiçhtə.

dresiçh *dreißig*, z. B. bei Wilhelmsthal; sonst gewöhnlich draisiçh; dagegen ist die Kürze in dretsa *dreizehn* fast allgemein üblich, draitsa z. B. in Brau.-St., Eckersdorf.

menr̥ pron. *meiner* z. B. Brau., bei Lewin; meist aber mainr̥; entsprechend menr̥tolvə und mainr̥tolvə *meinethalben.*

In der 2. und 3. sg. praes. der Verben der 1. Ablautsreihe überwiegen die Formen ohne Kürzung, z. B. pfaift *pfeift*, raist *reißt*; die gekürzten Formen pfeft, rest u. a. beschränken sich auf kleinere Gebiete oder gehören der älteren Mundart an.

fluk (dat. flukə) *Floh*, z. B. bei Lewin; flūk (dat. flukə) Brau.; flūk (dat. flūġə oder flūə) Neur., Hannsdorf, auch bei Lewin; flọ̄k (dat. flọkə) bei Wilhelmsthal. Die Mehrzahl lautet immer flīə oder (wo „tę̄š“ gesprochen wird) flę̄ə.

bimš *böhmisch* südl. und westl. von Lewin, Adlergebirge; sonst bīmš oder (wo „tę̄š“ gesprochen wird) bę̄mš. Die gekürzte Form ist auch bei Starkstadt üblich.

dasa *draußen* Brau.-Dfr., Neur. (besonders N.), dasə Neur. (S.), Gl., Bieletal; dosə südl. Grafschaft; drausa Brau.-St., Neur. (S.), Lewin, Gl. (O.), Hab. (O.); selten dausa (z. B. Hannsdorf).

grapə *Graupe* Hab., Gl. (W.), Adlergebirge; graupə Brau., Neur., Gl. (O.).

lautr̥ adv. *lauter, nichts als;* latr̥ a. *rein, unvermischt.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rapə *Raupe*, z. B. Hab., Gl.; raupə Neur.

feɕhtə *feucht* Hab. (S.); in den nördlicheren Gebieten fọiɕhtə oder faiɕhtə, letztere Form auch in Orten, wo mhd. iu > ọi geworden ist (z. B. Tassau, Hausdorf b. Neur.), das Wort ist dort nicht sehr volkstümlich.

lọita *läuten* Brau., Neur.; leta Gl., Hab.

nentsiɕh *neunzig*, z. B. bei Braunau, Tassau, Gießhübel; meist aber mit erhaltener Länge; dagegen gilt die Kurzform nentsa *neunzehn* fast im ganzen Gebiet; naintsa Brau.-St.

närnə f. (pl. närna) *Niere*, z. B. Kieslingswalde, bei Wilhelmsthal; närə f. (pl. närn) z. B. Tassau, Gießhübel, (nur pl.) Brzesowie; dagegen nur nīrə f. in Brau., Neur., ebenso in der jüngeren Mundart in anderen Gebieten.

šīr *schier*, *fast*, die gewöhnliche Form, seltner šär (z. B. Hannsdorf).

dinst m. *Dienst* z. B. bei Lewin; dīnst m. z. B. Neur., bei Wilhelmsthal; dīnst n. z. B. Hannsdorf.

guma m. (< mhd. guome) *Gaumen* Neur., Gl., Hab. (O.); gọmə (flektiert gọma) Brau.; gọma z. B. bei Lewin, Gießhübel; gauma jüngere (vom Hochd. beeinflußte) Form.

hinla *Hühnchen*, in der Grafschaft die übliche Form; hīnla Brau. (Stadt und N.).

c) Besondere Fälle.

In Zusammensetzungen wird z. B. in Brzesowie häufig die Länge des ersten Stammvokals gekürzt, z. B. grúsmutr̥ *Großmutter*, rótštūvə *Radstube*, špúlrō̥t *Spulrad*, šúlmāistr̥ *Schulmeister* u. a.

Mehrere häufige Formen von Hilfsverben zeigen in westlichen Grenzorten, mehr oder weniger örtlich beschränkt, stets oder doch häufig Kürze, z. B. is *ist*, họt (Brzesowie) *hat*, hon *haben*, vẹl *will*. Verbreiteter ist van *werden* neben der betonten Form vān; ſen *sein* (esse) gilt bei Wilhelmsthal und Mittelwalde, nördlich davon nur ſain.

Nebenformen entstehen auch dadurch, daß in bestimmten Fällen folgende Wörter, namentlich persönliche Fürwörter, eine Kürzung des Stammvokals bedingen, z. B. in ho mr̥ *habe mir*, *haben wir* neben iɕh hō̥, mr̥ hō̥n; gimr̥š *gib mir es* neben gīſm̥ *gib es ihm*; īɕh ves(s) *ich weiß es* neben īɕh vē̥ſ ols *ich weiß alles*; dō̥ his(s) *da hieß es* neben a hīs frants *er hieß Franz* usw. Vgl. auch Mitt., Bd. XV, S. 278, Anm.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anmerkung. Im ganzen glätzischen Gebiete gelten u. a. die folgenden Formen: blẹ̄tṛ *Blätter*, blẹ̄tala *Blättchen*, kälṛ *Keller*, gəbrọ̄c̲ht *gebracht*, gədọ̄c̲ht *gedacht*; im Schlesischen dafür zum Teil abweichende Formen: bletṛ, kalṛ, gəbruc̲ht, gəduc̲ht.

§ 15. Formen mit oder ohne Umlaut sind z. B.:

heṛtə a. *hart*, ist die verbreitetste Form; haṛtə und ortsdial. håṛtə sind besonders üblich in Brau., Neur. (N., O.), bei Lewin.

tsəŋka *zanken*, besonders südglätz., in den nördlichen Gebieten tsaŋka.

trọ̄it (3. ps. sg. praes.) *trägt* bei Mittelwalde; trẹ̄t z. B. bei Wilhelmsthal, Hannsdorf; trẹ̄t nordglätz. (ọ̄i und ẹ̄ < age, ẹ̄ < ege.)

dṛtsält part. *erzählt* ist die meist übliche Form; die umgelautete Form dṛtsẹ̄lt ist nur in einem kleinen Gebiete üblich z. B. Hannsdorf und bei Habelschwerdt.

bəfant part. *versengt* (inf. bəfenda), wohl allgemein in der Grafschaft üblich; bei Braunau bəfent (z. B. Barzdorf); in Brau.-St. frfent.

gəšant part. *geschienen* (vom Lichtschein) Hab., Gl. (W.); gəšent Brau.-Dfr., Neur.; gəšaint Brau.-St. Die Form gəšant ist gebildet nach dem Beispiel „gerannt“. Wenig verbreitet sind in dieser Bedeutung die starken Formen, ich fand gəšin (praet. šīn) in Hausdorf b. Neur. Der Infinitiv lautet stets šen.

fọ̄g̲l pl. *Vögel* Brau., Neur.; sonst meist fẹ̄jl̲.

fẹst *sonst* in der südl. Grafschaft; nördlich meist fọst, auch fọstə; seltner (wohl durch hochd. Einfluß) fọnst.

ẹns pron. *uns* Neur. (N., Mitte), Brau. (N.); sonst meist ọns; vgl. auch § 23.

gẹlda m. *Gulden* in Brau.-Dfr.; gọlda Brau.-St. und Grafschaft.

hẹfə f. *Hüfte*, die verbreitetste Form; in einem kleinen Gebiet bei Habelschwerdt hufə (z. B. Kieslingswalde, Seitenberg). Vgl. Pautsch, a. a. O., § 46.

fuŋkan *funkeln*, die echte glätzische Dialektform; fiŋkan ist wohl durch schles. Einfluß bisweilen in der hochd. gefärbten Übergangsmundart zu hören.

järmṛt *Jahrmarkt* in Brau. und im größten Teil der Grafschaft; jårmṛt bei Lewin, jarmṛt in Brzesowie.

härc̲ha *horchen, zuhören* in der Grafschaft sehr verbreitet, aber z. B. in Neur. und bei Lewin hårc̲ha, in Brzesowie harc̲ha.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mauɾ̥ *Maurer* Neur. (S.), Gl. (O.), südöstlich bis Seitenberg; sonst die umgelauteten Formen moiɾ̥, mọiɾ̥, maiɾ̥.

tauvɾ̥ *Täubrich* Hannsdorf, südöstlich bis Seitenberg; sonst gelten die umgelauteten Formen toivɾ̥, tọivɾ̥, taivɾ̥.

trauuŋk *Trauung eines Brautpaares* ist jetzt die übliche (dem Hochd. entlehnte) Form; selten sind die älteren Formen trọiuŋk (z. B. Hausdorf b. Neur., Tassau, Gießhübel) oder trọinijə (z. B. bei Braunau).

trọin *kirchlich trauen* hat immer die umgelautete Form; traun bedeutet *Vertrauen haben.*

họitə pl. *Häute* (z. B. auf der Milch); in einigen Gebieten, z. B. in der südl. Grafschaft, Hannsdorf, auch bei Lewin (Tassau) dafür hauta. Vgl. auch § 18.

gəlat part. *geläutet* Hab., Hannsdorf; nordglätz. meist gəlet.

rāc͡ha *rauchen* in intransitiver Bedeutung, z. B. dɾ̥ ūwa rāc͡ht *der Ofen raucht;* rę̄c͡ha (part. mit Umlaut gərę̄c͡ht) oder ortsdial. rọ̄ic͡ha usw. transitiv (räuchern) und stets vom Tabakrauchen, z. B. gərę̄c͡htəs flę̄š *Rauchfleisch.*

rāfa *raufen* (z. B. Flachs) bei Lewin; rę̄fa (part. ohne Umlaut gərāft) z. B. Neur., Gl. (O.), Hab. (O.); rāifa (gərāft) bei Wilhelmsthal. Entsprechend bərāfa usw. *beraufen* (z. B. Gänse).

šę̄və pl. (von šāp m.) *Schaube* bei Lewin; šọ̄ivə in Brzesowie; in Brau. und in der Grafschaft sonst meist šāvə oder šāva; s. auch § 20.

ſuc͡ha *suchen*, jetzt die fast allgemein übliche Form; die ältere Form ſic͡ha (part. gəſuc͡ht) verschwindet und ist z. B. noch bei Braunau, in Hausdorf bei Neur., Brzesowie usw. zu finden. Entsprechend: bəſuc͡ha *besuchen.*

Anmerkung. Im ganzen glätzischen Gebiet gelten die umgelauteten Formen fitan (trans.) *füttern* und gəštelt (von štela) *gestellt;* schlesisch sind die Formen futɾ̥n, gəštalt.

B. Konsonantismus, Zusammensetzungen, Vorsilben und Endungen.

§ 16. a) Sonore.

kunt n. *Kummet* Brau., Neur., Gl. (W.); kọmt z. B. Hannsdorf, Hab. (O.).

šandárm *Gendarm*, die meist übliche Form, bisweilen mit der Betonung šándarm (z. B. Gießhübel); sandårm bei Lewin; sandårum in Tassau; ältere Formen sind šandåɾ̥ z. B. Plaßnitz, šandäɾ̥ Brzesowie, auch šarmdarm hörte ich (Wolmsdorf b. Hab.).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſofan m. *Safran,* z. B. Neur., Gl., Hab. (O.); ſofr̥ z. B. Kieslingswalde (vgl. Pautsch, a. a. O., § 90).

lotánə f. *Laterne,* die meist übliche Form, auch lotárnə (bei Lewin); ältere Nebenformen sind lotárə z. B. im Adlergebirge, lotárə Gießhübel.

b) Dentale.

Der Artikel s < *das* wird, wenn auf r auslautende Vor- oder Fürwörter vorangehen, nur ortsdialektisch zu š bei Wilhelmsthal, Landeck und teilweise in Neur. (z. B. Hausdorf, Eckersdorf neben s); im allgemeinen bleibt die Aussprache s erhalten, z. B. fīr̥ s fīc̣h *für das Vieh,* ǫndr̥s betə *unter das Bett.* Dagegen wird s < *es* nach r im ganzen glätz. Gebiet zu š, z. B. īc̣h ſę̄ dr̥ š *ich sage dir es.* Die silbische Aussprache əs der verkürzten Formen von „*das*“ und „*es*“ ist im Glätzischen seltner zu hören (ich fand sie besonders im Kreise Neurode und in den östlichen Grenzorten), im Schles. ist sie gewöhnlich.

faṣ̌pr̥ f. *Vesper* z. B. bei Habelschwerdt, Landeck, Wilhelmsthal, Lewin und in einem Teil von Neur. (Albendorf, Mittelsteine, Neurode, Volpersdorf), zum Teil neben faspr̥; letztere Form herrscht in Brau., Neur. (N., S.O.), Gl. (O.), Brzesowie, bei Mittelwalde.

hakš *Hieb, Schlag* in Brzesowie, sonst gewöhnlich haks.

frīſa *frieren,* die ältere und echt mundartliche Form, ist besonders noch in den Randgebieten üblich, die 2. und 3. ps. sg. praes. lautet froist, froist oder fraist, bei Habelschwerdt auch frest; in Brau.-St., der mittleren Grafschaft und in der jüngeren Mundart überhaupt ist jetzt meist frīrn (3. sg. frīrt) zu hören. Ebenso verhalten sich fr̥līſa und fr̥līrn *verlieren.*

härntsə f. *Hornisse*, z. B. bei Habelschwerdt; verbreiteter ist härnſə, z. B. Neur., Gl., Hab. (O.).

bę̄sa *beizen,* z. B. in Neur. (O.), bei Lewin (Tassau) und neben bāisa bei Wilhelmsthal; dagegen bę̄tsa bezw. bāitsa z. B. bei Braunau, in Neur. (N., S.W.), bei Lewin, Hannsdorf, Bieletal; bātsa in Brau.-St.

frantsa pl. *Franzen* in und bei Braunau, Neur. (N.); frantslan pl. Brzesowie, Gießhübel; franſa oder franſlan bei Lewin (Sackisch); in der Grafschaft sonst meist franc̣hn̥ oder fránijn̥ pl.

pfārə pl. (dat. pl. pfāra) *Pferde* Brau. (überwiegend), Neur. (N.); pfādə pl. (dat. pl. pfāda) Brau.-St., Neur. (S.), Gl., Hab.; pfādə pl., dat. pl. auch pfārn (und pfāda) z. B. in Tassau; in Gießhübel fārə, dat. pl. fārn.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hära F.-N. *Herden* (< Herdegen) in Brau., Neur. (N.); härḍa Neur. (S.), Gl. (O.); hāda z. B. Verlorenwasser.

vūṛ (pl. vuṛn) *wurde* etwa von Mittelsteine südwärts; vurdə (pl. vurda) Brau., Neur., Gl. (W.), zum Teil neben vūṛ. Beide Formen gehen auf die Grundform vūṛdə zurück, die noch bisweilen, besonders von älteren Leuten (häufiger noch im Bez. Weckelsdorf) zu hören ist; so erklärt sich das u (statt o) vor r und die ebenfalls vorkommende Aussprache vuṛdə mit reduziertem r. Die Konjunktivformen lauten entsprechend vīṛ (pl. viṛn), virdə, viṛdə, vīṛdə; im Konditionalis nordglätz. väṛ (pl. väṛn), südglätz. vīṛ; z. B. ma dǭchtə, a vīṛ (nordgl. vīṛdə) kranк *man dachte, er würde krank,* ma dǭchtə, a vīṛ (nordgl. väṛ) štarva *man dachte, er würde* (Kondit.) *sterben.*

nǭlə f. *Nadel,* fast im ganzen Gebiet; nǭḍl̥ in Brau.-St.; nǫldə in Rokitnitz.

hila pl. praet. *hielten* (1. sg. hil) südglätz., (1. sg. hilə) Brau. (N.), Neur. (N.); hilda (1. sg. hildə) im übrigen nordglätz. Gebiet.

post m. *Bast,* z. B. Hab. (O.), bei Lewin, Neur. (S.), auch bost (Brzesowie, Hannsdorf, Brau.-St.); pos bei Braunau, Neur. (N.), Adlergeb. (N.).

kärməs *Kirmeß* Neur. (S.), Gl. (überwiegend), Hab.; kärms Brau., Neur. (N.), bei Lewin; kärmst Nebenform in Brzesowie und im Adlergeb.

Vgl. auch kun < kundə usw. § 6 a, ristl̥ *Rüssel* § 12, destl̥ *Deichsel* § 16 d, mǫst Moos § 20.

c) Labiale.

holftṛ f. *Halfter* Gl., Hab.; holstṛ Brau., Neur., Brzesowie.

krǭvə f. *Krähe* in Brzesowie, Tassau und einigen Orten des Adlergebirges, sonst gewöhnlich krǭə. In Brzesowie haben auch v die flektierten Formen von blǭ *blau,* grǭ *grau,* z. B. n̥ blǭvə šärtsə *eine blaue Schürze.*

bǭchṭ n. *wirrer Knäuel Stroh oder Getreide, schlechtes Strohlager, Unordnung, Lärm,* meist mit Lenis; pǭchṭ z. B. in und bei Braunau, bei Mittelwalde.

ǭṭ m. (pl. ǭdə) *Abend* Brau.-Dfr.; ǭvăt Hab. (S.); ǭvit Gießhübel; ǭmt Brau.-St., Neur., Gl., Hab. Vgl. auch „Sonnabend" § 17.

hiš *hübsch* in Hab. (S.), Adlergeb., Brzesowie, Sackisch, früher auch bei Braunau; sonst meist hipš.

glǭin *glauben* (bisweilen glẽn) südl. von Habelschwerdt; in den

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nördl. Gebieten glę̄va bezw. glǭiva (Brzesowie), gloiva (bei Braunau, Neur. [N.]), glāiva (bei Wilhelmsthal), glāva (Brau.-St.).

gǭn pl. praet. *gaben* (1. sg. gǭ) Hab., Gl. bis Mittelsteine; gǭva (1. sg. gǭvə) Brau., Neur. (südlich noch Albendorf, Eckersdorf). Vgl. auch blīn und blīva § 6 a.

klaun *klauben* nordglätz.; klauva südglätz.

train *treiben* (praet. trī oder trę̄) gilt in einem kleinen Gebiet der südl. Grafschaft (z. B. in Hohndorf); sonst traiva.

Vgl. auch ūvriċh — o̤priċh § 14.

d) Velare.

štonítsə f. (< ital. scornuzzo) *Düte*, der echt mundartliche Ausdruck; seltner štronitsə (bei Wilhelmsthal, Brzesowie), štär̤nitsə (z. B. Kaltwasser bei Lewin).

oċh *nur* südglätz.; ok (im Satzauslaut auch okə, oka, z. B. gī oka *geh doch!*) nordglätz.

do̤tr̤ *Doktor*, *Arzt* in Brau.; sonst do̤ktr̤; in Brzesowie auch die Nebenform do̤ċhtr̤ (Einfluß von gədǭċht *gedacht?*).

deċhsl̤ f. *Deichsel* Brau., Neur.; deksl̤ Neur., Gl. (W.); destl̤ Hannsdorf, Hab. (O.); desl̤ bei Mittelwalde.

mǭi *mag* bei Mittelwalde; mę̄ bei Wilhelmsthal; māk Hannsdorf, Neur., Brau.; mǭk Gl. (W.).

ję̄t f. *Jagd* Brau. (N.), Neur. (Stadt, Schlegel), bei Wilhelmsthal; joit Neur. (Hausdorf); sonst gewöhnlich joċht.

lę̄n *legen*, die allgemein übliche Form; bisweilen die Nebenform lę̄ja bei Mittelwalde.

laist 2. sg. praes. *liegst*, lait *liegt*, die gewöhnlichen Formen; daneben auch līċhst, līċht (z. B. Albendorf).

frę̄n *fragen* Neur., Gl. (O.), Hab. (N., O. bis Landeck); frǭn Landeck; frǭġa Brau.-St., Plaßnitz; frę̄ja Brau.-Dfr., Gl. (W.), Hab. (N.W., Mitte, S.), Adlergebirge. Im echten Dialekt sind nur schwache Formen üblich.

aijn̤tliċh *eigentlich*, z. B. Brau.-St., bei Lewin; meist ainkliċh oder aintliċh. Lehnwort aus dem Hochd.

Anmerkung. Im ganzen glätz. Gebiet gelten u. a. die Formen: šrīn̤ *schrie*, gəšrīn̤ *geschrien*, tę̣ċhtiċh *tüchtich*, blain *bleiben*, gəblīn *geblieben;* im benachbarten Schlesien dagegen zum Teil: šrīk, gəšrīn, diċhtiċh oder diċhtə, blaiba, gəblība.

§ 17. amǫ̣l *einmal* ist gewöhnlich die tonlose, ę̣mǭl bezw. áimǭl die stark betonte Form; in einigen Orten ist amǫ̣l auch als stark

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betonte Form gebräuchlich, z. B. in Brzesowie, Brau.-St. (o̤f amo̤l *auf einmal).*

arwl̥ f. *soviel man mit beiden Armen faßt* (der ursprüngliche Plural „die Arme voll" ist als Fem. aufgefaßt worden) Brau., Neur., Brzesowie; årwl̥ bei Lewin, Gießhübel; armwl̥ f. südglätz.

barps *barfüßig,* die verbreitetste Form; bårps bei Lewin; barwəs in der südl. Grafschaft; die Form barfisi̯ch hat die anderen Formen schon in einigen Orten fast verdrängt, z. B. in Hannsdorf, Eckersdorf; bårfisi̯ch in Brau.-St. Vgl. bors bei Weckelsdorf.

dūr̥sti̯ch m. *Donnerstag* bei Halbstadt. sonst dō̤nr̥sti̯ch.

fīr̥mé̤ti̯chs adv. *vormittags*, die verbreitetste Form; fr̥mé̤ti̯chs bei Lewin; seltener fīr̥mé̤ts (z. B. Eckersdorf, Hannsdorf, Kieslingswalde). Entsprechend nō̤ch̯mé̤ti̯chs, nō̤ch̯mé̤ts *nachmittags.*

flitšapfail m. *Pfeil und Bogen* (z. B. Seitenberg) mit vielen, örtlich kaum zu begrenzenden Nebenformen, z. B. fitšəfail (Brzesowie), pflitšapfail (Lewin, bei Wilhelmsthal), pfitšapfail (Brau.-St.), pfritšapfail (Bieletal, Friedersdorf), pfritšəpfail (Mittelsteine, Eckersdorf), pritšapfail (Hausdorf b. Neur.), pritšəpfail (Volpersdorf).

himpārə f. *Himbeere*, die verbreitetste Form, z. B. Neur., bei Lewin, Hab. (O.), auch himbārə; seltener himpl̥bārə (z. B. Brzesowie, Hausdorf, Neurode), hinbārə (Sackisch), hintbārə (Tassau, Gießhübel), hiŋkbārə (Gießhübel).

huch̯st f. *Hochzeit* Brau.-Dfr.; hukst (pl. hikstə)[1]) bei Lewin, bei Mittelwalde; ho̤kst Hab. (Mitte, O.); huch̯tsi̯ch (pl. huch̯tsija), auch hūch̯tsi̯ch, Neur. (überwiegend), Stadt Lewin, Hannsdorf; ho̤ch̯tsi̯ch Brau.-St.

gəhónsti̯ch m. *Johannistag* (24. Juni), jünger jō̤hónsti̯ch, z. B. Brzesowie, Adlergeb., bei Wilhelmsthal; meist in der erweiterten Form gəhonsti̯ch̯tāk oder jō̤honsti̯ch̯tāk bezw. -tō̤k; im Neuroder Kreise auch oft jō̤honsni̯ch̯tāk (z. B. Hausdorf, Schlegel, Eckersdorf), seltner jō̤honsli̯ch̯tāk (Mittelsteine). Zusammensetzungen: gəhonsti̯ch̯-blūmə *Chrysanthemum Leucanthemum*, gəhonsti̯ch̯foiŗ *Johannisfeuer*, gəhonsti̯ch̯na̤ch̯t *Johannisnacht* usw.; auch honsti̯ch̯fair̥ usw. Hannnsdorf.

kīwr̥ f. *Kiefer, Föhre,* die verbreitetste Form; kinwr̥ in Teilen des südl. Gebietes, z. B. Kieslingswalde (vgl. Pautsch, a. a. O., § 90), Batzdorf im Adlergeb.

lē̤tsl̥, lāitsl̥ n. *Leitseil zum Lenken der Zugtiere* südglätz.; lē̤stl̥

[1]) Bei Weckelsdorf lautet der Plur. huksta.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei Lewin; lāistl̥ in Brzesowie (auch Gießhübel). In Brau., Neur. sind andere Ausdrücke üblich, s. § 21.

mītvić͡ḫ und (wo „tę̄š“ gesprochen wird) mę̄tvić͡ḫ f. *Mittwoch*, die ältere Form, z. B. Brzesowie, bei Habelschwerdt; dafür jetzt meist mītvọc͡ḫə oder mītvọc͡ḫ f.

mọltvårf m. *Maulwurf*, die verbreitetste Form, zum Teil neben mọ̄ltvårf fast im ganzen Gebiet (ọ̄ besonders Brau., Neur. (O.), Tassau, Hab. (O.)); mọltvärf in Brzesowie; mọlkvårf z. B. Mittelsteine; mọlkvarf in Hannsdorf; mọ̄tvårf und mọ̄tvarf bei Wilhelmsthal, mọtvarf in Hannsdorf.

nāspə f. *gedeckter Vorraum oder gepflasterter Gang vor dem Hause* Adlergeb., seltener auch nāstbə, nāpsə; dagegen ſāspə westlich von Lewin, Brau. Von tschech. násep und záspí. Sonst nennt man im Glätz. den Vorraum auch gaŋk *(Gang)* oder lę̄və *(Laube)*, den gepflasterten Weg auch brẹkə *(Brücke)* oder flostr̥ *(Pflaster)*.

nę̄ć͡ḫvr̥ oder nāić͡ḫvr̥ m. (< nageber < nabegêr) *Bohrer*, die verbreitetsten Formen; nāivr̥ in Brzesowie, Gießhübel.

olŋ̥drọf n. (< Alberndorf 1330) *Albendorf* (der bekannte Wallfahrtsort) Brau.-St.; olŋ̥dr̥f Hab. (O.); ondrọf Neur., Gl. (O.), Brzesowie, Gießhübel; oldrọf bei Lewin; olmdrọf Adlergeb.

ráufaŋkā̆ṛ (pl. raufaŋkā̆rə) m. *Rauchfangkehrer*, z. B. Lewin, bei Wilhelmsthal; auch raufantskā̆ṛ, z. B. Hannsdorf, bei Landeck; die gewöhnliche Bezeichnung des Schornsteinfegers, aber Lehnwort aus dem Hochd. (vgl. rāc͡ḫ *Rauch)*, der Schornstein heißt dagegen esə f. *Esse*.

ſẹmt m. *Sonnabend* Brau.-Dfr.; ſẹ́nọ̄văt oder ſẹ́nvăt Hab. (S.); ſẹnọ̄mt Brau.-St., Neur., Gl., Hab., bisweilen ſẹnọmt.

štrọmpl̥bant oder štrọmpl̥bendla *Strumpfband*, z. B. Gl., Hab. (O.); štrọmpabant oder štrọmpabendla Brau., Neur.

vainác͡ḫta oder (in den südlicheren Gegenden) vainóc͡ḫta pl. *Weihnachten*; váinić͡ḫta pl. ist eine ältere Nebenform, die noch in Hab. (S.) vorkommt.

Vgl. auch hę̄nbọtə *Hagebutte* § 12, hā̆ra F.-N. *Herden* § 16, kärms *Kirmeß* § 16, monsbẹlt und vaisbẹlt § 21.

Anmerkung. Im ganzen glätz. Gebiet gelten u. a. die Formen: aviŋk *ein wenig*, brọitć͡ḫm̥ (mit örtlichen Lautverschiedenheiten) *Bräutigam*, fọlt *vollends*, nọigīrić͡ḫ (oi, ai) *neugierig*, rọ̄tvr̥ (bisweilen rọ̄dvr̥) *Radwer*; im Schlesischen zum Teil: aŋk, broitma, funt, noišīrić͡ḫ, rọ̄pr̥ oder rọ̄br̥.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 18. éntvr̥t f. *Antwort* Hab., Gl. (W.), auch éntvåṛt (Lewin); ántvā̊ṛt in Brau., bei Lewin (jünger), Hannsdorf, Neur., auch antvåṛt.

kal m. *Kerl* (Bursche, Knecht, Geliebter) z. B. Brau.; kalə z. B. Gl., Hab., doch daneben überall kal, z. B. in Vergleichen: a kal vī a rīſə *ein Kerl wie ein Riese.*

knī n. *Knie*, z. B. Neur.; kniə z. B. bei Wilhelmsthal, Hannsdorf, bei Lewin.

ā̊ṛ n. *Ohr*, z. B. Brau., Neur.; årə z. B. bei Wilhelmsthal, bei Lewin; örtlich auch āṛ, ārə.

bāc͜ḫ und (wo „tǭk" gesprochen wird) bǭc͜ḫ f. *Bach*, die gewöhnliche glätzische Form, selten bāc͜ḫə (z. B. Hannsdorf). In einigen Gegenden (z. B. bei Wilhelmsthal) nicht sehr üblich, dafür vosr̥ Wasser. In Ortsnamen als Endung stets -boc͜ḫ z. B. ditr̥šboc͜ḫ *Dittersbach bei Braunau.*

braut f. *Braut*, die verbreitetste Form; in einem kleinen südlichen Gebiete brautə.

haut f. *Haut* (*z. B. der Milch*); auch hautə, z. B. Hab., Hannsdorf, bei Lewin, Neur. (S.). Über den Plural vgl. § 15.

gəmę̄nə oder gəmāinə f. *Gemeinde*, z. B. bei Lewin; gəmę̄n oder gəmāin, z. B. bei Wilhelmsthal.

fọirvā̊rə f. *Feuerwehr* Brau.-Dfr., Neur. (N.); sonst meist ohne ə.

fetə a. *fett*, z. B. bei Lewin, Hannsdorf, Neur. (S.), Hab. (O.); fet, z. B. Neur. (N.)

ſīə f. *Weibchen des Kaninchens*, z. B. bei Lewin (auch ſī), Neur.; ſīn oder ſīən (< sie + inne), z. B. bei Lewin; ſīnə südl. Grafschaft, Hannsdorf.

bekə m. *Bäcker*, die echte Dialektform, ist noch besonders in Brau. und südglätz. gebräuchlich, aber im übrigen Gebiet durch bekr̥ fast verdrängt.

māidl̥ oder mę̄dl̥ n. *Mädchen*, *Magd* (a hipš māidl̥) in Brau., Neur. (N.), daselbst māidla, mę̄dla nur mit Bezug auf Kinder; im übrigen Gebiet gelten die letztgenannten Formen in beiden Bedeutungen. Auch im Riesengebirge wird zwischen mādl̥ und mādla unterschieden. In vielen Orten gelten neben der lautgesetzlichen Form mę̄dla auch die Nebenformen maidla oder mādla, z. B. in Sackisch, Friedersdorf, Volpersdorf, Albendorf ę̄ und ai, in Sackisch, Friedersdorf, Hausdorf auch ā.

vaiſr̥ m. *Bienenkönigin*, z. B. in Brau., Neur., Gl., Bieletal; auch vaiſlr̥ m., z. B. Hausdorf b. Neur., Hab. (O.); vaiſl̥ m. Hab. (O.),

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hę̄ms f. *Heimat* bei Lewin, Albendorf; hāims Brzesowie, Gießhübel; im übrigen Gebiet meist hę̄mt, hāimt.

ganſr̥ m. *Gänserich*, die verbreitetste Form, z. B. Neur., Gl., Hab. (O.), auch ganſa Hab. (O.); ganſriç̣h (vielleicht durch hochd. Einfluß) Brau.; gānš, z. B. Kieslingswalde (vgl. Pautsch, a. a. O., § 69). Bei Weckelsdorf gelten gānſr̥, gānſə (flekt. gānſa) oder gāntsə (fl. gāntsa).

reç̣ha (part. gəreç̣ht) *rechnen*, die verbreitetste Form, z. B. Brau., Neur., Gl. (W.); reç̣han (part. gəreç̣hl̥t) Gl. (O.), Hab.; reç̣hnan (part. gəreç̣hnr̥t), z. B, Hannsdorf. Alle diese Formen gelten auch für die Komposita, z. B. aus-, anǭç̣h-, bə-, fr̥-, ǭreç̣ha.

hairǭta (part. gəhairot) *heiraten*, z. B. Brau., Neur., Gl., Hab. (O.); hairǭta, z. B. Gießhübel (individuell?); hoian (part. gəhoir̥t) bei Mittelwalde, südl. Adlergeb.; haian bei Wilhelmsthal. Die letzteren Formen dürften die echt mundartlichen und die ersteren aus dem Hochd. entlehnt sein.

dr̥nǭç̣h adv. *danach* hat viele, örtlich kaum zu trennende Nebenformen, die besonders noch von älteren Leuten gebraucht werden, z. B. dr̥nǭç̣ht, dr̥nǭç̣htə, dr̥nǭç̣htr̥, dr̥nǭg̣r̥, dr̥nǭg̣r̥t, dr̥nǭg̣r̥tə, dr̥nǭg̣r̥tr̥, dr̥nǭç̣hr̥, dr̥nǭr̥t, dr̥nǭtə, seltener nǭg̣r̥, nǭg̣r̥t (z. B. Hausdorf); in der jüngeren Mundart oft auch dan (aus dem Hochd.).

Anmerkung. Im ganzen glätzischen Gebiet gelten u. a. die Formen: nǫkvr̥ *Nachbar* (früher auch nǫpr̥ in Brau.-St.), kūə *Kuh*, ſauə *Sau*, arpt (örtlich årpt, ärpt) *Arbeit*.

C. Formenlehre.

§ 19. klę̄n (klāin) *klein* verliert das n in der attributiven Form im Nom. und Acc. Sg. Neutr. in einem Teil des Gebietes, z. B. a klę̄ (klāi) hǫiſla *ein kleines Häuschen* in Brau., Neur., Gl. (W.); dagegen bleibt das n erhalten z. B. in Gl. (O.), Hab. (O.); šīn *schön* und rę̄n *rein* behalten das n im Glätz. immer. (Einfluß der Pronomina kę̄ *kein* usw.)

mę̄ndr̥ *mehr* ist bei Braunau und Weckelsdorf üblich; daneben und im übrigen Gebiet ausschließlich gilt mār̥. (Einfluß von ę̄ndr̥ *eher*, nę̄ndr̥ *näher.)*

bārə f. *Beere:* pl. 1) nach alter Weise bārə (də bārə šmeka gut *die Beeren schmecken gut*) südglätzisch und bei Lewin; 2) bār̥n Brau., Neur.

hārə f. *Haar* (dǭ laid n̥ hārə *da liegt ein Haar*): pl. 1) hār̥n

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brau., Neur., bei Lewin; 2) hårə Hab., Hannsdorf, jünger auch nordglätz.

(Vgl. auch die Mehrzahlformen honə *Hähne* § 14, fǭg̨ *Vögel* § 15, hauta *Häute* § 15, šę̄və *Schaube* § 15, pfārə *Pferde* § 16, hikstə *Hochzeiten* § 17.)

bərét (part. von bərę̄ta) *bereitet, zustande gebracht*, gilt im größten Teil des Gebietes; gəbrét (von brę̄ta < bərę̄ta) z. B. bei Wilhelmsthal.

vaiſa *weisen, zeigen* bildet meist noch nach alter Weise schwache Formen (part. gəvaist); starke Formen sind selten, z. B. gəvīſa in Hausdorf bei Neur.; bəvaiſa *beweisen* wird stark konjugiert.

lǭda, ailǭda *(Gäste) einladen* bildet die Vergangenheitsformen meist schwach (part. aigəlot); in einem Teil des Gebietes ist aber das starke Part. (ai)gəlǭda üb̨lich, z. B. Hab.; lǭda *aufladen* hat nur schwache Formen.

brǭta *braten* hat überwiegend schwache Formen: dū brǫ̣tst *du brätst*, gəbrǫ̣t *gebraten;* das Partizip gəbrǭta ist noch üblich z. B. in Hab., Gl. (O.), Neur. (N.). rǭta *raten* bildet entsprechende Formen; nur das Partizip gərǭta *gediehen* hat in adjektivischer Bedeutung, wenn es also nicht die Handlung, sondern den Zustand bezeichnet, allgemein öfters die starke Form, z. B. ſ īs mr̨ gut gərǫ̣t *es ist mir gut geraten*, dagegen: də katǫ̣fan ſain hǫiṛ gut gərǭta *die Kartoffeln sind heuer gut geraten.*

(Vgl. auch haun § 12, šen *scheinen* § 15.)

drūf adv., örtlich auch druf, *darauf*, steht auf die Frage „wohin?“, drǫfə auf die Frage „wo?“

Anmerkung. Im ganzen glätz. Gebiet wird pfor (pfar) *Pfarrer* stark flektiert: a gīt tsǫm pfor (schles. tsum foṛn) und von mǭn *Mann* nur die Mz. monə gebildet (schles. auch menṛ).

D. Geschlecht.

§ 20. gǭlṛt *Gallerte*: 1.) fem. Neur. (N., Volpersdorf); 2.) masc. Brau., Neur. (S.), Gl., Hab.

kaps m. *Tasche in einem Frauenrock* Brau.-Dfr., Neur., Gl. (O.); kapsə f. Brau.-St., bei Lewin, Gießhübel; örtlich bisweilen kapš m. oder kapšə f. Dafür kitškṛ m. z. B. in Hab. (O.). In der Bedeutung „*Hosentasche*“ ist tošə gebräuchlich, bei Weckelsdorf auch kapsə f.

knǭta m. *Knoten (in verschiedenem Sinne)*; knǫtə f. *Samenkapsel des Flachses.*

mǫst m. *Moos* im größten Teil des Gebietes; n. (auch mǭs n.) in Neur. (N.).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ǭdl̥t m. *Mistjauche,* z. B. bei Lewin, Hannsdorf; f., z. B. Gießhübel; auch ǭdliɕ̥ḫ m. bei Wilhelmsthal.

ſọlǭ́tə *Salat:* 1.) m. Hab., Gl.; 2.) f. Neur., Brau.

šāp m. (pl šę̄və, šǭivə, šāvə, šāva; vgl. § 15) *Schaub,* z. B. bei Braunau, in Neur., bei Lewin; *š*āvə f. (pl. šāva) Neur. (seltner, meist neben šāp m.), Gl. (O.); šāpdāɕ̥ḫ *Schaubdach* glätz., bei Weckelsdorf šauadāɕ̥ḫ. In einigen Gebieteu, z. B. bei Wilhelmsthal sind Schaubdächer und daher auch das Wort Schaube nicht üblich.

tseska m. *Zeisig,* z. B. Hannsdorf, bei Lewin; tsaskə (flekt. tsaska) m. Brau.; tsaiska m. Neur.; tsaiskə, auch tseskə, f. Hab.

Einige Ortsnamen auf *-dorf* werden mit dem männlichen Artikel verbunden, besonders dr̥ hǭndr̥f *Hohndorf bei Habelschwerdt* und dr̥ noindr̥f *Neundorf b. Hab.* Die ohne Artikel gebrauchten Ortsnamen auf *-dorf* sind Neutra. Vgl. auch § 10.

(Vgl. ferner mardr̥ *Marder* § 12; dīnst *Dienst* § 14.)

Anmerkung. Im ganzen glätz. Gebiete gelten u. a.: ten m. *Tenne,* tselr̥ m. *Sellerie* gegenüber schles. tenə n., ſélərī f.

E. Synonyma.

§ 21. *Mannsperson:* 1) mónsbẹlt n. in der ganzen Grafschaft, pl. meist monsbẹldr̥, älter auch monsbẹlr̥ (z. B. Hab.); monspl̥, pl. ebenso, (dat. pl. monspan), z. B. bei Grulich (in der Grafschaft fast ausgestorben); 2) neben monsbẹlt ist auch in der ganzen Grafschaft, außerdem auch in Brau. üblich montsm̥ n., örtlich auch montsum (Brzesowie), bisweilen monsm̥; der pl. lautet montsmr̥ im größten Teil der Grafschaft, montsm̥ in Brau. und einem Teil von Neur. (Mittelsteine, Albendorf, Hausdorf u. a.). der dat. pl. lautet überall montsman[1]); 3) überall gilt auch der pl. monslọitə (ai, oi).

Frauensperson: 1) vaisbẹlt n. in der ganzen Grafschaft, pl. meist vaisbẹldr̥, älter auch vaisbẹl, pl. vaisbẹlr̥ (z. B. Tassau, Hannsdorf, Hab.); vaispl̥, pl. ebenso (dat. pl. vaispan), z. B. bei Grulich (in der Grafschaft fast ausgestorben); 2) vaism̥ n. nur in Brau., pl. ebenso, dat. pl vaisman, z. B. də vaism̥ gīn tantsa *die Frauen gehen tanzen,* a gīt mẹt a vaisman *er geht mit den Frauen.*

Wagner: 1) vę̄nr̥, vǭinr̥, voinr̥ ist wohl der einheimische Ausdruck, gilt aber im preußischen Gebiet meist als veraltet, während er in Brau. noch herrschend ist; 2) štélmaɕ̥ḫr̥ verdrängt die vorgenannte Bezeichnung in der Grafschaft.

[1]) Im Bezirk Weckelsdorf lautet der pl. montsmə, dat. pl. montsma, entsprechend: vaismə, vaisma.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Böttcher: 1) bitnr̥ Brau.-Dfr., Neur. (überwiegend), Gl., Bieletal (Kunzendorf); 2) bẹndr̥ Brau.-St., Eckersdorf, südl. Grafschaft.

Schulze, Gemeindevorsteher: 1) šọ̄ltsə, örtlich auch rẹc̥ḫtr̥ *(Dorfrichter)* sind die älteren Bezeichnungen in der Grafschaft, wofür jetzt meist 2) fā̆ṛštẹ̄ṛ (aus dem Hochd.) üblich ist. In Brau. wird šọ̄ltsə der Inhaber des sogenannten Scholzengutes, der šeltsərai, genannt, auch wenn er nicht das Amt des Vorstehers bekleidet. Der F.-N. *Scholz* lautet stets šọlts mit kurzem ọ.

Elster: 1) šolóstr̥ f. in der Grafschaft die übliche Bezeichnung; 2) šolóstr̥ n., z. B. in Brau.-St.; 3) óljr̥tə f. bei Braunau. šolóstr̥ ist als Scheltwort für Frauen in der älteren Mundart meist f., in der jüngeren auch n.; ọ́lgoṛtə soll in Brau.-St. früher auch die Goldammer bezeichnet haben.

Lenkseil (des Zugviehes): 1) lẹ̄tsl̥ und Nebenformen s. § 17; 2) leṇ̥kštrẹk m. Neur.; 3) leṇ̥kſāl n. (Lenkseil) Brau.-St.; 4) rīmſl̥ n. (Riemseil) Brau.-Dfr.

Tragseil (einer Radwer oder eines Korbes): 1) trẹ̄ſl̥ oder trọ̄iſl̥, troiſl̥ n. in Brau. und im größten Teil der Grafschaft; 2) kọpsl̥ n. (< Kopfseil), zum Teil neben trẹ̄ſl̥ in einem Teil der Grafschaft, z. B. Neur., Hannsdorf.

Stecknadel: 1) šteknọ̄lə f. in der Grafschaft; 2) špénọ̄lə f. bei Braunau, špénọ̄dl̥ Brau.-St.; dagegen bezeichnet špénọ̄lə z. B. in Gießhübel eine Sicherheitsnadel[1]); 3.) knéfənọ̄lə oder knefl̥nọ̄lə f., z. B. in Gießhübel.

Bodenraum: 1) bīnə, ortsdial. bẹ̄nə, f. Hab., bei Lewin, Neur. (Hausdorf), die alte Form bẹn (< bünen) hat sich im Dat. und Acc. Sg. z. B. bei Wilhelmsthal erhalten: gẹ̄ amọ̄l ọf də bẹn *geh einmal auf den Boden;* 2) bọ̄dm̥ m. Neur. (überwiegend); 3) ſẹ̄lr̥ m. Brau.

Wirtshaus: Die allgemein übliche Bezeichnung ist väṛtshaus n. oder šeṇkə f.; krātšm̥ m. ist zwar bekannt, aber wenig üblich und gilt als der „schlesische" Ausdruck.

Ernte: äṛntə f. ist jetzt fast allgemein üblich, doch ist daneben hin und wieder noch ādm̥ f. (bei Wilhelmsthal) oder āṛn f. (Brau.-Dfr., Neur.-St., Hausdorf) bekannt; Zeitwort *ernten*: äṛnta, ādma, āṛn.

Kartoffel: 1) ā́pūnə f. (Erdbohne), pl. āpun, Brau.-Dfr.; 2) āpr̥nə f. (Erdbirne), pl. āpr̥na, Brau.-St., Neur. (überwiegend); 3) dukə f. bei Lewin; 4) kantọ́fl̥ f., pl. kantọfan, Gl. (O.), Bieletal

[1]) Ebenso špónuldə f. bei Weckelsdorf.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Kunzendorf); 5) ádopl̥ m. (Erdapfel), pl. ādepl̥, Hab. (W., S.), ārpl̥ (pl. ebenso) in Gießhübel; 6) katǫfl̥ f. in der jüngeren Mundart und insbesondere zwischen Neurode und Habelschwerdt. A. Klesse, a. a. O. 1883, S. 319, gibt als glätzisch auch die Bezeichnungen „Tukka“ und „Pantukka“ an (pl.); danach dürfte dukə < pantukə gekürzt sein und ebenso wie ostfränkisch Patake zu span.-ital. patata, batata gehören. Über Pantukka s. auch Mitt., Bd. XVI, S. 104 unter Kährta und S. 120; auch die daselbst S. 126 als glätzisch angeführte Form „Quadrucka“ ist mir aus der lebenden Mundart nicht bekannt.

Pflaumenmus: 1) pflaumamǭs m. Neur. (Hausdorf, Neurode, Eckersdorf), Gl. (O.); 2) pflaumamǭtš m., z. B. Hannsdorf, Thalheim; 3) pflaumamǭtš m. Neur. (überwiegend); 4) pflaumakvǭtš m. (durch den kvǭtštǭp gedrücktes Pflaumenmus) bei Wilhelmsthal; 5) bisweilen pflaumapapə m.; 6) pflaumaponš m., z. B. bei Lewin; 7) pflaumapron(t)š m. südl. Grafschaft; 8) mǭtšpronš m. bei Habelschwerdt (z. B. Neuweistritz); 9) tę̄nšl̥, pflaumatę̄nšl̥ m. bei Lewin, Gießhübel (tschech. tence dünn), auch tę̄nšl̥; 10) pǭvīdla n. Brau. (tschech. povidla pl. Pflaumenmus).

Sahne (Rahm): 1) rām m. ist das alteinheimische Wort, das noch jetzt in den Dörfern üblich ist, vgl. raum im Riesengeb.; 2) ʃǭn m. ist durch schlesischen Einfluß besonders in den Städten der Grafschaft eingebürgert; 3) šmę̄ta m. Brau.-St.

schlittern: 1) kǭžan (part. gəkǭžl̥t) besonders in Neur. (O.), Gl., Bieletal; 2) šundan (part. gəšundɪt), z. B. in einem Teil von Neur. (Albendorf, Mittelsteine) und Gl., bei Wilhelmsthal, Gießhübel; Nebenformen: šǫ̣ndan, z. B. Hannsdorf, tšǫ̣ndan Brau., tšundan, z. B. Seitenberg, bei Lewin, tšę̣ndan Brzesowie.

eben (= genau, gerade) adv., z. B. in *ebenso:* 1) grǭdə der geläufige Ausdruck; 2) āva noch in der südl. Grafschaft, aber im Aussterben. Das Füllwort „eben“ der Umgangssprache (z. B. *das habe ich eben nicht gewußt)* wird im echten Dialekt durch halt wiedergegeben, in der jüngeren Ma. auch durch ę̄bm̥ oder ę̄bm̥s (dem Hochd. entlehnte Formen).

(Vgl. auch *Tasche* § 20, *Gang am Hause* § 17.)

§ 22. Mannigfach sind die Formen der Taufnamen, z. B. von *Josef*: 1) allgemeinere Formen jūʃuf oder jūʃę̣f, jūʃla (jünger oder ortsdial. jǫ̣ʃuf, jǫ̣ʃla, jǫ̣ʃl̥), ʃefə, ʃefla; 2) örtlich beschränkte Formen, bei Lewin: jipl̥, jipala, ʃefliɕ̧h, in Brzesowie auch joskə, juškə, ʃefkə. pépī, pépīk, in Gießhübel auch pépšə.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 23. Ein dankbares, aber schwieriges Gebiet für die Einzelforschung sind auch die Fürwörter; vielerlei z. T. örtlich beschränkte oder aussterbende Vertretungen bietet z. B. „*solch*“: ſọlć͡ḫə monə *solche Männer*, ſẹć͡ḫə monə, ſẹć͡ḫtə monə, ſẹć͡ḫnə monə (Hausdorf), ſẹ̄a monə (Brzesowie, Tassau, Gießhübel), ſẹla monə (südglätz.), ſūn(ə) monə (bei Halbstadt). Auch die Formen ſọlć͡ḫnə, ſẹć͡ḫtnə, ſẹlnə, ſūtə sollen glätzisch sein; vgl. „solchne“ mehrfach bei K. Gründel, Guda Obend 1912, S. 62—64, „a sichtnes Frassa“ in einem Volksliedtext aus Neugersdorf bei G. Amft, Volkslieder der Grafsch. Glatz, S. 542, „sellne“ bei P. Frieben in der „Grafsch. Glatz“ 1913, S. 88, „met suta Schnierlan“ in einem Volksliedtext aus Neurode bei G. Amft a. a. O., S. 352.

Die schwachtonige Form ſəs (betont ọns) = *uns* (dat., acc.) ist noch bei Mittelwalde und im südöstlichen Kreis Habelschwerdt gebräuchlich, z. B. a trǭf ſəs bem šeŋka *(er traf uns beim Schenken, Wirt)*; daneben ist ọns und im reflexiven Sinne teilweise auch ſić͡ḫ (südl. von Habelschwerdt) — vielleicht durch Einfluß der Form ſəs — gebräuchlich, z. B. mr̥ hǭn ſəs (ọns, ſić͡ḫ) hāṛgəſotst. Schon aus der älteren Mittelwalder Ma. sind Belege für dieses „sich“, zahlreicher aber noch für ſəs, vorhanden, z. B.: „Wer hon ses, ich on's Weib, gor ofte geschloin on sich derbeine mehr os wie bem Foier gewärmt.“ (Schönig, Ged., S. 2.)[1])

§ 24. Besonders in den westlichen Randmundarten finden sich viele Formen, die aus dem Tschechischen entlehnt oder von dieser Sprache beeinflußt sind, z. B. léžāk m. *vom Regen niedergelegtes Getreide*, auch *fauler Langschläfer* (von tsch. ležeti liegen) in Brzesowie; štrīmāk m. *ein rotstreifiger Apfel* in Brzesowie, sonst štrīm-opl̥ genannt. Auch nāspə (§ 17), pǭvīdla, tẹ̄nšl̥ und šmẹ̄ta (§ 21) gehören hierher (tsch. smetana f.), sowie einige der in § 22 angeführten Namensformen.

F. Syntaktisches.

§ 25. bəgén *begegnen* wird verschieden konstruiert: 1) a īs mr̥ bəgẹ̄nt (nebst den örtlichen Lautverschiedenheiten), seltener a họ̄t

[1]) In der „Braunauer Heimatkunde“ (1894), S. 185, wird ſes ebenfalls angeführt; ich habe aber keine Spur davon im Braunauer Dialekt auffinden können; in dem genannten Buche werden auch andere Eigentümlichkeiten verwandter Maa. mit der Braunauer Ma. vermengt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mg̱ bəgę̄nt im größten Teil der Grafschaft, Brau.-St.; 2) a hǭt miċh bəgę̄nt Brau.-St., bei Lewin, Gießhübel (auch bei Weckelsdorf).

In der Redensart *„einen Narren fressen“ = vernarrt sein* wird das Objekt meist mit ǭ *(an)*, oder ǫf *(auf)*, vielleicht auch ai *(in)* angefügt, ohne daß scharfe örtliche Grenzen gezogen werden können; z. B. gilt ǭ bei Braunau, Lewin, ǫf in Seitenberg, Hannsdorf, Gießhübel und in Neur., ai (neben uf) z. B. bei Weckelsdorf.

III. Proben örtlicher Mundarten.

A. Vergleichende Texte (vom Verfasser zusammengestellt).

1. Glätzisch und Schlesisch.

a) Mittelglätzisch: Volpersdorf, Kreis Neurode; die eingeklammerten Formen entsprechen der nordglätz. Ma. von Oberhausdorf, Kreis Neurode.

īċh hǭ a gəfrę̄t, op dǭſ ā vā̆r īs, vos də lǫitə aſū rę̄da, den īċh kent s gā̆ṛ nę̄ glę̄va (gloiva). on dǭ mę̄nt' (māint) a, vī də pfādə (pfārə) heta də štę̄nə (štāinə) afiṛgətsę̄n (gətsoin), dǭ vā̆r a fǫm vę̄nə (voinə) roṇdg̱gəštā̆ṛtst, ǭvg̱ tsǫm gleḳə nāvg̱ də rę̄dg̱; a hǭd ǭvg̱ gədǭċht, a het ṃ ols tsǫšlę̄n (tsǫšloin). a holp jā̆r īs šǫn vek, ǭvg̱ s tę̄d ṃ ols nǭġ aſū ſā̆ṛ vī bem ǭdṃhula, a kent s bālə nęmə aushāla; də āġa tāċhta[2]) ā nęmə ništ, a kendə ā gā̆ṛ nęmə gut hā̆ṛn, on a vā̆ṛ[3]) vǫl nęmə lanə lāva.

b) Gebirgsschlesisch: Neubielau, Kreis Reichenbach; die eingeklammerten Formen entsprechen der Ma. im Kr. Waldenburg (Schmidtsdorf).

īċh hǭ a gəfroit, ę̄p dǭſ au wǭr (wūr) īs, wos də loitə aſū rę̄da, den īċh kent s gǭṛ nī gle̤ba. unt dǭ mę̄nt' a, wī də fārə heta də štę̄nə afīṛgətsoin, dǭ wę̄r a fum wǭnə rundg̱gəštatst, ǭbg̱ tsum glikə nābg̱ də rādg̱; a hǭd ǭbṛ gəduċht, a het ſīċh ols tsušlǭn. a holp jǭr (jūr) ıs šunt wek, ǭbg̱ s tę̄d ṃ (n̨) ols no aſū fīṛ wī bem ǭdṃhuln (ǭdn̨huln); a kents bālə nimə aushāln; də auġa tauċhta[1]) au nimə ništ, a kendə au gǭṛ nimə gut hīṛn, und a wę̄ṛ wul nimə lanə lāba.

---

[1]) Älter: tę́ċhta (Konj. von tǫ́ċhta *taugten*).
[2]) Älter: tiċhta.
[3]) Südglätz. vīṛ.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Nordglätzisch und Südglätzisch.

a) Mittelglätzisch: bei Lewin; die eingeklammerten Formen entsprechen der Ma. um Braunau.

dū konst mr̥ š glę̄va (gloiva), īć̣h hǭ dić̣h nę̄ bəlǭġa (bəloin). mainə švastr̥, dī hotə tāg on nac̣ht kę̄ (kāinə) rū. dī hotə ngantsə nę̄jə (nāijə) kęndr̥ dr̥hę̄mə (dr̥hāimə); s(ʃ)ain r̥ ā tsvę̄ hipšə mędlan (māidlan) dr̥bainə.

da én ǭmt (ǭt), vī ʃə fǫm feldə hę̄m (hāim) kęmt, dǭ īʃ a vātr̥ kǫma, on s rę̄ntə (rāintə) ai štrę̄ma. dī hotə n vaita vę̄k (vāik), dǭ is(s)ə ǫndr̥ də bę̄mə (boimə) gətrāta, dat vū ęmr̥ dr̥ grūsə štǭnhafa (štāinhafə) lǭġə, on dǭ hǭt sə dr̥ blits dr̥šlę̄n (dr̥šloin).

b) Oberdörfisch: bei Mittelwalde; die eingeklammerten Formen entsprechen der Ma. bei Wilhelmsthal.

dū mǭist (mę̄st) mr̥ š glǭin (glāiva), īć̣h (ę̄ć̣h) hǭ dić̣h nī bəlǭin (bəlǭġa). mai švastr̥, dī hot tǭg on noc̣ht kāi rū. dī hot a gantsə nāijə kęndr̥ dr̥hāimə; s (ʃ)en r̥ ā tsvę̄ hišə māidla dr̥bainə.

da én ǭvăt, vī ʃə fǫm faldə (feldə) hāimkęmt, dǭ īʃ (ę̄ʃ) a vātr̥ kǫma, on s rāint ai štrę̄ma, dī hot n̥ vaita vāik, dǭ is(s)ə ǫndr̥ də bǭimə (bāimə) gətrāta, dat vū imr̥ dr̥ grūsə (grǭsə) štāinhofa lǭc̣h, on dǭ hǭt sə dr̥ blits dr̥šlǭin (dr̥šlę̄n).

B. Aus dem Volksmunde vom Verfasser aufgezeichnete Texte. [1])

Die Gruppierung entspricht der im § 4 gegebenen Zusammenstellung: 3—10 südglätzisch, 11—24 nordglätzisch.

1) Oberdörfisch.

3. īć̣h bīn fǫm faldə raikǫma, fǫm ádepl̥klauva, on ęts must ić̣h halt foir̥ mac̣ha, vail mr̥ on hǭn tsvę̄ ādepl̥klauvr̥, ven ʃe van raikǫma, dos (ʃ)ə bālə asa kęna. dǭ homr̥ a nūdl̥ʃǫpə on káfę̄ on kuc̣ha fǭ dr̥ kärməs. nǭġ n̥ asa gīn də klauvr̥ vīdr̥ naus, on ven īć̣h vār̥ fărtić̣h ʃen, on dǭ gī ĭć̣h ā vīdr̥ aʃū fac̣htə *(langsam)* anǭc̣h.

(Schreibendorf bei Mittelwalde.)

4. gārtnr̥-tǭnla hot n̥ hār̥ *(männl. Kaninchen)* on tǭd a imr̥ vekbarja. s vūr imr̥ olr̥hand únʃęn męd n̥ gəmac̣ht; on dǭ vūr a

[1]) Ein wesentlicher Vorzug der (ohne Ausübung irgend eines Zwanges auf den Erzähler in Bezug auf Form oder Inhalt) unmittelbar aus dem Volksmunde entnommenen Texte besteht darin, daß sie den Satzbau und die Ausdrucksweise der örtlichen und persönlichen Ma. in unverfälschter Ursprünglichkeit darbieten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ẹ̄vərét, a ſel a kǟṛn *(kören)* [1]) lọ̄n, a därft a oc͜h bem šọ̄ltsa ǭmelda, s tẹ̄d a jọ̄ vetr̥ ništ kọsta. on vǭs tǭt dọ̄ tọ̄nla mac͜ha? a andan tǭk gin a tsum šọ̄ltsa on melt a hāṛ tsum kǟṛn ǭ. dọ̄ ſǭit dr̥ šọ̄ltsə: „mẹt dīṛ mac͜ha ſə doc͜h grǭdənẹ́tə *(genau)*, vos(ſ)ə vela; dū glǭist hald ols!“ ẹts vā̊r a doc͜h dr̥nọ̄c͜htə ſǟṛ vẹldə, dr̥ tọ̄nla, on kǭm tsu ọns; on dọ̄ gǭ ij m̥ a kanla *(Kännchen von* $^1/_8$ *Liter Kornschnaps)*, on dọ̄ vā̊r a dr̥nọ̄gr̥ vọl vẹ̄dr̥ gut. (Thanndorf bei Mittelwalde.)

5. dr̥ lǟrr̥ họ̄t mr̥ dr̥tsālt: „ẹ̄ć͜h hǭ hoit misa tẹć͜htić͜h lac͜ha ẹ̄vr̥ ən jọna.“ „vǭs vā̊ṛ n lọ̄s?“ dọ̄ ſǭit a: „ẹ̄ć͜h tǭt ọf dr̥ gaijə n fāltọ̄n *(Fehlton)* mac͜ha; dọ̄ frẹ̄j ić͜h də kẹndr̥; „vǭs vā̊ṛ dǭs?“, on kāinr̥ họ̄d entvr̥t *(Antwort)* gān. dr̥nọ̄c͜htə dọ̄ gǭ āinr̥ entvr̥t: „dǭs vā̊r a fåṛts!“ dọ̄ frẹ̄j ić͜h: „tut n̥ dr̥hāimə īmand aſọ̄?“ dọ̄ šprẹć͜ht dr̥ jọnə: „nū, rọ̄br̥t, dr̥ knāić͜ht!“ (Verlorenwasser.)

2) „tẹ̄š“ (*Tisch*)-Mundart im engeren Sinne.

6. dọ̄ vā̊r ić͜h fīṛmẹ́tić͜h m̥ homr̥ *(Ort Hammer)* vẹ̄jn̥ bolka, *(Balken)*, dos ẹ̄ć͜h ſə ọf də naiə vọc͜hə də letsta tāġə hǭ. — mr̥ mec͜hta nọ̄c͜hmẹ́tić͜h ādepl̥ klauva, on s vat ai dă fr̥damta šváinrai *(Schmutzwetter)* nī gẹ̄n. (Altweistritz bei Habelschwerdt.)

7. m̥ oprẹ́lə, dọ̄ tumr̥ *(tun wir)* tsuäṛšt də vẹ̄ſa raima on də grāvə *(Gräben)* auspọtsa on ẹ̄ja, on dr̥nọ̄c͜h väṛt gəſẹ̄t on gəakrt. [2]) on dr̥nọ̄c͜h mis mr̥ š kan jāta on a hǭvr̥ on də ādepl̥; dọ̄ họ̄t s gəmāintlić͜h imr̥ dẹstan *(Disteln)* on olr̥hand unflọ̄t *(m., Unkraut)* drẹnə. dr̥nọ̄c͜h mis mr̥ rīvapflantsa šteka; on ven ſə dr̥nọ̄c͜h šọn ſén a bẹsla, dọ̄ van ſə ẹmšárt *(umscharrt)*. on dr̥nọ̄c͜h gẹ̄t s ẹ̄vr̥ š hāi mac͜ha. dọ̄ väṛt s lọ̄sgəhān, on dọ̄ mus (s) ā vẹ̄dr̥ dåṛn, on dr̥nọ̄c͜h väṛt s raigəraimt. on ọndr̥desn̥ väṛt s vẹntr̥kan raif on väṛt dǭs vẹ̄dr̥ gəhān on gəbọnda on ọ̄fgəpupt, ven s dr̥nọ̄ġr̥ traijə ẹ̄s, dọ̄ väṛt s raigəraimt. on dr̥nọ̄c͜h väṛt s štọpl̥ rāingəreć͜ht on ẹmgədrẹ̄t, on dr̥nọ̄c͜h kẹmt s ſumr̥kan on dr̥ hǭvr̥ on gāštə — vār r̥ halt họ̄t. on ven ols lār ẹ̄s, dọ̄ väṛt s fīj ausgətrẹ̄va. dr̥nọ̄c͜h vān də ādepl̥ raigəraimt on də rīva. on ven mr̥ dosə *(draußen)* färtić͜h ſen, dọ̄ gẹ̄ts ẹ̄vr̥ š draša: dọ̄ is(s) monć͜hmọ̄l tọl kāld ǭ də hendə. on ven dr̥nọ̄c͜h ái patə (f., *Parte, Teil, Sorte)* ausgədrọša ẹ̄s, dọ̄ väṛt s rāin gəmac͜ht; mīṛ tūn s imr̥ varfa, on andrə lọ̄n s ẹ̄vr̥ də plaidr̥, dī a plaidr̥ hǭn, mīṛ hǭn

[1]) kǟṛn *(kören)* ist Lehnwort aus der Amtssprache.

[2]) Die Ma. kennt zwar das Hauptwort pfluk *(Pflug)*, aber nicht das Zeitwort „pflügen“, dafür stets akan *(ackern)*.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kāinə. drnǭçh tumr̥ imr̥ vędr̥ a paksla fǭ ſeks matsa (*Metzen*) ai də męlə ſoka (*sacken*) drfǭ, on dǭ krīçh mr̥ māl on klaia (pl.) fīr̥ š fīçh, on fǫm mālə bak mr̥ brǭt. on a hǫvr̥ fr̥kāif mr̥ tsu pfādəfutr̥, dān mr̥ nī tsu ſǭma braucha. — ęvr̥ a vęntr̥ tǫt mr̥ frīr̥ imr̥ štraiçh-(h)eltsla-šachtan macha; dǭſ ęſ ęts aigaŋa. dǭ tumr̥ monçhmǭl bendla štęka, dǭ lǫmr̥ (*lassen wir*) štǭvadeka macha drfǭ, on tūn imr̥ vędr̥ āla krǭm fleka, vail mr̥ m ſumr̥ nī tsait hǫn. — hair̥ (*heuer*) vān mr̥ tęçhtiçh fādan šlaisa, vail mr̥ genſə hǫn. frīr̥ dǭ vūr̥ hald a gantsa vęntr̥ b(ə)raits tęçhtiçh g(ə)špǫna, dǭſ ęſ ǭvr̥ ęts ā nęmę; kāi floks värt nęmę ǫgəbaut, on dǭ hǫt dǫs špęna a bęsla ǫfgəhär̥t.

(Altmohrau bei Wilhelmsthal.)

8. dǭ must mr̥ a tsęl (*m., Ziel, bestimmte Aufgabe*) špęna, on ven mr̥ a tsęl hota, dǭ kun mr̥ ęvriçh (*übrig, für eigenen Bedarf*) špęna, dǫs kun mr̥ ſəs (*uns*) hāla (*behalten*). dǭ gin mr̥ ǫnſr̥ etlijə tsum roka, on dǭ špǫn mr̥ də lanə nocht; ven s ā tsvelwə vūr̥, dǫs tǫt nī šǫda. on drnǭçh tǫt mr̥ kenša (*Scherz treiben*) ǫndrſoma. — ven mr̥ aſǭ reçht baiſoma vårn, dǭ trūçh mr̥ a ošr̥tǭp (*Aschentopf*). dǭſ ęſ a ālr̥ tǭp, dān trūçh mr̥ ai dī štǭvə, vū dī andan špǫna. dat šmęs mr̥ n ai də štǭvə, on dǭ vurn mr̥ oləmǭl męt vosr̥ gəbot; dǫs vär̥ dos lǫn drfīrə. andrmǭl krīçhta mīr a vędr̥ gəbrǭcht, da ošr̥tǭp, mr̥ musta doch anandr̥ ǫtsǫla. dǫs ſen vęntr̥špasə gəvāst.

(Konradswalde.)

3) Ostglätzisch.

9. dǫs vär̥, vī də áikvatīrunk, də rusn̥, dǭ vårn (1813). dǭ vårn ſə baim ráufantskär̥ (*Rauchfangkehrer*) mai (F. N.) aikvatīr̥t. on dǭ štelt ſī (*die Hausfrau*) də ſǫpə drvailt ǫf s varmə ǫf a nīdr̥ūwa, on fola a pär aſū grūsə švǫva nai. on dī (*die Russen*) hota ſə aſū bem bęnə gənuma on gasa. dī hota n gut gəšmokt; on a andan tāk, vī ſə hot də ſǫpə brǭcht, on dǭ hota ſə gəſęt: „mutr̥, hot r̥ nī vīdr̥ ſǫpə męt da klen krāpsa (*Krebsen*)?“ (Nieder-Thalheim.)

10. ai henr̥švālə (*Heinrichswalde*) van ſə męt īrm pfar ſär̥ tsǫfrīdə, den a hin a a himl̥ nę gār̥ tsǫ hūçh. ǫvr̥ amǭl hota ſə s tsūtraun doch braits frlān (*verloren*); dǭ fālt s šǫn lanə ǫ rędnə (*Regen*), on dǭ hota ſ a ǫgəhāla, vail s doch gār̥ nę rędtə, a meçht ai dr̥ kärçhə amǭl a fātr̥-ǫnſr̥ bāta. on dǭ hot a gəſęt: „aſū lanə, vī ſiçh dr̥ vent nę dręt, nǫtst s bāta ā ništ.“ — nę vait drfǫnə ai am darfə vār am pfar ā vǫs posīr̥t, vos m̥ jū gār̥ nę reçht vār̥, ǫvr̥ s

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vāṛ halt gəšān. a tǭt nę̄mliçh, ven ſiçh s tūn līs, ganə a vink maušan ǭvg̱ škātšpīla, on dǭs hot da en ſenǭmd a vink lanə gətauṛt; desvę̄jn̨ ſotst a ſiçh ſontiçh nǭchmętiçh īvg̱ s rūſakrantsbāta ai a baiçhtštūl on vār aigəšlǭfa. dg̱ kärçhfǭtg̱, vī s hiçhstə tsait tsǫm ǭtsīn vāṛ, must a ę̄bm̨ ūf(w)eka; vī a dǭ ǭ m remmacht, špreçht dg̱ pfar: „īçh pos.“ (Oberhannsdorf.)

4) Mundart von Brzesowie.

11. vī dg̱ mājg̱ *(Meyer)*-gustə[1]) fər a draisiçh jāṛn amǭl ǫf a šlānai *(Schlaney)* ſainə jǫmpfg̱ ophula[2]) kǭmə tsǫm grusfǭtg̱, on dǭ ginə mainə mutg̱ mīd a a štękla. on s vāṛ šǫn špę̄d ai dg̱ nacht. on vī ſə kǭma tsǫ dg̱ broiərai, on dǭ hot ſiçh ǫf amǭl aſū a klāi hundla tsǫ da draia gəfǫnda. on dī draiə ginə ai āing̱ raiə, on dos hundla is fār a ęmg̱ fǭ āing̱ ſaitə ǫf də andrə drkvārə gəlǫfa, dos sə nę̄ amǭl trāta kunda. on dǭ is (s) a grūs štękə mitgəganə fār a bos *(bis)* ǫf də ſakšg̱ *(Sackischer)* grāntsə, on därtə blīvə də mutg̱ dgnǭçh štīn on hot fǭn a ópšīt gənuma. on dǭ hot ſiçh ǫf amǭl dos hundla fglān. on ǫf dām vāijə hot *(hatte)* ſiçh fər a pāṛ jāṛn āing̱ dgšǫsa gəhǭt. — on vī də mutg̱ vīdg̱ tsǫrękə ginə tsvę̄ šrītə, on dǭ hot ſiçh dos hundla ǫf amǭl vīdg̱ gəfǫnda. on də mutg̱ vuldə lāfa, ǭvg̱ kundə nę̄, vail s ęmgfārt aim vāijə vāṛ. on dǭ hot sə aſū n grūsə anst īvgfola, on hot sə ärst druf gədǭcht, dos sich dǭ āing̱ dgšǫsa hot. on dos hundla is aſū mitgəganə bos tsǫ broiiš taiçhə, on därt if a ais vosg̱ gəšprǫna. on ęts kǭmə də anst ärst nǭçh grisg̱ īvg̱ žə, on dg̱ švāis lūfə fǭn g̱; on is sə gəlǫfa tsǫm habg̱ (F. N.), on därtə van ſə nǭġ ǫfə on hǭn fə grǭdə kāṛta gəšpīlt. on dǭ hot sə gəšvęndə ǫf s fanstg̱ gəšlǭin, fə ſela ok ufmachə[3]). on dǭ kǭmə dg̱ habg̱ raus, on dǭ hot sə ſ um *(ihm)* dgtsālt on ginə nę̄ alāinə hāim, dg̱ habg̱ mustə mīd g̱ gīn. — on dg̱ habg̱ hot dgtsālt, dos glǭi fīl lǫitə kǭma gəlǫfa aſū därçhgəšvętst tsūn um on hǭn fə dgtsālt, dos sə ā ęmg̱ hota da hunt gəſān, on ſain fə bain um īvg̱ nacht gəblīn on hǭn ſiçh gəfarçht vektsǫgīn.

---

[1]) āj in mājg̱ ortsdialektisch < āi vor e, entsprechend ǭj < ǭi z. B. gətsǭjə n. Webstuhl, Handwerkzeug.

[2]) Die Vorsilbe „ab“ lautet in echt mundartlichen Wörtern gewöhnlich ǭ (ǭhula).

[3]) Die Vorsilbe ūf- ist in Brzesowie meist zu uf- gekürzt: bei Nachstellung ist die Länge erhalten: a macht s fanstg̱ ūf.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5) West- und Mittelglätzisch.

12. dǭ hǭt mai fǭtr̥ dr̥tsālt: dǭ iſ amǭl a mǭn ſẹnǭms ǭms fọm rę̄nr̥ts *(Reinerz)* ọf a gíshīvl̥ gəfā̆ṛn, dāṛ hǭt ſiɕ̣h fǭ ništ nę̄ gəfårɕ̣ht. vī a is tsọm švåṛtsa krọitsə kọma, dǭ hǭd a vaisbẹlt *(Weibsbild, Frau)* däṛt gəknīt on hǭt gəbat. on dǭ hǭt dāṛ mǭn gəſę̄t: „dǭ kend iɕ̣h vọl ẹts n̥ gəfā̆ṛta krīja?“ dǭ hǭt s m̥ kę̄ entvr̥t gān; on dǭ hǭd a ſə nǭġ amǭl gəfrę̄ɕ̣ht, on dǭ hǭt s m̥ nǭɕ̣h kę̄ entvŕ̥t gān. on vī a ſə s drẹtə mǭl frę̄ɕ̣htə, on dǭ hǭt sə də hendə aiſóma gəšlę̄n on is m̥ *(am)* krọitsə nufgəfā̆ṛn on is nẹmẹ tsọ ſān gəvāst. on vī a is dan vetr̥ gəfā̆ṛn, dǭ hǭt s n̥ ešr̥mént *(Lärm)* gəmaɕ̣ht, dǭſ is gəvāst, os ven də vẹpl̥ fǭ a bę̄ma heta ſẹla rọndr̥ kọma. on ſait däṛt hǭd a ſiɕ̣h doɕ̣h gəfårɕ̣ht. (Nerbotin bei Lewin.)

13. vail iɕ̣h ai də šūlə ginə, on dǭ tǭtə dī šūlmę̄str̥n bem ūwa ſẹtsa on špẹna. on ven mr̥ on mr̥ tǭta ọf ſə guka, on dǭ tsärt sə ọns (s) maul. on dǭ must mr̥ vīdr̥ rūiɕ̣h ſain, on dr̥ šūlmę̄str̥ ſę̄tə: „vat r̥ də gušə hāla!“ — īɕ̣h vuld amǭl ai də vā̆ṛtə *(Wartha)* gīn, on dǭ ſę̄ta ſə: „lǭs diɕ̣h ok nę̄ də pfofakeɕ̣hn̥ vẹldə maɕ̣ha aim paur̥vālə *(Bauernwald)*! dī hǭd äṛšt gestan ǭmt vīdr̥ dam ſīvr̥špaur̥ gəruft: „ſīvr̥špaur̥, špǭn mr̥ fīṛ! īɕ̣h bren dī pfādə nẹmə fat.“ dāṛ ſivr̥špaur̥ dāṛ kǭm rọndr̥ mẹt da pfāda, on ols vā̆ṛ lāṛ. dǭ hotə ſiɕ̣h dī pfofakeɕ̣hn̥ vīdr̥ fatgəmaɕ̣ht.“ on īɕ̣h bīn ai də vā̆ṛtə gan̥a, on mīr īs ništ posīṛt. (Gabersdorf, Kreis Glatz.)

14. (Vgl. Text Nr. 7) m̥ frījā̆rə, ven dr̥ šnī vek(g)īt on dī feldr̥ trọijə ſain, dǭ väṛt mẹst gəfā̆ṛn, gəakr̥t on gəſẹ̄t, də ſẹmrijə: gāštə on hǭvr̥. on dr̥nǭɕ̣h fẹnt ſiɕ̣h unflǭd *(Unkraut)* aim gətrę̄də, dǭs väṛt rę̄n gəmaɕ̣ht. ọm mai vān dr̥nǭɕ̣h katǫ́fan gəlẹ̄t on rīvakäṛnr̥ gəštakt. on dr̥nǭɕ̣htə fent də haiäṛntə ǭ. dǭ väṛt dos grǭs gəhān, tsr̥štrẹ̄t on gəvant, on ǭms vān ẹmr̥ hafa gəſotst; on a andan tāk väṛt s vīdr̥ aſū gəmaɕ̣ht, bis (s) därə īs. on dr̥nǭɕ̣h väṛt s ai də šọinə gəfā̆ṛn on hīgəſotst on ūfgədrọkt. endə jūlī fent də gətrę̄deäṛnte ǭ. dǭ väṛt tsọäṛštə s kåṛn gəhān, gəbọnda on ūfgəpupt. on dan kẹmt də gāštə. dī väṛt gəhān on brę̄tgəšmẹsa ai glę̄ja *(Reihen gemähten Getreides)*. mẹtlr̥vailə väṛt s kåṛn fā̆ṛ raigəfā̆ṛn, ven s vātr̥ šīn īs. on dr̥nǭɕ̣htə gīt s īvr̥ a vę̄s *(Weizen)*. dǭ väṛt s gəmaɕ̣ht aſū vī bem kåṛnə. on tsọletst kẹmt dr̥ hǭvr̥ drǭ. dō väṛt s braits grǭdə aſū gəmaɕ̣ht vī bai dr̥ gāštə. on dr̥nǭɕ̣ht īs də grundäṛntə *(Grummeterntə)*. ẹtsə väṛt s štọpl fā̆ṛ gəštäṛtst. dr̥nǭɕ̣ht kẹmt də tsvę̄tə ſǭtst *(Saatzeit)*. dǭ väṛt də vẹntrijə gəſẹ̄t, kåṛn on vę̄s. on

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dr̥nǭc͟ht vān katọfan gəklaut. dǭ vān ſə mẹt m̥ pflūġə ausgəfå̄ṛn on ausgəklaut; də grūsa ſain də askatọfan, on də klen on də bīſa *(schlechten)* ſain švainkatọfan. də grūsa vān aigəkālr̥t *(eingekellert)*, on də klen homr̥ īvr̥ n hafa gəšut on nǭġ on nǭc͟h fr̥fitr̥t. dan väṛt s kraut ausgəštọc͟ha on ausgəšę̄pt *(die schlechten Blätter abgeschält)* on aigəšårpt. on dan kọma də rīva drǭ, dī vān rausgəštọc͟ha on ǭgəklọpt on īvr̥ hafa gəlẹ̄t, on dr̥nǭc͟h vān ſə ǭgəkọpt. də rīva tūn ſə ai də fabrẹ́kə få̄ṛn, on də kọpa frasa də kīə. dr̥nǭġ īſ ols hẹnə; dǭ väṛt nǭġ amǭl mẹst gəfå̄ṛn, on dr̥ gantsə akr̥ väṛt dǭs tsvẹ̄tə mǭl tīfgəakr̥t ǭvr̥ gəvant. dr̥nǭġ īs də feldarpt fäṛtić͟h, dǭ kǭn s gəfrīṛn on drūf šnain. dan gīt s m̥ vẹntr̥ ai də šọinə. dǭ vā̄ṛt s gətrę̄də ausgədrọša on ọf a bǭdm̥ gətrę̄n, on s štrū väṛt fr̥fitr̥t (gāšt- on hǭvr̥štrū) on fr̥štrẹ̄t (rọk- on vę̄sštrū). on dr̥nǭc͟htə ọm fẹ̄vruāṛ fana də „paur̥fā̄rijn̥“ ǭ. dǭ väṛt s švain gəšlac͟ht on fẹ̄tə (f., *Fest)* gəmac͟ht. on ọm märṭs, ven s vātr̥ nǭc͟h nẹ̄ šin īs, dos (s) ẹmr̥ vīdr̥ rę̄nd on šnait, on dǭ tūn də vaisbẹldr̥ fādan *(Federn)* šlaisa, on də monslọitə mac͟ha ſę̄lə *(Strohseile)* on tūn s họlts spāla.

(Eckersdorf, Kreis Neurode.)

15. frīr̥ vå̄ṛn nǭc͟h də fọir̥štę̄nə, vū ſə fọir̥ šlūġa dr̥mītə. no, ẹts kǭma doc͟h də švāwl̥heltslan ūf. ẹts kẹmt dr̥ fọir̥štę̄n-bärkə *(Feuersteinhändler Birke)* fǭ bātsdrọf *(Barzdorf bei Braunau)* rīvr̥ on vīl də fọir̥štę̄nə fr̥kę̄fa; on dǭ šprec͟ha də lọitə: „mai līvr̥ bärkə, ẹts brauc͟h mr̥ kę̄nə štę̄nə nẹmẹ, mīṛ hǭn ẹts də švāwl̥heltslan.“ on dǭ īs dr̥ bärkə aſū fr̥būst on nẹmt da paks mẹt da šten *(Steinen)* on gīd ọf a hailija bark (bei Albendorf) tsọm taiwl̥, on dǭ šprẹć͟ht a: „dū bẹst grǭdə šọlt, dos īć͟h də štę̄nə nẹmə vekbrenə; dū họst də švāwl̥heltslan dr̥fọnda!“ on dǭ nẹmd a də štę̄nə ẹmr̥ én nǭġ m̥ andan on šmest sə m taiwl̥ ǭ a kǭp, bis sə olə vek vå̄ṛn. dr̥nǭc͟ht īſ a vīdr̥ hę̄mgana on īs nẹmə ọf ondrọf *(Albendorf)* kọma.

(Albendorf, Kreis Neurode.)

16. bai ọns dr̥nāva hot s aſū a klę̄ hẹltsra họiſla, on dǭ hot s n̥ āla jọnk(g)əſéla drẹnə, a šustr̥ vå̄ṛš. on dǭ hǭn dī mę̄dlan hǭn ſić͟h ẹmr̥ n špās gəmac͟ht mīd m̥; on dos ę̄nə mǭl hǭn ſə m a šustr̥šę̄ml̥ ọf s dāc͟h gəſotst on də fanstr̥šaiva mẹt putr̥mẹlć͟h gəvoša. dos vå̄r ǭmts, vī ſə dǭs gəmac͟ht hǭn. vi a marjas ūfštīt, on dǭ kǭn a nẹ̄ tsọ a šaiva naus(ſ)ān, on dǭ hǭd a gədǭc͟ht, s vā̄ṛt nẹ̄ tāk, bis (ſ) a halt dr̥nǭc͟ht gəruft hǭn. dr̥nǭc͟ht hǭd a halt tẹć͟htić͟h rę̄ſnīṛt.

(Mittelsteine.)

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

17. dǭſ īs fọm ẹ́tsija väṛtə dr̥ grūsfǭtr̥ gəvāst ai dr̥ ſoftkvetšə (Waldgrund bei Volpersdorf), dāṛ hǭd a brantvain ſalvr̥ gəſọfa, on īvr̥ də gestə hǭd a gəmę̄nt: „kę̄ft īṛ ọiċh tsväṛn *(Zwirn)* fīṛ dǭs gelt, on lọt *(laßt)* ọiċh di hǭſa flẹka! īċh brauċh men brantvain ſalvr̥." vīdr̥ a andr̥mǭl, dǭ hota ſ m̥ dī pọst *(Botschaft)* gəbrǭċht, dos əs švain auſ m̥ štolə īs. dǭ hot a gəmę̄nt: „dǭs hǭ iċh mr̥ bālə gədǭċht, dos sə vān họpa-nātsan (Ignatz Hoppe) s švain štāla."
(Volpersdorf.)

6) Mundart der Stadt Neurode (Tuchmacherdialekt).[1])

18. bai a tūċhmaċhan, dǭ vā̊ṛ š frīr̥ mǭdə, dī musta frī ẹm fẹmwə ūfštīn, on fina ſə glai ǭ, om resla (*Rößlein,* ein Gerät zum Wollekämmen) tsọ ärpta *(arbeiten)* ǭvr̥ tsọ kaman (< *kämmeln).* dr̥nǭġr̥ vurda dī lọka ọf am grūsa rǭdə fā̊ṛgešpọna on ọf aṛ klen mašīnə fain gəšpọna tsọ värftə on tsọ šọsə; tsr̥ värftə mustə dǭs gåṛn ǭvr̥ šarfr̥ gədrẹt vān vī tsọ šọsə. s värftgåṛn vurdə ọf lę̄va *(Pfeifen)* gəšpūlt on dr̥nǭċhtr̥ dī värftə gəšā̊ṛt, on tsr̥ värftə gəhā̊ṛta āċh dī tsvista *(Salleisten,* bestehend aus 12—15 Fäden)[2]). — s vā̊r amǭl a väṛtshaus, dǭs hīsa ſə ẹmr̥ a graiplr̥ *(den Gräupler).* on dǭ hot s n̥ bärjr̥ *(Bürger),* dār ẹftr̥š hīkǭm. on dǭ hota dī ǭgəhā̊rija amǭl gəſę̄t: „a ſẹtst m̥ graiplr̥ on ſaift *(säuft),* dos siċh dr̥ tīš baiċht".

7) Nordglätzische Diphthongierungsmundart.

19. īvr̥ dǭs batl̥vaip *(Bettelweib,* ein Gebirgsweg zwischen Hausdorf und Langenbielau) līfa də gantsa hāimtrāijr̥ *(Heimträger,* ihre fertigen Stücke abliefernde Weber). on dǭ hot s aſū n fårċhtija mǭn dr̥bai, dāṛ māintə, ven s dr̥nǭġr̥ fẹnstr̥ vā̊ṛ, əs hetə n bīſa hunt ai a štrọiċha līja, dāṛ m̥ də tsę̄nə flärtə. on dǭ ginə āinr̥ mīd m̥, dāṛdə ǭ dǭs dẹnk nę̄ gloiptə, on dāṛ ſoitə: „na, kọm, dǭ vāiċh *(werde ich)* mẹ́t dr̥ gīn on vāṛ dām hundə a dẹng ai də frasə gān." on vī ſə ọ da flek kǭma, ſǭċh s rẹċhtiċh aus, os ven a hunt də tsę̄nə flärtə, dī āġa funkl̥ta ok aſū. nū gina ſə mẹtsóma dr̥tsūnə, on vī ſə hīkǭma, on dǭ gǭvə dāṛ fåṛšə mǭn dām dẹnə a pā̊rə drūf mẹm šteka,

[1]) Diese Stadtmundart zeigt in mehreren Formen Annäherung an das Hochdeutsche, vgl. om *am,* gəhā̊ṛta *gehörten,* āċh *auch,* ſaift *säuft;* im Dorfdialekt m̥, gəhārta, ā, ſeft; vgl, Text 21.

[2]) So hieß auch eine rauhe braune Wolle, aus der das Salende des Tuches gesponnen wurde, vgl. mr̥ tūn tsvẹsta špẹna (Stadt Braunau).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dos də funka ẹm ſə rẹm flūġa, on dǭ vā̆ṛ ž a fr̥faultr̥ biḉhnr̥ štǭk *(Baumstumpf)*. (Ober-Hausdorf, Kreis Neurode.)

20. s vā̆ṛ tso pẹ̄tr̥ on paul frī marja (im Jahre 1866), on dǭ kvǭma də praiša ſọldǭta ẹmr̥ besr̥ īvr̥ də tọnšdrọfr̥ *(Tuntschendorfer)* grāntsə ruf. on də lọitə nǭma n də kẹndr̥ ai də tatša *(Einpacktücher)* on līfa olə dr̥fǭnə, on ālə monə nǭma n a brūd ai a ſāk on līfa īvr̥ s mā̆ṛtssdrọfr̥ gəbärjə on ſoita halt: „də nāma də vaivr̥ on də āla monə on də kẹndr̥ mītə.“ on dǭ līf halt grūſ on klāin dr̥fǭnə on līsa hǭb on gut štīn. — ọf dr̥ grāntsə dọnda, ọf valtsl̥s (*Walzels*) bǭdm̥, dǭ šlūġa ſə s lǭġr̥ ūf. on dī fā̆ṛpọstn̥, dī rọkta ẹmr̥ vetr̥. on aus dam lǭġr̥ kvǭma glai də ſọldǭta, on dī fr̥lanta brūd on špek on māl on graupə on hǭvr̥ on štrū. s vå̆ṛn fuftsa tsentnr̥ štrū on tsān tsentnr̥ hǭvr̥ on tsān tsentr̥ hẹ̄, on dǭs homr̥ ais lǭġr̥ gəfūṛt. ẹm tsvelwə hǭn ſə dos lǭġr̥ misa fr̥lǭn *(verlassen)* on maḉhta dr̥nǭġr̥t olə fat. — on vī mai fǭtr̥ on kẹmd ai dos lǭġr̥, on dǭ bəhāla ſ a dat, on m̥ (m)arja mūſ a mẹt dam gantsa fūdr̥ mītə fat fā̆ṛn bis hẹndr̥ šrọlan (*Schrolls* Fabrik bei Braunau). (Ottendorf, Bezirk Braunau.)

8) Mundart der Stadt Braunau (Tuchmacherdialekt).[1])

21. s väṛt ānonſeḉhtsiḉh jā̆rə ſain, dǭ ſẹ̄tə mainə mutr̥: „ven də gut läṛnst on a gūdəs tsaiḉhnis aus dr̥ šūlə mītəbrenst, dǭ nām iḉh diḉh mītə ọf olṇdrọf *(Albendorf)*; ven də nẹ̄ gut läṛnst, dǭ blaiste dr̥hāmə!“ vū mīṛ vǭnta, dos vā̆r a flāšr̥, dāṛ hotə ən jọna, dāṛ hūs frantsə, vī īḉh, on vā̆r ai mem āldr̥. mīṛ hota āḉh olə bẹ̄də gut gəläṛnt, on vi dī tsait kǭm, dǭ ſẹ̄ta dī mutan: „ẹts kent r̥ mītə mẹt dāṛ prọtsəsjọ̄n ọf olṇdrọf gīn, on tut mītə flaisiḉh bāta on ſẹna!“ dǭs tǭta mīr āḉh fr̥špreḉha. vī mīr ọf dr̥ raiſə vå̆ṛn, tǭta mīr ọns bəšpreḉha, vǭs sə ọns ſẹla bai da bauda kāfa; īḉh vuldə a špotsīṛštekla hǭn, on mai komrǭ́tə vuldə ən hẹltsr̥na ſāvl̥ họn. vail mīṛ flaisiḉh gəbat on gəſọna hota, dǭ tǭta ọns dī mutan dī gəvẹnšta ſaḉha kāfa. — dǭ ſẹ̄ta dī mutan: „īṛ jọna, ẹts gīt tsọm marīabå̆ṛnə on tut draimǭl fǭ dam gəvaita vosr̥ trẹnka!“ ẹts gina mīṛ tsvẹ̄ jọna tsọm marīabå̆ṛnə on vulda trẹnka. dǭ krīja mīṛ hendl̥ mẹtsoma, jẹ̄dr̥ vuldə tsọäṛšt trẹnka. īḉh nōm mai štekla on gǭb m̥ āns īvr̥ a rẹka, dos mai štekla tsr̥brǭḉh, on mai komrǭtə tsūġ a ſāvl̥ on šlūḉh mīj ọf a

[1]) Auch diese Stadtmundart zeigt Übergangsformen zum Hd., vgl. raiſə *Reise*, gǭb m̥ *gab ihm*, rẹka *Rücken*, ọnſrə *unsere*, ols *als* u. a. anstatt *rāſə, gǭv m̥ rẹkə, ọnſə, os.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kọ̄p, dos īm dāṛ ſāvl̥ tsr̥breć͡ha tǭt. dī mutan šẹmfta on våṛn aſū bīſə on ſę̄ta: „īṛ gọtlūſa jọna, īṛ gīt nẹmə mītə ọf olŋ̥drọf; on ven mīṛ vān hāmkọma, dǭ vaṛt īṛ šọn airə prījl̥ krīja!“ on mīṛ hǭn āc͡h ọnſrə prījl̥ olə bẹ̄də gəkrīć͡ht, fīl mā̆ṛ, ols dos štekla on dr̥ ſāvl̥ vāt vā̆ṛ. vū īć͡h ẹts šọn ālt bīn, deng ić͡h nǭc͡h monć͡hmǭl ọf dī äṛštə olŋ̥drọfr̥ vulfā̆ṛt, on vī mīṛ š gana īs.

9) Nordbraunauisch.

22. m̥ jā̆rə ſībŋ̥nentsić͡h vā̆ṛ dos grūsə vosr̥. dǭ musta də lọitə auskvatīṛn, on mẹt a fīć͡han (pl., *Vieh)* musta ſə ọf a bark nuf. s vosr̥ švuptə tso a fanstan nai, on dī švainlan musta ſə ọf a ſẹ̄lr̥ *(Boden)* tūn. on də fọir̥vā̆rə hota ſə ǭgšlọna, dī hulta də lọitə rīvr̥ ọf də štrǭsə. on dǭ vā̆r a ālr̥ mǭn naigəkepl̥t *(kopfüber hineingestürtzt)*, on dǭ hot a ſić͡h fr̥kīlt, on dǭ štarv a dr̥nǭġr̥t. bai ǭpst-tǭnan kǭm s vosr̥ bis ọf də štrǭsə rīvr̥, on dǭ bīn ić͡h gəvot bis ẹm də knīə. s vosr̥ brǭc͡htə aſū fīl šlǭm mītə, dos də gantsa gāṛtə fūl van, on də švipa[1]) *(Gerten, Weiden)* hot s olə ausgəvarpst *(entwurzelt*, mhd. wurpôz *Wurzelstock)*. on bem šǭltsa rai kǭm dos vosr̥ aſū gštūsa, dos mīć͡h s bālə hetə ẹmgərẹsa. — ọf də kärms bak mr̥ kuc͡ha, on ſọntić͡h họmr̥ rẹntflāš[2]) on nūdl̥ſọpə on kraut on fašīṛtəs on gūda kófə on kuc͡ha dr̥tsūnə. on dr̥nǭġr̥ ǭbm̥s gī mr̥ āić͡hl̥gants (von Herzen, mit Lust) tsr̥ mǭſić͡h mẹt am hipša kalə, on dǭ tumr̥ tẹć͡htić͡h tantsa.

(Heinzendorf, Bz. Braunau.)

23. m̥ fäṛtsŋ̥da áugust vā̆ṛ š, nǭc͡hmẹ́tić͡h, dǭ hǭt s vātr̥ aigəšlę̄n ai n lā̆ṛbām *(Lärche)*, fäṛ m gīvl̥ štund[3]) a. on fǭ dat īs dr̥nǭġr̥ dr̥ blits ais dāc͡h nīvr̥gana, on dr̥nǭġr̥ īſ a ais dāc͡hštīvla naigəfā̆ṛn on hǭt dat ols tsošlę̄n on demǭlīṛt. on dr̥nǭġr̥ īs dr̥ blits darć͡h də dīla darć͡h on nọndr̥ ai də vǭnštūvə bem trāijr̥ nọndr̥. dī pauŋ̥šfrā hǭt bem ſūnə ọf m̥ kánapẹ̄ gəſasa, on dr̥tsvẹša īs dr̥ blits naigəfā̆ṛn ais kanapẹ̄ nai. dr̥ jọnə vā̆ṛ glai tūt, on s vaip vā̆ṛ dr̥tę̄pt, dī vā̆ṛ gəštrāift. on dr̥nǭġr̥ īſ a fọlt darć͡h də dīla darć͡h ai də maur̥ gana. — dr̥ paur̥ vā̆ṛ grǭdə dr̥hāimə on hǭt gətrāidə ai də ſekə gəſakt. on vī s rǭkẹmt, vīl a naiſān ai d(ə) štūvə, on dǭ īs dr̥ blits grǭdə darć͡h də štūvə gana, on vā̆ṛntā́m fun s ǭ on brantə ūva tsom fäṛšta naus. dǭ kǭm halt də fọir̥värə glai on paktə bālə ǭ on tǭt də ālə

[1]) Die gewöhnliche Form ist švupə f., pl. švupa.

[2]) āi wird in einzelnen Wörtern individuell oder in der jüngeren Mundart zu ā.

[3]) Seltene Nebenform, vgl. südglätz. štun.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

šọinə nọ̄c͜h reta, dos dī nẹ̄ tsom ọ̄brīn kọ̄m, den dī vā̆ṛ bis tsom gīvl̥ gəštọpta fūl gətrāidə. s kọ̄ma nọ̄ć͜h mẹ̄ndr̥ fọir̥vā̆ṛn; ẹnſə fọir̥-vā̆rə vā̆ṛ mẹt tsvẹ̄ šprẹtsa, on nọidrọf vā̆r ā mẹt dr̥ šprẹtsə dọ̄ on šmītsdrọf ā on də holvəštẹ̄tr̥ *(Halbstädter)* fabríksšprẹtsə.

(Wiesen bei Halbstadt.)

24. dūṛštić͜h ọ̄vr̥ fretić͜h fäṛ dr̥ kärms väṛt kuc͜ha[1]) gəbaka, on vān lọitə dr̥tsūnə aigəlot, dīdə halfa tūn. īvr̥ dī tāġə hāṛ väṛt dī ſac͜hə (benkə, šẹ̄ml̥, dīla, tẹšə) ūfgəvoša, on dọ̄ väṛt halt rẹntflẹ̄ž aigšoft on fr̥šīdnəs andrəs; on ſẹmt *(Sonnabend)*, dọ̄ väṛt dī ſac͜hə fọlt fäṛtić͜h gəmac͜ht, dos ọf a ſọntić͜h ols gəšärt īs, ven də gestə vān kọma. (Deutsch-Wernersdorf bei Halbstadt.)

[1]) kuc͜ha statt kuc͜hə nach der Verbindung kuc͜ha (Acc.) baka; dagegen mit ə: dọ̄ väṛt a grūsr̥ kuchə gəbaka, vgl. § 8.

Zeugnisse zur Volkskunde.

Von Dr. Georg Schoppe in Breslau.

I. Rübezahl-Splitter.

Es ist mir nicht bewußt, daß folgende Rübezahlgeschichten bekannt geworden sind. Deshalb mögen sie hier abgedruckt werden[1]).

1. Dergleichen sagt man auch, das in und umb das Bemische gebirge sich zuweilen ein Mônch lest sehen, welchen man den Rubezal nennet, der soll zuweilen im Warmbade ansichtig werden, und sol sich zu wanders leuten, so der wege im gebirge oder gehůltze nicht kůndig, offt gesellen und sie vertrôsten, sie sollen unbekůmmert sein, Er wolle sie wol auff den rechten weg bringen, wenn er sie nun ins holtz verfůrt, das sie nicht wissen, wo aus, wo ein, oder wo sie hin sollen, so soll der schadenfro auff einen baum sich schwingen und helle lachen, das es im walde erschallet. M. Christophorus Jrenaeus

[1]) vgl. Zacher, Konr, Rübezahl-Annalen No. 7, 18, 28.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1566 Wasserspiegel h $_7$ [b]. . Mit etwas anderen Worten finden sich diese Angaben später wiederholt, vgl. Konr. Zacher, Rübezahlannalen N. 7, 13, 28: bei M. Wolfgang Bütner (1596, 28 [a]) H. Zalansky (1618) Wunderliche Historien und von Gespenstern (vor 1662). Fast mit denselben Worten steht diese Geschichte aber auch bei St. Prätorius 1608 Fluctus et luctus 133 fg.

2. Dann er (der Schatzgräber) allein auff das eußer die Augen wirfft, das jnnerlich aber vnd verborgen will er nicht kennen, und wann er darnach griffe, und solche Materi in seinen Hut faßte, oder in Hosensack schieben thåte, wûrde er im hin reysen an der Schwehre wol entpfinden, ob er getigen Gold oder Hobelspån im Sack hette, wie den Studenten mit dem Rûbenzagel widerfahren ist. Johann Grassaeus 1618. Der kleine Baûr 88.

II. Volkskundliches bei Valerius Herberger.

Was ich mir an volkskundlichem Material aus Herberger angemerkt habe, reihe ich schlicht aneinander. Die einzelnen Sitten und Gebräuche durch Parallelen zu ergänzen und zu erweitern muß ich andern überlassen, die auf diesem Gebiete belesener und mehr zu Haus sind als ich.

1. den Dienstag nennet man vor zeiten, den blauen Dienstag, wegen der blauen Striemen des Herrn Jesu. Die Mittwoch wird in Schlesien genennet die krumme Mitwoch, von den Krummen händeln, welche die Jûden und Judas denselben Tag vorgenommen. 1613 Hertz-Postilla I. 339 [2]).

2. der heutige Sonntag wird von den gemeinen Leuten genennet der Todt Sontag. Die Gelehrten aber nennen ihn Laetare, den Freuden Sontag. 1621. Trauerbinden VII. 135; Todtaustreiben am Sonntag Lätare vgl. Hertz-Postilla I. 303.

3. also pfleget man noch in vielen Schlesischen Schulen (auch zu Fraustadt) am S. Gallitage durchs Hanengebeiß einen König zu machen. Hertz-Postilla II. 490.

4. Die Dorfleute tragen allezeit jhren Kirmeshirschen auff, und sagen, der Wirt habe einen ring hinein gethan, man mûsse mit dem loffel tapffer hinein stechen, wer jhn werde bekommen, der solle jhn behalten. Hertz-Postilla II. 448.

5. Wenn er seinem Seligmacher zu Ehren ein Krentzlein von

[2]) Vgl. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube III, 77. II, 184 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Creutzdisteln muß tragen, wie vor zeiten die Breute in Deutschland. 1610 Jungfraw-Kräntzlin D_3[a];

6. Die Jungfrauen haben jhr besonders privilegium, das sie das Haar zu felde schlagen a. a. O. E_5[b].

7. Unsere Herren von Gerichten, pflegen den unzüchtigen Metzen einen Strohkrantz aufzusetzen, vnd lassen jhnen also zum Thor hinauspaucken. Hertz-Postilla I. 628.

8. Man findet vorwitzige Leute, die dencken, der Alp werde sie über nacht drücken, wo sie nicht bei der Trawung der Braut haben nach dem Rock gesehen. Trawrbinden I. 291.

9. Vor Zeiten muste ein Knabe der Braut, so bald sie dem Bräutigam heimgeführt ward, die Pantoffeln außziehen, vnd an die Wand zwecken, zur erinnerung, das sie nit solte eine Umbleufferin seyn, sondern zu Hause alle Winkel beschawen. Hertz-Postilla II, 557. Dasselbe erzählt Musculus im Eheteuffel. Theatrum diabolorum I, 248[a].

10. Wiltu ein ehrliches Hertz haben, so schmälere nicht die Reine, verlege nicht die Gräntzsteine, verrücke nicht die Zeune, sonst spricht der Bawer, du must nach dem Tode im rothen Bart herumb gehen. Hertz-Postilla I, 715.

11. Ihr habet eine alte Weise, daß jhr einander bändlin schickt an ewren Geburtstagen. Hertz-Postilla II, 416.

12. Etliche weltweise suchens in den Kletten, und Eychöpffeln, nach dem sie ein Gewechs drinnen finden, nach dem prognosticiren sie von zukünfftiger Zeit. Hertz-Postilla I, 625.

13. Johanns Blumen, damit man die Haußthüren Creutzweise zeichnet, daß nichts böses hinein komme. Hertz-Postilla II, 258.

14. Für wenig Jahren hat man im Fürstenthumb Jägerndorff müssen den Bürgermeister Cuntzen wider auffgraben, damit man für jhm ruhe hette. Trawrbinden I, 582.

15. Wir pflegen diß einen Jans- oder Johannistrunck zu nennen, wenn man jemand zu guterletzt mit einem Trunck erquickt. Hertz-Postilla II, 54.

16. In etlichen Orten pfleget man besondere Ceremonien beym Eydschweren zu halten, damit niemand unbesonnener weise das Händlein von sich strecke. Man pfleget ein geschwärtzetes Liecht an zuzünden, und neben das Crucifix zu setzen, vnd zu sagen! Sihe so schwartz wirstu für Gott sein, wofern du wirst unrecht schweren. Wenn ein verdechtiger schweret, so leschet man das Liecht auß, und saget: So müsse dein Liecht verleschen, so du unrecht hast ge-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schworen. Man wirfft das Liecht wider die Wand, und saget: Also wird dich Gott wegwerffen, so du unrecht hast geschworen. Wenn das Liecht stincket, so spricht man: Also wirstu stincken für Gott und allen heiligen Engeln.

Endlich pfleget man das Liecht aus zu treten, vnd zu sagen: Also wird dich Gott aus dem Himmel treten, ob du wider dein Gewissen hast geschworen. Ach lieben Hertzen, das ist kein Kinderspiel. 1610 Trawrbinden I, 307.

Die Hand eines Meineidigen verwest nicht. ibid. 308.

17. Gleich wie man die Boren erstlich mit einem weißen Leylach, zum andern mit einem schwartzen tuch, zum dritten mit auffgestreweten Kreuterlein ziert, . . 1611 Trawrbinden II, 349.

18. Darumb haben vorzeiten die alten Mütterlein also wollen das Fewer versprechen: Fewr stand stille, umb der worte wille, die S. Lorentz sprach, als er den fewrigen Rost ansach. Hertz-Postilla II, 368.

III. Zu Mitteilungen XIII, 570 ff. (Tod mit Eingraben).

Am 3. September 1819 schreibt Oelsner an Staegemann: „Was von Spaniern bewaffnet oder unbewaffnet den Insurgenten in die Hände fällt, wird zuerst abgeschlachtet, dann mit Kopf und Rumpf in die Erde begraben, der gestalt, daß die Beine in die Luft ragen.“ Briefwechsel 102.

Ein altes schlesisches Weihnachtslied.

Von Dr. Alfred Lowack in Beuthen O/Schl.

Im „Archiv von und für Schlesien“, Jahrgang 1812, Nr. 2, findet sich ein altes Weihnachtslied in der schlesischen Mundart. In gekürzter Form ist es in W. L. Schmidts Werk „das Riesengebirge. Ein Taschenbuch für Reisende und Badegäste“ (Hirschberg 1817) wieder abgedruckt; auch in der dankenswerten Sammlung der „Volkslieder der Grafschaft Glatz“ von Georg Amft (Habelschwerdt 1911) ist es (auf S. 383, unter der Überschrift „Lied von der

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weihnachtskrippe“) enthalten. Aber diese Fassung ist gleichfalls viel knapper und weicht im Inhalt an mehreren Stellen von der im Jahre 1812 veröffentlichten stark ab. Auch die Melodie ist anders: der Text in der Amftschen Ausgabe hat eine eigene Weise (aufgezeichnet von Hauptlehrer Sietz in Wilhelmsthal), während der im „Archiv von und für Schlesien“ veröffentlichte im Ton „Ein schön kleines Kindelein . . .“ gesungen wurde (dieses Lied ist nebst Melodie bei Amft, S. 555 wiedergegeben). Da es sich um ein altes schlesisches Volkslied handelt, dessen kindliche Empfindung unsere Herzen rührt, lohnt es wohl, die längere, ursprünglichere Fassung aus dem „Archiv“ mitzuteilen.

Ein andächtiges Lied zum Christkindlein.

Im Ton: Ein schön kleines Kindelein . . .
Von einem alten fliegenden Blatte.

Kleenes Kindla, grussar Goett,
Dar de Welt an Hånda hoet,
Leiste do, du kleener Schotz,
Hoet doch knop a Moisla Plotz.

Kleenes Kindla, reecher Goett,
Dar hûsch feil Duckota hoet,
Leiste do, und bist Bluett — orm,
Doß dichs, huchster Goett derborm!

Deene Wangla patsche noß,
Doß se a gefriera fost,
S' Wosser låfft der drûber ob,
Nihm a Tûchla und wisch ders ob,

Deene Potschla seend der rueth,
Wie a Krabes nach dem Sued,
Liebes Kindla, stecks ock ey,
Ich well der meene Handschka leyhn.

Deene Fûßla seen der kald,
Doß se â gefriera bald,
Wenn de doch sôllst Schûhla hoen,
Doßt se zôchst âm Winter oen.

'S ganza Leibla Aysse kald,
Zittert as a Esp-Lab bald,
Daß mas wuhl keem Hunda gûnnt,
Och, du leibes Goettes Kind!

Och, du leibes Goettes Kind!
Leist bâm Esel und bâm Rind,
'S thut mer wuhl im Harza wieh,
Wenn ich bey dam Krippla stieh.

Leibes Kindla, kons geseyn,
Kumm ze mir as Stûbla reyn,
Ich will der macha en Hirsebrey,
Ich will der rûhra vil Putter ney.

Ich wil der worm lohn hetza ey,
'S Bettla hingern Ufa ney,
Ich will der Putter-Schnita gâhn,
Vu der Milch a besta Râhm.

Wenn ders ober iß ze schlâcht,
Mach der ock may Harzla râcht,
Ruh und schloff do drinne ey,
Biß d' mich nimmst ân Himmel ney.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Görlitzer Weihnachtspiel von 1667.

Von Dr. Johannes Bolte in Berlin.

Jüngst hat F. Wenzel in einer vortrefflichen Arbeit über die oberlausitzischen Weihnachtspiele und ihre literarischen Beziehungen (Mitt. 15, 1) die Aufmerksamkeit auf die Christkomödien der sächsischen Schuldramatiker Christian Weise (Reiffe Gedancken 1682, S. 365) und Johann Hübner (Christcomoedia, aus der Hs. hrsg. von Brachmann 1899; vgl. sein Hamburger Programm 1899 S. 20. F. Vogt, Die schlesischen Weihnachtspiele 1901 S. 76) hingelenkt. Es blieb ihm indes unbekannt, daß auch Görlitz, die Hauptstadt der Oberlausitz, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts solche weihnachtlichen Schulaktus aufführen sah. Über das Görlitzer Schultheater liegt bisher nur ein Aufsatz von Th. Paur (Neues Lausitzisches Magazin 43, 112. 1866) vor, der die Tätigkeit des Rektors Samuel Grosser (1695—1736) anschaulich schildert, auf seinen Vorgänger und Anreger Christian Funcke indes gar nicht eingeht. Auch Schütt, der in seiner Geschichte des Görlitzer Gymnasiums S. 62 (Programm zur Feier des 300jährigen Jubiläums 1865) auf Funcke zu sprechen kommt, bleibt literarhistorischen Fragen völlig fern. Vielleicht ist es daher von einigem Interesse, wenn ich aus einer schon vor 24 Jahren entworfenen Arbeit über die sächsische Schulkomödie, die in einem Werke über des Schauspiel des 17. Jahrhunderts erscheinen sollte, hier einiges über jenen Mann mitteile.

Christian Funcke (Funck, Funccius), geboren 1626 zu Dietmannsdorf bei Freiberg, hatte 1646 in Leipzig studiert, seit 1652 als Lehrer in Freiberg und seit 1660 als Rektor in Altenburg gewirkt[1]). Aus Altenburg brachte er, als er 1666 zur Leitung des Görlitzer Gymnasiums berufen wurde, die Sitte der Schulkomödien

[1]) C. H. Lorenz, Geschichte des Gymnasii in Altenburg 1789 S. 101—111. 857. G. F. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller 1, 389—396 (1801). Goedeke, Grundriß zur Gesch. der dt. Dichtung[2] 3, 226 (1887).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit. Die Altenburger Programme berichten zwar nur von Feiern des Gregoriusfestes und der Aufführung von J. Klais Engel- und Drachenstreit (1662, 30. Sept.) und einer Verhandlung zwischen Apollo und Pluto 'De literarum ac divitiarum praeeminentia' (1666); aber Funcke weist selber 1667 auf die dort seit langer Zeit üblichen Weihnachtspiele der Schüler hin[1]). Über die Görlitzer Schulaufführungen liegen uns nicht nur die gedruckten Programme, sondern auch reiche handschriftliche Materialien in Sammelbänden der Milichschen Stadt- und Gymnasialbibliothek vor[2]), und um ein richtiges Verständnis für die drei Weihnachtspiele von 1667, 1668 und 1688 zu gewinnen, müssen wir schon ein möglichst knapp gefaßtes Repertoire aller Schulstücke Funckes aufstellen.

1667, 27. April: Gregorius-Feyer (Progr. im Cod. 129, Bl. 238). — 29. April: Secular-Spiel, lateinisch nach Funckes Anweisung von Schülern ausgearbeitet, mit vierstimmigen Chören (Cod. 129, 246. Das deutsche Bossenspiel und eine Schäferei sind nicht erhalten). — 1. Mai: Neu-ersonnene Mayen-Lust, nach David Schirmers Ballet der Glückseligkeit (Cod. 129, 309). — 20. Sept.: Opitz, Dafne zur Hochzeit Funckes mit Dorothee Rosine Neumann, mit den Melodien der Chöre und andern Zutaten (Cod. 129, 337). — Ende Dezember: Funckes H. Christs-Handlung (Cod. 129, 21; vgl. weiter unten).

1668 ein prosaisches Weihnachtspiel Funckes: Vorstellung der heylwertigen Geburt Jesu Christi, durch vier unterschiedliche Handlungen (Cod. 129, 45 mit Partitur).

1669, 13. Februar: Actus de Pandora graeco-latinus exhibitus a Martino Richtero subrectore (Cod. 129, 481: ein vieraktiges Drama in griechischen Hexametern nach Hesiod, Chorlied. Richter war geb. 1639, starb 1702).

1671, Mai: Gregoriusfeier (Cod. 129, 317). — 16.—17. Sept.: Harsdörffer, Sophista und ein deutsches Schauspiel (Cod. 128, 4. Über Harsdörffers Stück von 1647 vgl. Guarna, Bellum grammaticale ed. Bolte 1908 S. *78).

1672, 26.—27. Sept. C. P. Spies, Der Lehr- und Weißheit-begierige Jüngling auß der alten Sinnreichen Taffel Cebetis mit nützlichen lehren unterrichtet (Cod. 128, 44. Gedruckt Nürnberg 1659) und A. Gryphius, Peter Squentz (gedruckt 1657). — 30. Sept. Joh. Micraelius, De Michaele adversus

---

[1]) Schon 1582 heißt es in einer Beschwerde der Lehrer (Lorenz S. 352), daß die Schüler am h. Christabend um der lieben Kindlein willen in persona Christi herumgingen.

[2]) Es sind die Sammelbände B. VII. 63 fol. und B. VII. 71 fol., sowie die Codices 128—132 fol. In der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften benutzte ich den Band Progr. schol. I. 70. Dagegen enthält Chr. Funcci Rector rhetor scholasticus h. e. rectorales prolusiones, clausulae, denunciationes, paraeneses, invectivae, orationes, invitationes Gorlicii scriptae ac dictae (Budissae 1681) nichts unmittelbar Hergehöriges.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Belialem fortiter pugnante (Cod. 128, 76. Gedruckt Stettin 1647, nach J. Fox, Christus triumphans. Krickelberg, Diss. Göttingen 1897).

1674, 24. Okt. Micraelius, Von Fürst Michaeln und Fürst Belialn, deutsche Prosa (Cod. 128, 80).

1675, Oktober: Funcke, Das zwischen Furcht und Hoffnung wegen des Krieges annoch schwebende Teütschland, hin und her vermehrt und verbessert, 5 Akte in Prosa (Cod. 128, 157. Nach Gottsched, Nötiger Vorrat 1, 236 1675 zu Görlitz gedruckt).

1676, 14. Oktober: C. Kormart, Verwechselte Prinzen Heraclius und Martian (Cod. 128, 209. Gedruckt 1675): 15. Okt. C. Zeidler, Gute und böse Kinderzucht (Gedruckt 1675); 16. Okt. A. Comenius, Vita moralis (aus Spielschule 1659 p. 635) und Gryphius, Peter Squenz.

1677 am Mittwoch der Michaelisferienwoche: Chr. Weise, Complimentir-Comödie (Cod. 128, 221. Weise, Politischer Redner 1677); am Donnerstag: Gillet, Regierkunst übersetzt von B. Knobloch (Schleswig 1661. Cod. 128, 238); am Freitag Opitz, Judith, durch Funcke in ungebundene Rede verfaßt und vermehrt (Cod. 128, 312) und ein Scherzspiel von Gryphius.

1678, 20.—21. Oktober: Corneille, Polyeuctus deutsch von Kormart (gedruckt 1669) mit einem Schattenspiel und Shakespeare, Die wunderbahre Heyrath Petruvio mit der bösen Katharinen (Cod. 131, 663; vgl. Bolte, Jahrbuch der dt. Shakespeare-Gesellschaft 27, 125).

1679, 23.–24. Oktober: J. Riemer, Glücklicher Bastart (gedruckt 1678) und M. Schuster, Entdeckte Verrätherey oder Beschützete Unschuld (1668. Cod. 131, 646).

1681 im Oktober: J. Micraelius, Das offt bestürmete, doch nie überstürmete Zion (Dramatische Spiel-Schule) und J. Riemer, Das hart bedrengete, doch wieder erlösete Germanien (Lustiger Hoff-Parnassus 1679. Cod. 131, 686).

1682 in der Michaeliswoche J. Riemer, Von hohen Vermählungen (1679) und Vom Staats-Eiffer (1681), S. v. Birken, Androfilo (1656) und zwei Nachspiele; das zweite ist Gryphius' Geliebte Dornrose (1660), vgl. Cod. 131, 697.

1684, 19. April: Wien in Leid und Wien in Freud; 20. April: A. Stiefel, Solutio captivitatis (1683); 21. April: C. Stieler, Willmuht (1680).

1685, 15.—17. Mai: S. v. Birken, Psyche, in ungebundene Rede versetzet (Cod. 132, 480. Gedruckt 1652); J. Riemer, Mirminde (1679); K. Stieler, Bellemperie (1680, vgl. Schoenwerth, Die niederländischen und deutschen Bearbeitungen von Kyd's Spanish Tragedy 1903); Grollius ABCdarius, Lustspiel von ungerathener Kinder unglücklicher Ehe (Cod. 132, 464).

1686, 4. April: M. Grotius, Christus patiens, mit deutschen Arien von Carl Crantz (Cod. 132, 384). — 2.—3. Mai: Joseph, von zwei Schülern nach Zesens Roman Assenat (1670) abgefaßt (Cod. 132, 533); Riemer, Amor der Tyranne (1685) und Lächerliche Reiterei (1685). — 16.—18. Oktober: Guarini, Der treue Hirte, entweder nach S. Ackermanns prosaischer (1636) oder Hofmannswaldaus metrischer Verdeutschung (1678); Albini, Die sächsische Printz-Entführung (Chursächsische Venus 1686 nach D. Cramers Plagium); Jemand und Niemand (1620; vgl. Bolte, Jahrbuch der dt. Shakespeare-Gesellschaft 29, 4); Gryphius, Horribilicribrifax (vor 1664); s. Cod. 132, 590.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1687, 15.—17. Oktober: M. Hörnlein, Athenais (1680); J. Neitsch, Die veränderte Majestät von Infortunio Simplice (5 Akte in Prosa, hsl. in Cod. 132, 637); J. S. Mitternacht, Der unglückselige Soldat und vorwitzige Barbierer (1662); Schoch, Studentenleben (1657).

1688, am Karfreitag: Jesus in Leiden. Jesus in Freuden (vier Akte in Versen mit Arien; Cod. 132, 420). — 13.—15. Oktober: Hallmann, Die Märterin Sophia (1671) und Antiochus und Stratonica (1673) in Prosa (Cod. 132, 711. 741; vgl. Kolitz, Hallmanns Dramen 1911 S. 83. 71); Religions-Comödie von der wahren, alten, catholischen und apostolischen Kirchen (Cod. 132, 771. Gedruckt 1672 nach Frischlins Phasma); Albini, Eugenia (Erquickstunden 1685 nach D. Cramers Areteugenia 1592). Das Programm ist abgedruckt in Schütts Geschichte des Gymnasiums 1865 S. 106. — Dezember: H. Christ-Handlung (in Versen, Cod. 132, 841).

1689, 12.—14. Oktober: D. Richter, Die letzte Grundsuppe der Welt (1670); Chr. Weise, Der gestürtzete Marggraff von Ancre (1679); Rathian, Der beglückseligte Sclave (1689); s. Cod. 132, 802.

1690, 4.—6. Oktober: Chr. Weise, Der keusche Joseph (1690); Beckh, Erneuerte Chariclia (1666); Ph. Stolle, Charimunde (1658); s. Cod. 132, 820.

1692, 15.—17. Oktober: Chr. Weise, Jephtas Tochter-Mord (1680); Hallmann, Der tapfere Heraclius (1684, vgl. Kolitz 1911 S. 125); Chr. Weise, Die zweyfache Poeten-Zunfft (1683) und Die unvergnügte Seele (1690). Programm in B. VII. 71 fol., nr. 116.

1693 im Oktober: Chr. Weise, Isaacs Opfferung (1682), Marschall von Biron (1693), Naboths Weinberg (1693). Programm ebenda nr. 118.

1694, 20.—22. Oktober: Chr. Weise, Davids Verfolgung (1684) und Jacobs doppelte Heyrath (1683); von Besiegung der Amazonenkönigin Antiope aus dem Justino; ein durch und durch singendes Lustspiel, Des berühmten Harlequins Hochzeitsfest von Molière [!], ins deutsche Reimweise übersetzet und etliche mahl auf fürstlichen Bühnen vorgestellet[1]). Programm ebenda nr. 122.

1695, 5.—7. Oktober: Corneille, Cid (deutsch von Greflinger (1650. 1679); Der betrügliche und doch betrogene Federigo (1692); Chr. Weise, Die sicilianische Argenis (1684) und Der bäurische Machiavellus (1681). Programm ebenda nr. 121.

Dies Spielverzeichnis bezeugt Funckes vielseitiges Interesse; denn er berücksichtigt nicht nur die deutsche Produktion auf dramatischem Gebiete von Opitz und Gryphius bis auf Hallmann und Weise, sondern zieht auch Übersetzungen englischer Schauspiele Kyds, Shakespeares, des Sophister und des Nobody and Somebody, französischer (Corneille, Gillet) und italienischer (Guarini) Stücke heran, wobei bisweilen nach dem Muster der Wanderkomödianten die Alexandriner

[1]) Dies fälschlich Molière zugeschriebene Singspiel, das 1695 der Leipziger Student Christian Reuter an seine Komödie von der Ehrlichen Frau anhängte, ist nach dem ältesten Drucke von 1693 wiederholt bei Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten 1893 S. 148; vgl. S. 38 und 186.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Prosa umgesetzt, auch die Schüler zur Mitarbeit erzogen werden. Von Funckes eigenen Leistungen erregen die drei Weihnachtspiele am meisten Aufmerksamkeit. Das unten abgedruckte Stück von 1667 beruht auf einer früheren Altenburger Fassung, wie er selber im Vorwort darlegt: „Interpolavi eundem iamdudum Altenburgi morem atque suo exercitio meliori ordine restitui, at vero, ut heic quoque loci id in consuetudinem veniat, quod alibi non sine bonorum omnium applausu tentavi, auctius recudi hodie drama S. Christi curo.“ Funcke verbindet die Verkündigung auf dem Felde und die Anbetung der Hirten mit einer Christbescherung und dem voraufgehenden Examen der Kinder. Das letztere hält Gottvater selber, der mit mehreren Engeln und Aposteln (Petrus, Andreas) sowie Niclaus, Martin, David und endlich Joseph und Maria hereintritt. Die Rolle des Anklägers, die Martin ablehnt, fällt S. Niclaus zu. Die Form ist durchweg metrisch; Alexandriner, dreifüßige Jamben und Trochäen wechseln miteinander.

Mit diesem Stücke stimmt die gleichfalls in verschiedenen Versmaßen gehende ‘H. Christ-Handlung des 1688 Jahres’ im Anfange und Schluß wörtlich überein. Nachdem der Engel den Hirten die Geburt des Heilandes verkündigt hat, ziehen Joseph, Maria, Petrus, Niclaus, Knecht Ruprecht und Engel unter dem Gesange „Vom Himmel hoch da komm ich her“ in die Stube; ein Examen und Vermahnung der anwesenden Kinder wird abgehalten; den Schluß macht die Anbetung der Hirten.

Ausführlicher und gelehrter dagegen ist die 1688 gespielte prosaische Weihnachtskomödie mit eingestreuten Arien ‘Vorstellung der heylwertigen Geburt Jesu Christi’ durch vier unterschiedliche Handlungen. Dem Besuche des Engels bei Maria gehen mehrere alttestamentliche Vorbilder „im mittleren Theatro“ vorauf; die von Assaph erklärt werden: die Jakobsleiter, der Busch Moses, die Feuersäule, Chor der Sibyllen. Im 2. Akte werden die in Rom erblickten Vorzeichen der Geburt Christi in die biblische Handlung eingeschaltet, ebenso im 5. Akte ein Orakel, das Augustus im Tempel Apollos empfängt. Das Stück schließt mit dem Selbstmorde des Herodes, der durch die Geister der von ihm Ermordeten und durch höllische Furien verfolgt in den Abgrund springt, und mit einem Lobgesange Assaphs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Text des Weihnachtspiels von 1667.

Entwurff der sogenanten und in der Christenheit wolbekanten H. Christs Handlung, wie dieselbige . . . öffentlich zu Görlitz im Jahr M. D. C. LXVII. und zwar ûmb die H. Weihnacht Zeit, auff Anordnung M. Christian Funckens, Gymn. h. t. R. von dessen Untergebenen ist vorgestellet worden. Gedruckt zu Görlitz von Christoff Zippern. 4 Bl. fol.

[Aija] Daphnis. Menalcas. Corydon.

Menalcas. Vorhanden ist der Tag, der König aller Tagen,
Nach dem die Väter dort so hertz- und sehnlich fragen:
Der Tag, da Gott Mensch gebohren,
Der längst in der Ewigkeit,
Eh geschaffen ward die Zeit,
War zum Heiland außerkohren.

Corydon. Je Daphnis, höre doch und dencke nach den Dingen,
Ob sey herbey der Tag, der uns Heil muste bringen!

Daphnis. Den Tag weiß ich gar wol; ich mein, es sey nicht weit,
Woran die Kinderlein auch haben jhre Freud.

Die Engel (draußen vor der Türe).
Ehre sey Gott in der Höhe,
Frieden auff Erden stehe,
Und den Menschen sey vor allen
Ein erwüntschtes Wolgefallen!

Menalc. Wie schöne klinget das, wie schöne wird gesungen!

Daphnis. Pan kan dergleichen nicht, ja tausend Menschen-Zungen
Die bringen nimmer so kein eintzig Liedgen an.

Corydon. Kein Mensch, kein eintzger Mensch so schöne singen kan.

Gabriel. Nachdem nun abermahl sich fast das Jahr geendet,
Und hier auff dieser welt der höchste Gott anlendet,
Bring ich die neue Mähr mit mir vom Himmel rab,
Daß, Kinder, jhr zunächst solt haben Himmels Gab.
Euch, lieben Kinderlein, bringt er mit seinen Sohn
Zu euren steten Schutz. O welch ein schöner Lohn
Wird denen seyn bescheert, die Gott geliebt von Hertzen,
Die da geharrt auff jhn bißher mit vollen Schmertzen.
(öffnet die Thüre).

[Aijb] So komme nun herein, du Himmelische Schar!
Der Platz ist schon bereit: kommt, kommet Paar und Paar!

Der Himmlische Vater tritt herein mit seinem Sohne, welchen folgen zwey und zwey der Engel und Apostel in jhrer Ordnung. Da aber im herumb gehen die ersten drey Sätze des Liedes: Vom Himmel hoch da komm ich her etc. abgesungen worden, setzet der Himmlische Vater sich nieder und beginnet erst gegen die Kinderlein, hernach gegen S. Martin zureden.

Hört, lieben Kinder, hört: Ich komm itzt gleich vom Himmel
Mit meinem eingen Sohn und will das Welt-Getümmel

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschauen und zugleich vernehmen, wie jhr habt
Bißher gehalten euch, nachdem jhr seyd begabt
Im vorgen Jahre von mir nur worden mit Bedinge.
Habt jhr nun recht gelebt, wirds wol nicht seyn geringe,
Was ich vor dißmahl bring. Hör, Martin, thu Bericht,
Wie sich die Kinderlein diß Jahr in jhrer Pflicht
Verhalten! Denn du bist ja erstlich hier gewesen
Auff diesem Rund der Welt, wie dir ward fürgelesen,
Daß du zuschauen soltst, welch Kind sich from erzeigt
Und sein so zartes Knie für meinem Sohn gebeigt.

S. Martin. Ach Vater, soll ich eben
Heut ein Angeber seyn,
Wie sich in jhrem Leben
Erzeigt die Kinderlein?
Ich mag sie nicht anklagen,
Weil michs je jammert sehr,
Daß manches muß nachschlagen
Den Eltern mehr und mehr,
Da jhr Exempel führet
Zu mancher bösen That,
Ob sichs gleich sonst gebühret
Zu geben bessern Rath.
Inzwischen mag erzehlen
S. Niclas unser Freund,
Woran es itzt will fehlen:
Er sagts wol, wie ers meint.

S. Niclas. Ach der Schanden!
Seit der Bau der Welt
Hat gestanden,
Seit durchs Himmels Zelt [Aiija]
Sonn und Monde reisen,
Ist dergleichen nie gehört,
Wie die Kinder itzt bethört
Bößlich sich erweisen.

Himml. Vater.
Ey, ey, das ist nicht gut. Ich hab es wol gesehen,
Und die Allwissenheit weiß schon, was ist geschehen.
Ich aber muß gleichwol auch dich, S. Peter fragen.
Verhalte nur mir nichts, das sich hat zugetragen!

S. Peter. Bey dem Leben!
Vormahls hätt ich nicht
Glauben geben,
Als wär es erdicht.
Nun ichs selbst gesehen,
Was der Kinder Boßheit sey,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Muß ich hier bekennen frey,
Daß viel übels sie begehen.

S. Andreas. Nehmts zu Ohren,
Was jhr habt gethan!
Seht, jhr Thoren,
Wie wir umb und an
Allesampt erschüttern
Uber euer böses Lob!
Traun, jhr habts gemachet grob:
Wolt jhr nun erzittern?

Himml. Vater.
Auff, Petrus, auff! Auff, jhr, o meine Himmelsschaaren!
Es sind sehr böse Mähr, die heute wir erfahren.
Wir wollen wieder fort: S. Peter, geh voran
Und schleiß den Himmel auff! Ein andrer mag den Plan
Behaupten, den wir itzt in Zorn und Grim verlassen.
Sind jhrer viel allhier, die mich und Eltern hassen,
Mag Ruprecht stäupen sie; ihm seys hiermit vergunt
Auß rechtem Ernst. Er weiß, daß nimmer treugt mein Mund. [Aiijb.]

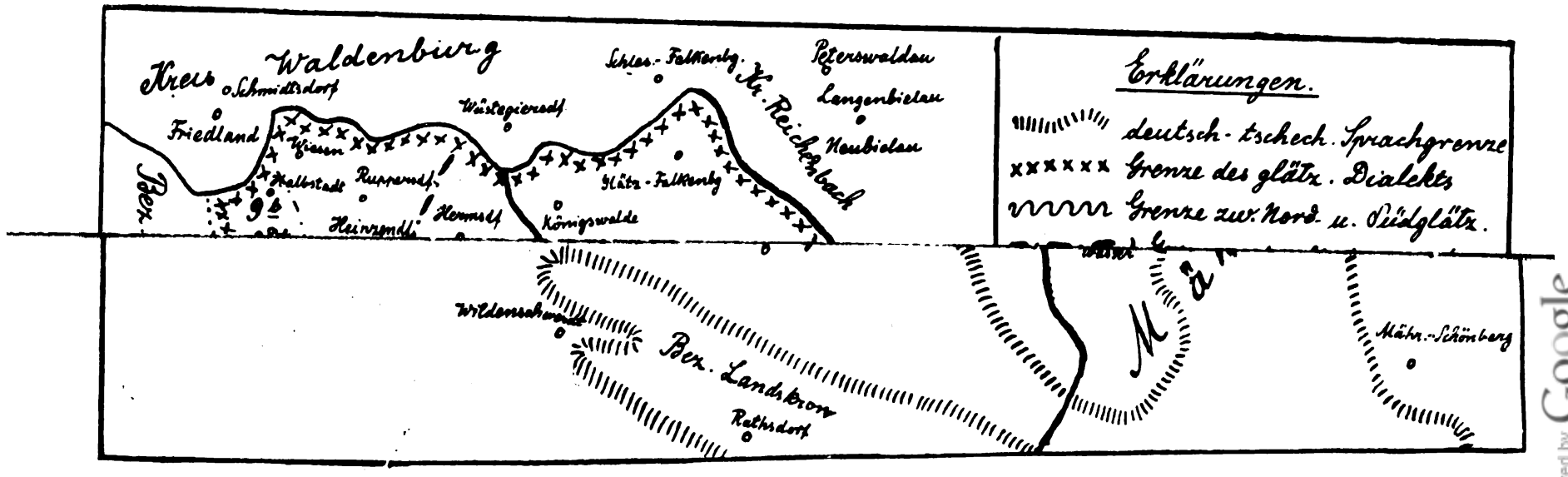
S. Peter. Weil es ist dein lauter Wille,
Vater, daß wir in der Stille
Sollen fahren Himmel auff,
Will ich fördern meinen Lauff
Und den Himmel dir aufschließen.
Es mag, wie gesaget, grüßen
Dieses Haus ein ander Mann,
Der die Kinder bendgen kan.

Raphael. Halt in, S. Peter, halt!
Der Zorn wird sich bald legen.
Zu bleiben mach Anstalt
Und hielff vielmehr bewegen
Den grossen Himmelsgott,
Daß er nicht lasse werden
Die Kinderlein zu Spott
Anff diesem Rund der Erden!

Maria (mit dem H. Christ Kindlein).
Ach Vater, schone doch! Es ist ja drümb gebohren
Dein Sohn ein Kind, daß kein Mensch solte seyn verlohren.
Wie solten Kinder denn entgelten deines Grims!
Hier ist Immanuel: umbfah es doch und nims
Auff deinen Gnadenarm! Halt inne, wegzuziehen
Und setze nieder dich! Laß reiche Gnade blühen
Und theile Gaben auß, die du hast mitgebracht!
Ach Vater laß doch nicht diß Häufflein sein veracht!

David. Sey gnädig, Herr mein Gott! Hastu denn nicht die Palmen
Den zarten Kinderlein dort selbst in meinen Psalmen
Getheilet zu, do mir dein heilger Geist rieff zu,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from INDIANA UNIVERSITY
Digitized by Google
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Daß auß dem zarten Mund der Kinder hättest du
Ein Lob bereitet dir? Ach siehe, wie die Pfeile
Sind in des Starcken Hand, so ist durch alle Theile
Der Welt dir kundig, Herr, der jungen Kinder Zucht,
Ihr unverfälschter Sinn, den man bey Alten sucht.

Joseph [A4a]
Vater, sieh mich Alten
Mit Gnaden-Augen an!
Lasse Güthe walten
Heut über diesen Plan!
Diese Kinder werden
Gewißlich übers Jahr
Frömmer seyn auff Erden,
Wann du mit deiner Schaar
Soltest wiederkommen
Von deinem hohen Thron,
Lohnend allen Frommen,
Die ehren deinen Sohn.

Himml. Vater.
Wolan, ich endre mich umb meines Sohnes willen,
Der ist ein Mensch gebohren, daß sich mein Zorn möcht stillen.
Doch wil vernehmen ich, was jhr habt, Kinderlein,
Gelernet im Gebeth: darnach solt jhr beschencket seyn.
(Folgt das Examen.)

Daphnis. Was ist denn da, mein Freund?
Menalcas. Siehstu nicht, Daphnis, stehen
Die Mutter Gottes dort?
Daphnis. Ich muß was näher gehen.
Hier ist das liebe Kind. Ach außerwehltes Kind,
Wie kommts denn, daß man dich allhier auff Erden find?
Coryd. Wie freundlich siehets auß und lächelt mit dem Munde,
Das liebe Jesulein! Ich lieb es ja von Grunde
Des Hertzens. Sehet doch sein niedlich Angesicht!
Das findet nimmermehr dergleichen Schönheit nicht.
Menalcas. Willkommen tausendmal auff diesem Erdenplatz,
O zuckersüßes Kind, o edler Tausendschatz!
Weil dann die Kinderlein mit uns viel Freude fühlen,
So lasset unsern Mund mit Singen eins auffspielen!
Die Hirten: 1) Willkommen, Gottes großer Sohn,
Der du den Scepter, Reich und Kron
Verlassen hast nur unsert wegen
Und kömmst in solche Dürftigkeit,
Läst dich im Stall auffs Heu hinlegen,
Und diß umb unsre Seligkeit! [A4b]
2) Wie sollen, Jesu, dancken wir,
Das du dich läst antreffen hier!

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir gingen gantz und gar verlohren,
Wenn du nicht, süsses Jesulein,
Zum Heyland wärest außerkohren
Und machtest dich mit uns gemein.
3) Wolan, wir dancken dir, o Held,
O Herr, o König aller Welt,
Daß du besuchst und uns aufrichtest
In Davids Hauß ein Horn und Heil,
Darneben mächtig auch zernichtest
Des Satans mordgeschärffte Pfeil.
4) Ade! Wir Hirten müssen fort
Dort wieder hin an unsern Ort.
Bleib unser Heil zu allen Zeiten!
Als bald wir kommen auß der Stadt,
So wollen ferne wir außbreiten
Und rühmen deine Wunderthat.

Himml. Vater (zu den Kindern.)

Es gehet ja noch hin, was jhr diß Jahr gelernet.
Nun wird die Gabe nicht von euch seyn weit entfernet.
Greifft zu, jhr Kinderlein! Werd jhr so fahren fort,
Wird euch ein mehrers seyn gelegt an seinen Ort.
Inzwischen fahr ich auff mit meinem Heer gen Himmel,
Woher ich kommen bin zu diesem Weltgetümmel.
Gehabt euch wohl und nehmt das liebe Jesulein
Zum besten Trost bey euch in euers Hertzen Schrein!

Hiermit schicken sich die Himmlischen zum Abzuge, gehen dreymal in der Stuben herumb, und singet darbey der gesampte Chor:

Ehre sey Gott in den höchsten Höhen!
Frieden auff Erden soll ewig bestehen!
Allen den sterblichen, die hierumb wallen,
Wüntschen und lassen wir gutes Gefallen.

Gabriel. So gehet, so fähret der Heilige Christ
Von dannen gen Himmel, ich fahre jhm nach.
Bedencket, jhr Kinder, die fröhliche Friest!
Ehrt Vater, ehrt Mutter und nehmet die Sach,
Die Kindern gebühret, in stetigen Sinn,
So werdet jhr finden auff Erden viel Heil.
Wisset nechst diesem, daß ich Gabriel bin,
Der allen dort wüntschet zu haben sein Theil!

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literatur.

Erzählungen des Mittelalters, in deutscher Übersetzung und lateinischem Urtext herausgegeben von Joseph Klapper. Breslau, Verlag von M. & H. Marcus 1914. IV, 474 Seiten. (= Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten, namens der Schles. Gesellschaft für Volkskunde . . . herausgegeben von Th. Siebs u. M.. Hippe. 12. Heft) Preis: 14 M.

Die „Erzählungen des Mittelalters", von denen K. in dem vorliegenden stattlichen Bande eine reiche Auswahl veröffentlicht, sind sogenannte „Exempla", d. h. Beispiele, kleine Geschichten, mit denen die Geistlichen des späteren Mittelalters ihre Predigten — zunächst nur in erbaulicher und belehrender, bald aber auch in unterhaltender Absicht — auszuschmücken pflegten. Der großen Beliebtheit, deren diese Geschichten sich erfreuten, entspricht die erstaunliche Fülle, in der die mittelalterliche Predigtliteratur uns solche Exempla überliefert hat. Schon in alter Zeit hat man begonnen, in gewaltigen, zum Teil früh gedruckten Sammlungen diese Exempla zusammenzutragen; die Legenda aurea des Jacobus a Voragine, das Speculum des Vincentius Bellovacensis, die Gesta Romanorum und ähnliche Werke gehören hierher. Aber unabsehbar ist die Zahl derjenigen Geschichten, die als ungehobene Schätze noch heut in vergessenen Handschriften des 12. bis 15. Jahrhunderts unserer großen Bibliotheken ruhen.

Die Bedeutung dieser Exempla für die Wissenschaft ist längst anerkannt. Sie enthalten einen ungeheuren Schatz von Stoffen und Motiven, aus dem die Entwickelung der abendländischen Literaturen des Mittelalters und der Neuzeit immer von neuem geschöpft hat. Auch der Sagen- und Märchenschatz unserer Tage hat zu einem nicht geringen Teil seine Quellen in jenen ehrwürdigen Traditionen mittelalterlicher Pregigtnovellen, und zahlreiche Überlieferungen in Glaube und Brauch erfahren ihre Erklärung und sinnvolle Deutung erst durch Heranziehung der Geschichten, die uns jene Exempel erzählen. So ist es neben der vergleichenden Literaturwissenschaft, die das Wandern und Wachsen der Motive und Stoffe der Weltliteratur durch die Jahrhunderte verfolgt, insbesondere unsere volkskundliche Forschung, die aus einer Sammlung wie der vorliegenden reichsten Gewinn ziehen wird, und deshalb sind gerade wir dem Herausgeber, der in langer mühseliger Arbeit aus dem ungeheuren Schutt ödesten Stoffes in den theologischen Sammelhandschriften des Mittelalters diese Goldkörner ausgewählt und uns in seiner schönen Sammlung wohlgeordnet zusammengetragen hat, zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist kein Zweifel, daß K's Buch fortan für jeden auf den genannten Gebieten arbeitenden Forscher eine wichtige und unentbehrliche Fundgrube darstellt

Denn seine Sammlung enthält eine so reiche Zahl mit großer Sachkenntnis aufgespürter, bedeutsamer Versionen der wichtigsten und verbreitetsten Erzählungsstoffe, daß die vergleichende Literaturgeschichte und Sagenforschung an seinem Werke künftig nicht vorübergehen kann. Um an wenigen Beispielen eine Vorstellung von dem Inhalte des Buches zu geben, erwähne ich von den Erzählungen, die die Sammlung enthält, die Geschichte von Gregorius auf dem Stein (Nr. 79), vom König im Bade (Nr. 34), vom Einsiedler und Engel (Nr. 211), von Frau Welt (Nr. 193), vom Toten Gast (Nr. 164), die bisher früheste bekannte Fassung der Don Juan-Sage, vom Armen Heinrich (Nr. 6), einen Vorläufer der bekannten Dichtung Hartmanns von Aue.

Die Quellen, aus denen K. seine 211 Erzählungen geschöpft hat, sind — mit einer einzigen Ausnahme sechs schlesische Handschriften, die jetzt der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau angehören. Die meisten Geschichten (Nr. 1—164) hat sogar nur eine dieser Handschriften, die schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts geschrieben wurde und früher dem Breslauer Dominikanerkloster gehörte, geliefert. Nur eine Erzählung (Nr. 211) stammt aus einer Handschrift des 13. Jahrhunderts in der Pariser Bibliothèque Nationale. Daß den lateinischen Texten der Erzählungen eine deutsche Übersetzung vorangestellt ist, muß auf den ersten Blick überraschen. Unseres Erachtens liegt darin ein besonderer Vorzug des Buches. Die deutsche Übersetzung ermöglicht es den zunächst in Betracht kommenden stoffgeschichtlich arbeitenden Forschern, eine rasche Übersicht über den Inhalt zu gewinnen, und wird deshalb die Benutzbarkeit der Sammlung für die Kreise, an die sie sich in erster Reihe wendet, erhöhen. Die handschriftentreue Wiedergabe der lateinischen Texte im Anschlusse an die deutschen Stücke ermöglicht dem tiefer gehenden Arbeiter jede wünschenswerte Nachprüfung im einzelnen. Eine besondere Hervorhebung verdienen die jedem einzelnen Stück hinzugefügten quellen- und literargeschichtlichen Anmerkungen und das sehr ausführlich gearbeitete Namen- und Sachregister, das alle wichtigen Gegenstände aus dem Inhalt der Erzählungen in alphabetischer Folge aufführt und dem Sagenforscher eine ebenso wertvolle wie bequeme Orientierung über den Reichtum der Sammlung an Stoffen und Motiven ermöglicht.

Wichtiger noch als der unmittelbare Ertrag, den der reiche Inhalt der Sammlung von K. ergibt, ist aber der methodische Wert seines Buches. K. hat durch sein Sammelwerk gezeigt, welche ungeheuren Schätze in den Predigthandschriften des Mittelalters noch zu heben sind, und welchen Gewinn weitere umfassende und planmäßige Arbeiten auf dem von ihm gewiesenen Wege der Durchforschung anderer Predigthandschriften verheißen. Der Einzelne kann hier mit seiner persönlichen Kraft nur einen kleinen Teil der Riesenarbeit, die im ganzen zu bewältigen ist, leisten. Er muß Mitarbeiter und Nachfolger finden. Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß die beherzigenswerten Worte, mit denen er für eine rührige und großzügig organisierte Durchführung der handschriftlichen Predigtliteratur unserer älteren Bibliotheken eintritt, bei den beteiligten Forschern und gelehrten Gesellschaften Gehör finden möchten.

H.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlesien in Wort und Bild. Von Georg Malkowsky. Braunschweig, George Westermann. 1913. geb. M. 6.75. (Kunst- und Kulturströmungen in deutschen Landen.)

Die in Deutschland erhaltenen Denkmäler der bildenden Kunst sind zum großen Teil registriert worden, und so ist es wohl an der Zeit, auf Grund des jetzigen Standes der Forschung einmal zu zeigen, was in den verschiedenen Gebieten an bodenständiger Kunst vorhanden und was von außen hereingetragen ist. Das soll zuerst für die preußischen Provinzen, dann für andere deutsche Bundesstaaten geschehen, und mit Schlesien wird der Anfang gemacht.

Zunächst wird der Boden geschildert, der hier bereitet war. Kurze Ausführungen zur Geographie des Landes, über die alten Handelsstraßen und über die Besiedlung machen den Anfang. Die Diözesan- und Klosterkultur werden sodann dargestellt, die Einflüsse des romanischen, gotischen und Barockstils geschildert, dann die Burgen und Schlösser behandelt; es folgt ein Abschnitt über die Entwicklung der bedeutsamsten Städte; die schlesische Bildhauerkunst von den alten Steindenkmälern am Zobten bis auf die dekorative Skulptur der Jesuiten, die Malerei von den ältesten Miniaturen bis auf Lukas Leopold Willmann und weiterhin bis zum 18. Jahrhundert, endlich das in Schlesien einst so blühende Kunstgewerbe (Keramik, Glasmalerei, Weberei, Schnitzkunst, Schmiedekunst, Zinngießerei) — alle diese Kulturzweige werden gewürdigt, und schließlich wird mit kurzem Wort der Entwicklung der schlesischen Kultur seit Friedrich dem Großen gedacht. Das ganze, höchst lehrreiche und übersichtliche Werk ist mit guten Abbildungen geschmückt. Ihm ist weite Verbreitung zu wünschen; und sie wird namentlich innerhalb Schlesiens nicht ausbleiben. Wir werden die Betrachtung anderer Provinzen und Staaten mit Teilnahme verfolgen.

Ploss, Dr. med. Heinrich, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 3. gänzlich umgearb. u. verm. Aug. Herausgeg. von Dr. phil. B. Renz. Mit 304 Abbild. 2 Bände. 608. 927 Seiten. Leipzig, Th. Grieben 1911—12. M. 30.—

Im Jahre 1882 war die zweite Auflage des großen Werkes von Ploß erschienen; für die Neubearbeitung sind wir Fräulein Dr. B. Renz zu größtem Dank verpflichtet, denn die Arbeit ist übersichtlicher und leichter benutzbar geworden, vor allem, indem zu Eingang der Kapitel der Inhalt nach Völkern oder nach Begriffen zusammengefaßt ist. Aber auch eine reiche Erweiterung durch die völkerkundlichen Forschungen der letzten dreißig Jahre ist der Bearbeiterin zu danken. Die Teilnahme, die gerade jetzt der Entwicklung des Kindes zugewandt wird, wird auch diesem Werke zugute kommen, das ja mit dem äußeren Erfolge bisher hinter dem Ploß'schen Werke „das Weib" zurückstand. Die Erweiterung gibt sich auch in einem höchst wertvollen Literaturverzeichnis zu den einzelnen Paragraphen, einem reichhaltigen alphabetischen Quellenverzeichnis und einem Völkerverzeichnis kund. Zu diesen wären vielleicht einige Ergänzungen nützlich: z. B. kommt die Gruppierung der germanischen und indogermanischen Völker etwas schlecht weg.

Wenigstens eine kurze Andeutung von dem Inhalt des Werkes sei gegeben. Von dem Wunsch nach Kindern und der Schwangerschaft ausgehend, behandelt die Arbeit das Schicksal des Kindes in allen seinen Phasen: Bräuche während der Schwangerschaft und bei der Geburt, der Schutz des Kindes gegen dämonische

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einflüsse, Aussetzung, erste Pflege, Wasserweihe und Taufe, Namengebung, Wochenbett, Ernährung in den ersten Jahren, Krankheit und Tod des kleinen Kindes, — das alles macht den ersten Band aus. Auf das lehrreichste ist hier völker- und volkskundliche Forschung vereint. Man sehe sich nur einmal den Abschnitt über die Volksanschauungen von der Herkunft des Kindes an: was da alles vom Storch und vom Feuer oder Wasser als Ursitz gesagt wird.

Für Schlesien ist besonders Drechslers Arbeit benutzt worden. Daß manche Gebiete reichlicher, andere weniger bedacht werden mußten, ist selbstverständlich, denn die Quellen fließen nicht gleichmäßig. Immerhin wird man durch das nun mögliche Vergleichen auch im Kleinen zu eigenen Ergebnissen kommen, z. B. fiel mir auf, daß zu den von Amrum erwähnten Anschauungen auch die nicht genannte von der Insel Helgoland stimmt, daß die Kinder aus einer Wassergrube, der Saps-kūl geholt werden.

Im zweiten Bande sind besondere Darstellungen gewidmet, dem Kinderliede, dem Zauber und Aberglauben, den geschlechtlichen Operationen, dem Spiel und den Festfreuden, der Erziehung, den Rechtsverhältnissen, den Pubertätsfesten — wobei auch Verlobung und Verheiratung des Kindes im Brauche mancher Völker behandelt werden.

Alles in Allem: wir können das Werk in seiner Neuausgabe, die wir Fräulein Dr. Barbara Renz verdanken, auf das wärmste empfehlen und hoffen, daß weitere Auflagen zu immer reicheren Ausbau Anlaß geben werden.

Siebs.

Ohlert, K., Rätsel und Rätselspiele der alten Griechen. 2. umgearb. Auflage. Berlin, Mayer und Müller, 1912. VII, 252 Ss. M. 7.—

Gegenüber der ersten Auflage hat der Verfasser die Rätselpoesie der alexandrinischen Zeit stärker berücksichtigt, die Verweise auf fremde Völker hingegen beschränkt — vielleicht zu Nutzen des Werkes, denn in dem Streben, Beziehungen zu vermuten, muß man größte Vorsicht üben. Daß er die derbsinnlichen Beispiele nicht übersetzt hat, bezeichnet der Verfasser selbst als einen Mangel: warum hat er ihm nicht abgeholfen? Ein wissenschaftliches Buch über das Rätsel kann solche zarten Rücksichten nicht nehmen. Nach längeren Ausführungen über Ainigma und Griphos werden verschiedene Arten des Rätsels aufgestellt, und es werden dann der Reihe nach Kosmische Rätsel, Sinn-, Bilder-, Rechen-, Wort-, und Buchstaben- bzw. Silbenrätsel sowie Homonymie, Akrostichon und Anagramm durchgesprochen. Das Buch stellt einen übersichtlich und gut geschriebenen Beitrag zur Rätselforschung dar und wird von jedem, der über das Rätsel lebender Kulturvölker arbeitet, dankbar benutzt werden.

—e—

Bähnisch, A., Die deutschen Personennamen. 2. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt 296. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. M. 1.—

Die hübsche, an weitere Kreise sich wendende Darstellung, die in aller Kürze die Grundsätze der Entwicklung der deutschen Personennamen giebt, hat in dieser neuen Auflage noch gewonnen. Das Buch von Grohne über die Hausnamen (Göttingen 1912), vor allem aber das vortreffliche Werk von Reichert über die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen (Wort und Brauch I Breslau 1908) sind überall mit Nutzen herangezogen. — Im Streben, von jedem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verstanden zu werden, wird vielleicht manchmal des Guten zu viel getan: z. B. die Nibelungen kann man nicht schlechthin als Nebelkinder deuten. Anderseits könnte noch öfter mit nützlichem Rate gegen weit verbreitete Irrtümer und Unsitten gewirkt werden: z. B. wo doch Eitel Friedrich, Eitel Wolf nichts anderes meint, als „bloß Friedrich, bloß Wolf", könnte ein Wort gegen die Torheit gesagt werden, die diese Namen mit anderen verbindet (z. B. Eitelwolf Karl) aber gar Eitel als selbständigen Namen gebraucht, während es doch nur in Verbindung mit einem solchen einen Sinn hat. (S. 24). — Bei dem Namen Meier wäre hinzuzusetzen, daß er nicht nur hebräischen oder romanischen, sondern auch niederdeutschen Ursprungs sein kann und dann einen „Mäher" bedeutet. Siebs.

Reichhardt, Rudolf, Geburt, Hochzeit und Tod im deutschen Volksbrauch und Volksglauben. VIII, 176 Seiten. Jena, H. Costenoble. 1913.

Der Rottaer Pfarrer, der uns schon ein Büchlein über die Feste gegeben hat, berichtet uns von mancherlei Sitten bei Geburt, Hochzeit und Tod, mit dem verständigen Wunsche, manch einen dieser Bräuche, der dahinschwindet, wieder zu beleben. Das Buch erhebt keine wissenschaftlichen Ansprüche, erzählt vielmehr — aus verschiedenen Darstellungen auswählend — eine Reihe sinnreicher Bräuche in geschickter Weise. — e —

Sartori, Paul, Sitte und Brauch III: Zeiten und Feste des Jahres. Handbücher zur Volkskunde VII—VIII. 354 Ss. Leipzig, W. Heims. 1914. M. 2.

Dem im letzten Bande (S. 293) angezeigten zweiten Teil, der von der Arbeit handelt, folgt nun dieser dritte und letzte Teil, der die Feste darstellt. Von der Adventszeit bis zum Katharinentage werden die Feiern des Jahres durchgesprochen, und zwar mit der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit, die wir schon früher gerühmt haben. Sehr dankenswert ist ein umfangreicher Literaturnachweis und ein Gesamtregister über alle drei bisher erschienenen Bändchen. S.

Werner, Dr. Ludw. Friedr., Aus einer vergessenen Ecke. II. VIII und 127 Seiten. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne. 1914. M. 2,20.

Der ersten Reihe, die schon in dritter Auflage erscheinen konnte, und die wir in den Mitteilungen (XV, 294) bereits in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt haben, ist hier eine weitere Zahl von trefflichen Skizzen gefolgt, die mit ihrer Lebendigkeit, Wahrheit und richtigem Empfinden als gesundes Volkstum wirken. Eigenartige Charaktere, Handwerkerbrauch aus alter Zeit, Vergnügungen der Bauern, Ansichten über Kirche und Pfarrer — dies und vieles andere ergänzt die trefflichen Schilderungen der ersten Reihe aufs beste.

Klingner, Erich, Luther und der deutsche Volksaberglaube. Palaestra LVI. Berlin, Mayer und Müller, 1912. IX, 135 Ss. M. 4.—

Die Abhandlung, deren erste Kapitel als Berliner Dissertation erschienen sind, sucht Luthers Aberglauben aus seiner gesunden und religiösen Art zu erklären. Luthers Teufels- und Dämonenglaube, seine Stellung zum Hexen- und Zauberwesen, zu den deutschen Volksbräuchen, zum Glauben an Vorbedeutung und zum wissenschaftlichen Aberglauben (Astrologie, Magie, Alchimie) — das sind die Gruppen, in denen der reiche Stoff aus Luthers Briefen, Schriften und Werken behandelt ist. Die Ergebnisse seiner Forschungen hält der Verfasser gegenüber den Forschungen Grisars im dritten Bande seiner Biographie Luthers

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufrecht. — Das Buch ist aber nicht nur für die Beurteilung von Luthers Persönlichkeit wertvoll, sondern bringt zur Erforschung des Volksglaubens der Reformationszeit bedeutsamen Stoff.

Keller, Albrecht, Die Handwerker im Volkshumor. Leipzig, W. Heims, 1912. 187 S. M. 3.—

Das Buch bietet eine dankenswerte und geschickte Zusammenstellung von allerlei Spott über Handwerk und Handwerker aus älterer und neuerer Zeit, über unehrliche Arbeit, Arbeitsgeräusche und Sünden der Arbeiter; diesem wird die humoristische Verteidigung der Handwerker gegenübergestellt. Ein weiterer Abschnitt vereinigt Lustiges über den Müller, den Weber und den diebischen Schneider. Besonders wertvoll sind reichliche literarische Nachweise.

Keller, Albrecht, Meister Franntzen Schmidts Nachrichters in Nürnberg all sein Richten. Nach der Handschrift herausgegeben und eingeleitet von A. K. Leipzig, W. Heims, 1913. XVI, 119 S. M. 6.—

Franntz Schmidt, der Nürnberger Scharfrichter, der bis 1634 gelebt hat, hat ein Tagebuch hinterlassen, wie wir auch von anderen Scharfrichtern früherer Zeit, z. B. von dem Egerer Karl Huß Aufzeichnungen besitzen (von letzterem die 1823 erschienene Schrift „vom Aberglauben", Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde IX, 2); Schmidt's Tagebuch ist von Endter 1801 herausgegeben worden, doch ist die Ausgabe verschollen. Der prächtige Neudruck ist dankenswert. Für die Kenntnis des Rechtslebens im 16. und 17. Jahrhundert bietet das Tagebuch vieles; und auch für die Volkskunde ist es beachtenswert: der Volksglaube mit Diebes-, Schatz- und Liebeszauber spielt öfters in den Verhandlungen eine Rolle. —e—

Seyfarth, Dr. phil. Carly, Aberglauben und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. Leipzig, Wilhelm Heims. XXIII, 328 Seiten. 1913. M. 4.—

Unter den nützlichen Büchern zur Volkskunde, die der Heims'sche Verlag herausgibt, nimmt auch die Schrift von Seyfarth zur Volksmedizin einen würdigen Platz ein. Klar und übersichtlich ist hier der einschlägige Stoff einmal systematisch dargestellt: Entstehung und Heilung der Krankheiten in der Volksmedizin des Königreichs Sachsen, in Sachsen-Altenburg und Reuß. Dämonen oder dämonische Menschen als Ursachen der Krankheit werden besprochen (ob diese Scheidung stichhaltig ist, scheint mir zweifelhaft: kann nicht der Alb auch als dämonischer Mensch, die Hexe als Dämon aufgefaßt werden?), dann die Heilung der Krankheit durch gesprochene oder geschriebene Worte oder durch heilende Handlungen und Dinge. Das ist die klare Disposition, nach der ein reicher Stoff geordnet ist; ein nützliches Literaturverzeichnis ist der dankenswerten Schrift beigegeben. Ss.

Friedli, Emanuel. Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. IV. Band: Ins (Seeland 1. Teil). Mit 171 Illustrationen usw. Bern, A. Franke, 1914 Fr. 12.—

Diesen ersten Teil des vierten Bandes von dem eigenartigen großen Werke, das wir im letzten Hefte anzeigten, haben Verfasser und Verleger der Philosophischen Fakultät in Bern als Dank für die ihnen verliehene Ehrendoktorwürde gewidmet. Wir werden in einen besonderen Teil des Kantons Bern,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Seeland geführt. Unter steter Verwertung der Mundart, die in diesem Werke zu ihrer ganzen kulturgeschichtlichen Bedeutung kommt, wird zunächst über die verschiedenen Gebiete des Seelandes gehandelt, dann über Versumpfung und Entsumpfung und Wasserkorrektion, über Moor- und Moorkultur, Rübenbau, Wald und Wiese mit Wild und Jagd, über Ackerbau, Hühnerzucht und Milchwirtschaft; es folgt ein Abschnitt über Familienleben und Geselligkeit; dann ein geschichtlicher Teil über Manöver und Krieg, wobei die Teilnahme der Seeländer am Sonderbundskrieg im Jahre 1847 beleuchtet wird. Einen interessanten Abschnitt bildet die Behandlung von Gericht und Chorgericht, bei dem manch wertvolle Kunde für die Rechtsaltertümer sich ergibt. Wir müssen wirklich bewundern, welch eine große Mannigfaltigkeit in der Darstellung der Verfasser in diesem neuen Bande wiederum gezeigt hat; während man besorgt Gleichförmigkeit und mancherlei Wiederholung voraussah, ist stets lebendige Abwechslung erreicht worden. Den zweiten Halbband dieses Teils freuen wir uns in drei Jahren erwarten zu dürfen. Siebs.

Küchler, M. Phil. Carl, Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten. Mit 100 Illustrationen und 1 Karte. München, Georg Müller, 1913. XVII, 303 S. 7 M.

Der Verfasser, dessen prächtige Reiseschilderungen von Süden und Norden, aus der Wüste und aus dem Gebiete der Mitternachtssonne wir kennen, gibt uns hier ein Bild von Land und Leuten der weltvergessenen Faeröer. Die geographischen Verhältnisse werden dargestellt; dann wird ein kurzer geschichtlicher Überblick über die Faeringer gegeben und werden Charakter, Lebensweise und Erwerbsquellen des Volkes geschildert. Das alles macht nur die Einleitung des Werkes aus. Sein hauptsächlicher Wert aber besteht in der lebensvollen Erzählung der Fahrten durch Stadt und Land dieser eigenartigen Eilande. Treffliche Bildertafeln und eine Übersichtskarte tragen zur Anschaulichkeit der dankenswerten Schilderungen bei.

Vogt, Martha, Die Hexe. Schauspiel in vier Aufzügen. Stuttgart, Cotta, 1913. M. 2,50.

Dies Volksschauspiel aus einem schlesischen Dorfe ist ein recht geschickt gearbeitetes Stück, das auf der Bühne wohl wirken mag: eine Geschichte, wie der reiche Großbauer schließlich der Rache der braven armen Person zum Opfer fällt, deren Lebensglück er auf dem Gewissen hat, und die zur Dorfhexe geworden ist. Den vielen unerfreulichen Gestalten der Dorfleute ist als versöhnender Ausgleich des Großbauern Enkel gegenübergestellt: mit ihm und seiner Geliebten tritt ein besseres überlebendes Geschlecht an Stelle des alten. Und doch fällt noch zu wenig Licht herein. Häufen sich im Leben so viele, fast nur unerfreuliche Menschen und Taten in Wirklichkeit einmal zusammen, so ist damit noch nicht gesagt, daß eine dichterischere Wirkung sich nicht mehr der Gegensätze bedienen sollte.

In der schlesischen Sprache des Stückes ist wenig Charakteristisches. Es ist auch gar keine eigentliche Dorfmundart, die hier gesprochen wird, sondern mehr die Ausdrucksweise niederer Stadtleute. Das Schimpfwort „Mohgoten", das öfters vorkommt, wird wohl in harmloserem Sinne (für „Einfaltspinsel") gebraucht, als es im Stücke der Fall zu sein scheint. —e—

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen.

Konrad Gusinde †.

Ein Nachruf.

Als vor 20 Jahren das erste Heft dieser Zeitschrift erschien, brachte es in der Mitgliederliste der vor kurzem gegründeten Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde und ebenso in dem ersten Verzeichnis von schriftlichen Beiträgen zu deren Sammlungen den Namen Konrad Gusinde. Er war damals ein junger Student, der das Studium des Deutschen mit dem des klassischen Altertums verband. Aber mehr und mehr wandte sich sein wissenschaftliches Interesse und Streben der Geschichte der heimischen Sprache und Dichtung zu. Empfänglich für die Anregung, auch im Studium unserer Vergangenheit Fühlung mit der lebendigen Gegenwart zu suchen, von Jugend auf vertraut mit der heimischen Mundart, beteiligte er sich von vornherein eifrig an den Arbeiten der Gesellschaft. Mit Unterbrechung durch drei Bonner Semester, die ihm außer dem wissenschaftlichen Gewinn aus Wilmanns' Vorlesungen auch dauernde persönliche Beziehungen zu dem verehrten Lehrer eintrugen, hat er seine Studien bis zu ihrem Abschluß in Breslau betrieben, und auch später, im Schulamt, ist er seiner Heimatstadt treu geblieben, trotz verlockender Versuche ihn nach auswärts zu ziehen.

In die wissenschaftliche Welt hat sich Gusinde mit seiner zu einem stattlichen Buche gediehenen Breslauer Doktorarbeit „Neidhart mit dem Veilchen" (Germanist. Abhandlungen Heft 17. Breslau 1899) vortrefflich eingeführt, indem er von dem sicheren Ausgangspunkt eines enger begrenzten Untersuchungsobjektes zu weitreichenden Problemen vordrang. An dem ältesten weltlichen Schauspiel, das wir in deutscher Sprache besitzen, dem genannten kleinen Schwank und dessen späteren dramatischen Ausgestaltungen, ließ sich die Entwickelung dieser Gattung von der primitivsten Form bis zur breitesten und gestaltenreichsten Ausbildung verfolgen, und damit verkettete sich gerade hier das Problem, wie sich das mittelalterliche Drama einerseits zur epischen Dichtung, anderseits zu volkstümlichen Gebräuchen verhielt. Nach allen diesen Richtungen hat der Verfasser die Untersuchung mit sicherer philologischer Methode eindringlich und ergiebig geführt. mit besonderer Vorliebe aber hat er den volkskundlichen Teil, das Verhältnis dieses Stückes und seiner Gattung zu Tanz und Frühlingsbräuchen behandelt. Und so hat er dieser seiner Arbeit durch ihren reichen Inhalt wie durch ihre Methode nicht nur für die literaturgeschichtliche, sondern auch

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die volkskundliche Forschung bleibenden Wert gesichert. Wie er seinen volkskundlichen Studien die nötige Breite der Grundlage zu geben wußte, zeigt z. B. auch sein Aufsatz über die Totenbretter (Mitteilungen, Heft 7), aber vor allem zog es ihn doch zu den Überlieferungen seiner schlesischen Heimat. Ein warmes Heimatsgefühl und Geschick im Verkehr mit dem Volke erschlossen ihm als Sammler und Forscher manche ergiebige Quelle, die er für die sprachlichen wie für die kulturgeschichtlichen Aufgaben der schlesischen Volkskunde auszunutzen verstand. Eine reife Frucht solcher jahrelangen, hingebenden Arbeit ist sein Werk über Schönwald, die „vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien", das dem Titel der Sammlung, in der es 1911 und 12 erschienen ist, „Wort und Brauch", nach beiden Seiten vollauf gerecht wird. Auch eine geplante Sammlung alter schlesischer Glossare sollte mit den Wörtern und ihrer sprachgeschichtlichen Wertung zugleich die Sachen und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung behandeln. Die Bearbeitung des Glossars des Konrad von Heinrichau in der Festschrift unserer Gesellschaft für das Breslauer Universitätsjubiläum bildete den Anfang zur Ausführung dieses Unternehmens.

Nur ein Teil seiner Lebensarbeit diente der Wissenschaft, ein anderer der Schule. Aber was er auch tat, hinter allem stand der ganze Mann: eine treue, aufrechte Natur, ein Feind jeder Phrase, warmherzig, nicht verschont von den Schmerzen des Konfliktes zwischen Ideal und Leben, aber abhold jeder Sentimtalität und Realist genug, um sie mit Humor zu überwinden. So ist er auch seinen beiden germanistischen Lehrern aus dem Schüler ein treuer Freund geworden. Was ihm Wilmanns wissenschaftlich und persönlich gewesen ist, bezeugt der pietätvolle Nachruf, den er dem von einem grausamen Schicksal Dahingerafften im Jahr 1911 in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift gewidmet hat. Mir ist Gusinde bei dem Streben, die Erforschung unsrer Vergangenheit in deren Erleben umzusetzen, als ein verständnisvoller junger Helfer, zuerst persönlich näher getreten. Dem Wiederbeleben der Hans Sachsischen Dichtung und der alten Schlesischen Weihnachtsspiele hat er bei unsern öffentlichen Breslauer Aufführungen gute Dienste geleistet, und ähnliche Bestrebungen des germanistischen Vereins hat er eifrig gefördert. Die Aufnahme der Melodien der Batzdorfer Weihnachtsspiele aus dem Munde der Spieler war sein Werk bei unserm volkskundlichen Winterausfluge in das böhmische Gebirgsdorf. Das war uns beiden ein Wiederaufleben schöner Breslauer Erinnerungen, als er hier auf der vorjährigen Philologenversammlung einem auserwählten Kreise von Germanisten und Volkskundforschern die schlesischen Weihnachtsspiele in seiner alten Breslauer Rolle vorführen half. Auch ein Plan für die Zukunft wurde damals entworfen; er übernahm, es eine auf wissenschaftlichem Unterbau ruhende Deutsche Grammatik für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten zu schreiben, bei der besonders die lebende Sprache, auch die mundartliche, zur Geltung kommen sollte. Seine Dialektstudien und seine pädagogische Erfahrung sollten diesem Werke gleichmäßig zugute kommen. Es zu vollenden war ihm nicht beschieden.

Was er in der Wissenschaft, im Schulamt, im Vereinsleben geleistet hat und die bescheidene, nur der Sache hingegebene Art, wie er es leitete, es floß alles schließlich aus einer Quelle, einer tiefen und echten Liebe zu seinem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volk. In welchem Grade er seine Lehrtätigkeit als einen Dienst am Deutschtum auffaßte, das hat er seinerzeit gezeigt, als er, um der deutschen Sache auch im Auslande zu nützen, sich entschloß für ein Jahr (1907/8) an einer deutschen Schule in Spanien zu wirken. So hat er denn auch als Soldat, als tüchtiger und energischer Reserveoffizier, gern dem Vaterlande gedient. Und als die große Stunde schlug, ist er in Begeisterung hinausgezogen in den gewaltigen Kampf um unsres Volkes Sein oder Nichtsein. Am 24. September hat ihn bei Binarville in Frankreich die tötliche Kugel an der Spitze seiner Kompagnie getroffen. Es war ihm vergönnt für das zu sterben, was der Inhalt seines Lebens gewesen ist.

Die Schlesische Gesellschaft wird sein Andenken in Ehren halten. Er war ihrer Besten und Treuesten einer.

Marburg am 2. Advent 1914. F. Vogt.

Alle diejenigen, denen es gegeben ist, in jetziger Zeit für die Aufzeichnung von **Soldaten-** und Kriegsliedern zu wirken, bitten wir, der Bestrebungen unserer Gesellschaft zu gedenken. Wort und Weise in allen ihren Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Manche unserer Krieger werden in den Lazaretten und auch sonst Muße, Gelegenheit und Lust zu solchen Aufzeichnungen finden. Auch bemerkenswerte Erlebnisse und Erfahrungen in Freundes- und Feindesland bergen manche volkskundlich wertvollen Dinge; und für Sammlung und Mitteilung solcher Erinnerungen, mögen sie Sitte und Brauch, Volkslied oder Mundart betreffen, wissen wir Dank.

Univ.-Professor Dr. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstraße 53.

Am Freitag den 20. November hielt die Gesellschaft ihre erste Sitzung ab: Universitätsprofessor Dr. W. Kroll hielt einen Vortrag über „Namenaberglaube bei Griechen und Römern". Daran schloß sich eine lebhafte Aussprache, an der Direktor Feit, Professor Olbrich, die Universitätsprofessoren Hoennicke, Schrader, Meißner, Siebs u. a. sich beteiligten. Der Vortrag ist in erweiterter Form in diesem Hefte enthalten.

Wegen des Krieges hat die für den September 1914 zu Lindau geplante Abgeordnetenversammlung des Verbandes nicht stattgefunden.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten: Gymnasialdirektor Dr. Sattig, Professor Bötticher, Oberlehrer Dr. K. Fedde, Oberlehrer Dr. Gollnisch, Professor Wende, sämtlich in **Wohlau,** Bez. Breslau.

Die nächste Sitzung der Gesellschaft findet am Freitag den 8. Januar 1915 im Kgl. Akadem. Institut für Kirchenmusik, Universität (Eingang am Fechterbrunnen) statt: der Privatdozent der Geschichte Dr. Prinz wird über die Geschichte des Maibaumes (mit besonderer Berücksichtigung der Antike) sprechen.

Schluß der Schriftleitung: 22. Dezember 1914.

A. Favorke, Breslau II

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

GR1
.S26
v.15-16

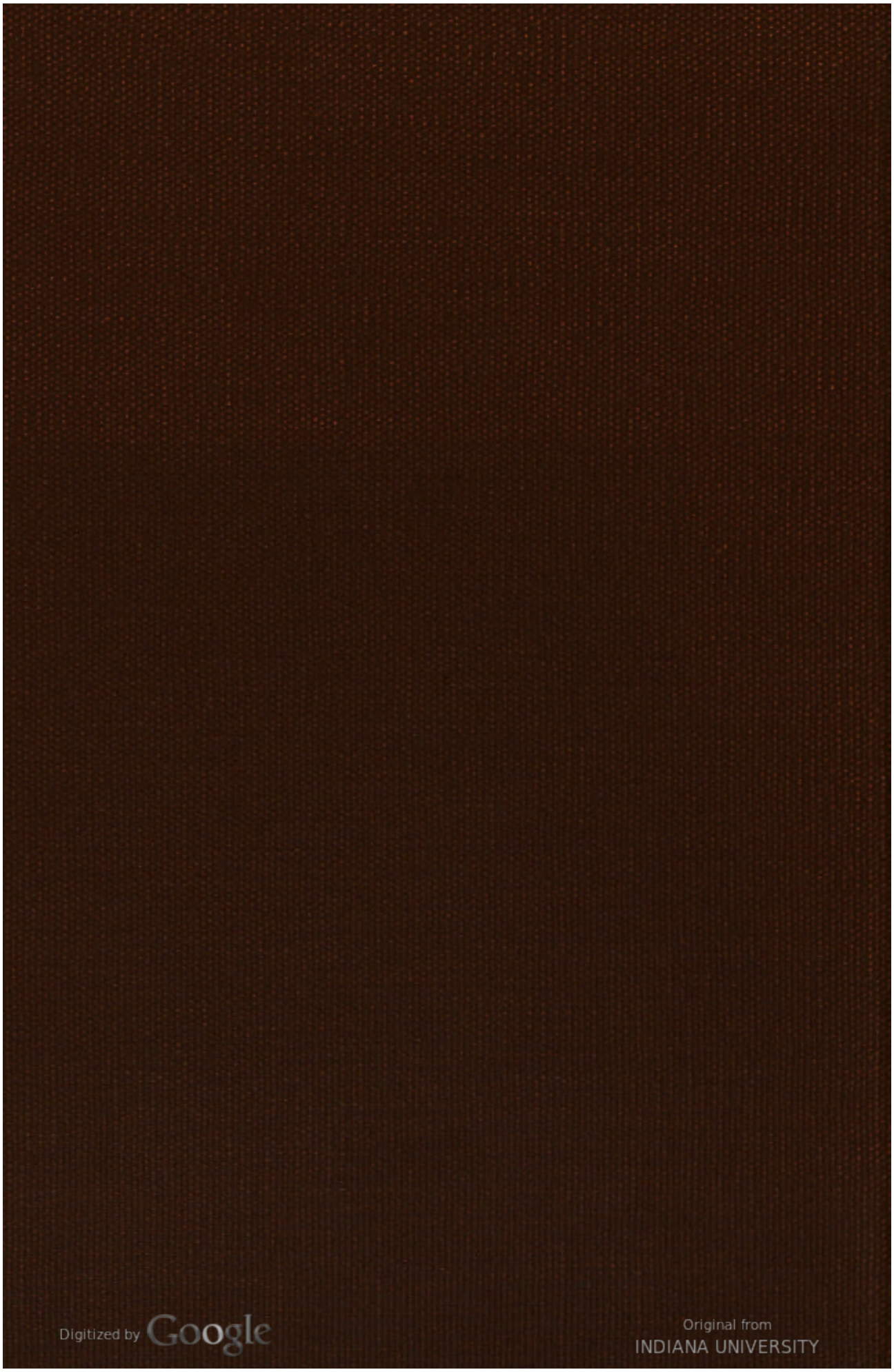
PERIODICAL

3 0000 108 630 801

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY


Digitized by Google
Original from
INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630801
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google